

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Neunzehnter Band.

(Mit den Porträts von Adolph Ayrton, Hermann Helmholtz und Hermann Hettner.)



Breslau 1881.

Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 19. Bandes.

October — November — December.

1881.

Adolph E'Arronge in Berlin.	Seite
Das Theater und die Gewerbefreiheit	128
Mit dem Porträt von Adolph E. Arronge. Radirung von W. Rohr in Königsberg i. Pr.	
Felix Auerbach in Breslau.	
Hermann Helmholtz und die wissenschaftlichen Grundlagen der Musil.	217
Mit dem Porträt von Hermann Helmholtz. Radirung von W. Rohr in Königsberg i. Pr.	
Aus Heinrich von Kleists Lebens- und Liebesgeschichte.	
Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgegeben von Karl Biedermann in Leipzig.	84
Hugo Blümner in Zürich.	
Ueber Travestie und Parodie in der klassischen Literatur	379
Adolf Boetticher in Berlin.	
Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft	356
Felix Dahn in Königsberg i. Pr.	
Der Streit um die Krone. Ballade	268
H. Ehrlich in Berlin.	
Mailänder Erinnerungen aus dem Sommer 1881	272
Theodor Fontane in Berlin.	
Groeben und Siethen. Ein märkisches Kapitel	64. 245
Der Scharnhorst-Begräbnisplatz auf dem Berliner Invalidenkirchhof..	263
J. Henle in Göttingen.	
Ueber das Erröthen	47

Hermann Hettner in Dresden.	Seite
Die Franciscaner in der Kunstgeschichte.....	398
Mit dem Porträt Hermann Hettners. Habitung von W. Krauskopf in München.	
Wilhelm Jensen in Freiburg i/Br.	
Am Aschenkrug. Gedicht.....	115
Paul Lindau in Berlin.	
Herr und Frau Bemer. Novelle.....	1. 159
— — Literarische Besprechungen.	
Zur naturalistischen Literatur.....	135
„Angela“, Roman von Friedrich Spielhagen.....	282
Die Karolinger. Trauerspiel in vier Acten von Ernst v. Wildenbruch..	404
Isidor Soyka in München.	
Die Luft als Trägerin von Krankheitskeimen	368
Carl Thomas †.	
Magdalena. Novelle.....	309
Johannes Trojan in Berlin.	
Die Dorfstätte	60
Bibliographie.....	143. 296. 416





Band 19. — Heft 55.

— □ —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

October 1881.

Breslau,
S. Schottlaender.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

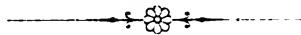
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIX. Band. — October 1881. — 55. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Adolph E'Arronge.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

October 1881.

Inhalt.

Paul Lindau in Berlin.	Seite
Herr und Frau Bower. Novelle	1
J. Henle in Göttingen.	
Ueber das Erröthen	47
Johannes Trojan in Berlin.	
Die Dorfstätte.....	60
Theodor Fontane in Berlin.	
Groeben und Siethen. Ein märkisches Kapitel.....	64
Karl Biedermann in Leipzig.	
Aus Heinrich von Kleists Lebens- und Liebesgeschichte. Ungedruckte Briefe des Dichters	84
Wilhelm Jensen in Freiburg im Breisgau.	
Am Aschenkrug. Gedicht.....	115
Adolph L'Arronge in Berlin.	
Das Theater und die Gewerbefreiheit.....	128
Literarische Besprechungen.	
Zur naturalistischen Literatur von P. F.....	135
Bibliographie.	143

Hierzu ein Porträt von Adolph L'Arronge, Radirung von W. Rohr
in Königsberg i. Pr.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W., von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —



Herr und Frau Beyer.

Novelle

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Es er in das hintere Zimmer der Dressel'schen Restauration eintrat, stockte plötzlich die Unterhaltung, die bisher, wie es schien, ziemlich eifrig von den Gästen am runden Stammtisch geführt worden war, und alle warfen auf die ungewöhnliche Erscheinung des Fremden einen prüfenden Blick. Das kleine Zimmer, das von den anderen viel eleganter eingerichteten Räumlichkeiten abgesondert lag, wurde von den gewöhnlichen Gästen, die kommen, verzehren und gehen, fast nie besucht. Es war der Vereinigungspunkt der zu bestimmten Stunden sich alltäglich einfindenden Bekannten, die die ausschließliche Benutzung desselben als ein Gewohnheitsrecht in Anspruch nahmen. Auch äußerlich zeigte es diese besondere Bestimmung. Es hatte nicht den luxuriösen Anstrich der nach der Straße zu gelegenen Gastzimmer. Es sah gemüthlich aus. An den Wänden hingen sogar einige Photographien von mehr oder minder bekannten Künstlern und Künstlerinnen mit darunter geschriebenen Dedicationen an den Wirth, und auf der Etagere stand eine sehr primitive Bibliothek, die sich offenbar aus dem Bedürfniß der Gäste: contrahirte Wetten schnell zur Entscheidung zu bringen, herausgebildet hatte. Es waren nur einige Bände: Wolffs poetischer Hausschatz, Meyers Handlexikon des Allgemeinen Wissens, Statistil der Stadt Berlin, Büchmanns Geflügelte Worte, die Rang- und Quartierliste, die drei Gotha'schen Kalender und ein Theater-Almanach. Der Kellner begrüßte einen jeden der Gäste mit Namen oder Titel und brachte, da er die Gewohnheiten eines jeden kannte, das Verlangte ohne besondere Bestellung; er selbst wurde von den Besuchern des Hinterzimmers immer nur mit seinem Vornamen und sogar in koser Diminutivform als „Edi“ gerufen. Der Unkundige,

der sich in diese Stube verirrt, empfand daher auf der Stelle eine gewisse Befangenheit, als ob er sich in eine Gesellschaft drängen wolle, in die er nicht gehöre, und diese unbehagliche Stimmung wurde durch die Haltung der Gruppe am runden Tisch gewöhnlich nur noch befestigt. Er zog es somit in den meisten Fällen vor, nach flüchtigem Gruße und ohne sich zu setzen, das Zimmer wieder zu verlassen.

Der starke, große Mann, der das allgemeine Gespräch soeben unterbrochen hatte, schien indessen von dem Unbehagen nichts zu empfinden. Er sah die Herren, die ihm ihre Aufmerksamkeit schenkten, mit Gelassenheit an, hing seinen leichten kleinen Sommerhut an den Hals, stellte seinen wuchtigen Naturstoch mit schwerer Eisenzwinge neben sich, und bestellte, während er sich ruhig an einen kleinen Tisch nahe der Thür setzte, eine Flasche Selterwasser und ein Glas Cognac. Ebi klappte die Weinkarte, die er dem Gaste hatte reichen wollen, mit dem Ausdrucke einer gewissen sarkastischen Enttäuschung zusammen und entfernte sich, um das Verlangte zu holen.

Nicht nur in dieser kleinen, beinahe geschlossenen Gesellschaft mußte das Aeußere des Fremden Aufsehen machen. Es war ein auffällig großer und schöner Mann. Es mochte ihm wenig an sechs Fuß fehlen. Eine wahre Göttinggestalt, breitschulterig, mit gewölbter Brust und kräftigen Gliedmaßen, mit großen, aber nicht grob geformten Händen und Füßen. Der Typus des Urgermanen mit hellblondem Haupthaar, das er ziemlich kurz geschoren trug, und mit sehr langem und noch hellerem Vollbart, der bis auf die Brust reichte. Die Stirn nicht übermäßig hoch und nicht sehr bedeutend, die Augen groß und blau, mit gutmüthigem Ausdruck. Das Eigenthümliche an diesem Gesichte, das wie ein Modell zu einem Kaulbach'schen stilisirten Kopfe aussah, war der Gegensatz zwischen der sonnengebräunten Hautfarbe und dem strohlichten Haupt- und Barthaar. Die Dreißiger hatte er wohl überschritten, aber die Vierziger gewiß noch nicht erreicht.

Einige Augenblicke vergingen, bis das Gespräch am Stammtisch, das durch das Eintreten unterbrochen worden war, langsam wieder in Fluß kam. Es nahm nun einen andern Lauf und wurde mit gedämpfter Stimme geführt. Es ereignete sich der seltne Fall, daß der Eindringling nicht von der seßhaften Mehrheit des besetzten Grundbesitzes am Stammtisch terrorisirt wurde, sondern daß dieser vielmehr den fünf oder sechs Herren stillschweigend imponirte und sie unbewußt nöthigte, Rücksicht auf ihn zu nehmen. Der fremde Herr beschäftigte die Gesellschaft ausschließlich. Man erging sich in den scharfsinnigsten Combinationen über ihn, woher er käme der Fahrt, wie sein Name und seine Art? Das Citat aus „Zohengrin“ lag nahe; der eine der Gäste meinte in der That, der Unbekannte müsse ein Wagner'scher Heldentenor sein und werde jedenfalls als Schwanenritter auf der Hofbühne gastiren. Ein anderer hielt ihn für einen märkischen Granden oder Kürassieroffizier in Civil, ein dritter, der liebloser urtheilte, hielt ihn für einen Menageriebesitzer und Löwenbändiger.

Der blonde Niese, dem es nicht entgehen konnte, daß man sich gelegentlich mit ihm beschäftigte, schien an diese Auszeichnung schon gewöhnt zu sein. Er bekümmerte sich nicht weiter darum, nahm aus der Seitentasche seines leichten Sommerrocks eine fast schwarze Cigarre von größtem Format, zündete sie behaglich an und trank in einem langen Zuge das Glas Selterwasser mit Cognac bis auf die Reige aus. Er wuschte sich den Mund, strich die Enden seines Schnurrbartes in die Höhe und nahm die Zeitung, die gerade vor ihm lag, zur Hand. Es war zufällig ein Annoncenblatt, das nichts weiter enthielt als die Anzeigen der Vergütungen und sonstige Inserate. Aber das schien ihm zu genügen. Er vertiefte sich in die Lectüre und las gewissenhaft die ersten beiden Seiten durch. Dann machte er eine Pause, legte die Cigarre, die er bisher nicht einen Augenblick aus dem Munde gethan hatte, auf den Tisch, sah nach der Uhr, schlug das rechte Bein über, klopfte an das Glas und bestellte sich noch eine Flasche Selterwasser mit Cognac. Darauf nahm er die Zeitung wieder zur Hand und begann sich mit dem Inhalte der dritten Seite vertraut zu machen. Er hatte sich einige Minuten dieser beschaulichen Beschäftigung hingegeben, als ein Herr in das Zimmer trat, dem man den Schauspieler auf zehn Schritte ansehen konnte: die stete Uebung und Uebertreibung der Mimik hatte das bartlose Gesicht mit tiefen Falten, namentlich an den Augen- und Mundwinkeln durchfurcht. Das Profil war scharf geschnitten, das Auge ungemein lebhaft, die schöne Stirn von dichtem, halbergrautem, lockigem Haar eingefast. Es war Leo Schneider, der sich seit einiger Zeit aus dem Fache der Nonvivants in das der komischen Väter hinüberspielte. Er fühlte sich hier heimisch, begrüßte die Gesellschaft am runden Tisch mit einer flüchtigen aber sehr lebhaften Handbewegung und trat sofort auf den Unbekannten zu.

„Wartest Du schon lange auf mich?“ fragte er, indem er ihm die Hand reichte; und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Es ist eine Teufelsgeschichte! Berlin ist wie ausgestorben. Ueberall bin ich vor verschlossene Thüren gekommen! Daß Du auch gerade im August hier ein treffen mußt! Nun wird Dir nichts übrig bleiben als für heute Abend mit meiner Gesellschaft fürlieb zu nehmen. Wie gesagt: ich habe keine Kasse zu Hause gefunden.“

„Hat gar nichts auf sich,“ antwortete der Niese. „Es eilt ja nichts. Nimm Platz.“

„Wollen wir uns nicht zu den Uebrigen setzen? Es sind Bekannte von mir, — nette Menschen.“

„Wie Du willst.“

Die Beiden traten an den Stammtisch. Leo Schneider stellte seinen Freund als Herrn Klaus Bewer aus Sumatra vor.

„Aus Lübeck,“ verbesserte Klaus. „Aus Lübeck!“ wiederholte er. „Es fällt mir nicht ein, das verwünschte Sumatra als meine Heimat zu betrachten, und ich habe nicht die geringste Lust, dahin zurückzugehen.“

Schneider erzählte mit erstaunlicher Zungenfertigkeit, wie er heut Nachmittag durch den Besuch seines alten Freundes Klaus Beyer überrascht worden sei. Er habe geglaubt, daß dieser längst von den wilden Thieren zerrissen oder von den wilden Menschen gefressen, oder vom Klima gemordet worden sei. Und da sei dieser alte Klaus plötzlich lebhaftig vor ihn hingetreten — gerade wie er ihn vor zehn Jahren verlassen, nur noch breitschultriger und sonnengebräunter; der Bart sei wohl auch um einige Finger breit länger geworden; aber sonst ganz der Alte! Und nach zehn Minuten habe er ihn gefragt, wo man hier hübsche Weiber zu sehen bekäme — und da sei er, der treue Freund, der die übermüthigen Stunden, die er vor zehn Jahren mit Klaus in Lübeck verbracht, nie vergessen habe, durch die ganze Stadt kuschirt, um eine lustige Partie für den Abend zu verabreden. Aber es sei rein zum Auswachsen, alle Vögel seien ausgeflogen, die kleine A. von der Friedrich-Wilhelmstadt, die große J. von Kroll und die lange J. von Wallner — Alles fort, die Eine in's Bad, die Andere nach Potsdam, die Dritte in den Grunewald. Klaus werde einen angenehmen Eindruck von Berlin gewinnen!

So erzählte Leo weiter, immer in demselben schnellen Tempo und mit derselben Lebhaftigkeit des Ausdrucks. Die übrigen Herren hörten aufmerksam zu und ermutigten durch lautes Lachen den Erzähler zu weiteren Mittheilungen. Sie lachten bei jeder Kleinigkeit, Ebi brachte Sect, man stieß gegenseitig an und man geberdete sich, als ob Gott weiß welches freudige Ereigniß sich zugetragen habe. Mit einem Worte, die kleine Gesellschaft war in rosigter Stimmung. Klaus amüsirte sich auch. Er hatte die dritte Cigarre angesteckt und die vierte Flasche Champagner bestellt. Er lächelte vergnügt und gab bereitwillig eine jede Auskunft, die man von ihm wünschte, während Schneider sogar unaufgefordert, immer mit schärfster Aussprache und gewöhnlich mit schallendem Lachen die Angaben seines Freundes ergänzte und dessen Andeutungen weiter ausführte. Und so geschah es, daß der blonde Riese, der um sieben Uhr bei seinem Eintritte in das Hinterzimmer den Herren am Stammtische so viel Kopfzerbrechens verursacht hatte, vor denselben Herren um neun Uhr kaum noch ein Geheimniß hatte. Sie kannten die ganze Geschichte seines Lebens.

Klaus Beyer war der dritte Sohn des ehrfamen Senators, Großkaufmanns und Rhebers Jakob Beyer zu Lübeck. Er hatte noch fünf lebende Brüder — wahre Reden bis auf Einen, den Jüngsten, Gottlieb, der der Knirps genannt wurde — und eine Schwester, Elise, die im Holstein'schen an einen Pfarrer verheirathet war. Die beiden ältesten Brüder, die gleichfalls schon seit einer Reihe von Jahren vermählt waren, hatten das väterliche Geschäft übernommen. Der Vierte war jetzt in San Francisco etablirt, der Knirps hatte die Rechte studirt und sich vor Kurzem in Greifswald als Docent niedergelassen. Mit seinen beiden älteren Brüdern, die ruhige, tüchtige Arbeiter waren, hatte sich Klaus nie recht vertragen können, und für den Knirps, der sich schon als Kind von den Uebrigen zurückgezogen und sein Leben von vornherein auf das Studium angelegt hatte, empfand er nur

Mitleid und Geringschätzung; die Schwester war ihm durch die frühzeitige Entfernung von der Heimat entfremdet. So bestand ein rechtes brüderliches Verhältniß eigentlich nur zwischen ihm und dem um zwei Jahre jüngeren Wilhelm, dem gutmüthigsten aber auch leichtsinnigsten der Beyer'schen Söhne. Dieser hatte als ganz junger Mensch sogar einige böse Streiche vollführt, und der alte Beyer, der in solchen Dingen keinen Spaß verstand, und der es sich zu seiner Lebensaufgabe gestellt hatte, seinen Kindern eine ausgezeichnete Schulbildung zu geben und sie in den Grundsätzen der strengsten Sittlichkeit zu erziehen, hatte nicht viel Federlesens gemacht. Nachdem er alle Schulden bezahlt, hatte er dem Jungen hundert Thaler in barer Münze und eine Anweisung auf 600 Dollars, die in monatlichen Raten zu je 50 Dollars in New-York bei Samuel B. Stern und Söhne zu erheben waren, gegeben und ihn mit den Worten auf's Schiff gebracht: „Nun Sorge selbst für Dein Fortkommen! Von mir bekommst Du, so lange ich lebe, keinen Schilling mehr! Und wenn Du Dich nicht besserst, so werde ich dafür sorgen, daß Dir auch mein Testament keine Freude bereiten soll!“ Wilhelm war die harte Schule in der neuen Welt gut bekommen. Er hatte zunächst lange Zeit nichts von sich hören lassen; dann aber meldeten die ersten Nachrichten von ihm, daß er eine glänzende Stelle gefunden habe und im Westen an die Spitze einer Filiale seines New-Yorker Hauses treten werde.

Der Einzige der Brüder, der Wilhelms Scheiden schmerzlich empfunden hatte, war Klaus. Er hatte mit dem jüngeren Bruder viele Gemeinsamkeiten des Charakters, er hatte dieselbe Weichherzigkeit, dieselbe Unbedachtsamkeit. Die Arbeiten im Comptoir wurden ihm unerträglich langweilig, seitdem der Platz ihm gegenüber, den früher Wilhelm innegehabt hatte, von einem gewissenhaften und strebsamen Commis besetzt war. Er athmete auf, wenn die Feierstunde schlug. Er eilte dann auf sein Zimmer, machte elegante Toilette und begab sich darauf mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit in's Theater. Dort konnte man ihn allabendlich in derselben Prosceniumsloge rechts und in derselben Gesellschaft junger gut situirter Leute sehen. Was gegeben wurde, war ihm ziemlich gleichgültig. Es war ihm eben zur Gewohnheit geworden, den Abend im Theater zu verbringen. Als regelmäßiger Besucher erfreute er sich des besondern Wohlwollens des Herrn Directors; und als wohlhabender junger Mann, der etwas drausgehen ließ, den Künstlern Cigarren und Wein, den Künstlerinnen Blumen und unter Umständen auch weniger vergängliche Andenken spendirte, genoß er die Sympathien des löblichen Personals. Während der Zwischenacte durfte er auf die Bühne gehen, und nach dem Theater speiste er regelmäßig in der sogenannten Künstlerbude mit den Herren und Damen von der göttlichen Kunst zu Nacht. Er fühlte sich wohl in dieser lärmenden lustigen Gesellschaft und empfand die Langweiligkeit des Comptoirs am andern Morgen um so drückender. Aus jener Zeit datirte auch seine Bekanntschaft mit Leo Schneider.

Als die Saison zu Ende war und die laute Künstlerleschaar auseinanderflatterte, um sich nach allen Richtungen der Windrose zu zerstreuen, fühlte

Klaus eine erschreckliche Seere. Er mußte nicht, was er mit sich und seiner Zeit anfangen sollte. Er war im höchsten Grade unzufrieden mit sich. Seinem wortkargen und strengen Vater, der mit tiefem Mißvergnügen das zwecklose Dasein des Sohnes beobachtet hatte, war er ferner und ferner gerückt, mit den älteren Brüdern verkehrte er fast gar nicht, Wilhelm war fort; und der Knirps schloß sich in sein Zimmer ein und arbeitete. Da kam ihm eines Tags wie eine Erlösung der Gedanke, die heimatliche Scholle zu verlassen und das Glück, das er daheim nicht hatte finden können, in der weiten Welt zu suchen — möglichst weit. Er hatte eine lange, tiefernte Unterredung mit seinem Vater — seit Jahren die erste. Er hatte die Stärke vieler schwacher Menschen, seine Schuld mit aller Ehrlichkeit einzugestehen. Er ersparte sich keinen Vorwurf. Zum Schluß sagte er: „Es ist vielleicht undankbar, Vater, aber ich darf es Dir nicht verhehlen: mich freut's hier nicht mehr! Ich habe kein Interesse am Geschäft und das, was ich unbedingt thun muß, thue ich mit Unlust. Ich werde täglich schlaffer und träger. Es ist mir vielleicht hier zu gut ergangen. Dieses Dasein am Schreibtisch — es taugt nicht für mich. Ich sehne mich nach freier Luft, nach körperlichen Anstrengungen. Ich muß hinaus. Hier schlafe ich ein und verkomme. Wären die Zeiten kriegerisch, so würde ich wieder in die Armee eintreten. Jetzt aber, da der Friede mit Oesterreich geschlossen ist und der Norddeutsche Bund seit zwei Jahren seine Dauer bewahrt hat, ist wenig Aussicht auf einen neuen Krieg, und vor dem Garnisonleben graut mir. Ich bin jetzt 25 Jahre alt. Laß mich über's Meer gehen, — auf fünf Jahr, auf längere Zeit, wenn es nöthig ist, — ich will arbeiten und versuchen, einen Mann aus mir zu machen. Hier bin ich Euch Allen, bin ich mir selber zur Last.“

Der alte Jakob Bewer gab seinem Sohne Recht. Er stattete ihn mit allem zu einer großen Reise Erforderlichen reichlich aus, und vier Wochen nach dieser Unterredung drückte er dem Sohne zum Abschiede stumm die Hand. Die Thränen traten dem Alten in die wasserhellen Augen, als der Zug den Bahnhof verließ, und er sprach den ganzen Tag kein Wort mehr.

Klaus begab sich auf directem Wege über Marseille nach Singapore. Dort blieb er indessen nur kurze Zeit. Er hatte die Bekanntschaft eines Holländers gemacht, der auf Sumatra große Besitzungen hatte, und die Erzählung von dem beschwerlichen Leben daselbst hatte den thatenlustigen Klaus gereizt. Im Februar des Jahres 1869 stieg Klaus Bewer in Sumatra an's Land. Ein hartes mühevoll's Dasein sollte sich ihm erschließen. Aber gerade das war es, was er suchte. Er empfand eine Art wollüstiger Freude, sich körperlich bis zur Erschlaffung abzuarbeiten und alsdann seinen ruheleczenden Gliedern die Ruhe zu versagen. Er verrichtete die Arbeit des geringsten seiner Knechte, und er schaffte für Drei. Er trogte den heißen Widerwärtigkeiten des Klimas. Bei den Europäern galt er als Sonderling, bei den Eingebornen als ein höheres Wesen, dem sie nur mit scheuer Demuth zu nahen wagten. Er hatte sich eine gründliche Kenntniß der eigenthümlichen Verhältnisse des Landes zu eigen gemacht und war

in verhältnißmäßig kurzer Zeit als umsichtiger und tüchtiger Kaufmann zu hohem Ansehen gelangt. Sein Haus blühte und gebieh, und als das fünfte Jahr zu Ende ging, war er im Besiz eines respectabeln Vermögens. Schon traf er Anstalten, seine Geschäfte abzuwickeln und die Heimreise anzutreten, als ihm ein nüchterner und in den gewöhnlichen kaufmännischen Formen gehaltener Brief seines ältesten Bruders meldete, daß der alte Jakob Bemer nach kurzer Krankheit sanft entschlafen sei.

Klaus wurde durch diese Mittheilung tief erschüttert. Jetzt erst machte er sich klar, wie lieb er den Alten gehabt, und wie ihn nichts weiter nach der Heimat zurückgetrieben habe als das nie ausgesprochene Verlangen, den Vater wiederzusehen. Es bemächtigte sich seiner gleichzeitig mit der tiefen Trauer um den Dahingeshiedenen eine starke Erbitterung gegen seine älteren Brüder, die in der That 'aus der Abwesenheit Wilhelms und Klaus' und aus der Unerfahrenheit des Gelehrten unerlaubte Vortheile gezogen hatten. Wenn ihm die materielle Schädigung auch gleichgültig war, so kränkte ihn das unbrüderliche Verhalten doch tief innerlich. Er würdigte die älteren Brüder keiner Antwort. Die nächste Post nach Europa überbrachte seinem juridischen Vertreter in Deutschland, dem Justizrath Felix Quintus zu Berlin, die Vollmacht, die Erbschaft in seinem Namen zu erheben, zugleich mit der Weisung, die Summe zu drei gleichen Theilen unter die Schwester in Holstein, Wilhelm in San Francisco und den jungen Gelehrten in Greifswald zu vertheilen.

Mit erneuter Kraft, mit einer fast fieberhaften Leidenschaftlichkeit, stürzte sich Klaus wieder in das Geschäft. Und je mehr er verdiente, desto stärker wurde seine Begierde nach weiterem Gewinn. Der Gelderwerb wurde für ihn Selbstzweck. Eine unnatürliche Freude am Besitz kam über ihn. Und das Glück begünstigte ihn in kaum glaubhafter Weise. Was immer er anfang, brachte Gedeihen. Immer breiter wurde die Basis seiner Unternehmungen, immer weiter der Kreis seiner kolossalen Geschäfte, immer großartiger der Gewinn. Nach wenigen Jahren hatte er alle Concurrenten überflügelt. Er war der Chef eines Welthauses. Er begründete einen Hausstand, um dessen Gepränge ihn ein Fürst hätte beneiden können. Er hatte einen Troß von Dienern, einen Marstall mit außerlesenen Rennern und den besten Koch des Westens. Das Volk gab ihm den Beinamen „der König.“ Und königlich war in der That sein Auftreten und die ganze Anlage seines Hauses; königlich auch die Gastfreundschaft, die er übte. Wenn er, der blonde Niese, in dem Vollgefühl des Gebieters auf alles das, was er geschaffen, und auf alle die Untergebenen, die vor ihm zitterten, hinablickte, dann durchführten ihn jedes Mal dieselben beiden Gedanken, — der wehmüthige: hätte der gute Alte doch das noch erlebt! und der triumphirende: die Kunde von dem, was ich bin und was ich vermag, wird zum Glück zu meinen Herren Brüdern gedrungen sein!

Nun war er reich, reicher, als er es je gehofft, reicher sogar, als er es je gewollt hatte. Aber es währte doch nur eine verhältnißmäßig kurze Frist,

daß der Reichthum um seiner selbst willen ihn erfreuen konnte. In seinem Innern regte sich die verhängnißvolle Frage: welchen Genuß gewährt mir der Besitz? Und wenn ich ihn vermehre, verdopple und verdreifache, würde er mich froher machen, würde er mir hier gewähren können, was ich schmerzlich entbehre?

Denn der, den sie den König hießen, entbehrte doch wirklich mancherlei! Er war nun seit zehn Jahren in der Fremde, er war fünfunddreißig Jahr alt geworden, er hatte Schätze angesammelt, aber er war allein. Ein wehmüthiges Verlangen, das sich zunächst ganz leise ankündigte, beschlich ihn — ein Verlangen nach den lustigen Abenden, die er dereinst mit den zwar nicht bedeutenden, aber immer unterhaltenden Lübecker Künstlern in der verräucherten Schankstube verbracht, ein Verlangen nach deutschem Lachen, nach deutschen Lauten, nach deutscher Musik. Er liebte die Musik leidenschaftlich. Er hatte zwar keinen sehr geläuterten Geschmack, keine musikalische Bildung, aber deutsche Volkslieder, deutsche Tänze gewährten ihm eine tiefe seelische Freude. Was hätte er in diesem Augenblicke darum gegeben, einen Walzer von Johann Strauß, ein sentimentales Lied zu hören! Und unwillkürlich summte er vor sich hin: „Ach, wie ist's möglich dann!“

Es war ein heller Sonntag, der erste des Maimondes. Das weite Gemach, in dem Klaus sich seinen Träumereien hingab, war durch Vorhänge und Jalousien verbunkelt. Jetzt zu dieser selben Stunde zogen daheim die Kleinbürger und Arbeiter im Sonntagsstaat mit Weibern und Kindern gewiß zum alten Thore hinaus, nach den Biergärten, wo ihnen die Militärmusik Tänze und Potpourris aus den neuesten Operetten vorspielte. Sie wußten nicht, wie gut sie es hatten! Und Er, der reiche Kaufherr, mußte hier vor den sengenden Strahlen der Aequatorsonne Schutz in der künstlichen Dunkelheit suchen! Ihm wurde nichts zum Tanze aufgespielt. Der bescheidenste Philister da drüben, der das Fünzigpfennigstück fünfmal in der Hand herumdreht, bevor er das Recht des Eintritts in den Biergarten dafür ersteht, war besser daran als Er, der sich eine eigene Kapelle hätte halten können. Der hatte doch etwas von seinem Leben, für den gab es doch noch Sonn- und Feiertage! Der war doch zu Hause, bei seinen Freunden, der sprach seine Sprache! Und das stete Verlangen wuchs zu mächtigem Sehnen, das alle seine Gedanken unterjochte, und das Heimweh nahm ihn ganz gefangen.

Was hatte er hier noch zu suchen? Sein Vermögen war bedeutend genug, um ihm die Gewährung eines jeden Wunsches, dessen Erfüllung sich erkaufen läßt, zu gestatten. Mehr begehrte er nicht. Als er vor zehn Jahren in die Fremde gezogen, war das Wort „Waterland“ für ihn ein Laut ohne Bedeutung gewesen; jetzt aber empfand er, daß diesem Begriffe doch ein ganz wunderbarer Zauber zu eigen war. Es hatte nun gerade lange genug gewährt, daß er mit dem fremden Gesindel verkehrt und das malaiische Pauderwelsch verstimmt hatte. Er wollte wieder einmal Leute seines Schlags sehen, mit denen sich ein vernünftiges Wort reden ließe.

Am andern Morgen überraschte Klaus seinen Procuristen durch die Mittheilung, daß ihn dringliche Geschäfte nach Europa riefen, und daß er das Geschäft auf Sumatra, sobald es die Verhältnisse gestatteten, und sogar mit Opfern auflösen wollte. Mit der langwierigen Arbeit der Liquidation wurde der gewissenhafte und ehrliche Procurist betraut; und mit dem nächsten Steamer verließ der „König“ die Sunda-Insel.

Klaus war ohne an irgend einem Orte länger als nöthig zu verweilen, in den letzten Tagen des Juli in Marseille an's Land gestiegen. In Paris war er nur drei Tage geblieben und am 1. August in Berlin eingetroffen. In Stendal hatte man ein Zeitungsblatt mit geschäftlichen Anzeigen in das Coupé geworfen, Klaus hatte es durchgesehen und zu seiner Freude in der Ankündigung einer Wohlthätigkeitsvorstellung zu Gunsten der Hinterbliebenen eines im Irrenhause verstorbenen Künstlers unter den Mitwirkenden den Namen des K. Hofschauspielers Leo Schneider gelesen.

Das war doch sicherlich sein alter Freund Leo Schneider, — seiner Zeit die Zierde des Lübecker Stadttheaters! Klaus lächelte. Er erinnerte sich plötzlich, daß Leo ihm noch fünf Thaler schuldig war, die er ihm auf der Bahn geliehen, weil Leo die Ueberfracht des Gepäcks in seinem Voranschlage vergessen und demzufolge auch einen zu geringen Vorschuß von seinem Director erbeten und erhalten hatte. Die Erinnerung an diese Geringfügigkeit überbrückte wie mit einem Schlage die weite Kluft der zeitlichen und örtlichen Entfernung. Klaus fühlte sich plötzlich wieder heimisch. Er freute sich aufrichtig auf das Wiedersehen.

Klaus hatte die Adresse des alten Freundes ohne Mühe vom Portier des Kaiserhofs erfahren und sich, nachdem er sich erfrischt und gestärkt, sogleich zu diesem begeben. Er hatte Schneider in tiefstem Negligée auf der Chaiselongue ausgestreckt gefunden, die Rolle überlesend, die er in der auf übermorgen angesetzten Wohlthätigkeitsvorstellung spielen sollte. Die gegenseitige Begrüßung war herzlich und stürmisch gewesen. Leo hatte den Riesen, wie er es ja auch schon den Freunden am runden Tisch erzählt hatte, ganz unverändert gefunden; nur war er ihm noch freundlicher als früher erschienen. Klaus lächelte in der That recht vergnügt; er dachte unwillkürlich an die letzte Begegnung mit Leo, an dessen peinliche Ueberraschung durch die Ueberfracht und an die fünf Thaler.

Also Klaus wollte seines Lebens nun froh werden, wollte genießen, wollte sich amüsiren? Nun, da war er ja gerade hier am rechten Ort, und Leo würde sein Mentor sein. Berlin sei ja nicht mehr das langweilige Nest von ehemals, das von der Großstadt nur das Aeußerliche geborgt habe: die langen Straßen, die weiten Plätze und hohen Häuser. Jetzt sei das großstädtische Leben hier erwacht. Jetzt werde hier ein Luxus in Wohnungen, Einrichtungen, Toiletten und Gesellschaften entfaltet, der hinter dem der Weltstädte Paris und London nicht zurückstehe; die Diners bei den Commercierräthen brauchten den Vergleich mit den Banketts der Pariser Millionäre

nicht zu scheuen; und Weiber gäbe es hier —! Nun Klaus werde ja Alles selbst sehen! Von dem nächtlichen Leben und Treiben könne er sich keine Vorstellung machen! Das steche sogar die nächtlichen Boulevards aus. Und was geschehe nicht Alles für die Schönheit, den Comfort und die Gesundheit der Stadt! Der Asphalt, die Canalisation, der Thiergarten, die Pferdebahn, die Wiener Cafés! Er wolle nicht zu viel sagen, aber Klaus werde staunen! Um die Rückkehr des verlorenen Sohnes würdig zu feiern, wolle er gleich einige lustige Personen zusammentrommeln. Man könne dann eine Stunde oder zwei durch den Thiergarten fahren, oder sonst wohin, und den Abend mit einem solennen Diebesmahl bei Hiller oder Dressel beischließen. Bei Dressel möge ihn Klaus im Stammzimmer um 7 Uhr erwarten.

Die Ausführung dieses Programms war auf unerwartete Schwierigkeiten gestoßen, aber Klaus hatte sich in der freundlichen Gesellschaft der Herren am Stammtisch, deren jeder ihm irgend eine Sehenswürdigkeit und Eigenthümlichkeit von Berlin bringend anempfahl, zwei Stunden lang ganz vortrefflich unterhalten. Das Gespräch nahm allmählich ein etwas bedächtigeres Tempo an, der eine und andere der Herren empfahl sich, und Leos Zuversicht, daß es eine Kleinigkeit sein werde, dem Gaste einen guten Begriff von der Großartigkeit der Hauptstadt beizubringen, gerieth einigermassen in's Schwanken.

„Aber du meine Güte!“ rief er aus, „wir können doch hier unmöglich den ganzen Abend zu unserm Specialvergnügen Sect trinken und uns Geschichten erzählen! Irgendwo muß doch irgend etwas los sein! Ebi! den Vergnügungs-Anzeiger!“

„Wie steht's denn mit der Walhalla?“ fragte Klaus. „Ich habe vorhin, als ich auf Dich wartete, ein Programm gelesen, das viel zu versprechen schien: Bauchredner, Akrobaten, Velocipedefahrer, Chansonettensängerinnen.“

„Die Walhalla! Natürlich! daß ich daran nicht gleich gedacht habe! Die Walhalla ist überhaupt das einzige Kunstinstitut der Hauptstadt, das auf der Höhe seiner Aufgabe steht!“ Er sah nach der Uhr. „Ein Viertel auf Zehn. Wir kommen gerade recht. Ebi, einen Schnellsegler erster Klasse, aber flink — ich sehe Sie schon nicht mehr.“

Klaus war keineswegs so blasirt, wie man es dem weitgereisten Manne hätte zutrauen können. Mit dem naiven Erstaunen und der harmlosen Freude des Provinzials sah er den halbschwerischen Productionen der Akrobaten und den Verrenkungen der Rautschukmänner zu. Die Künstler auf der Bühne interessirten ihn weit mehr als die bekannten Persönlichkeiten und hauptstädtischen Typen in den Logen, auf die Leo ihn mit orientirenden Bemerkungen aufmerksam machte.

„Sieh' Dir einmal den schlanken jungen Mann uns gegenüber an! Den da, mit kleinem Stoffhut und hellgrauem Rock! Mehr nach rechts . . . uns gerade gegenüber! So! Den hochaufgeschossenen Brünetten meine ich! Das ist der Prinz Demeter Strusa — ein Rumäne, der bei unsern Dragonern steht. Ein ausgezeichnete Reiter und schneidiger Offizier, der Liebling unserer

kleinen Schauspielerinnen . . . Einer meiner Bekannten . . . Soll ich Dich vorstellen?"

„Wozu? . . . Wer ist das?“ setzte er gleich hinzu, indem er auf die Bühne wies und darauf den Theaterzettel zur Hand nahm.

Auf die Bretter trat ein hübsches Mädchen in extravaganter Toilette, — in einer Tracht, die keinem Lande, keiner Epoche und keiner Saison angehörte. Die Künstlerin trug ein ganz kurzes und sehr tief ausgeschnittenes Kleid aus lichtblauem Atlas, das kaum bis zum Knie herabreichte und von dem schönen Buchse so viel wie irgend möglich zeigte, beinahe etwas mehr, als erlaubt war. Die Taille hatte einen dunkelblauen, mit silbernen Fusarenschnüren verzierten Einsatz und war seltsamerweise mit Schwanenpelz besetzt. Auf der linken Brust hatte sie ein übergroßes Bouquet frischer Rosen befestigt. Die auffallend kleinen Füße stakten in gleichfalls lichtblauen Atlasstiefeln mit hohen rothen Hacken. Auf den Kopf hatte sie ein kleines mittelalterliches Barett aus scharlachrothem Sammet gestülpt, und in der Hand trug sie einen buntfarbigen Federfächer. Das ganze Costüm war so unsinnig und stilwidrig wie nur möglich, aber die Person sah trotzdem allerliebste darin aus. Sie hatte ein interessantes Gesicht: ihre Augen waren tiefbraun, die Haare sehr üppig und blauschwarz, die Augenbrauen ungewöhnlich stark, der Mund von entzückender Frische. Sie hatte sich offenbar nur wenig geschminkt. Das Gesicht hatte dieselbe kamelienweiße Färbung wie der Busen, Nacken und die völlig entblößten Arme. Die Figur war überaus zierlich und anmuthig.

Ihr Auftreten hatte eine Sicherheit und Reckheit, die beinahe herausfordernd waren. Gleichwohl konnte man schon an den bescheidenen Lettern, in denen ihr Name auf dem Programm gesetzt war, erkennen, daß sie nicht zu den Sternen der Walhalla gerechnet wurde. „Kathi Schöne. Oesterreichische und ungarische Lieder,“ stand auf dem Zettel.

„Wer das ist?“ wiederholte Leo. „Kenne ich nicht! Irgend eine Chansonettensängerin. Kathi Schöne?“ sagte er, nachdem er den Zettel gelesen. „Wie gesagt, kenne ich nicht.“

„Ein brillantes Frauenzimmer,“ sagte Klaus.

„Sehr feich!“ bestätigte Leo.

Während das Orchester das Vorspiel eines hübschen Wiener Gassenhauers vortrug, hatte sich Kathi, die sich beständig fächelte, in der Mitte der Bühne dicht hinter den Souffleurkasten gestellt, und von da aus prüfende Blicke auf die bevorzugten Plätze geworfen. Sie lächelte einige Mal vielsagend, vielleicht bloß um die schönen Plätze zu zeigen, vielleicht aber auch um einen Bekannten zu begrüßen. Als sie zurloge des walachischen Prinzen hinüberblickte, lächelte sie nicht bloß, sondern schloß auch auf einen Moment wie zu stummem Gruß die Augen. Klaus beobachtete das ganz genau, und es verdroß ihn, er mußte selbst nicht weshalb. Er wartete vergeblich darauf, daß sie sich zu ihm herüberwenden würde. Er rückte etwas vor, stemmte

den Ellbogen des linken Armes auf die Logenbrüstung, stützte die Wange auf die Hand, öffnete ein wenig den Mund und athmete langsam und tief.

Sie sang ein lustiges Wiener Lied. Klaus verstand zwar nur einzelne Wörter, aber es schien eine Verherrlichung des Walzers zu sein, dessen echte Poesie nur von echtem Wiener Blute gewürdigt werden könne. Sie sang es mit nicht unangenehmer Stimme, rein naturalistisch, ohne alle Schölnung, aber mit einer gewissen schalkhaften Flottheit, die Klaus wahrhaft entzückte. Während des ersten getragenen Theils machte sie dieselben widersinnigen und conventionellen Bewegungen wie alle andere Chansonettensängerinnen, beim Einsatz des drallen Rhythmus aber, in dem der Refrain gehalten war, erwachte plötzlich ein eigenartiges Leben in ihr, und eine übermüthige natürliche Drolligkeit sprach aus jedem Ton ihrer Kehle, aus jedem blinzelnden Blicke ihrer schlaun Augen und jeder Bewegung ihrer zierlichen Gliedmaßen. Alles pridelte und zuckte in der hübschen Erscheinung. Der Refrain wirkte wie eine klingende Verheißung unsagbarer Lustigkeiten.

Man klatschte, wie man nach anderen Kunstleistungen geklatscht hatte. Aber Klaus schlug seine breiten Handflächen mit solcher Heftigkeit und Ausdauer auf einander, daß die zunächst Sitzenden lächelten, daß auch Kathi der Kraftäußerungen des blonden Riesen gewahr wurde, einen besonders verbindlichen und artigen Gruß nach seinerloge hinübersandte und schließlich, da Klaus durch seine Unermülichkeit den Beifall des Publicums schürte und unterhielt, wieder vortrat und noch ein Lied zugab. Ihr Gesicht, das bisher seine lächelnde Freundlichkeit bewahrt hatte, nahm plötzlich einen sehr wehmüthigen, schmerzhaften Ausdruck an, und im zitternden Pianissimo begann sie die reizende Melodie von Koschat, Moizis Klage, vorzutragen:

„Verlassen, verlassen,
Verlassen bin ich,
Wie der Stein auf der Straßen,
Mein Bursch vergißt mich.
Drum geh ich zum Kirchlein,
Zum Kirchlein hinaus,
Dort knie ich mich nieder,
Und wein' mich halt aus.“

Keine Hand regte sich. Es herrschte im Publicum eine Stimmung, die man beinahe andächtig hätte nennen können. Leo wollte Klaus irgend eine Bemerkung zuflüstern; dieser machte aber eine heftig abwehrende Bewegung und verzog unwillig die Stirn. Leo verzichtete ohne Ueberwindung. Kathi sang den Schlußvers:

„Im Wald steht ein Bäumchen,
Das grünt's ganze Jahr.
Da hat er mir's g'schworen,
Wir würden ein Paar.
Dorthin zieht's mich allweil,
Dorthin ist mein Sinn.
Dort merk' ich recht deutlich,
Wie verlassen ich bin.“

Kathi sah tief unglücklich aus, und die Stimme klang wie unterdrücktes melodisches Schluchzen. Nachdem der letzte Ton verklungen war, nahm ihr Gesicht sofort wieder den unbefangenen, schelmischen Ausdruck von vorher an, und sich noch allen Seiten freundlich verneigend, hüpfte sie im Tanzschritt in die Coulisse. Und nun war der Beifall rauschend und allgemein. Kathi wurde zwei, dreimal herbeigerufen. Sie lächelte immer freundlicher und machte mit dem Kopfe eine bescheiden ablehnende Bewegung, als wolle sie sagen: die Ehre sei ja ganz unverbient; und als weiter geklatscht wurde, bedeutete sie durch Achselzucken und einen Blick auf den Kapellmeister, daß sie auf diese Auszeichnung nicht vorbereitet gewesen sei und nichts mehr vorzutragen habe. Klaus applaudirte zwar noch weiter, aber nun erhob sich Widerspruch, und er mußte die Partie aufgeben.

„Ich hätte viel darum gegeben, wenn sie das Lied noch einmal gesungen hätte“, sagte er zu Leo. „Wie war's gleich? Verlassen . . . wie der Stein auf der Straßen . . .“ Und es ist eine entzückende Person, dieses Fräulein Schöne. Ob es denn keine Möglichkeit giebt, ihre Bekanntschaft zu machen?“

„Nichts einfacher als das,“ erwiderte Leo. „Ich will sie einladen, mit uns zu Abend zu essen.“

„Wird sie die Einladung so ohne Weiteres annehmen?“

„Weshalb nicht?“

„Schade! Aber es würde mir doch großes Vergnügen machen.“

Leo ließ sich vom Kellner einen Briefumschlag geben, schrieb auf seine Karte einige Worte, adressirte dieselbe an „Fräulein Kathi Schöne. Gilt.“ und schickte damit den Kellner, der an derartige Bestellungen schon gewöhnt zu sein schien, in die Damengarderobe. Dieser kam auch sehr bald mit dem Bescheide zurück. Klaus beugte sich neugierig hinüber, um die Antwort gleich zu lesen: „Leider unmöglich. Habe für heute bereits eine Einladung angenommen.“ „Bereits“ war mit einem z geschrieben.

Klaus war sehr ungehalten. Nun hatte er sich einmal wirklich auf Etwas gefreut, und nun wurde wieder nichts daraus! Auf diese Personen sei kein Verlaß. Sie seien überall dieselben. Er wurde ganz pathetisch und war nicht abgeneigt, ein sehr hartes und ungerechtes Urtheil über das ganze Weibervolk zu fällen, als Leo ihn mit dem sehr berechtigten Einwurfe unterbrach:

„Aber Du kannst doch unmöglich verlangen, daß Fräulein Kathi Schöne wartet, bis der ihr unbekannte Herr Klaus Bemer aus Sumatra in Berlin eintrifft, um mit ihr soupiren zu gehen.“

„Du hast Recht,“ sagte Klaus mit verändertem Tone; und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Wenn es Dir recht ist, wollen wir gehen. Die Geschichte hier fängt an mich zu langweilen.“

Die Beiden erhoben sich und wandten sich dem Ausgange zu.

„Ich möchte wohl wissen“, sagte Klaus, „mit wem die Dame zu Abend speist.“

„Wir können sie ja fragen.“

„Wieso?“

Leo sah erstaunt auf.

„Wieso?“ wiederholte er. „Nun, wir gehen eben zu ihr und fragen sie.“

„Morgen?“

„Nein, gleich! Komm nur!“

Leo machte es einigermassen Vergnügen, sich seinem Freunde in diesem Augenblicke einmal in seiner Würde als königlicher Hofchauspieler zu zeigen. Er wandte sich entschlossen um und ging mit der Sicherheit des Ortskundigen auf die kleine Thür am Ende des Ganges zu, die er trotz der Aufschrift „Verbotener Eingang“ unbekümmert öffnete. Die Beiden traten auf die Bretter. Es herrschte eine furchtbare Temperatur. Die Hitze war fast unerträglich, und die Luft von allen möglichen unangenehmen Gerüchen erfüllt. Sie gingen bei einer aus sechs Personen bestehenden Akrobatenfamilie, die sich zum Auftreten anschickten, vorüber. Dem kleinsten Mitgliede derselben, einen kaum sechsjährigen Knaben, der in seinem burlesken Kostüm als Clown mit weiß angestrichenem Gesicht und purpurrother Perrücke mittheilnehmend in die Welt blickte, klopfte Klaus im Vorbeigehen väterlich den Scheitel. Der kleine Junge sah erstaunt auf.

In demselben Augenblick aber sprang auch schon die ganze Bande mit wildem Geheul auf die helle Bühne, und lauter Beifall begrüßte sie. Leo wurde von dem Regisseur erkannt und mit einer gewissen respectvollen Collegialität begrüßt. Der Regisseur Fechter macht sich ein Vergnügen daraus, den Kollegen vom Hoftheater über eine halbschneckerische Treppe vor die Garderobenthür zu führen. Da die ferioße Primadonna, mit der Kathi das Ankleidezimmer theilte, ihr Pensum bereits erledigt und das Theater verlassen hatte, so war die Chansonettensängerin allein.

„Fräulein Schöne!“ rief Fechter, nachdem er an die Thür geklopft hatte, „sind Sie bald fertig?“

„Gleich!“ antwortete es von innen. „Was ist denn los?“

Klaus empfand, als er das wohlklingende Organ hörte, eine unwillkürliche Bewegung.

„Ein Herr, ein College von mir, möchte Ihnen ein Wort sagen.“

„Schön! Ich bin gleich parat. Nur einen Augenblick!“

Die Drei warteten kurze Zeit an der Thür. Leo erkundigte sich nach den Einnahmen und Fechter antwortete mit Stolz, daß sich das Theater in letzterer Zeit — seitdem er die Regie führe und Ordnung und Disciplin hineingebracht habe, — zu einer bisher nicht dagewesenen Prosperität heraufgearbeitet habe. Er deutete gleichzeitig an, daß er hier eigentlich nicht am rechten Orte sei. Er stehe auch in Unterhandlung mit einem größeren Hoftheater, das ihm gestatten werde, sein eigentliches Können, sein Talent als Regisseur klassischer Werke, zu erweisen. Klaus hörte kein Wort von dem, was die Kunstjünger einander erzählten, er hörte nur die trippelnden, schnellen

Schritte in der Garderobe. Der Kiegel wurde zurückgeschoben, die Klinken herabgedrückt, die Thür ging auf, und Kathi stand vor den Herren. Sie sah in der bürgerlichen Tracht noch viel hübscher aus. Das dunkelfarbige Sommerkleid mit dem weißen Stehragen, um den kokett ein Herrenschloß in großer Matrosenschleife geschlungen war, kleidete sie allerliebste. Sie hatte sich abgescminkt, und der wundervoll mattweiße Teint zeigte sich nun in seiner vollen Pracht.

„Ich hab's mir gleich gedacht, daß Sie es sind!“ sagte sie zu Klaus. „Herr Gott! können Sie klatschen! Sie bestelle ich mir gewiß zu meinem Benefiz . . . Beliebt's den Herren, hereinzuspazieren?“ setzte sie hinzu.

Kathi sprach den unverfälschten Wiener Dialekt. Klaus hatte Mühe, Alles zu verstehen, aber die eigenthümlichen Laute, der Stimmfall und Wohlklang des Organs wirkten auf sein Ohr einschmeichlerisch und reizvoll wie eine zarte Melodie. Er lächelte vor Wohlbehagen. Er achtete nicht auf die Ungemüthlichkeit des kleinen Zimmers, in das er mit den andern trat; die Hitze, die ihm dicke Schweißtropfen auf die Stirn trieb, belästigte ihn ebenso wenig, wie die durch die drei großen Gasflammen gründlich verdorbene Luft, in der er kaum athmen konnte.

„Wissen Sie, liebes Kind,“ begann Leo mit einer Gemüthlichkeit, die Klaus nicht angenehm berührte, „daß Sie uns durch Ihre Antwort tief betrübt haben.“

„Es thut mir ja auch sehr leid,“ gab Kathi zur Antwort. „Aber es geht eben beim besten Willen nicht; die Levini ist mit dem Baron von Albersdorff schon voraus — (es war die Primadonna, und sie hieß von Hause aus einfach Levi) — und nun wartet der Strusa auf mich. Wir fahren in die Flora, da ist heut italienisches Nachtfest. Heute geht es also nicht, aber für morgen will ich mich frei halten.“

„Nein heute!“ sagte Klaus mit komischer Bestimmtheit. „Heute! Lassen Sie den Walachen mit dem Albersdorff allein fahren! Wir sind nun einmal zusammen und wollen zusammen bleiben! Ich bitte Sie herzlich darum, mein liebes Fräulein! Ich bin heute Nachmittag aus Sumatra hier angekommen und fahre morgen mit dem Frühzuge nach Sumatra zurück. Ich darf also keine Zeit verlieren, und der Walache kann warten. Wir speisen irgendwo zu Nacht, nehmen Extrapost nach Dessau, oder wohin Sie sonst wollen, amüsiren uns und lachen die Andern aus, die in der Flora auf Sie warten. Kommen Sie!“

„Eine Heß' wär's!“ sagte Kathi mit einem schelmischen Ausdruck, der darauf hindeutete, daß ihr früherer Entschluß doch nicht ganz uner-schütterlich war. Es schien ihr namentlich einzuleuchten, daß es ein guter Spaß sei, die anderen aufsitzen zu lassen.

„Sie müssen kommen!“ wiederholte Klaus eindringlich. Leo secundirte geschickt, und als auch der Regisseur, der dem Collegen zu Gefallen sein wollte, seine Autorität zu Gunsten der Petenten geltend machte und Kathi vorstellte, daß es gar nichts schade, wenn der Walache in dem Glauben an

seine Unwiderstehlichkeit erschüttert werde, rief die Sängerin mit einer sehr übermüthigen Geberde, indem sie mit der Rechten ein Schnippchen schlug, lustig aus:

„Gut denn! Ich komme mit. Es wird eine ‚Heß‘!“

Sie schob einige Bekleidungsgegenstände, die noch auf dem Stuhle lagen, mit der Hand bei Seite und ließ sie gleichgültig auf die unsaubern Dielen fallen, setzte sich an den Toilettentisch, auf dem sie sich ein Plätzchen für ein Billet frei machte, und schrieb sehr schnell in den leichtsinnigsten Schriftzügen: „Durchlaucht! Ich darf nicht. Meine Tante erlaubt's nicht. Ein andermal.“

R. S.“

„Das müssen Sie in zehn Minuten in die Loge schicken, Fechter!“ sagte sie, während sie die Zeilen lachend dem Regisseur übergab. Sie betupfte sich mit Poudre de Riz, setzte ihren Hut auf und legte gemächlich ihren Arm in den des Riesen, der in diesem Augenblicke sich glücklicher fühlte, als er vielleicht je gewesen war.

„Nun, aber schnell!“ rief Kathi. Der Regisseur wurde von dem Paare flüchtig begrüßt, Leo reichte ihm die Hand. Die Beiden stiegen die steile Treppe herab. Leo folgte ihnen. Kathi beugte sich noch einmal hinter dem Schutze einer Coullisse nach vorn, um sich zu überzeugen, daß Prinz Strusa die Loge nicht verlassen habe, und während stürmischer Applaus im Zuschauerraume den Productionen der Akrobatenfamilie lohnte, verließen die Drei die stickige, dunstige Luft des Theaters. Klaus brückte schüchtern und ganz leise den Arm des anmuthigen Geschöpfes, der sich auf den seinen stützte. Kathi schien es entweder nicht zu bemerken, oder nicht bemerken zu wollen.

Der Abend war schön und frisch, im Verhältniß zu der Gluth, die auf der Bühne und in der Garderobe geherrscht hatte, beinahe kalt. Es überlief Kathi ein fröstelnder Schauer, als sie in die kühle Luft trat, sie zog die Achseln in die Höhe und schmiegte sich unbefangen enger an Klaus an. Klaus brückte wiederum den hübschen Arm.

„Nicht doch!“ sagte jetzt Kathi recht gemüthlich und ohne alle Zimperlichkeit, während sie mit dem Fächer den Arm des Riesen leise klopfte.

„Wohin soll es gehen?“ fragte sie in demselben Athem.

„Wohin Sie befehlen!“ versetzte Klaus. „Ich weiß hier nicht Bescheid.“

„Zu Thiele nach Charlottenburg,“ schlug Leo vor.

„Meinetwegen,“ stimmte Kathi zu.

„Also zu Thiele nach Charlottenburg!“ sagte Klaus dem Rutscher.

Während der Fahrt über das Pflaster der Stadt und durch den Sand der Chaussee wurde nicht viel gesprochen. Klaus ließ keinen Blick von dem hübschen Mädchen, das sich bequem in die Ecke gedrückt hatte und mit der Spitze des vorgestreckten Fußes den Rücksitz streifte. Klaus wartete verlangend vor einer Laterne auf die andere, und freute sich jedesmal, wenn das hellere

Gaslicht ihm gestattete, die anmuthigen Züge des blassen Gesichtes oder die Spitze des nieblichen Fußes im Fluge zu betrachten.

Der Wagen hielt an, sie gingen durch den Vorgarten, in dem ehrsame Philister ihr Bier tranken, in das Haus, und der Kellner führte sie in ein kleines im ersten Stocke gelegenes Zimmer, in dem ein Tisch mit vier Couverts gedeckt war. Klaus war Kathi beim Ablegen des Hutes behülflich, und Kathi ordnete vor dem Spiegel ihre dunklen Haare. Der Kellner entwarf ein möglichst kostspieliges Menu, das mit geringfügigen Abänderungen en bloc angenommen wurde, und verschwand. Leo öffnete das ehrwürdige Piano, das durch jahrelange Mißhandlungen der Gäste sehr gelitten hatte und ganz verstimmt war; er trug in Harmonien von gewagter Einfachheit die Gavotte Ludwigs XIII. vor, offenbar weniger in der Absicht, mit seinen mäßigen musikalischen Gaben zu glänzen, als von dem Verlangen beseelt, die Beiden, die sich an den Tisch gesetzt hatten, in ihrer Unterhaltung nicht zu stören.

Die Unterhaltung war aber nicht rege. Klaus saß mit verschränkten Armen, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, Kathi gegenüber, die sich noch immer mit ihrer Toilette zu schaffen machte, und brachte kein Wort hervor. Es verlangte ihn gar nicht danach, etwas zu sagen, er war ganz zufrieden. Auf einmal streckte er ihr die breiten Flächen seiner beiden starken Hände entgegen und sah Kathi mit einem warmen und herzlichen Blicke lächelnd an. Kathi leistete der stummen Aufforderung ohne Ziererei Folge und schlug ein. Der Riese schloß die Finger und hielt die kleinen Hände lange fest; als er Mine machte, sich aufzurichten und zu Kathi hinüberzubeugen, wich diese aus und entzog ihre Hände der zärtlichen Umschließung. Gleich darauf legte sie indessen ihre Finger wieder gemüthlich auf des Riesen Hand und klopfte den Takt der Gavotte, an der sich Leo unverdrossen weiter abmühte. Sie spielte auch mit dem großen Diamanten, den Klaus am kleinen Finger der linken Hand trug, und schien sich an den funkelnden Reflexen des Steines zu freuen. Klaus zog den Ring ab und steckte ihn auf Kathis Zeigefinger. Beide lachten über die Größe des Ringes und die Kleinheit des Fingers. Kathi streifte ihn wieder ab und hielt ihn Klaus hin. Dieser schüttelte den Kopf.

„Behalten Sie den Ring,“ sagte er leise. „Mir zu Liebe! Und zum Andenken an mich. Ich möchte Ihnen so gern etwas schenken. Ich bitte Sie!“

Kathi wurde auf einen Augenblick wirklich verlegen. Sie sah den Ring an und war erfahren genug, um zu wissen, daß Klaus ihr da ein sehr kostbares Geschenk machen wollte. Sie blickte zu Klaus auf. Sein Auge hatte den Ausdruck rührender Treue und aufrichtiger Bitte.

„Aber das geht doch nicht!“ sagte sie ebenso leise, wenn auch nicht ganz ebenso treuherzig.

„Ich bitte Sie darum,“ bekräftigte Klaus mit eindringlicher Zärtlichkeit. „Sie machen mir eine wirkliche Freude.“

Kathi fühlte das Bedürfniß sich noch etwas mehr nöthigen zu lassen.

„Wie darf ich denn ein so werthvolles Geschenk von Ihnen annehmen? Wir kennen uns ja noch gar nicht.“

„Wir kennen uns nicht, aber Sie gefallen mir, Fräulein Kathi! Das möchte ich Ihnen auf irgend eine Art zeigen. Machen Sie doch nicht so viel Aufhebens von der Kleinigkeit. Sie haben mir durch Annahme meiner Einladung schon eine große Freude gemacht, bereiten Sie mir noch die weitere Freude, mir zu gestatten, mich Ihnen dafür dankbar zu zeigen.“

„Nun, wenn Sie's wirklich wollen und gewiß nicht bereuen, dann danke ich Ihnen herzlich! Der Stein ist wundervoll! Ich freue mich unendlich darüber! Das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß mir heut noch eine solche Ueberraschung bevorstünde! Wirklich prachtvoll!“

Sie trat wieder vor den Spiegel, löste die Schleife ihrer Cravatte und verknüpfte den Ring darin, dessen buntfarbige Strahlen nun noch feuriger zu erglänzen schienen. Kathi war aufrichtig erfreut, Klaus war glücklich darüber, und Leo spielte die Gavotte mit gefühlvollem Ausdruck.

„Reisen Sie wirklich morgen ab?“ fragte Kathi, während sie sich wieder auf ihren Platz setzte und das Kinn gegen den Hals drückte, um das Gefünkelt des Steines zu sehen.

„Das hängt ganz von Ihnen ab.“

„Von mir?“

„Nur von Ihnen. Ich komme aus der Fremde und bin jetzt heimatlos. Ich habe keine bestimmten Pläne. Da, wo es mir gefällt, will ich bleiben. Hier würde es mir gefallen, wenn Sie in meiner Gesellschaft bleiben wollten. Können Sie sich dazu nicht entschließen, nun, so ziehe ich weiter.“

„Wie Sie nur so reden können! Sie machen sich gewiß lustig über mich?“

„Wahrhaftig nicht! Wie soll ich's Ihnen nur klar machen, ohne lächerlich zu werden? Ich bin unbeholfen im Ausdruck und kann gewisse Dinge schlecht sagen. Aber Sie können mich ja auch schon so verstehen, wenn Sie nur wollen! Sie gefallen mir, ich freue mich, wenn ich Sie ansehe, und ich mag nicht daran denken, daß ich wieder allein sein soll. Brauche ich noch mehr zu sagen?“

Der mit den Speisen und Getränken eintretende Kellner überhob Kathi der Schwierigkeit zu antworten. Leo, der fünfmal die Gavotte abgespielt hatte, erhob sich mit einem Stoßseufzer.

„Endlich!“ rief er aus. „Und Gott sei Dank! Kinder, ich werde Euch durch meinen Appetit imponiren“, sagte er, während er sich niederlegte und die Serviette auseinanderfaltete.

Und er hielt Wort. Er nahm eine tüchtige Portion, die er mit sichtlichem Behagen aufzehrte, während Kathi wenig aß und Klaus gar nichts. Mitten im Rauen bemerkte Leo doch die Wanderung, die der schöne Ring

von Klaus' Finger zu Kathi's Halse gemacht hatte, und während er ein neues Stück auf die Gabel spießte, sagte er mit blinzelndem Auge: „Alle Achtung!“ Leo allein trug die Kosten der Unterhaltung. Er erzählte, während er fröhlich weiterspeiste und ein Glas um das andere leerte, allerhand Schnurren.

Kathi war seit einiger Zeit verstummt. Sie empfand eine gewisse Befangenheit und wußte nicht recht, was sie aus dem großen blonden Manne machen sollte, der in einem ganz ungewohnten Tone zu ihr sprach.

In diesem Tone lag so etwas merkwürdig Respectvolles und Ernstes; er sprach so ganz anders als der walachische Prinz z. B., der sich zwar auch keine unerlaubten Freiheiten ihr gegenüber herausnehmen durfte, der aber immer nur in burschikos familiärer Weise mit ihr redete und nie ein Wort sagte, über das sie auch nur einen Augenblick nachgedacht hätte. Sie machte plötzlich die Wahrnehmung, daß sie überhaupt niemals nachdachte und noch weniger vordachte. Und jetzt kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie über das eigenthümliche Wesen des Riesen grübelte, etwas Räthselhaftes zu deuten suchte und sich auch schon um Dinge, die etwa kommen mochten, kümmerte. Und wie plötzlich das Alles gekommen war! Eine solche Stimmung, wie die, von der sie beherrscht wurde, war ihr etwas ganz Fremdes — ein wunderbares Gemisch von unbehaglicher Neugier und freudigem Staunen. Also war sie doch nicht ganz so oberflächlich, wie sie es selbst bisher geglaubt hatte? Also war doch noch etwas Tieferes in ihr, von dem sie selbst nichts gewußt, das bis zu dieser Stunde niemand zu heben auch nur versucht hatte? Wie kam gerade dieser fremde Mann dazu, diese Saiten zu rühren?

Sie betrachtete Klaus mit langen forschenden Blicken. Jetzt erst freute sie sich über die schöne Männlichkeit der Erscheinung, sie empfand etwas wie Stolz, daß dieser große starke Mann ihr, dem zarten schwächlichen Weibe, gegenüber so demüthig und wehrlos erschien, und sie sagte plötzlich, indem sie das Glas erhob und an das seinige stieß: „Sie sollten bei uns bleiben!“

„Ich bleibe, wenn Sie es wünschen,“ sagte Klaus, indem er ihr tief in's Auge blickte und darauf das Glas bis auf die Nagelprobe leerte.

Leo war ein discreter Mensch, und da sein Appetit gestillt war, erhob er sich ruhig und setzte sich wieder an das Klavier, um nun mit der „schönen blauen Donau“ sein Glück zu versuchen. Klaus setzte sich neben Kathi auf das Sopha und ergriff ihre Hand.

„Ich bleibe,“ wiederholte er, „so lange Sie wollen! Ich will nicht pathetisch werden,“ setzte er leise hinzu, „aber ich muß Ihnen sagen, daß ich seit Jahren nicht so froh und beglückt gewesen bin wie jetzt, an Ihrer Seite. Wir kennen uns nicht, das ist wahr! Aber was beweist das? Ich brauche von Ihnen nicht mehr zu wissen, als was ich schon weiß. Ich habe mich nach etwas Unbekanntem gesehnt, und mir ist's, als hätte ich es nun gefunden. Das ist Alles, was ich jetzt fühle, und Alles, was ich Ihnen sagen kann. Wie das Alles so mit Einem Schlage gekommen ist, — ich weiß es selbst nicht. Ist es Ihr Blick, Ihr Wuchs, ist es der bezaubernde Klang Ihrer

Stimme, ist es vielleicht nur der sonderbare Reiz Ihres Dialektes? Ich frage mich vergeblich und finde keine Antwort. Ich weiß nur, daß Sie mich jetzt glücklich machen und daß ich vor dem Augenblicke, da ich von Ihnen scheiden muß, bange.“

Kathi hörte mit wachsendem Vergnügen zu, mußte aber nichts weiter zu erwidern als das eine Wort: „Merkwürdig!“

Sie entzog langsam ihre Hand, erhob sich und ging an das Klavier, dessen Tasten Leo noch immer mit andauernder Unbarmherzigkeit schlug.

Sie klopfte Leo auf die Schulter und löste ihn ab. Kathi spielte mit geringer Fertigkeit, aber sehr musikalisch. Unaufgefordert sang sie mit heller Stimme ein österreichisches Lied um das andere. Klaus war ganz entzückt. Er dachte an den heißen Sonntag auf Sumatra, an dem in dem verbunkelten Zimmer der Plan seiner Rückkehr nach Deutschland gereift war, und er sagte sich, daß nun sein Sehnen gestillt sei. Als Kathi endlich mit tiefem Ausdruck das wehmüthige Kärntner Lied von dem verlassenen Mädchen noch einmal vertrug, da wären ihm gewiß die Thränen in's Auge getreten, wenn er sich nicht vor Leo, der gerade sein Glas abermals füllte, geschämt hätte. Das einfache volkstümliche Bild: „verlassen wie der Stein auf der Straßen“ machte wiederum einen ganz wunderbaren Eindruck auf ihn und prägte sich tief ein. Die letzten Worte:

„Da merkt' ich recht deutlich,
Wie verlassen ich bin!“

waren kaum verhallt, als lautes Sprechen und Gepolter im Nebenzimmer die Ankunft neuer Gäste ankündigte. Die schwachen Wände gestatteten, sogar die einzelnen Stimmen der lärmenden Gesellschaft zu unterscheiden. Kathi hatte aufgehört.

„Strusa, der Albersdorff und die Levini!“ sagte sie halblaut. „Die Gesellschaft aus der Flora . . . Wir wollen gehen!“

Klaus verlangte die Rechnung, Kathi setzte ihren Hut auf, und freute sich abermals, als sie im Spiegel den Diamanten funkeln sah.

Es währte einige Zeit, bis der Kellner die Rechnung brachte, und die drei, die zum Aufbruch vollkommen bereit waren, setzten sich noch einmal. Nebenan wurde geschrien, gejoht und überlaut gelacht. Sie sprachen kein Wort.

„Die amüsiren sich“, sagte sich Kathi, nicht ohne ein gewisses falsches Pathos — „amüsiren sich auf ihre Weise. Dasselbe Vergnügen war mir bestimmt gewesen. Wir haben nicht gelacht, aber ich bin mit dem Abend doch zufrieden.“ Ja, sie war gewiß mit dem Abend zufrieden. Wenn sie aber die Frage: ob sie sich in der Gesellschaft der Levini nicht besser unterhalten haben würde, in aller Aufrichtigkeit beantwortet hätte — wer weiß, wie dann die Antwort gelautet hätte?

Sie gingen, nachdem die Note regulirt war, schnell am Nebenzimmer vorbei und fuhren in der frischen Sommernacht der Stadt zu.

Vor dem Hause Zimmerstraße 99 verabschiedete sich Klaus von Kathi. Sie hatte ihm erlaubt, ihr am anderen Tage einen Besuch zu machen.

Als der Schlüssel von innen aus dem Schlosse gezogen war, und Klaus noch einen Augenblick stehen blieb, um zu hören, wie sich Kathi entfernte, sagte Leo: „Komm! — Was haben wir hier noch zu suchen? In der hübschen Person habe ich mich gründlich getäuscht! Ich dachte, wir würden lachen! Aber aus der ist ja kein Wort herauszubringen. Sieht da wie eine Dialonissin am Krankenbett, und das nennt sie eine ‚Heß!‘ Es thut mir leid, daß ich Dir nichts Besseres habe vorsehen können.“

„Sage kein Wort mehr!“ sagte Klaus sehr freundlich, indem er Leos Arm in den seinen legte. „Du hast Deine Sache gut gemacht! Ich bin zufrieden mit Dir, mein Sohn!“

„Dann sind Deine Ansprüche bescheiden. Hübsch ist sie ja! Aber urlangweilig!“

„Höre, Leo“, nahm Klaus nach einer kurzen Pause das Wort, während sie langsam durch die menschenleere Straße gingen, — es war inzwischen ein Uhr Morgens geworden — „Du wirst mich auslachen, aber daraus mache ich mir nichts. Es ist mir ganz klar geworden: ich bin in Fräulein Schöne bis über die Ohren verliebt, und ich weiß daher, was ich zu thun habe. Ich bin kein Kind mehr. Ich habe Mädchen und Frauen zu Dutzenden kennen gelernt — aus allen Ständen, aus allen Ländern — noch nie hat ein Weib einen solchen Eindruck auf mich gemacht. Wenn ich mir nicht sagte, daß es ein Unsinn ist, so ließe ich jetzt das Haus aufsperrn und würde zufrieden sein, wenn ich vor Ihrer Thür wachen könnte, nur um ihr nahe zu sein. Das klingt kindisch und thöricht. Es ist mir einerlei. Ich bin fest entschlossen, Alles zu thun, um dieses Mädchen an mich zu fesseln. Zehn Jahre habe ich mich unter Wilden herumgeplagt, habe nicht gewußt, was es heißt das Leben genießen. Nun will ich meinen Neigungen folgen. Ich habe mich um keinen Menschen auf der weiten Gotteswelt zu kümmern, ich bin frei und unabhängig, ich brauche keiner Seele über mein Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen. Das Weitere wirst Du Dir selbst sagen können.“

Leo war sprachlos vor Erstaunen. Er brachte nichts weiter über die Lippen als: „Um Gotteswillen!“

„Rede mir nicht darein! Wenn Du mein Freund bist, Leo, so hilf mir! Suche zu erfahren, wie es um das Vorleben des Fräulein Schöne bestellt ist.“

„Aber Klaus, so nimm doch Vernunft an! Was willst Du denn beginnen?“

„Ich bin entschlossen, Fräulein Kathi Schöne zu heirathen, wenn sie anständig ist.“

„Und wenn sie leichtsinnig ist?“

„Aus ihr meine Geliebte zu machen! Dann gehe ich mit ihr über's Meer — meinethalben sogar nach Sumatra zurück. Aber sie soll mir ge- hören, mir und keinem andern!“

Bei den letzten Worten zitterte seine Stimme, und er drückte Leo's Arm mit solcher Gewalt an seine Rippen, daß dieser vor Schmerz zusammenfuhr.

„Behalte einstweilen bloß die letztere Eventualität vor Augen, um Dir Enttäuschungen zu ersparen“, entgegnete Leo. „Amüßre Dich mit Kathi, und wenn Du durchaus heirathen willst, heirathe eine andere! Man heirathet doch nicht so ohne Weiteres eine Dame, die durch eine bloße Laune veranlaßt worden ist, sich der Gesellschaft des Prinzen Strusa und der Signora Levini für diesen Abend zu entziehen!“

Leo hatte unzweifelhaft Recht, aber gerade das verdroß Klaus.

„Es ist eine schlechte Gewohnheit, Leuten, die man gern hat, Dinge zu sagen, von denen man weiß, daß sie unangenehm wirken müssen“, sagte Klaus ärgerlich. „Ich mag jetzt nicht an den Prinzen Strusa erinnert werden. Ich mache mir keine Illusionen darüber, daß ich mich mit Gedanken trage, die ein Spießbürger verurtheilen mußte. Aber Du, als Künstler, solltest doch begreifen, daß das Regelrechte nicht für Jedermann das Richtige ist. Ich bin dem Gedanken an die Begründung eines Hausstandes, wenn er je in mir auftauchte, immer scheu ausgewichen, weil ich dabei eben immer nur das Regelrechte als einzig mögliche Grundlage erkannte. Und wenn ich mir eine sittige, saubere Hausfrau vergegenwärtigte, mit weißem Häubchen, mit weißer Schürze und dem Schlüsselbunde, — eine Frau, die, während ich ihr von Liebe sprach, an den Küchensettel und die große Wäsche dachte, dann überfiel mich, zugleich mit dem heiligen Respekte, den mir diese achtungswerthe Person einflößte, allemal ein geheimes Grauen, an der Seite eines solchen braven Weibes meine Tage zu beschließen.“

Sie waren am Ende der Straße angelangt, Leo wollte die Richtung nach den Linden zu einschlagen, aber Klaus behielt die Führung, überschritt mit Leo den Damm, kehrte um und ging die Zimmerstraße wieder herauf.

„Jetzt,“ fuhr er fort, „betrachte ich diese Möglichkeit eines eigenen Hausstandes von einer ganz anderen, viel freundlicheren Seite. Mir liegt nichts an Ruhe und der sogenannten Ordnung. Ich will leben und froh sein. Ich brauche keine Frau, die mir Knöpfe an die Hemden setzt, ich brauche ein heiteres Wesen, das mich anregt, das mir hübsche Lieder vorsingt, dem ich mit einer Freude, die ich Dir gar nicht beschreiben kann, zuhöre und zuhören möchte von Morgens früh bis Abends spät, dessen Anblick mir ein inniges Wohlbehagen giebt — eine Künstlernatur, eine Genossin, eine Geliebte! Ein solches Glück, das weiß ich wohl, ist nie ein ungetrübtes. Es will mit Opfern erstanden sein.“

Klaus seufzte tief auf und sagte leiser: „Mit schweren Opfern bisweilen! Aber da muß man dann Philosoph sein und sich sagen: daß es in keines Menschen Macht steht, die unabänderliche Vergangenheit zu ändern.“

Seine Stimme klang jetzt weniger zuberstichtlich. Klaus blieb stehen. Sie waren an dem Hause angelangt, das Kathi's Wohnung gegenüberlag. Die Straße war still. An der nächsten Ecke stand der Nachtwächter und unter-

hielt sich mit dem Collegien des benachbarten Reviers. Alle Fenster waren finster. Nur die beiden mit Gardinen verhängten Eckfenster des Hauses gegenüber waren erleuchtet.

„Daß, was mich allein kummern müßte, wäre die Reinheit der Gegenwart und der Zukunft, die mir gehören würde. Und dafür würde ich einstehe, glaube mir!“ fuhr Klaus fort, während er beständig nach den hellen Fenstern hinüberblickte. „Und kannst Du Dir denn nicht vorstellen, wie glücklich es mich machen würde, ein so schönes und liebes Mädchen aufzurichten, durch meine Sorgfalt heranzubilden, durch meine Liebe zu vereiteln, gewissermaßen erst in das Leben einzuführen? Sei versichert, daß ich dieser Pflicht eingedenk sein und meine Aufgabe erfüllen würde. Du lieber Gott, wer weiß denn, wie es um die Kindheit des armen Geschöpfes bestellt gewesen ist, und welche Beispiele es vor Augen gehabt hat? Eine schlechte, verderbte Natur ist es doch wahrhaftig nicht! Da braucht man das freundliche, klare Auge nur anzusehen. So schaut kein Mädchen drein, das sich wissentlich abgewandt hat von dem, was ihm als das Rechte gezeigt worden ist. Da kann man vielleicht von einem Unglück, aber da darf man nimmermehr von einer Schuld sprechen. Und wenn ein Mensch berechtigt ist, einen freieren, rein menschlichen Standpunkt einzunehmen und milder zu urtheilen, als es die lieblose Gesellschaft zu thun pflegt, so bin ich es, der dieser Gesellschaft vollständig fern steht und ihr gar nicht nahen mag. Was will ich denn thun? Ich heirathe schlimmsten Falls eine Wittve, die nicht verheirathet gewesen ist.“

Der Ausdruck, in dem Klaus diese Argumente vorbrachte, war viel kleinlauter als deren Sinn. Er war eben entschlossen, und fühlte nun das Bedürfniß, vor sich selbst und vor dem Freunde seinen Entschluß als einen durchaus vernünftigen zu rechtfertigen. Aber es wollte ihm doch nicht recht gelingen, sich mit seinen Beweisgründen völlig zu befriedigen. Er empfand bei alledem ein gewisses Unbehagen und bedauerte, daß Leo sich in hartnäckiges Schweigen verschloß und ihn weder durch Widerspruch reizte, noch durch Zustimmung stützte. — Das Licht wurde gelöscht. Da fand Klaus das einzig richtige Wort, das Alles erklärte.

„Was soll ich Dir noch sagen,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu, während er traurig zu dem nun ganz stillen und dunkeln Hause hinüberblickte. „Ich bin eben verliebt.“

Leo veranlaßte Klaus zum Weitergehen. Klaus blickte sich noch mehrmals um und sah nach der Richtung der Fenster Kathis hinüber, die sich nun von den übrigen nicht mehr unterschieden. Am Ende der Straße angelangt, machte Leo abermals den vergeblichen Versuch, nach den Linden zu abzuweichen, Klaus kehrte indessen wieder um und nöthigte den Freund, mit ihm die Zimmerstraße beständig auf- und abzugehen. Klaus sprach eifrig weiter. Leo, der allmählich sehr müde geworden war, hörte nur noch mit halbem Ohr. Die nächtlichen Straßenreiniger verrichteten schweigsam ihre harte Arbeit. Klaus, der sonst nicht eben an übertriebener Mittheilbarkeit litt, konnte kein

Ende finden. Als der Wächter die dritte Morgenstunde abpfliff, sah er sich das eigenthümliche Paar, das noch immer in demselben gemessenen Schlenderschritte auf dem Pflaster auf- und abspazierte, doch etwas genauer an.

Im Osten wurde es lichter. Der Tag brach schnell herein. In den Scheiben der ersten Stockwerke glitzerte der Widerschein der dunkelgoldigen Frühsonne. Die Straßenlaternen wurden gelöscht. Der Budiker beim Droschkenstande an der Ecke öffnete seinen Keller. Die Stadt erwachte langsam.

„Nun, gute Nacht!“ sagte Leo, der sich endlich zu einem längst sich regenden Entschlusse ermannte; „ich bin todtmüde und kann nicht mehr! Dich hält die Liebe wach, mich nicht. Wir sehen uns ja morgen, oder vielmehr heute, Du weißt, wo Du mich findest; und wenn ich etwas erfahre, das Dich interessiren kann, so suche ich Dich auf. Lebwohl! und ruhe sanft! Heda!“ rief er dem Kutscher der Nachtdroschke zu, den er derb rüttelte. „Marktgrafenstraße 65. Aber trab!“

Der Kutscher gähnte, reckte und streckte sich, kletterte langsam vom Bod herunter, schnallte den längst geleerten Futtereimer ab, kletterte ebenso langsam wieder herauf und trieb den steifbeinigen alten Gaul mit einem leichten Peitschenhiebe und einem leisen Kläh! an. Klaus ging noch einmal an Kathis Hause vorüber und begab sich zu Fuß in den Kaiserhof.

Er schlief fest und traumlos. Kathi träumte indessen von dem Brasilianer aus „Pariser Leben“, und als sie morgens erwachte und noch im Halbschlummer nach dem Ringe griff, den sie in den Kasten ihres Nachttisches gelegt hatte, sumnte sie, während sie die bunten Lichter des Steines in der Sonne spielen ließ, unwillkürlich zwischen den Zäunen die lustige Melodie:

„Bin Brasilianer und hab' Geld,
Ich komme aus der neuen Welt.“

Kathi verwandte heute auf ihre Morgentoilette eine ganz besondere Sorgfalt. Sie schärfte der Wirthin, Frau Milde, ein, das Zimmer so hübsch und sauber wie möglich herzustellen, denn sie erwarte gegen ein Uhr Besuch. Sie selbst entfernte aus den geschmacklosen Porzellanvasen die verwelkten Bouquets und legte als Schaustück auf den mit einer gehäkelten Decke bedeckten Ovaleisch vor dem Sopha ein großes Photographiealbum, in dem zwar nur wenige Bilder enthalten waren, das aber beim Oeffnen „Laßt uns scherzen“ und „Den lieben langen Tag“ spielte.

Es war noch nicht zwölf Uhr, als Klaus sein Zimmer verließ. Er hatte gebadet, gefrühstückt, er wußte nicht, was er mit der langen Stunde anfangen sollte. Er blieb im Hausflure stehen und las die Anschläge. Unwillkürlich suchte er zuerst nach dem Zettel der Walhalla. Das Programm war dasselbe wie am Abend vorher. Es war ihm unangenehm, daß der Name Kathi Schöne darauf stand. Und es verdroß ihn sogar, daß der Setzer für diesen Namen unansehnlichere Lettern gewählt hatte, als für den der

Vittoria Levini und der Akrobatenfamilie. Er empfand etwas wie getränkte Eitelkeit. Er schämte sich alsbald dieser lächerlichen Regung und trat langsam aus dem Hotel auf den Platz. Er ging, ohne an etwas Bestimmtes zu denken, durch die Wilhelmstraße den Linden zu und bog rechts in der Richtung auf die Friedrichstraße ab. Es war drückend heiß. Bei der ersten Anschlagssäule blieb er indessen wieder stehen und las wiederum den Zettel der Walhalla. Er schlenderte weiter. Jetzt mußte er nahezu eine Stunde unterwegs sein. Er sah nach der Uhr. Es war 20 Minuten über Zwölf. Er blieb vor dem Schaufenster eines Juweliers stehen. Da fiel ihm ein, daß es doch ganz passend sei, wenn er Fräulein Schöne irgend eine Aufmerksamkeit erweise, und die Kleine habe sich über den Ring so gefreut, sie scheine Gefallen an Schmuck zu haben. Er trat in den Laden ein und ließ sich Verschiedenes vorlegen. Er wählte ein geschmackvolles Collier von großem Werthe, zahlte und schlenderte weiter. Ob ihr wohl Blumen Freude machen würden? Er war in der Nähe der Wilhelmstraße an einem schönen Laden vorübergekommen, ohne die herrlichen Bouquets näher zu betrachten. Daß er daran nicht gleich gedacht hatte! Es war unverantwortlich von ihm. Aber er hatte ja zum Glück noch Zeit. Erkehrte wieder um, fand den gesuchten Laden und kaufte das schönste Bouquet, das zu haben war. Mit dem großen Strauß konnte er sich nicht selbst schleppen, aber er wollte die Freude haben, ihn persönlich zu übergeben. Er ließ eine Droschke vorfahren. Es war noch immer zu früh. Vielleicht naschte die Kleine gern? Er hieß den Kutscher in langsamem Tempo die Linden und Friedrichstraße hinunterfahren. Als er bei einem Confiseur vorüberfuhr, ließ er halten und stieg aus. Er kaufte einen Korb mit verzuckerten Früchten, eine Kiste mit Chocolade von Marquis, er kaufte Bonbons und Pralines und konnte das Lachen kaum unterdrücken, als ihm das große durch ein rosa Band zusammengehaltene Packet in die Droschke gereicht wurde. Aber er war zufrieden mit sich, und nun war die lange Stunde wirklich ungefähr zu Ende. Nun durfte er nach der Zimmerstraße fahren.

Als der Wagen hielt und Klaus die erstandenen Herrlichkeiten, die er im Wagenleder hinter dem Rücksiß geborgen hatte, zusammensuchte, mußte er wieder lächeln. Kathi, die am Fenster gewartet und gehört hatte, wie der Wagen vor der Thür anhielt, lugte hinter dem Vorhange auf den Ankommenden herab und lächelte ebenfalls, als sie den schönen Strauß und das Packet mit dem rosa Bande erblickte. Er sah flüchtig zu dem Fenster hinauf, ohne Kathi zu erspähen. Kathi sprang in das Zimmer zurück, nahm Schillers Gedichte, die sie immer las, wenn sie Besuch erwartete, zur Hand und setzte sich auf das harte Sopha. Es klingelte, die Wirthin öffnete, es klopfte an die Thür. „Herein!“ rief Kathi mit gleichgültiger Stimme, ohne aufzusehen und ohne sich in dem Genuße des Ganges nach dem Eisenhammer stören zu lassen, und Klaus trat ein. Die Wirthin schloß die Thür hinter ihm. Er kam sich mit den Blumen in der rechten, den Süßigkeiten in der linken Hand und dem Geschmeide in der Rocktasche in diesem Augenblicke selbst komisch vor.

„Ah! Herr von Bever!“ rief Kathi freudig überrascht aus, indem sie sich erhob. „Das ist aber gescheit!“

Und auf die Blumen deutend, fügte sie hinzu: „Doch nicht etwa für mich?“

„Für Sie! Alles für Sie!“ sagte Klaus, während er ihr den Strauß reichte und das Packet auf den Tisch legte. „Das auch!“

„Aber, wie können Sie nur!“ schmolte Kathi mit mehr Anmuth als Wahrhaftigkeit. Sie enthielt sich über die Pracht der Blumen, und hatte eine kindische Freude am Confect. Gerade das aß sie so gern, und es war ganz eigenthümlich, wie Klaus ihren Geschmack, den sie Gusto nannte, getroffen!

„Und das gehört Ihnen auch,“ sagte Klaus, während er nicht ohne eine gewisse Befangenheit das Packet aus der Rocktasche nahm.

„Aber nein“, versetzte Kathi, indem sie ihre Stimme um einige Töne herabstimmte und mit dem Ausdruck einer ganz reizenden Verlegenheit bald auf Klaus, bald auf die eigenthümliche Form des geheimnißvollen Päckchens blickte. Mit zögernder Spielerei entfernte sie endlich die papierne Hülle. Als sie des lederen Etuis ansichtig wurde, bedeckten sich die zarten Wangen mit leichtem Roth, und sie hob drohend den Finger auf. Sie öffnete das Etui.

„Aber ganz prachtvoll!“ rief sie in aufrichtiger Bewunderung aus. „Nein, was Sie mir damit für eine Freude machen, das kann ich Ihnen gar nicht sagen! Nein, zu schön!“

Die Levini hatte einen Schmuck, der diesem ziemlich ähnlich war. Und wie hatte Kathi die seriöse Collegin darum beneidet! Kathi setzte als selbstverständlich voraus, daß auch dieser Pariser Imitation sei. Als solcher war er ja immerhin noch kostbar genug. Als sie aber die bekannte Firma des Juweliers auf dem Etui las, wurde sie stutzig. Sie nahm das Collier behutsam heraus und prüfte es mit klopfendem Herzen. Am Schloß war richtig der Goldstempel. Sie verstand zwar nicht viel von Edelsteinen. Aber sie hatte doch den richtigen Instinct. Das Ganze machte durchaus den Eindruck des Echten. Sie hüpfte wie ein Kind durch's Zimmer und wiederholte mehrmals: „Nein, es ist zu schön, viel zu schön!“ Sie löste vor dem Spiegel die obersten Knöpfe ihres einfachen, aber sehr kleidsamen Morgenrockes und improvisirte, indem sie die beiden Enden des Obertheiles nach innen bog, einen discreten Ausschnitt. Sie legte das Halsband um und studirte dessen Wirkung zum heitern und ernstern Gesichtsausdruck.

„Sind Sie mir denn wirklich so gut?“ fragte sie, während sie sich Klaus zuwandte und ihm die Hände entgegenstreckte.

„Ja“, erwiderte Klaus. Er zog sie sanft an sich. Sie sträubte sich nicht mehr. Er faßte den kleinen Kopf in seine beiden großen Hände und gab ihr den ersten andächtigen Kuß auf die Stirn. Als er die zarte Gestalt an seiner Brust fühlte, und fühlte, wie sich behutsam ihr Arm um seine Hüfte legte, da hätte ihm das Herz vor Wonne springen mögen. Er

ließ lange seine Lippen auf der Stirn des geliebten Mädchens ruhen und athmete tief und schwer.

„Ich hab' Sie ja auch so gern“, flüsterte Kathi. Sie sprach nicht die Unwahrheit. So herzlich und so respectvoll hatte noch Keiner mit ihr verkehrt. Es war ihr ganz klar, daß Klaus Anderes für sie empfand als die Andern.

„Wenn das wahr, und wenn es Ihnen ernst ist, dann bleiben wir zusammen“, rief Klaus. „Hören Sie mich an, Kathi! Ich bin nicht der Mann des langsamen Abwägens, aber ich handle auch nicht unüberlegt und weiß sehr wohl, was ich sage und thue. Ich habe Sie von Herzen lieb! Sie haben es mir angethan, Sie allein können mich glücklich machen. Wenn Sie Ihr Herz nicht vergeben haben und es mit Ihrem Gewissen vereinbaren können, einem anständigen Manne, der Ihnen seine Liebe und sein vollstes Vertrauen entgegenbringt, die Hand zu reichen, so schlagen Sie ein!“

Kathi verstand nur halb, verstand nur die Liebeserklärung; den Heirathsantrag verstand sie nicht.

„Nur nicht so stürmisch!“ sagte sie lächelnd. „Ich habe keinen Andern lieb, und Sie bleiben ja hier? Wir werden uns ja noch besser kennen lernen und sehen, ob wir zu einander taugen. Den schönen Schmuck trag' ich heut Abend Ihnen zu Ehren“, setzte sie hinzu in der Absicht, Klaus etwas Verbindliches zu sagen.

„In der Walthalla?“ fragte Klaus.

„Das versteht sich! Werden die Andern Augen machen!“

„Davon kann nicht mehr die Rede sein,“ sprach Klaus sehr ernsthaft.

„Ich erlaube Ihnen auf keinen Fall, heute aufzutreten.“

„Wär' nicht übel!“ lachte Kathi. „Mit einer halben Monatsgage würde ich gestraft, wenn ich nicht käme!“

„Meinetwegen mit einer ganzen und einer Conventionalstrafe dazu! Sie dürfen nicht wieder auftreten! Ich mag das blaue Costüm mit Schwanenpelz nicht mehr sehen, und ich will nicht, daß man Ihnen Karten in die Garderobe schickt und Sie zu Soupers ladet. Ihr Contract wird gelöst! Das will ich Alles schon in Ordnung bringen. Und hier dürfen Sie auch nicht wohnen bleiben,“ fuhr er fort, indem er sich in dem dürftig möblirten Stübchen umblickte. „Hier ist es zu traurig! Sie nehmen sich eine freundliche Wohnung in irgend einem Hotel Unter den Linden, wo Sie sich behaglich fühlen und wenigstens Leute sehen. Sie sollen es so bequem und hübsch haben, wie Sie es verdienen. Sehen Sie mich nicht so erstaunt, so unglaublich an! Es ist mir sehr ernst gemeint! Und eine Gesellschaftsdame müssen Sie sich engagiren, da ich in der nächsten Zeit doch nicht den ganzen Tag mit Ihnen zusammen sein darf und nicht wünsche, daß Sie mit Ihren bisherigen Bekannten den Verkehr fortsetzen. Sie glauben nicht, wie glücklich es mich macht, Ihnen ein neues Leben zu eröffnen, Ihr Dasein von Grund aus erst aufzubauen und Ihnen Alles zu bieten, was ich zu bieten vermag,

um es zu erheitern.“ Er stockte einen Augenblick, dann setzte er beinahe schüchtern hinzu: „Und wir brauchen uns nicht einzurichten. Wir haben genug!“

Kathi hörte das Alles mit wachsendem Erstaunen, wie im Taumel. Das war ja ein wahrhaft betäubendes Programm, das der große blonde Mann, der ihr gegenüber saß, wie etwas ganz Einfaches vor ihr entrollte. Eine Wohnung Unter den Linden, eine Gesellschaftsdame! Das setzte einen Aufwand in Toiletten, ein Leben in Saus und Braus voraus, wie sie es selbst in ihrer kühnsten Phantasie sich nicht hatte träumen lassen. Und das sollte zur Wirklichkeit werden, und nicht erst über Jahr und Tag, nein, auf der Stelle! Auf einen Augenblick befiel es sie wie ein Schwindel — aber nur auf einen Augenblick. Dann stellte sich die völlige Nüchternheit bei ihr ein. Sie überschaute klaren Blicks, was ihr soeben noch verworren vor den Augen geschwirrt hatte. Sie sah vor sich die Zukunft, die sich ihr erschloß, und ihre erste Regung war nun: sich das Verheißene zu sichern. Dieses Gefühl war so stark in ihr, daß sie sich nicht einmal mehr herzlich freuen konnte.

„Lieber Freund,“ sagte sie sehr ernsthaft, „reden wir miteinander wie verständige Leute! Verlangen Sie wirklich von mir, daß ich meine Carrière aufgeben soll? Und wissen Sie, was das heißt? Ich bin jetzt freilich in einer untergeordneten Stellung, aber ich habe bessere Tage gekannt und habe ein Engagement, das mir wieder bessere Tage verspricht. Und wenn Sie meiner überdrüssig werden, soll ich dann noch einmal von vorn anfangen? Der Umzug von der möblirten Stube in der Zimmerstraße nach dem Hotel Unter den Linden ist bald gemacht; wenn es aber heißt, vom Lindenhofel in die möblirte Stube der Zimmerstraße zurückziehen — dann kostet's Thränen.“

„Sie sind ein Kind,“ erwiderte Klaus mit gutmüthigem Lächeln. „Sie kennen mich eben noch nicht, aber Sie sollen mich noch kennen lernen und lieb gewinnen.“ Er legte den Arm um ihren Hals, drückte ihren Kopf an seine Brust und küßte sie auf den Scheitel.

„Für's Leben sollst Du Dich mit mir verbinden, — für's Leben!“ sagte er leise, und der starke Mann zitterte wie ein ängstliches Kind.

Kathi war beruhigt. So sprach kein leichtsinniger Courtmacher, das war die Sprache eines wahrhaft Verliebten. Sie fühlte sich nun ihrerseits veranlaßt, Klaus klar zu machen, daß er seine Neigung keiner Unwürdigen schenke, und erzählte ihm mit dem treuherzigsten Ausdruck und in dem einschmeichelndsten Dialekte ihrer Heimat, wie sie durch Familienunglück dazu gedrängt worden sei, ihr Glück auf der Bühne zu suchen. Ihre Mutter habe sie schon als kleines Kind verloren. Ihr Vater, ein wohlhabender Lederhändler in der Leopoldstadt, sei durch die Börse ruinirt worden. Ein Freund des Hauses habe in ihr einige Begabung für's Theater erkannt, sie sei in der Theaterschule ausgebildet worden, habe als Opernsoubrette ein

Engagement in Klausenburg erhalten, der Director habe da schlechte Geschäfte gemacht, und von da sei sie, ohne zu wissen, daß sie zu einer Chansonettenfängerin degradirt werden solle, durch einen Agenten nach Berlin gelockt worden, wo es ihr herzlich schlecht ergangen sei. Sie sei froh gewesen, als sie vor drei Monaten eine wenigstens finanziell leidliche Stellung an der Walhalla bekommen habe. Aber es sei ihr fester Entschluß gewesen, zur Oper zurückzukehren, und es sei ihr die Möglichkeit dazu geboten worden. Nun solle es also anders werden! Gott gebe, daß es gut werden möchte! Die Gesellschaftsdame leuchtete Kathi am meisten ein. Sie hatte sich immer so allein gefühlt!

Klaus lauschte mit Entzücken dem gewandten Geplauder und glaubte an Alles, was Kathi ihm erzählte, wie an das Evangelium. Er hatte eine stolze Empfindung, wie ein Sieger, daß es ihm gelungen war, Kathi seinem Willen gefügig zu stimmen, daß sie ihm wirklich das Opfer bringen wollte, das, was sie ihre Carrière nannte, ihm zu Liebe aufzugeben, und nebenbei eine Wohnung Unter den Linden zu beziehen.

„Wenn Du wirklich darauf bestehst, daß ich heute nicht singen soll, dann ist's die höchste Zeit, daß ich absage. Mit dem Theaterarzte stehe ich gut.“

„Bekümmere Dich nicht darum!“ versetzte Klaus. „Das will ich schon durch Schneider ordnen lassen. Jetzt finde ich ihn noch bei Töpfer zum Frühstück. Ich miethe gleichzeitig die Wohnung. Inzwischen packe Deine Sachen zusammen. In anderthalb Stunden hole ich Dich ab, wir machen unsere Einkäufe, und Du ziehst heute Nachmittag schon in Dein neues Reich ein. Was heute geschehen kann, soll nicht auf morgen verschoben werden, nicht wahr, mein Schatz?“

Er streichelte lieblosend die schwarzen Haare, beugte sich zu ihr hinab und raunte ihr in's Ohr: „Und nun, da wir einig sind, müssen wir über Alles wie vernünftige Leute sprechen können. Das sind Deine eigenen Worte. Wenn man umzieht, muß man noch alles Mögliche glatt machen, da sind vielleicht auch noch Lieferanten, die auf den Gagetag vertröstet waren; und um die Gage wird's diesmal schlecht bestellt sein. Auf dem Tische liegt meine Brieftasche. Bring' Alles in Ordnung! Und nicht böse sein! Adieu! Auf Wiedersehen!“

Er küßte sie auf die Wange, nahm seinen Hut und grüßte von der Schwelle noch einmal mit glücklichem Lächeln.

Kathi blieb eine kurze Zeit in der Mitte des Zimmers stehen, wo Klaus sie verlassen hatte. Sie sah sehr ernst aus. Dann schüttelte sie langsam den Kopf, trat bedächtig an den Tisch und setzte sich. Sie öffnete die Brieftasche, in der etwa 2000 Mark in Hundert- und in Fünzigmarkstheinen enthalten waren. Klaus hatte die Tasche, die er verstohlen hingelegt hatte, nicht geöffnet und die darin befindlichen Papiere also auch nicht herausgenommen. Kathi las die ihr unverständlichen Schriftstücke, die

sich auf ihr unbekannte Dinge bezogen, gleichwohl mit lebhaftem Interesse, u. A. auch einen Brief von Wilhelm aus San Francisco, der für Ausgang des Jahres seine Ankunft in Europa in Aussicht stellte. Sie blieb einige Zeit sinnend sitzen. Der Kopf war ihr benommen. Plötzlich erhob sie sich mit einem Rucke, schob einen großen Korb, der in dem finstern Kloben gestanden hatte, mitten in's Zimmer, öffnete den Schrank und zog die Laden der Commode auf. Sie nahm ein Kleidungsstück nach dem andern in die Hand, und prüfte es auf die Frage hin, ob es überhaupt der Mühe des Mitschleppens lohne. Was sollte sie mit all' dem billigen Blunder noch anfangen? Das eine war abgetragen, das andere unmodern! Der Wirthin würde es Freude machen, und deren Kleine, die in einem Putzgeschäft lernte, könne es vollends auftragen. Eine einzige Toilette, — dieselbe, die sie gestern getragen, bestand die Prüfung. Als Kathi die Wäsche zusammenfachte, kam ein Gefühl wirklicher Beschämung wegen deren geringer Quantität und Qualität über sie. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie sich nicht noch in aller Eile eine Ausstattung beschaffen solle; die Mittel dazu waren ja da, aber die Zeit war zu knapp bemessen. Und wozu? Klaus wußte ja, daß sie nichts hatte, er hatte ja schon von den nöthigen Einkäufen gesprochen. Das war nun Alles ein Abmachen! Sie schob den leeren Korb wieder in den Kloben, schloß die Thür des Schrankes und schloß die Schubladen.

Sie rief die Wirthin, die ihr beim Umkleiden behülflich sein sollte. Während diese das Nieder des dunkeln Sommerkleides zutnöpfte, erzählte ihr Kathi, daß sie heute noch ausziehe, und da sie mit ihr zufrieden gewesen sei, wolle sie den Monat voll zahlen und ihr für die Kleine — die Gustel, die sie sehr gern habe, weil es ein gescheidtes Mädel sei, — die Kleider und Wäsche schenken. Frau Wülke war hoch erfreut und sagte einmal um das andere: sie habe es immer gesagt, daß es dem Fräulein noch einmal gut gehen müsse, das Fräulein habe ein besseres Loos verdient. Einige wenige Kleinigkeiten, an denen Kathi etwas lag — darunter auch der Band Schiller'scher Gedichte und das Album mit Musik — der Schmuck, die Bonbons und die Toilettensachen waren schnell zusammengepackt; der Koffer mit Theatergarderobe wurde der Obhut der Wirthin übergeben; Kathi zog den Staubmantel über, setzte den Hut auf, befestigte den Schleier, stellte die kleine Tasche neben sich, ließ sich auf das Sopha nieder und nahm das Bouquet in die Hand. Sie war zur Abreise fertig — zur Abreise in eine neue Welt, in ein neues Leben. Sie ließ wenig zurück, nicht einmal ein flüchtiges Bedauern.

So saß sie da und wartete auf Klaus.

Klaus hatte Leo richtig getroffen und diesen von Allem unterrichtet. Leo seinerseits hatte keine Zeit verloren und bei einem Theateragenten Erkundigungen über Kathi eingezogen. Die Nachrichten lauteten nicht gut und nicht schlecht. Kathi war die Tochter eines Schuhmachers in der Josefstadt, war Verkäuferin in einem Ledergeschäft gewesen und hatte, da es ihr da nicht gefiel, ein Unterkommen an irgend einer kleinen Bühne gesucht. Sie

war als Choristin in Klausenburg engagirt worden, von da nach Prag in eine Singspielhalle und von da nach der Walhalla gekommen. „Nachtheiliges an amtlicher Stelle nicht bekannt,“ würde das Führungszeugniß gelautet haben, womit ihr natürlich noch kein Attest als Vestalin ausgestellt sein sollte. Ein sogenanntes festes Verhältniß konnte ihr nicht nachgesagt werden. Seit einiger Zeit bemühte sich der Prinz Strusa um sie; ob mit Erfolg oder nicht, war nicht mit Sicherheit zu sagen. Die Wahrscheinlichkeit sprach für das Erstere.

Sobald Leo erfahren hatte, wie die Sachen lagen, war sein Programm fertig. Wozu sollte er in des Teufels Küche kommen? Klaus war ja alt und vernünftig genug. Was hatte er davon, wenn er Klaus reinen, oder unreinen Wein einschenkte? Nichts als Verdruß. Er hatte ihn gewarnt, damit hatte er Alles gethan, was man von ihm verlangen konnte.

Er erzählte also Klaus nur das Angenehme und behielt das Fragliche für sich. Klaus drückte ihm herzlich die Hand. Leo hatte sich als der alte treue Freund bewährt.

Die Beiden bestellten im Hotel de Rome für Kathi eine Wohnung, bestehend aus Salon, Speisezimmer, Ankleidezimmer und Schlafgemach und daneben ein Zimmer mit Kloben für die Gesellschafterin, die noch zu finden war. Leo begab sich zu Fechter, um mit diesem die Bedingungen, unter denen Fräulein Schöne ihrer contractlichen Verpflichtungen enthoben werden könne, zu vereinbaren, und Klaus fuhr in der Equipage des Hotels nach der Zimmerstraße zurück.

Er freute sich unsagbar, als er Kathi mit den Blumen in der Hand und zum Aufbruche bereit auf dem Sopha sitzen sah. Und als diese mit wirklich drolligem Ausdruck ihm sagte: „Ich hab's mir überlegt, ich lasse den ganzen Kram hier, es ist nichts dabei verloren, — Du magst mich nun nehmen, wie ich hier stehe und gehe!“ da war er so aufrichtig entzückt, daß er Kathi eine Minute lang in seinen Armen festhielt, sie herzlich küßte und versicherte, sie sei ein geniales Mädchen.

Kathi rief die Wirthin, verabschiedete sich freundlich von ihr, sah sich noch einmal um, legte ihren Arm in den des übergelücklichen und ganz verliebten Klaus und die Beiden zogen vergnügt davon.

Frau Milde blickte ihnen nach, bis der Wagen um die Ecke bog. Sie schüttelte bedächtig den Kopf und sagte, während sie am Fensterkreuze die Papp-tafel mit der Aufschrift: „Herrschastlich möblirtes Zimmer zu vermieten“ befestigte, mit einer gewissen Weihe, als verkünde sie einen tiefen Weisheitspruch: „Ja, ja, wenn der Mensch Glück hat! Und Glück muß der Mensch haben“, setzte sie philosophisch hinzu, indem sie die Scheiben schloß, „das ist die Hauptsache!“

Kathi fand sich in den neuen Verhältnissen mit einer Schnelligkeit zu recht, die wahrhaft erstaunlich genannt werden kann. Bei den ersten Einkäufen war sie noch etwas schüchtern gewesen und hatte Alles viel zu schön und

viel zu theuer gefunden. Als sie aber einsah, daß sie für den ganz unpraktischen Klaus eintreten und die Führung übernehmen müsse, und die Bedingungen des Daseins, wie dieser es einrichten wollte, überschaute, handelte sie mit einer Sicherheit, als ob sie durch eine jahrelange Erfahrung unterstützt werde. Sie wunderte sich kaum noch und fand Alles, was geschah, ganz in der Ordnung. Sie gab den Leuten in den Läden ihre Aufträge mit der ruhigen Sachlichkeit einer vornehmen und reichen Frau, während Klaus passiv zur Seite stand. Ein paar Stunden hatten genügt, um die Metamorphose zu einer vollständigen zu machen und die Tochter des Schusters aus der Josefstadt, die gewesene Choristin und Chansonettenfängerin, die vor acht Tagen noch wegen des Preises des ersten Frühstücks mit der Wirthin gezeilt hatte, in eine Dame zu verwandeln, die während einer zweistündigen Nachmittagsfahrt ohne besondere Aufregung für Tausende von Mark gekauft und bestellt hatte.

Als sie in das Hotel zurückkehrten, theilte ihnen der Portier mit, daß verschiedene Cartons gebracht seien, die er in das Zimmer des gnädigen Fräuleins habe legen lassen. Kathi packte die angekauften Gegenstände aus, und erst jetzt hatte sie die rechte Freude daran. Einigemal sah sie sich indessen doch zu unliebsamen Bemerkungen über die Tölpelhaftigkeit der Verkäufer veranlaßt, die in Einzelheiten ihren gemessenen Ordres zuwidergehandelt hatten. Die Beiden nahmen die Mahlzeit im Hotel in Kathis Speisezimmer und machten darauf eine größere Spazierfahrt. Als sie um die siebente Abendstunde durch die Thiergartenstraße nach dem Zoologischen Garten rollten, sagte Kathi: „Du glaubst gar nicht, wie froh ich bin, daß ich mich jetzt in der heißen Garderobe nicht zurecht zu machen brauche!“

Klaus war so glücklich darüber, daß er das fehlende Dankeswort nicht vermißte. Er verabschiedete sich heute früh von ihr, da sich Kathi angegriffen fühlte und von den Besorgungen sehr abgespannt war. Mit dem Mädchen im Hotel ließ sie sich indessen doch in eine etwas längere Unterhaltung ein, als eigentlich geboten war. Als das Mädchen sie fragte, ob es ihr beim Auskleiden behülflich sein dürfe, begnügte sie sich nicht damit, dieses Anerbieten einfach abzulehnen, sondern erzählte, unaufgefordert, daß sie mancherlei kleine Gewohnheiten habe, die erlernt sein wollten, und daß man es ihr das erste mal nie recht machen könne; sie sei daher auch sehr unglücklich darüber, daß sie ihre Kammerjungfer, die sie mühsam angelernt, plötzlich habe entlassen müssen. Sie habe nun schon eine andere engagirt, die morgen in ihren Dienst treten werde. Sie bestellte für den andern Morgen um neun Uhr das Bad, um zehn Uhr das Frühstück, um elf Uhr den Friseur und befahl, daß vor zwölf Uhr Niemand vorgelassen werde. Nachdem das Mädchen mit artigem Wunsche für eine gute Nacht sie verlassen, betrachtete Kathi noch einmal die angekauften Gegenstände, probirte vor dem großen Spiegel das eine und das andere Stück und ordnete darauf Alles in die Commoden und Schränke. Sie begab sich zur Ruhe und schlief.

nachdem sie sich in dem ungewohnt breiten und guten Bette zurechtgefunden, in dem Gedanken an all die schönen Sachen, die am folgenden Tage abgeliefert werden sollten, behaglich ein.

Klaus war langsam die Linden heruntergegangen. Vor der Thür von Dressel hatte ihn einer der Herren, deren Bekanntschaft er gestern gemacht hatte und der gerade in die Restauration eintreten wollte, angesprochen und ihn gefragt, ob er nicht mit den Herren vom Stammtisch zu Nacht speisen wolle. Klaus hatte die Einladung dankend abgelehnt und seinen Weg fortgesetzt. Es war ihm unangenehm gewesen, daß ihn Jemand in seinen Grübeleien gestört hatte. Er hatte den Kopf und das Herz voll. Er wollte nachdenken, sich Manches überlegen, zu einem Ziele, das er deutlich vor sich sah, gelangen. Aber er kam mit seinen Gedanken nicht vom Flecke, er blieb am Ausgangspunkte stehen und sah mit seinem geistigen Auge das Ziel immer in der selben Ferne. Er ging durch das Brandenburger Thor in den Thiergarten und schlug die von Dellampen nur spärlich beleuchteten Seitenwege ein, die der Berliner wegen des Gefindels, das da herumstreicht, in den Abendstunden zu meiden pflegt. Seit vierundzwanzig Stunden, seit dem Augenblicke, da Klaus die hübsche Wienerin erblickt hatte, war er wie in einem ununterbrochenen Nausche gewesen. Er hatte keinen anderen Gedanken als den an Kathi fassen können und fassen wollen. Der Abend war schwül und schwer. Es lag ein Gewitter in der Luft. Am Himmel glänzte kein Stern, und kein Blättchen regte sich an den alten müden Bäumen. Klaus ging tiefer und tiefer in die menschenleeren Gänge des Thiergartens hinein. Er hörte nur das Knarren seiner Stiefel und in der Ferne das gedämpfte Geräusch der auf der Chaussee rollenden Wagen und des monotonen Hufschlags, das aus dem eigenthümlichen Surren des großstädtischen Treibens deutlicher herausklang. Es begegneten ihm ab und zu zweifelhafte Liebespaare und einsame Strolche. Er beachtete sie nicht, sie interessirten ihn nicht. Er hatte kein anderes Bedürfniß als das, unbehelligt zu bleiben. Einigemal athmete der starke Mann so tief auf, daß es fast wie ein Seufzer klang. In seinem Hirn wogte es stürmisch. Er dachte an die verschiedenartigsten Dinge und Personen zu gleicher Zeit, an die Liquidation seiner Geschäfte auf Sumatra, an den Prinzen Strusa, an das lächelnde Gesicht eines der dienstfertigen Verkäufer, der Kathi bedient hatte; es lag ihm centnerschwer auf der Brust. Er empfand in der ozonarmen drückenden Luft eine Schlassheit, die er nicht bemeistern konnte. Eine trübe, beinahe finstere Stimmung kam über ihn — der Rückschlag all' der freudigen Erregungen, die ihn in den letzten Stunden durchzittert hatten. Einigemal schien sich aus dem wirren Gewühl halb durchdachter Gedanken, flüchtiger Einfälle und unklarer Empfindungen in deutlicherer Gestalt die Frage hervorbrängen zu wollen: ob es denn recht sei, was er thäte und thun wollte; das aber machte ihn nur unwirsch, und er gab sich Mühe, an etwas Anderes zu denken. Er wollte sich nicht fragen und wollte nicht antworten.

Auf einmal überraschte er sich, wie er mit halblauter Stimme sagte: „Das ist meine Sache und geht Niemanden etwas an!“ Es war ihm nun, als ob er das befreiende Wort gesprochen hätte. In demselben Augenblicke fuhr auch ein ziemlich heftiger Windstoß durch die Bäume. Er ging fester und schneller auf die Lichter zu, die er linker Hand durch das Gesträuch blicken sah. Es fing an zu tropfen. In der Hohenzollernstraßen-Ecke nahm er eine Droschke und fuhr nach dem Kaiserhofe.

Er öffnete die beiden Fenster des Salons. Der Regen strömte großtropfig herab und schlug klatschend auf den Asphalt. Der tiefschwarze Himmel erhellte sich von Zeit zu Zeit in dem hellbläulichen Lichte des leuchtenden Wetters. Klaus stand in Hemdsärmeln am Fenster und sah auf die Droschken hinab, deren Kutscher im Innern des Wagens Schutz gegen das sich mit aller Gewalt entladende Unwetter suchten. Die traurigen Pferde ließen die Köpfe noch tiefer als gewöhnlich hängen.

Klaus fühlte sich frischer. Er schellte dem Kellner, ließ die Lichter auf dem Schreibtische anzünden, aus dem Tintenfaß die eingetrocknete Tinte entfernen und frische hineingießen, bestellte Briefpapier, Couverts und Thee mit Rum, und steckte eine Cigarre an. Er ging in dem geräumigen Zimmer auf und ab, bis der Kellner das Verlangte gebracht hatte. Er band die Krabatte ab, knöpfte das Hemd auf, schlug den Kragen zurück und empfand mit Behagen die frische Feuchtigkeit der Luft an der nackten Brust. So setzte sich Klaus an den Schreibtisch und schrieb, während die Lichter flackerten, die Fensterrahmen geräuschvoll aufeinander schlugen, und der Regen auf das Pflaster platschte:

Herrn Dr. jur. Gottlieb Beyer,

Docenten an der Universität

zu Greifswald.

Berlin, Kaiserhof, 2. August 1878.

Lieber Gottlieb!

Wie Du aus dem Datum dieses Briefes ersiehst, bin ich wieder in Deiner Nähe. Wir müssen uns bald sehen. Du weißt, daß ich ein schlechter Brieffschreiber bin. Ich erzähle Dir Alles. Es ist mir gut ergangen, ich bin ein wohlhabender Mann. Aber Du darfst mir noch zu etwas Besserem gratuliren. Ich habe mich verliebt und verlobt. Verlobt mit einem entzückenden, blutjungen Mädchen aus Wien, das das reizendste Deutsch spricht, das ich je gehört habe. Fräulein Kathi Schöne war bis zu unserer Verlobung Künstlerin; mir zu Liebe entsagt sie der Kunst. Sie ist von bescheidenem Herkommen, aber aus durchaus achtbarer Familie. Ich schildere Dir meine Braut nicht, Du sollst sie sehen. Da wir einig sind, steht unserer Vereinigung nichts im Wege, und sobald den gesetzlichen Formalitäten entsprochen werden kann, soll die Hochzeit sein. Ich schreibe an Elise in Husum und an Wilhelm in San Francisco. Den Lübedern wirst Du wohl

die Anzeige machen, da unser Verkehr aufgehört hat. Ich erwarte Deinen Besuch, oder ich komme zu Dir. Ich bin sehr glücklich. Herzlich
Dein

Klaus.

Die angekündigten Briefe an die Frau Pastorin und an Wilhelm waren fast wörtlich mit diesem gleichlautend. Klaus adressirte und siegelte, sie blies die Lichter auf dem Schreibtisch aus, warf die Cigarre zum Fenster hinaus und schloß die Scheiben. Er entkleidete sich, ganz gegen seine Gewohnheit. sehr langsam und blieb wohl noch eine Viertelstunde auf dem Bette mit auf die Knie gestützten Händen sitzen, den Blick beständig auf das bunte Muster des kleinen Teppichs gerichtet, auf dem seine nackten Füße standen. Endlich löschte er das Licht aus und legte sich nieder. Während er sich auf die rechte Seite herumwarf, murmelte er noch einmal vor sich hin: „Es geht Niemanden etwas an.“ Er blieb noch einige Zeit mit offenen Augen in der Dunkelheit liegen, bis der Schlaf die schweren Lider schloß.

Am andern Morgen um halb zwölf wurde Klaus von dem Portier des Hotel de Rome mit dem Bescheide abgewiesen, daß das gnädige Fräulein vor zwölf Uhr für Niemanden zu sprechen sei. Klaus stuzte einen Augenblick; gleich darauf fand er es indessen ganz in der Ordnung. Es fiel ihm ein, daß Kathi flüchtig den Wunsch geäußert hatte, der Wohlthätigkeitsvorstellung beizuwohnen. Er verschaffte sich mit hohem Aufgeld eine Loge und schickte einen Zettel an Leo, dem er nach dem Theater ein Rendezvous gab.

Kathi sah in dem neuen eleganten Morgenkleide, mit der einfachen, aber kunstgerechten Frisur, ungemein reizend aus, und Klaus umarmte und küßte sie mit einer Leidenschaftlichkeit, als wäre es ein Wiedersehen nach langer Trennung. Kathi war sehr aufgeräumt, zeigte ihm, wie sie Alles schön geordnet hatte, und schalt über die Unzuverlässigkeit einiger faumseligen Lieferanten.

„Darf ich Dir Etwas zum Frühstück anbieten?“ fragte sie, ohne scherzen zu wollen. Klaus nahm dankend an, und Kathi machte dem Zimmerkellner ihre Bestellungen.

Während sie mit gutem Appetit und beide in gemüthlichster Stimmung das kalte Geflügel verzehrten, übergab ihr Klaus die Logenbillets.

„Das ist doch zu verdrießlich“, sagte Kathi. „Meine anständigen Kleider werden erst übermorgen fertig. Ich habe nichts anzuziehen! Ich kann unmöglich in's Theater gehen.“

„Das würde mir leid thun!“ versetzte Klaus. „Aber Du hast mir doch eben da im Schranke zwei recht hübsche Kleider gezeigt, in denen Du gewiß entzückend aussehen wirst.“

„Das sind Promenadenkleider . . . Davon verstehst Du nichts, lieber Schatz,“ lächelte sie freundlich.

In vierundzwanzig Stunden war Kathi, deren ganzer Reichtum das

bescheidene dunkle Sommerkleid gewesen war, die Unterscheidung zwischen Promenaden- und Theatertoilette aufgegangen.

„Es thut mir leid,“ wiederholte Klaus, „um so mehr, als ich mit Leo nach der Aufführung zusammentreffen wollte.“

„Sage 'mal,“ bemerkte Kathi, während sie geschickt das Fleisch vom Flügel löslöste, „ist Dir denn an Herrn Leo Schneider viel gelegen?“

„Viel gelegen? Nein! Es ist eben ein alter, guter Bekannter, der immer artig und gefällig mit mir verkehrt hat. — nichts mehr und nichts weniger.“

„Mir gefällt er, offen gesagt, nicht recht. Er schwagt mir zu viel! Und dann hat er in seinem Wesen so etwas Gemüthliches, das ich nicht vertragen kann — Du verstehst mich schon: so etwas Herablassendes. Du lieber Gott, wer ist denn Herr Leo Schneider? Und wie kommt er dazu, mit mir zu sprechen, als ob ich ihn um etwas zu bitten hätte?“

„Das hat mir allerdings auch nicht behagt. Aber Du mußt darum nicht zu hart urtheilen. Es ist eben Coullissenbrauch.“

„O bitte, nicht überall!“ versetzte Kathi mit dem Tone eines gefeierten Gastes an einer Provinzialbühne. „Schreib ihm ab! Es ist viel hübscher zu Zweien!“

„Ganz wie Du willst“, sprach Klaus, indem er ihre kleine Hand fest brückte. Er sah sie eine Weile liebevoll an. Sie war wirklich bildhübsch. „Kathi,“ sagte er mit veränderter Stimme. „Hast Du auch schon an die Beschaffung Deiner Papiere gedacht? Wir wollen doch nicht unnütz Zeit verlieren.“

„Welche Papiere?“ fragte Kathi vollkommen unbefangen.

„Nun, die Papiere, die man zur Trauung braucht: ich denke Taufschein und Consens des Vaters werden genügen.“

„Ach so,“ versetzte Kathi ohne besonderen Ausdruck.

Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen. Alles, was ihr seit gestern merkwürdig und räthselhaft erschienen, war ihr nun mit Einemmale klar. Sie fühlte eine starke innere Bewegung, die sie indessen vollkommen meisterte. Sie sagte sich instinctiv, daß sie das Erstaunen, das sie empfand, durch keine Regung verrathen dürfe. Also heirathen wollte sie der blonde Riese, seine rechtmäßige Gattin aus ihr machen? Und das Standesamt verlangte Papiere? Nun natürlich, heirathen! Was denn sonst? Hätte er andere Gedanken, so würde sie ihn auch gerade in ihrer Nähe dulden, mit ihm frühstücken und spazieren fahren, und sich compromittiren! Im Fluge hatten ihre Gedanken diese Bahn durchlaufen.

„Ja freilich habe ich schon an die Papiere gedacht,“ sagte sie. „Aber ich habe gemeint, daß es doch eigentlich Deine Sache sei, dieselben zu beschaffen. Du mußt doch an den Vater schreiben. Es hat mich eigentlich schon ein bißchen gekränkt,“ sagte sie mit anmuthig schmolldem Tone, „nicht

viel, aber doch ein bißel, daß Du vom Vater noch gar nicht gesprochen, nicht einmal nach seiner Adresse gefragt hast.“

„Du hast Recht, Kind! Ich habe eben nur an Dich und an keinen Andern gedacht. Ich schreibe ihm heute noch. Den Meinigen habe ich noch gestern Nacht meine Verlobung mitgetheilt.“

Kathi ließ sich die Mitglieder ihrer neuen Familie mit großer Ausführlichkeit schildern und hörte mit ungeheurem Interesse zu. Es machte ihr sichtlich Freude, daß ihre Schwägerin eine Frau Pastorin war; über diese hätte sie gern viel mehr gehört, als Klaus zu berichten vermochte.

Klaus wartete im Salon, während sie ihre Promenadetoilette anlegte. Das schöne Wetter sollte zu einem Ausfluge benutzt werden. Klaus strahlte vor Wonne, als Kathi in dem geschmackvollen neuen Anzuge mit dem koketten kleinen Hute in der Thür erschien. Er gab seinem aufrichtigen Entzücken einen harmlosen Ausdruck, und Kathi freute sich sehr darüber. Arm in Arm verließen sie das Zimmer. Auf dem Treppenabsatze blieb Kathi stehen, um die Bilder, die ein Photograph in einem Aushängeskasten ausgestellt hatte, zu mustern. Sie fand viele bekannte Künstler und Künstlerinnen darunter.

„Gefalle ich Dir heute wirklich?“ fragte sie Klaus. Und als dieser die Frage durch einen Druck des Armes bejaht hatte, setzte sie hinzu: „Wie wär's, wenn wir uns zusammen photographiren ließen? Wir müssen doch Elisen in Hufum unser Bild schicken. Und dem Vater natürlich auch.“

Sie fuhren zusammen zum Photographen.

In dem dunklen, nach dem Hofe zu gelegenen Wartezimmer des Standesamtes in der Mittelstraße saßen sieben Personen: eine ärmlich gekleidete Frau in den mittleren Jahren mit rothgeweinten Augen, die den Tod ihres Kindes, ein junger Beamter, der die Geburt seines Sohnes anmelden wollte, und nahe dem einzigen Fenster Kathi in einfachem, aber sehr elegantem dunkelfarbigem Seidenkleid, Klaus in schwarzem Ueberrock, Leo im Frack und mit weißer Binde, das bunte Band, das er sich von einem Gastspiele an einem kleinen Hoftheater geholt hatte, im Knopfloch, und ein schwächlicher blonder Mann in den dreißiger Jahren mit goldener Brille, in einem funkelnagelneuen, aber schlecht sitzenden Gehrock mit langen Schößen. Es war Dr. Gottlieb Bewer, der zur Vermählung seines Bruders gestern, am 31. August, nach Berlin gekommen war. Etwas von dieser Gruppe entfernt, aber durch ununterbrochenes Hinüberlächeln zu ihr die Zugehörigkeit constatirend, saß Frau Wilde. Sie hatte durch ihre Tochter Auguste, die seit drei Wochen als Kammerjungfer in Fräulein Schönes Diensten stand, von dem freudigen Ereigniß Kenntniß erhalten. Wenn es ihr auch gar nicht gefallen, daß die jungen Leute von der kirchlichen Trauung Abstand genommen hatten — denn „Religion muß der Mensch haben“, gehörte zu ihren Lebensregeln, — so hatte sie es sich doch nicht nehmen lassen, der feierlichen Handlung als freiwilliger Zeuge beizuwohnen.

Die Thür wurde geöffnet.

„Herr Klaus Beyer, wenn ich bitten darf,“ sagte der Standesbeamte verbindlich, „und die Zeugen.“

Die Vier traten ein, Frau Milde folgte ihnen.

Während der Standesbeamte die nüchternen Formalitäten mit Anstand erledigte, verharrten die Betheiligten in ernstem Schweigen. Leo sah vorzüglich aus. Klaus war gerade von der Schlichtheit des Vorganges, von der lauteren Sachlichkeit tief ergriffen. Auch Kathi war bewegt, und als der Beamte ihr die Feder reichte und sie mit artiger Verbeugung bat, ihren Namen, den neuen Namen, den sie von Stund an führen durfte, Katharina Beyer, das tief sinnige und lakonische Symbol des nun für sie beginnenden neuen Lebens, unter das Protokoll zu setzen, zitterte ihre Hand, und der Schnörkel, den sie in ihren Mußestunden eronnen hatte, mißglückte. Der Standesbeamte war der Erste, der der jungen Frau seine Glückwünsche darbrachte. Die Anderen drückten sich stumm und mit viel sagenden Blicken die Hände, Frau Milde schluchzte.

In Kathis Speisezimmer wurde das Hochzeitsmahl eingenommen. Es war sehr traurig. Vergeblich wurden die feinsten Schüsseln und edelsten Weine aufgetragen, die gedrückte Stimmung, in der die Vier sich befanden, wollte nicht weichen. Das junge Paar war mit sich beschäftigt. Gottlieb war ein schüchterner Mensch, der nie zur Erheiterung einer Gesellschaft beitrug, und Leo hatte, nachdem seine ersten Scherze durchaus keinen Anklang gefunden hatten, die Partie aufgegeben. Die beiden Zeugen aßen und tranken sehr viel. Leo, der in Gelegenheitsgedichten sonst seinen Mann stand und namentlich im feinhumoristischen Genre excellirte, war diesmal, nach langen und vergeblichen Versuchen, auf „Sumatra“ einen Vollreim zu finden, mit leeren Händen gekommen. Er ließ es sich jedoch nicht nehmen, mit lächelndem Gesichtsausdruck einen langen Toast auszubringen, in welchem er diese Ehe als eine Vermählung der Poesie und Prosa, der Kunst und des Handels mit beneidenswerther Suada feierte.

Stimmungslos, wie das Mahl begonnen, endete es. Gottlieb, der von der Schönheit und Anmuth seiner Schwägerin aufrichtig entzückt war, nahm mit einem Kusse und innigem Händedrucke von ihr Abschied, und als Klaus ihn in seine Arme schloß, traten ihm sogar die Thränen in die Augen. Leo küßte Frau Beyer's kleine Hand, drückte die große des Freundes mit energischem Rucke, nickte bedeutungsvoll und machte einen schönen Abgang mit stummem Spiel. Klaus und Kathi machten sich reisefertig. Die Zeugen gingen zusammen spazieren.

Am folgenden Morgen langten die jungen Eheleute und Auguste in Wiesbaden an. Das Quartier im Nassauer Hof war seit drei Tagen zum Empfange bereit.

Klaus war überglücklich. Er überbot sich in taktvollen Liebenswürdigkeiten und zarten Aufmerksamkeiten. Der große Mann, dessen ganzes Sinnen

und Trachten darauf hinausging, der kleinen hübschen Frau Freude zu bereiten, hatte etwas Mührendes. Er konnte nicht müde werden, die zarte Gestalt und das liebe Gesicht mit Entzücken zu betrachten, dem Wohlklang ihrer Stimme und dem Liebreiz des Dialekts zu lauschen und sie mit Stolz und Jubel an sich zu schließen. Kathi war freundlich und gemessen wie immer. Sie hatte sich während der letzten Wochen in die Situation nicht nur hineingelebt, sondern sie beherrschte sie. Nicht vermöge ihrer überlegenen Klugheit, sondern lediglich weil Klaus sterblich in sie verliebt war, sie aber für ihn nichts Anderes empfand als sympathisches Wohlwollen — die natürliche Zuneigung für den Mann, der sie vergötterte und auf Händen trug.

Der Levini, die ihr kurz vor ihrer Vermählung einen Besuch im Hotel de Rome gemacht, und der sie mit wahrer Genugthuung all die neuertworbenen Schätze, die kostbaren Schmuckstücken und prachtvollen Garderoben, gezeigt, hatte sie die Wahrheit gesagt, als sie auf die Frage: „Hast Du ihn lieb?“ mit der andern Frage antwortete: „Wie sollte ich nicht? Er thut ja Alles, was er mir an den Augen absehen kann.“

„Du bist also ganz glücklich?“

„Wie kannst Du nur fragen?“ hatte Kathi wiederum mit einer Frage erwidert.

Sie war auch ganz zufrieden und so lange sie mit ihrer Ausstattung zu schaffen hatte, war ihr die Zeit schnell vergangen. Während der letzten Tage aber hatte sie sich öfter etwas gelangweilt. Das beständige Zusammensein mit Klaus, der nicht übermäßig unterhaltend war, war einförmig. Er sagte ihr immer nur, was sie schon wußte: daß er sie über Alles liebe. Sie gestand es sich zwar nicht, aber sie empfand es doch, daß ihr früheres Leben eine größere Abwechslung und Mannigfaltigkeit geboten hatte. In der Walthalla hatte es doch an Unerwartetem, an Zerstreuungen und Ueberraschungen nicht gefehlt. Da hatte es einmal Zank hinter den Coullissen mit der Levini gegeben, — und Kathi hatte im Zungengesecht schon bedeutende Siege gefeiert, — da waren nach beendigter Vorstellung lustige Partien arrangirt worden. Jetzt verlief ein Tag wie der andere. Sie hatte schnell die Gewohnheit, kostbare Geschenke zu empfangen, angenommen, und die Geschenke waren schließlich das Einzige, das im Programm des Tages nicht mit Sicherheit vorauszubestimmen war. Die Gesellschaftlerin, die sie engagirt hatte, war unerträglich langweilig gewesen — eine im Lette-Verein gebildete Beamtentochter, die alle möglichen Qualitäten besaß, nur nicht die, Kathi begreifen zu können. Nach drei Tagen hatte diese selbst um ihre Entlassung gebeten. Kathi hatte in der Tochter ihrer früheren Wirthin, der siebzehnjährigen Auguste Milde, eines jener überaus gelehrigen, frühreifen Mädchen, wie sie nur in der Hauptstadt heranwachsen, eine viel geeignetere Nachfolgerin gefunden. Mit Gustel konnte sie sich weit besser unterhalten als mit Klaus. Beide waren in derselben geistigen und sittlichen Atmosphäre aufgewachsen und standen auf derselben Bildungsstufe. Gustel hatte sie auch am Morgen der Hochzeit die

vertrauliche Mittheilung gemacht: sie freute sich, daß die Geschichte in Berlin nun ihr Ende habe.

Wiesbaden machte auf sie den freundlichsten Eindruck.

Als sich das junge Paar am Nachmittage zur Zeit der Parkmusik auf dem Kurplaz zeigte, erregte es Aufsehen. Einer der zahlreichen Müßiggänger, die ihre kleine Rente in Wiesbaden verzehren und ihr Dasein damit verbringen, der Kurliste Concurrenz zu machen, hatte bereits ermittelt und weitergetragen, daß der breitschultrige blonde Herr ein steinreicher Amerikaner sei, Mr. Wemer (Wuhr gesprochen), der im Nassauer Hof sieben Zimmer bewohne, und die elegante schwarze Dame dessen Gattin. Die Damen bemerkten besonders die großen, prachtvollen Brillantknöpfe, die Kathi in den Ohren trug. Kathi machte es großes Vergnügen, der Gegenstand der allgemeinen Neugier und Beachtung zu sein, sie lehnte sich zärtlicher an Klaus und war liebenswürdiger gegen ihn als gewöhnlich.

Am Abend war zur Feier des Sedantages großes Parkfest mit Illumination und Feuerwerk und im Kursaale Ball. Klaus hatte Kathi natürlich keinen Wunsch zu versagen und führte seine Frau auf den Ball, obwohl er an Belustigungen dieser Art persönlich gar keinen Gefallen fand und es in der Tanzkunst über die gewöhnliche Polka des Naturalisten nicht gebracht hatte.

Wie am Nachmittage im Park, so wurden Kathi und Klaus auch am Abend im Saale der besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt. Kaum hatten sie Platz genommen, als einer der zahlreichen Offiziere, die aus Mainz und Kassel zum Ball herüber gekommen waren, sich Klaus durch den Kurdirector vorstellen ließ, mit der Bitte, ihn der gnädigen Frau vorzustellen, und um die Ehre des nächsten Walzers bat. Kathi war eine ausgezeichnete und leidenschaftliche Tänzerin. Klaus drückte das Spizentuch und den Fächer, die sie ihm gereicht, als sie sich erhob, unwillkürlich an seine Lippen, wie er seine schöne anmuthige Frau, — seine Frau, die tausendmal schöner war und tausendmal besser tanzte als alle andern — im Arme des schlanken Lieutenants durch den Saal fliegen sah. Der Tanz war aus, der Lieutenant schlug die Hacken aneinander, verbeugte sich und trat bei Seite, um anderen Kameraden, die schon auf den günstigen Augenblick zur Vorstellung gespäht hatten, Platz zu machen. Kathi fuhr plötzlich auf.

„Schau, der Albersdorff!“ sagte sie mit halblauter Stimme sehr überrascht.

„Was sagst Du?“ fragte Klaus, der im lärmenden Treiben des Balles nicht verstanden hatte.

„Ich sagte nichts,“ entgegnete Kathi.

Gleich darauf trat ein Cavallerie-Offizier an Klaus heran und stellte sich vor:

„Baron von Albersdorff.“

„Mein Name ist Wemer.“

„Würden Sie die Güte haben, mich der gnädigen Frau vorzustellen?“

„Baron v. Albersdorff wünscht Dir vorgestellt zu werden. . . Meine Frau.“

„Darf ich Sie um Ihre Tanzkarte bitten, gnädige Frau? Der Contre ist noch frei, wie ich sehe. Gestatten Sie mir, meinen Namen dahinter zu setzen? Meinen verbindlichsten Dank. Ich habe die Ehre. . .“

Mit höflicher Verbeugung trat der Baron bei Seite.

Albersdorff? Klaus hörte diesen Namen nicht zum ersten Mal. Er erinnerte ihn an irgend etwas, das ihm nicht mehr gegenwärtig war — aber an etwas Unangenehmes; das war ihm klar. Albersdorff? Hatte Kathi nicht soeben ein ähnlich lautendes Wort ausgesprochen, das sie nicht wiederholen wollte?

Ein neuer Tanz begann, ein neuer Cavalier holte Kathi von seiner Seite. Er hielt wiederum Spizentuch und Fächer. Kathi tanzte ebenso grazios wie vorhin, aber Klaus würdigte es jetzt weniger. Er suchte den Baron unter den Tänzern, er fand ihn auch leicht heraus. Er hatte das Gesicht sicherlich heut zum ersten Mal gesehen. Woher mochte er nur den Namen kennen? Vielleicht konnte ihm Kathi Auskunft geben.

Da wurde sie just auf ihren Platz zurückgeführt. Sie war erhitzt, nahm den Fächer und fächelte sich hastig.

„Hast Du zu mir jemals von einem Baron Albersdorff gesprochen? Ich habe den Namen schon gehört, ich entsinne mich nicht, bei welchem Anlaß, und das quält mich.“

„Quäle Dich nicht und besorge mir lieber eine Schale Eis! Ich ver-
gehe vor Hitze.“

Klaus bestellte bei einem gerade vorüberkommenden Kellner das Verlangte.

„Es würde Dir vielleicht gut thun, wenn Du etwas pausirtest. Du siehst sehr echauffirt aus.“

„Pausiren! Da kennst Du mich schlecht! Beim Tanzen werde ich nie müde; je länger, also besser! das thut mir nichts! Es ist nur die Hitze im Saal. Schade, daß Du nicht tanzen kannst. Es giebt nichts Schöneres auf der Welt! So ein fester Walzer von Johann Strauß — es geht nichts darüber! Es ist das Höchste!“

Sie schlürfte langsam das Eis.

„Ich amüfire mich göttlich! Du bist so ein lieber Mann! In Wiesbaden wollen wir lange bleiben.“

Die unfreundliche Anwandlung, die Klaus während des letzten Tanzes hatte beschleichen wollen, war wie durch einen Zauberschlag gewichen.

„So lange es Dir gefällt,“ sagte er herzlich.

Aber da kam wieder ein Cavalier, diesmal war es ein Referendar, der Kathi zum Tanz führte. Weshalb nur die Pausen zwischen den einzelnen Tänzen so kurz und die Tänze selbst so lang waren! Da saß er nun wieder allein mit Spizentuch und Fächer, und die, die an seiner Seite sitzen sollte, drehte sich mit einem Referendar im Kreise herum — mit einem wildfremden Menschen, der nicht einmal hübsch war, und der ihr gerade in diesem Augenblick auf die Schleppe trat. Was konnte das für ein Vergnügen sein?

Wär's nicht hundertmal gescheider, wenn sie im gemüthlichen tête-à-tête im Garten oder in ihren lustigen Zimmern des Nassauer Hofes zu Nacht speisten? Was brauchten sie diese Gesellschaft? Diese Referendare und Offiziere? Diesen Albersdorff?

Albersdorff? Wer war doch Albersdorff?

„Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du den nächsten Tanz überschlügest; Du fieberst, Kind!“

„Aber ich bitte Dich, Herzensmann, beunruhe Dich doch nicht! Ich sag' es Dir schon: vierundzwanzig Stunden könnte ich in einer Tour tanzen, und würde nicht müde. Die Leute würden einen schönen Begriff von mir bekommen, wenn ich mich erst engagiren ließe und dann davonlief. Und es ist meine höchste Freude!“

Sie sagte das mit dem lieblichsten Klange ihrer Stimme und berührte sanft mit ihrem Ellbogen den Arm ihres Mannes.

„Nacht es Dir denn wirklich so viel Vergnügen?“ fragte Klaus halb und halb bekehrt.

Kathi neigte ihren Kopf zu dem verliebten Manne, sah ihn mit schelmisch halbverschlossenen Augen an und sumimte unter dem Schutze des Fächers mit ihrer lieben Stimme im leisesten Flüsterton:

„Das waß nur a Weaner, a Weanerisches Blut,
Was a Weanerischer Walzer 'em Weanerischen thut.“

Kathi war sich ihrer Unwiderstehlichkeit vollbewußt, und als sie ihm diesmal den Fächer reichte, um mit dem Baron zum Contre anzutreten, versetzte sie Klaus einen leichten Schlag damit. Sie wußte, daß ihn diese neckische Liebkosung vollkommen versöhnen würde. Er nickte ihr auch innig zu, wie sie am Arm des Barons davonschritt und mit diesem am anderen Ende des Saales Aufstellung nahm.

„Haben Sie mich gleich erkannt?“ fragte Kathi den Baron, einen sehr wohlgebauten Offizier mit sympathischen Gesichtszügen.

„Auf den ersten Blick.“

„Und Sie haben Ihre Entdeckung natürlich sofort Ihren Kameraden mitgetheilt?“

„Keinem Menschen.“

„Ihr Wort darauf?“

„Wenn Sie mir so nicht glauben wollen, mein Wort! Ich bin erst seit drei Tagen hierher commandirt und kenne meine neuen Kameraden nur sehr oberflächlich. Ich sage Ihnen das, um Sie zu beruhigen und Ihnen meine Discretion, an der Sie zu zweifeln scheinen, erklärlich zu machen.“

„Ich glaube Ihnen schon. Sind Sie mit der Levini auseinander?“

„Wir achten uns gegenseitig, nach wie vor.“

Der Contre nahm seinen Anfang. Es entspann sich in den Pausen zwischen den einzelnen Touren und wenn die Ordnung des Tanzes die beiden

zusammenführte, das folgende beständig unterbrochene und beständig wieder aufgenommene Gespräch:

„Und wie geht's dem Strusa?“ fragte Kathi.

„Ausgezeichnet, ich danke der gütigen Nachfrage,“ erwiderte der Baron.

„Ich habe schon von der Levini gehört, wie er geschimpft hat, damals — an dem Abend — wo ich nicht gekommen bin. Nun wird er sich wohl beruhigt haben. Er weiß doch, daß ich geheirathet habe.“

„Er weiß Alles und ist vollkommen beruhigt.“

„Das ist gescheit! Wem macht er denn jetzt den Hof?“

„Soviel ich weiß, bewirbt er sich um die Gunst Ihrer Nachfolgerin, der anmuthigen Toni Semmer.“

„Was, der Hans? Ich kenne sie ganz gut. Wir waren in Klausenburg zusammen im Engagement. Die blasse Toni und der schwarze Strusa! Nun ja, die passen gut zu einander. Er war doch herzlich fab'!“

„Nun haben Sie mich genügend ausgefragt. Jetzt kommt die Reihe an mich. Wie geht es Ihnen also?“

„Ganz vortrefflich. Ich habe eine sehr gute Partie gemacht.“

„Das habe ich zu meiner Freude gehört. Und ist der Herr Gemahl eifersüchtig?“

„Wie kann er eifersüchtig sein? Ich gebe ihm ja keine Veranlassung.“

„Das wäre kein Grund. Er sieht gut aus, der Gemahl.“

„Nicht wahr? Ein schöner Mann! Wenn er ausgeschaut hätte wie der Strusa, hätte ich ihn auch nicht genommen.“

„Sie sind ungnädig, meine Gnädige! Wir haben doch manche recht vergnügte Stunde zusammen verbracht.“

„Das schon!“

„Und das Gesicht des Prinzen hat die Gemüthlichkeit nicht weiter gestört.“

„Der Strusa und die Toni!“ sagte Kathi ganz unmotivirt und lachte.

„Werden Sie in der Pause hier soupiren?“ fragte der Baron, den die Bemerkungen über Strusa unangenehm berührten, und der das Gespräch auf ein anderes Feld führen wollte.

„Ich denke doch.“

„Da möchte ich mich mit Ihrer Erlaubniß mit an Ihren Tisch setzen.“

„Thun Sie 's also.“

„Es würde doch Herrn Bewer nicht unangenehm sein? Mir kam es so vor, als ob ich ihm nicht besonders gefiele, und ich möchte dem guten Manne den Abend nicht verderben.“

„Machen Sie sich keine Sorge, ich wickle ihn um den Finger.“

„Dann mache ich Ihnen mein Compliment.“

Kathi hatte die alte Tonart endlich einmal wiedergefunden und zeigte nun eine Lebhaftigkeit, die ihr selbst fremd geworden war. Der Baron hatte nichts irgendwie Ungewöhnliches gesagt, aber er kam ihr sehr geistreich vor, und sie hatte sich seit langer Zeit nicht so gut unterhalten. Seit sehr

langer Zeit, seit vier Wochen war sie nicht so unbefangenen lustig gewesen, obgleich sie sich über die blasse Toni doch ein klein wenig geärgert hatte. Weshalb der gute Klaus, der sie so lieb hatte, diesen richtigen Ton nicht treffen konnte? Er war doch so herzensgut. Aber er konnte nicht plaudern. Wenn er ihr gesagt und wiederholt hatte, daß er sie liebe, daß sie ihn glücklich mache und daß er sie glücklich machen wolle, dann war seine Weisheit am Ende. Daß war ja auch schön und gut. Aber man wollte doch auch einmal etwas Anderes hören — von der Levini, der blassen Toni, dem Prinzen und sonstigen interessanten Persönlichkeiten. Und wie er jetzt dasaß und verdrossen dreinschaute! Sogar das Tanzen wollte er ihr verleiden, das einzig wahre Vergnügen! Und doch bloß, weil er nicht tanzen konnte.

„Egoisten seid Ihr Alle,“ sagte Kathi zum Baron, der nur dieses laute Facit ihrer inneren Betrachtungen vernehmen konnte, als wohlzogener Mensch von weiteren Fragen aber abstand und dem Aussprüche der Frau Bewer vollkommen zustimmte.

Klaus hatte die abermalige Leere neben sich diesmal noch unliebsamer bemerkt. Er hatte beobachtet, wie zwanglos sich die Unterhaltung zwischen seiner Frau und diesem Baron mit dem fatalen Namen geknüpft hatte, und wie lebhaft sie weitergesponnen wurde. Es regte sich in ihm ein unbestimmter Argwohn, der durch die Mißstimmung, die ihm der ganze Abend bereitetete, genährt wurde. Er mußte den Namen Albersdorff von Kathi gehört haben; sie war der Frage ausgewichen, und jetzt unterhielt sie sich mit ihm wie mit einem alten Bekannten. Jetzt lachte sie, während er Fächer und Tuch hielt und sich langweilte — mehr als das: sich ärgerte. Dazu war er doch wahrhaftig nicht da! Er hatte sich von dem ersten Abend der Ehe ein anderes Bild gemacht. Und das mußte Kathi doch selbst empfinden, ohne daß er es ihr zu sagen brauchte. Sie sah nicht ein einziges Mal zu ihm herüber, während er keinen Blick von ihr ließ. Sie schien von dem nichtigen Geschwätz dieses Albersdorff ganz in Anspruch genommen zu sein.

Albersdorff! — Klaus machte die Augen weit auf und brückte das Tuch in der Faust fest zusammen. Das war ja der Name jenes Offiziers, der mit Strusa und der Levini dem Florafest beigewohnt, und der auch Kathi zur Betheiligung daran hatte verleiten wollen! Und mit dem tanzte sie am Tage nach ihrer Vermählung!

Klaus biß sich auf die Lippen. Es legte sich ihm eilig kalt um das Herz. Er empfand ein unbefchreibliches Unbehagen, und er strich mit der Hand über die Stirn.

„Ich werde doch nicht eifersüchtig werden? Du mein Gott!“ sagte er ganz leise.

Der Baron führte Frau Bewer auf ihren Platz zurück und blieb im Geplauder einige Zeit an dem Stuhle stehen. Indem er sich dann zu Klaus wandte, sagte er in höflichem Tone:

„Von der gnädigen Frau habe ich gehört, daß Sie hier soupiren.

Es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie mir an Ihrem Tische Gastfreundschaft gewähren wollten, und ich nehme mir die Freiheit, Sie darum zu bitten.“

„Es würde mir selbstverständlich eine Ehre sein,“ antwortete Klaus, „aber ich fürchte, es wird uns zu spät.“

„Aber, Klaus!“ warf Kathi schmollend ein.

„Es wird uns wirklich zu spät, liebes Kind,“ bekräftigte Klaus freundlich, aber sehr bestimmt. „Du amüßst Dich, und Du denkst da an nichts Anderes. Das ist ganz in der Ordnung. Ich als der Ältere muß für Dich mit vernünftig sein. Es thut mir leid, wenn ich Dich in Deinem Vergnügen störe, aber ich thue es, weil ich es gut mit Dir meine.“

„Herr Beyer hat ganz Recht, gnädige Frau,“ fiel der Baron ein, der bemerkte, wie Kathi zu einer Entgegnung sich rüstete. „Sie bleiben ja wohl noch einige Zeit hier? Da werde ich jedenfalls in diesen Tagen noch das Vergnügen haben, Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl im Parke zu begegnen. Ich komme öfter von Mainz herüber. Gnädige Frau — Herr Beyer — ich habe die Ehre.“

Der Baron wandte sich grüßend ab.

„Nun?“ fragte Kathi in gereiztem Tone.

„Ich bitte Dich, liebes Kind, komm! Thu's mir zu Liebe!“

„Du bist unausstehlich,“ sagte Kathi.

Klaus fuhr bei diesem Worte ganz verdußt zurück, als hätte er einen unvorhergesehenen Schlag in's Gesicht bekommen.

Es war die erste Unfreundlichkeit, die er von Kathi hörte, das erste garstige Wort — und das am zweiten Tage der Ehe! Er konnte nichts weiter hervorbringen, als: „Kathi!“

Sie fügte kein entschuldigendes, kein beschwichtigendes Wort hinzu. Sie erhob sich und ging dem Ausgange zu. Klaus trat neben sie und reichte ihr den Arm.

Sie gingen schweigsam durch die Colonnaden und traten schweigsam in den hellbeleuchteten Salon.

„Kathi!“ sagte Klaus, mit dem Ausdruck liebevollen Vorwurfs, „sei doch vernünftig!“

„Ich bitte Dich, laß mich!“ erwiderte Kathi meinerlich.

Sie ging in ihr Zimmer, wo Gustel ihrer harnte.

Sie fühlte eigentlich das Bedürfniß, ihr Herz vor dem verständnißsinnigen Mädchen auszuschnitten, aber sie fühlte auch, daß sich das doch nicht recht schide, und sie gab ihren Gefühlen nun einen andern Ausdruck, indem sie Gustel wegen ihrer Ungeschicklichkeit mit ungewohnter Gereiztheit ansuhr. Die philosophische Gustel machte sich nichts daraus.

Klaus blieb in trüben Gedanken allein. Lange Zeit saß er da, ohne an etwas Rechtes denken zu können, so traurig war er. Plötzlich stand er

auf und trat schnell in das Schlafzimmer . . . Es war leer. Ein jäher Schreck befiel ihn. Er eilte in Kathis Zimmer. Sie hatte sich im Schlafrock auf die bequeme Chaiselongue gelegt, mit einem Plaid zugedeckt und war eingeschlafen. Klaus blieb kopfschüttelnd vor ihr stehen.

„Es ist ein troziges Kind!“ sagte er . . . „Aber ein Kind!“ wiederholte er begütigend. Er setzte sich ihr gegenüber auf den Stuhl, betrachtete sie zärtlich und freute sich an den regelmäßigen, tiefen und gesunden Athemzügen seiner schlafenden, jungen Frau. —

(Fortsetzung folgt.)





Ueber das Erröthen.

Von

A. Henle.

— Göttingen. —

Wenngleich der Mensch nicht ansteht, sich als das vollkommenste unter den irdischen Geschöpfen zu rühmen, so muß er doch zugestehen, daß er in vielen einzelnen körperlichen Eigenschaften, in Kraft und Ausdauer, in Behendigkeit und Sinnenstärke, hinter manchen Thieren zurücksteht. Auch in der äußern Farbenpracht wird er von einer großen Zahl herrlich geschmückter Arten übertroffen. Aber während er sich oft genug des Löwen Stärke, des Hirsches Schnelligkeit, den Fittig des Adlers, das Auge des Luchses wünscht, ist doch, so viel ich weiß, weder in Prosa noch in Versen das Verlangen nach dem glänzenden Farbenspiel, in welchem so viele Thiere prangen, jemals laut geworden. Ohne Reiz betrachten wir die prächtig blaue Nase des Mandrill und wenn der Dichter sich sehnt, ein Vöglein oder ein Schmetterling zu sein, so geschieht dies nicht um ihres bunten Kleides willen.

Wie kommt es, daß die civilisirte Menschheit, die doch sonst nicht blöde ist im Aussprechen erfüllbarer und unerfüllbarer Wünsche, mit solcher Resignation sich des unscheinbaren Colorits ihrer Haut erfreut? Ohne Zweifel ist sie sich des Vortheils bewußt, welchen ihr im geselligen Verkehr der Wechsel dieses Colorits gewährt, ein Wechsel, der schwer oder gar nicht zu constatiren wäre, wenn die Haut einen eigenen einigermaßen gesättigten Farbenton besäße, wie er denn auch, freilich mit Unrecht, den farbigen Rassen abgesprochen wurde. Je höher die Cultur, je verwickelter die Verhältnisse, in welchen wir leben, desto dringender bedürfen wir des Spiegels der Seele, welcher verräth, was der Mund auszusprechen sich scheut und welcher dasjenige zu controliren dient, was der Mund ausspricht. Das Erröthen der Unschuld, wie des Schuldbewußtseins erweckt Vertrauen und unheimlich ist uns nur das Indivium, welches das Erröthen verlernt hat.

Darwin hat in seinem berühmten Werke über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen*) dem Erröthen (blushing) ein besonderes Capitel gewidmet und mit der ihm eignen Gelehrsamkeit die Zeugnisse gesammelt, aus denen erhellt, daß die Affecte, die den Genossen unserer Rasse das Blut in die Wangen treiben, in gleicher Weise, nur minder deutlich, bei den Naturvölkern jeder Farbe wirken. Nicht minder gründlich zählt er die Ursachen des Affects auf, der die Schamröthe hervorruft; denn an diese, im Gegensatz zur Röthe der sogenannten excitirenden Gemüthsbewegungen, denkt man, wenn man schlechtthin vom Erröthen spricht. Aber den physiologischen Zusammenhang zwischen Vorstellungen und Blutandrang finde ich bei Darwin nicht genügend aufgeklärt und seiner Hypothese, die es verständlich machen soll, warum die Schamröthe zuerst im Gesicht erscheint und sich meistens auf das Gesicht beschränkt, vermag ich nicht zuzustimmen. Jenen Zusammenhang genauer zu verfolgen und diese Hypothese durch eine andere zu ersetzen, ist der Zweck der folgenden Blätter.

Das Incarnat, die mißbräuchlich sogenannte Fleischfarbe, ist die Farbe des in den Adern kreisenden Blutes, gedämpft durch die Schichten fester Substanz, welche das Blut bedecken. Diese Schichten sind, abgesehen von den Wänden der Blutgefäße, auf die ich zurückkomme, eine äußerst dünne Lage des Fasergewebes, welches die eigentliche Lederhaut (Cutis) bildet, und die mehr oder minder mächtige Oberhaut (Epidermis), die in der Tiefe aus mikroskopischen kugligen Zellen, näher der Oberfläche aus feinen Plättchen oder Schüppchen besteht. Fasern und Schüppchen sind bei der weißen Rasse an sich farblos und durchsichtig; die Zellen erhalten mitunter (bei Brünnetten und durch Einwirkung der Sonne) einen Stich in's Gelbliche. Im Ganzen stellen aber auch die farblosen Elemente, wenn sie in Massen zusammenliegen, weiße Stränge und Membranen dar wegen der zahlreichen, das Licht manchfaltig zurückwerfenden Trennungsflächen und also aus demselben Grunde, aus welchem zerstoßenes Fensterglas ein weißes Pulver und ein feines Gemenge farblosen Wassers und farbloser Luft einen weißen Schaum giebt.

Die Intensität der Farbe einer jeden Stelle der Körperoberfläche ist bedingt durch zwei Factoren, durch die Menge des auf einen gewissen Raum ausgebreiteten Farbstoffs, d. h. des Blutes, und durch die Mächtigkeit der Decke, insonderheit der Epidermis. Wegen der von der äußern gegen die innere Oberfläche abnehmenden Mächtigkeit der Epidermis erscheint der Lippenrand roth und noch röthler die innere Oberfläche der Lippen und der ganzen Mundhöhle. Aus Schwankungen der Gesamtmenge des Blutes erklärt sich der Gegensatz der blühenden Gesichtsfarbe gegen die Blässe bleichsüchtiger und durch Krankheit erschöpfter Personen. Wenn nun in dem Moment, da ein Mensch sich schämt oder lügt, weder die Oberhaut sich local verdünnen, noch die Blut-

*) The expression of the emotions in man and animals. Lond. 1872.

masse sich allgemein vermehren kann, so bleibt nur die Annahme einer örtlichen Anhäufung des Blutes übrig.

In welchen Theilen des Gefäßsystems findet diese Anhäufung Statt? Das Herz treibt durch seine Zusammenziehungen das Blut in die Pulsadern (Arterien), zunächst in einen Stamm, der Aeste abgiebt, die sich wieder verästeln, den ganzen Körper durchziehen und mit der Verästelung an Weite abnehmen, bis sie sich endlich in ein Netz feinsten, nur mikroskopisch unterscheidbarer Röhrchen auflösen, das man als Capillarnetz oder Capillarsystem bezeichnet. Aus dem Capillarnetz gehen Aestchen hervor, die sich successiv zu immer weiteren Gefäßen, den Blutadern (Venen), vereinigen und zuletzt in zwei starken Stämmen das Blut des ganzen Körpers zum Herzen zurückführen. Die Wände der stärkern Arterien sind zu dick, um das Blut durchschimmern zu lassen; durch die Wände der dicht unter der Haut gelegenen stärkeren Venen schimmert es durch, aber, wie man an den oberflächlichen Venen der Hand, des Arms und vieler anderer Körperstellen sehen kann, mit veränderter Farbe, grünlich oder bläulich. Nur die Füllung der Capillargefäße und der zunächst an dieselben grenzenden feinsten Arterien- und Venenzweige zeigt das Blut in seiner natürlichen, wenn auch abgeblaßten Farbe. Doch nähert sich auch diese gleichmäßige Färbung, die die einzelnen Strömchen nicht unterscheiden läßt, dem Bläulichen, wenn die Steigerung der Blutmenge mehr nach der venösen Seite hin Statt findet, durch Hemmung des Rückflusses bei Erstickungsnoth und ähnlichen Zuständen. Demnach rührt das Erröthen von einer plötzlichen Erweiterung der kleinsten arteriellen und der Capillargefäße der Haut her.

Wie kommt diese plötzliche und örtliche Erweiterung zu Stande? Die Ursache kann nicht in einer Beschleunigung oder Verstärkung der Contractionen des Herzens gesucht werden, obgleich der Herzschlag beim Erröthen manchmal fühlbar beschleunigt und verstärkt ist und obgleich die Ausdehnung der Blutgefäße abhängig ist von der Kraft, mit welcher das Herz die Blutwelle vorwärts treibt. Ein Nachlaß der Herzthätigkeit wird augenblicklich an der Blässe der Körperoberfläche erkannt. Aber diese Blässe, wie die erhöhte Röthe, sind allgemein verbreitet, wenn sie Folgen eines vom Herzen aus verminderten oder gesteigerten Druckes sind, und dies kann auch nicht anders sein, da der Druck auf den Stamm der Körperarterien wirkt und sich von ihm aus gleichmäßig auf alle Theilungsäste erstrecken muß. Erweiterungen einzelner Gefäßbezirke können ihren Grund nur in örtlichen Ursachen, in örtlichen Veränderungen bestimmter Gefäße haben. Um die Natur dieser Veränderungen zu ermitteln, müssen wir die Bedingungen kennen lernen, welche im Allgemeinen auf die Weite der Gefäße Einfluß haben.

Es ist nöthig, zu bevortworten, daß das Herz der Quere nach in zwei Abtheilungen, Vor- und Herzkammern (Atrien und Ventrikel) zerfällt, deren jede wieder durch eine verticale Scheidewand in eine rechte und linke Hälfte, jene für den Lungen-, diese für den Körperkreislauf getheilt ist. Die Ab-

theilung der Vorkammern und der Herzkammern ziehen sich abwechselnd zusammen, die Vorkammern, um ihren Inhalt, den sie aus den Venen empfangen, in die Kammern zu entleeren, die Kammern, um ihren Inhalt in die Arterienstämme zu treiben. Jeder Herzschlag beginnt mit einer Contraction der Vorkammern, welcher eine Contraction der Herzkammern auf dem Fuße folgt. Klappen an den Communications-Öffnungen zwischen Vor- und Herzkammern und an den arteriellen Öffnungen der Letztern sorgen dafür, daß das Blut während der der Contraction folgenden Erschlaffung des betreffenden Herztheils nicht in denselben zurückfließe.

Dem Stöße der Herzkammern gegenüber verhalten sich die Arterien wie elastische Schläuche, d. h. sie geben widerwillig dem Druck der eingetriebenen Flüssigkeit nach, um im nächsten Moment, wenn der Druck vom Herzen nachläßt und die an den arteriellen Mündungen der Kammer befindlichen Klappen den Rückfluß des Blutes verhindern, sich wieder zu verengen und ihren Inhalt in der einzig möglichen Richtung vorwärts zu bewegen. So treibt jede aus dem Herzen hervordringende Welle die in den Arterien bereits vorhandene Blutssäule vor sich her und die Elasticität der Arterien ist das Mittel, wodurch die stoßweise Bewegung, die das Herz dem Blute mittheilt, in eine anhaltende, nur stoßweise beschleunigte verwandelt, wodurch während der Pausen der Ventrielfthätigkeit das Vorwärtsschieben des Blutes erzielt wird.

Der Grad der Ausdehnung, den die Arterien erreichen, wird durch zwei Größen bestimmt, durch den vom Herzen ausgeübten Druck und durch den Widerstand, den die Arterien leisten. Beide Größen sind individuell verschieden, beide aber auch in dem nämlichen Individuum zeitweise veränderlich. Für das Herz bedarf dies keines weitem Beweises; Jeder hat an seiner eigenen Brust die Erfahrung gemacht, wie dasselbe seine in der Regel kaum wahrnehmbare Thätigkeit bis zu einem beängstigenden Bochen an die Rippen steigern kann. Auch gleicht die Fasersubstanz, aus welcher die Wände dieses Organs bestehen, ganz und gar dem Muskelfleisch, das die Theile des Skelets in Bewegung setzt und unter dem Einfluß der Nerven die mannichfaltigsten Abstufungen seiner Energie durchläuft.

Anders verhält es sich mit den Gefäßen. Es ist kaum ein Menschenalter her, daß man den Bau ihrer Wände richtig versteht, wenigstens finden sich die, die ihn verstehen lehrten, noch unter den Lebenden. Und so datirt auch erst von dieser Zeit die richtige Schätzung der wandelbaren Erscheinungen des Pulses, die man früher wohl gekannt, aber zu erklären kaum versucht hatte.

Unsere Vorgänger meinten damit, daß sie das Gewebe der Gefäßwandung zu den elastischen rechneten, die anatomische und physiologische Natur desselben erschöpft zu haben. Die Elasticität war nicht nur durch das physikalische Verhalten der ausgeschnittenen Arterien bezeugt, die sich nach jeder Dehnung auf ihr ursprüngliches Maas zurückziehen; sie war auch durch die mikroskopische Untersuchung bestätigt, welche als Bestandtheil der Arterienwand dasselbe netzförmige, in Säuren und kochendem Wasser unveränderliche Fasergewebe

entdeckte, das für sich allein gewisse, durch ihre Elasticität und ihre gelbe Farbe ausgezeichnete Bänder des thierischen Körpers bildet. Aber in der Arterienwand ist dies Gewebe nicht für sich allein enthalten; es wechselt ab mit Schichten blasserer, ringförmiger Fasern, die allerdings weniger in's Auge fallen, den ältern Beobachtern aber hauptsächlich deshalb entgangen sind, weil sie gegen die elastischen Fasern umsomehr zurücktreten, je stärker das Gefäß, je dicker die Wand desselben. Gefäße von dem Kaliber der Radialarterie, die zum Fühlen des Pulses benutzt wird, zeigen nur mehr eine geringe Beimischung von elastischem Gewebe; in den feinern Arterien fehlt es gänzlich. In den ersten Zeiten der mikroskopischen Technik hielt man aber noch an der Tradition fest, daß das Ziel der Untersuchung um so leichter erreichbar sei, je größere Dimensionen das Untersuchungsobject darbiete; man begnügte sich nicht mit dem Hauptarterienstamm des Menschen und des Pferdes; man pries es als ein Glück, wenn man der colossalen Hauptarterie (Aorta) des Elephanten oder gar des Walfisches habhaft werden konnte. Unsere Forschungen begannen dagegen mit Gefäßen, die fein genug waren, um unverfehrt und in ihrer Totalität in das Gesichtsfeld des Mikroskops gebracht zu werden; aus ihnen ergab sich, daß die Wand der Capillargefäße (von etwa 0,01 Millim. Weite) aus einer einfachen, unmeßbar feinen Membran besteht, daß sich beim Uebergang in die Arterien um diese Wand eine anfangs einfache und allmählich, wie das Kaliber zunimmt, mehrfache und mächtigere Schichte ringförmiger Fasern legt und daß erst an den bequem mit freiem Auge isolirbaren Stämmchen das elastische Fasergewebe hinzutritt. Es ergab sich ferner, daß das letztere in den feineren, wie in den stärkern Arterien einen vorzugsweise longitudinalen, der Axe der Gefäße parallelen Verlauf nimmt, während die anfänglich ringförmigen Fasern diesen Verlauf fast ausschließlich auch in den weitesten Stämmen einhalten.

Wir ziehen hieraus den Schluß, daß die elastischen Fasern hauptsächlich die Aufgabe haben, die Gefäße nach der Streckung, die sie durch die einströmende Blutwelle erleiden, auf ihre ursprüngliche Länge zurückzuführen. Ueber die Function der ringförmigen Fasern giebt uns schon die nähere Betrachtung ihrer Structur Auskunft.

Sie gleichen nämlich in allen Beziehungen dem Fasergewebe, welches die dem Willen entzogenen, aber von gewissen Nervenreizen abhängigen Bewegungen der röhren- und blasenförmigen Eingeweide, der Zris des Auges und die Formveränderungen der äußern Haut vermittelt. In der Substanz der Lederhaut steigen zerstreute Bündel dieser eigenthümlichen Art von Muskelfasern — denn so dürfen wir sie nennen — schräg abwärts gerichtet von der Oberfläche zu dem Grunde der Haarbälge herab; ihre Zusammenziehung äußert sich in der sogenannten Gänsehaut, indem die Haarbälge erhoben oder die Hautstellen zwischen den Haaren herabgezogen werden. Mit der Erschlaffung der Hautmuskeln glättet sich die Haut. Ich erwähne diese, jedem Auge zugänglichen Veränderungen der Haut, weil sie meistens übereinstimmend mit

den Veränderungen in der Musculatur der Gefäße erfolgen und so das Bild vervollständigen, das der wechselnde Zustand der letztern gewährt.

Fügen wir, um den anatomischen Beweis für die musculöse Beschaffenheit der Gefäßwand zu vollenden, noch hinzu, daß dieselbe, gleich allen contractilen Organen, von Nerven versorgt wird, die aus dem Centralorgan des Nervensystems, aus dem Rückenmark und wahrscheinlich auch aus dem Gehirn ihren Ursprung nehmen und die Wege darstellen, auf welchen Impulse vom Centralorgan zu den Gefäßen fortgepflanzt werden.

Es versteht sich, daß Muskelfasern, welche in der Wand eines Rohrs ringförmig angelegt sind, nichts anderes bewirken können, als je nach der Energie ihrer Zusammenziehung das Rohr zu verengen und, wenn das Rohr gefüllt werden soll, der Kraft, die es zu füllen strebt, einen mehr oder minder kräftigen Widerstand zu leisten. Demnach wird auch die Erweiterung, welche die Gefäße im Momente des Herzstoßes erfahren, veränderlich und von dem Zustande der Gefäßmuskeln abhängig sein. So lange die Energie der letztern sich auf gleicher Höhe hält, werden bei regelmäßiger Herzthätigkeit die Gefäße jedem Stoß gleichmäßig nachgeben und während der Herzpause auf das ursprüngliche Kaliber zurückkehren. Das dauernde Bestreben der Muskeln, einen bestimmten Contractionsgrad zu behaupten, ist in seiner Wirkung von dem dauernden Zusammenziehungsbestreben einer elastischen Substanz nicht zu unterscheiden und wer dem Rhythmus einer normal pulsirenden Arterie eine Weile zusah, fand keinen Anlaß, an eine andere, als elastische Gegenwirkung des Gefäßrohrs zu denken. Dabei aber war übersehen, daß 1) die Ausdehnbarkeit desselben Gefäßes zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene ist und daß 2) in einzelnen Aesten eines und desselben Stammes, auf die sich doch die Wirkung des Herzstoßes gleichmäßig erstreckt, verschiedene Grade der Ausdehnbarkeit vorkommen. Solche zeitweise und mitunter rasch vorübergehende Schwankungen der Resistenz lassen sich nicht aus Wandlungen des elastischen Gewebes erklären, an welchem die Elasticität als eine physikalische Eigenschaft haftet, die von äußern Einflüssen, von den schwankenden Zuständen des Organismus und selbst vom Leben unabhängig ist. Unter den Eigen thümlichkeiten des Pulses, derentwegen er in der medicinischen Zeichenlehre eine so bedeutame Stellung einnimmt, wird neben der Häufigkeit und der Fülle desselben ein Gegensatz der Härte (Gespanntheit) und Weichheit aufgeführt. Dieser Gegensatz hätte längst dazu zwingen müssen, neben der constanten Elasticität einen variablen Factor des Widerstandes der Arterien anzunehmen, der nur im Muskelgewebe und in zweiter Linie in dem Einfluß des Nervensystems auf die Muskeln gesucht werden kann. Und so mußte auch, seit die mysteriösen Vorstellungen von einer Anziehung, die die festen Theile auf das Blut ausüben sollten, aufgegeben sind, die örtliche Aenderung des Calibers der Gefäße auf Muskelwirkung bezogen werden.

Eigentlich war es Sache der Physiologie, diese Reflexionen anzustellen, und hätte man erwarten dürfen, daß sie dem anatomischen Nachweis der

Muskeln, der erst durch die modernen Verbesserungen der mikroskopischen Technik ermöglicht wurde, vorausgeleitet wäre und die muskulöse Beschaffenheit der Gefäßwände a priori verlangt hätte. Daß dies nicht geschah, daran liegt die Schuld zum Theil an der eigenthümlichen Reactionsweise der dem Willen nicht unterworfenen Muskeln. Der Physiologe ist gewohnt, die Frage, ob ein Organ contractil, d. h. muskulös sei, dadurch zu entscheiden, daß er das lebende Organ oder den Nerven, der in demselben endet, einem sogenannten Reize aussetzt, einem elektrischen Strom, einem mechanischen oder chemischen Eingriff und dgl. Die Skelettmuskeln und unter den unwillkürlichen das Herz (das aber auch, wie erwähnt, im Bau den Skelettmuskeln gleicht), beantworten die Reizung augenblicklich mit einer vorübergehenden Verkürzung, einer Zuckung; zu einer dauernden Contraction können sie nur durch eine rasche Folge von Reizungen, z. B. von elektrischen Schlägen, wie der Inductionsapparat sie liefert, gebracht werden. An den Muskeln der Eingeweide, der Haut, der Gefäße veranlaßt dagegen die einmalige Reizung eine Zusammenziehung, welche erst nach einiger Zeit eintritt, langsam sich steigert, Minuten lang und länger anhält und auch langsam sich wieder löst. So konnte es leicht geschehen, daß die Reizungen der Gefäße scheinbar erfolglos blieben, daß die meist geringfügigen Verengungen des Rohrs sich der Wahrnehmung entzogen. Eben der Werth, den man dem physiologischen Versuch beimaß, war Ursache, daß dem negativen Resultate desselben gegenüber die theoretischen Erwägungen nicht versingen. Heutzutage werden dieselben, nachdem man richtig beobachtet gelernt hat, auch durch den Versuch bestätigt. Die letzten Zweifel an der Contractilität der Gefäße beseitigte Bernard, der kürzlich verstorbene pariser Physiologe, durch den Nachweis, daß die Gefäße ebenso, wie die willkürlichen Muskeln, unter der Herrschaft der Nerven stehen und der Lähmung verfallen, wenn die Nerven, durch die sie mit dem Centralorgan verbunden sind, getrennt werden. Beim Kaninchen hat die Durchschneidung des Nervenstamms am Halse, welcher den Gefäßen des Ohrs Zweige sendet, die dauernde Erweiterung der Ohrgefäße, eine dauernde Röthung des Ohrs zur Folge.

Ich gehe indeß nicht weiter auf die Methoden ein, deren sich der Physiologe von Sach zum Experimentiren an den frei gelegten Nerven und Muskeln bedient, sondern wende mich zu den Einflüssen, die im täglichen Leben und am unversehrten Körper ihre Macht an den unwillkürlichen Muskeln überhaupt und speciell an den Muskeln der Gefäße üben. Es sind folgende:

1) Die Einflüsse der Temperatur, die, wenn auch nur gradweise verschieden, für unsere Empfindung in dem Gegensatze stehen, den wir als Wärme und Kälte bezeichnen. In der Kälte wird die Haut blaß, nach längerer Einwirkung sogar blau, ohne Zweifel eine Folge der Ansammlung des aus den arteriellen Zweigen vertriebenen Blutes in den nachgiebigeren venösen. Derselbe bildet sich zugleich, durch Contraction der eigenen Muskeln der Cutis, eine Gänsehaut aus. In der Wärme röthet und glättet sich die Haut.

2) Durch Vermittlung des Centralorgans des Nervensystems, in das

die Empfindungsnerben sich einsenken und aus dem die Bewegungsnerven ihren Ursprung nehmen, übertragen sich auf noch zur Zeit unbekannten Bahnen die Zustände der Empfindungs- auf Bewegungsnerben. Der Erfolg ist von zweifacher Art. Der mittlere Erregungszustand, in welchem die Muskeln während der sogenannten Ruhe verharren, kann gesteigert oder vermindert werden. Im Verkehr zwischen Empfindungsnerben und willkürlichen Muskeln ist die Steigerung Regel: Kitzeln der Haut macht Zuckungen und Krämpfe. Auch unwillkürliche Muskeln werden durch Empfindungsnerben zu Contractionen angeregt. Alle Bewegungen der hohlen Eingeweide werden ausgelöst durch den freilich nur ausnahmsweise zum Bewußtsein gelangenden Reiz, den der Inhalt dieser Eingeweide auf Empfindungsnerven ausübt, die sich auf deren innerer Oberfläche verbreiten. Als Beispiel einer Uebertragung der Erregung von empfindenden auf bewegende Hautnerben führe ich das Verhalten der Brustwarze an. In der nächsten Umgebung derselben ist die Haut mit ringförmigen Muskelfasern versehen, deren Zusammenziehung die Brustwarze spitz hervortreibt; diese Formveränderung tritt, wie in der Kälte, so auch auf Berührung der Brustwarze ein. Zwischen den empfindenden Nerven und den Gefäßmuskeln findet aber in der Regel das umgekehrte Verhältniß statt: der Reizung der Hautnerven folgt an der getroffenen Stelle ein Nachlaß der Contraction der Gefäße. Jeder weiß, wie auf Berührung des Augapfels die Oberfläche desselben und der Lider sich röthet und mit Gefäßverzweigungen bedeckt, die zuvor unsichtbar waren. Liefert doch die Anwendung jeder Art von Hautreizen, der Senfteige, Zuggpaster u. A. den Beweis des Gegensatzes, in welchem die Erregung der Hautnerven zu der Energie der Gefäßmuskulatur steht.

3) Von den Aeußerungen der Muskelthätigkeit, die das Centralorgan auf Anregung von Empfindungsnerben hervorruft, den sogenannten reflectirten Bewegungen, ist nur Ein Schritt zu den Bewegungen, die man als unmittelbare Wirkungen der Vorgänge im Centralorgan und insbesondere der psychischen Vorgänge anerkennt. Denn mit dieser Unmittelbarkeit hat es eine eigenthümliche Verwandtniß. Auch was die Seele an Antrieben zu Bewegungen, willkürlichen und unwillkürlichen, leistet, ist ja immer das Ergebniß von Vorstellungen, welche in letzter Instanz auf Anregungen der Sinne zurückzuführen sind. Von den Muskeln, die wir willkürlich beherrschen gelernt haben, ist dies an sich klar; ein Schall, das gesprochene Wort, ein die Aufmerksamkeit fesselnder Anblick erzeugt einen Gedankengang, der in eine zweckmäßige Muskelaction ausläuft. Der Mangel der Zweckmäßigkeit ist es, der die auf psychische Anlässe eintretenden Reactionen der unwillkürlichen Muskeln räthselhaft erscheinen läßt. In der Art, wie sie zu Stande kommen, stimmen sie mit der willkürlichen Muskelthätigkeit überein: ein sinnlicher Eindruck ruft Vorstellungen hervor, die Vorstellungen wirken auf die Muskeln. Nur müssen, wenn Muskeln, über die der Wille nichts vermag, in Mittheilenschaft gezogen werden sollen, die sinnlichen Eindrücke und die an dieselben geknüpften Vor-

stellungen eine gewisse Stärke erreichen, so daß das Denken den Charakter des affectvollen oder leidenschaftlichen erhält. Dann aber erweist sich die Theilnahme der Muskeln, wie bei den reflectirten Bewegungen, entweder durch Erhöhung oder Verminderung des mittlern Contractionszustandes. Es giebt Affecte, wie Furcht und Schaudern, die in ihren körperlichen Erscheinungen den Wirkungen der Kälte gleichen, mit Gänsehaut und allgemeiner Blässe auftreten; andere, wie Freude und Zorn, verringern, gleich der Wärme, die Muskelkraft der Gefäße.

Hiermit glaube ich, so weit der gegenwärtige Standpunkt unseres Wissens es zuläßt, im Allgemeinen erklärt zu haben, wie durch Gemüthsbewegungen eine Veränderung, insbesondere eine Erhöhung des Colorits der Haut zu Stande kommt. Ich gehe zu dem zweiten Theil der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, zur Beantwortung der Frage über, wovon die der Schamröthe eigenthümliche locale Beschränkung der Gefäßerweiterung abhängt.

Darwins Erklärung geht davon aus, daß allen den Gemüthsbewegungen, die sich durch Erröthen verrathen, dem Schamgefühl, der Verlegenheit, dem Schuldbewußtsein u. s. f. die Sorge zu Grunde liege, wie wir vor dem beobachtenden Auge unserer Mitmenschen bestehen möchten. Sobald wir bemerken oder vermuthen, daß unser persönliches Auftreten einer Beurtheilung unterzogen werde, lenke sich unsere Aufmerksamkeit auf uns selbst, vor Allem auf den Theil unseres Körpers, den wir unbedeckt tragen und deshalb vorzugsweise fremden Blicken ausgesetzt wissen. Darwin citirt eine Anzahl Erfahrungen, welche bezeugen, daß vom Sensorium aus, durch die Richtung der Vorstellungen auf ein bestimmtes Organ, die Ernährung dieses Organs beeinflusst werden könne. Wende sich die Aufmerksamkeit dem Gesicht zu, so werde der Theil des Sensorium, der die sensibeln Nerven des Gesichts aufnimmt, gereizt und reagire durch die Gefäßnerven auf die Capillargefäße des letztern. Wenn dieser Weg von der Wange zum Gehirn und zurück erst einmal durch die Gedanken, welche die vorausgesetzte Kritik unseres äußern Menschen in uns erregt, gangbar geworden sei, so werde er, durch associirte Gewöhnung, auch dann eingeschlagen, wenn wir gewahr werden oder uns einbilden, daß unser moralisches Verhalten Gegenstand der Beurtheilung sei. Und wenn der Vorgang durch häufige Wiederholung in zahlreichen Generationen habituell geworden sei, so trete er ein, auch ohne daß wir uns der Rücksicht auf unsere Physiognomie bewußt werden.

Es liegt manches Bestechende in dieser Erklärung. Jeder kann an sich selbst die Bemerkung machen, daß in einem Körpertheil, den man willkürlich längere Zeit unausgesetzt beobachtet, eigenthümliche Gefühle von Wärme, Prickeln, Schwere sich entwickeln. Eichendorffs Schilderung ist der Natur abgelauscht, wenn dem Helden seiner reizenden Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“, während derselbe als Chauffeegeldverheber unthätig seine ausgestreckten Beine betrachtet, die Beine länger und länger zu werden scheinen. Nervöse Individuen,

die an einer Herzkrankheit zu leiden wähnen, bringen es wirklich durch die beständige Beaufsichtigung ihres Herzens fertig, den Schlag desselben zu verändern. Während in der Regel unwillkürlich sich aufdrängende Empfindungen uns von den körperlichen Dispositionen Kunde geben, die man sehr unpassend „Bedürfnisse“ zu nennen pflegt, kann man doch auch zu gelegener Zeit dadurch, daß man willkürlich die betreffende Empfindung erregt, das Bedürfniß hervorrufen. Unter den Analogien, auf die seine Theorie des Erröthens sich stützt, führt Darwin das Factum an, daß die Vorstellung appetitlicher Objecte die Speichelausscheidung vermehrt und er legt hierauf besondern Werth, weil es auch in diesem Falle wahrscheinlich sei, daß die nächste Wirkung des psychischen Actes in einer Erweiterung der Blutgefäße beruhe. Auch wenn dies zugegeben wird, paßt das Beispiel nicht, weil nicht die Vorstellung einer Körpergegend, sondern einer Geschmacksempfindung die Blutanhäufung veranlaßt. Bei den übrigen erwähnten Folgen der Richtung der Aufmerksamkeit auf besondere Körpertheile kommen aber, so viel wir wissen, die Gefäße nicht in Frage. Genügte die Concentration der Aufmerksamkeit auf das Gesicht, um den Blutgehalt seiner Gefäße zu vermehren, so müßte Jeder roth werden, der sich anhaltend im Spiegel betrachtet.

Ich habe erwähnt und es ist bekannt, daß die Schamröthe nicht immer auf das Gesicht beschränkt ist; sie kann sich vom Gesicht aus über Hals und Nacken und weiter abwärts verbreiten. Es scheint für Darwin's Auffassung zu sprechen, daß seinen Erkundigungen zufolge bei den spärlich oder gar nicht bekleideten wilden Völkern die obere Region des Rumpfes öfters an der Aenderung des Colorits Theil nimmt. Wer aber kann sagen, ob dies nicht bei außerordentlichen Gelegenheiten auch an den bekleideten Leibern der guten Gesellschaft geschieht? Auch das darf Darwin für sich anführen, daß, wie er von praktischen Ärzten erfuhr und auch ich von dem bekannten Chirurgen Dieffenbach gehört zu haben mich erinnere, bei besonders verschämten Personen mehr oder minder weit vom Kopf entlegene Theile der Körperoberfläche in dem Momente errötheten, wo sie dem ärztlichen Auge sich zu enthüllen genöthigt waren. Ich versäumte zu fragen, ob diese Schamröthe aufwärts begrenzt oder nicht vielmehr mit der Schamröthe des Gesichtes in Zusammenhang war, in welchem Falle sie nur einen Exceß der Ausbreitung vom Kopfe aus darstellen würde. Immerhin würde es sich nur um eine seltene, durch eigenthümliche Anlage zu erklärende Ausnahme handeln. Viel häufiger, als die Theile, die die Sitte zu verdecken befiehlt, befinden sich dem Publikum gegenüber die Hände in Verhältnissen, die nach Darwins Annahme eine Erweiterung ihrer Blutgefäße zur Folge haben müßten: wir wissen sie in der Regel nackt und, wenn auch nicht so beständig, wie das Gesicht, beachtet und der Kritik unterworfen. Wenn man aber die schöne Hand einer Dame, die sich dieses Vorzugs bewußt ist, fixirt oder der Eigenerin ein Lob darüber spendet, so wird man niemals die Hand, sondern höchstens das Gesicht erröthen sehn.

Es ist kein ganz gerechter Tadel, den Darwin gegen Shakespear wegen der Verse ausdrückt, die der große Dichter seine Julia sagen läßt:

„Du weißt, die Nacht verschleiert mein Gesicht,
Sonst färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was Du vorhin mich sagen hörtest.“

Es soll nicht behauptet werden, daß der Dichter den physischen Anschauungen seiner Zeit so weit vorausgeeilt sei, um zu wissen, daß die rothe Farbe in Abwesenheit des Lichtes nicht nur nicht wahrgenommen werden kann, sondern wirklich nicht existirt. Vielleicht bediente er sich nur einer Abkürzung, statt zu sagen: „sonst sähest Du Mädchenröthe meine Wangen färben.“ Aber ich kann nicht glauben, daß ihm entgangen sei, was Jeder an sich erfährt, daß nämlich der Proceß, der am Tage sich durch Röthe äußert, auch im Dunkel vor sich geht, wo wir uns seiner durch die dem Blutandrang entsprechende, über das Gesicht sich verbreitende Temperatur-Erhöhung bewußt werden. Daß man sich im Dunkeln erröthen fühlt, und daß Blindgeborenen die Fähigkeit, schamroth zu werden, nicht abgeht, sind Einwürfe, die Darwin selbst seiner Theorie entgegenstellt. Er beseitigt dieselben durch Verweisung auf das Eine der Principien der Descendenzlehre, die Gewöhnung und Vererbung. Der Blindgeborne, der nichts von den auf seinem Angesicht ruhenden, forschenden Blicken weiß, erröthet, weil die Reihe seiner Ahnen sich gewöhnt hat, vor solchen Blicken schamroth zu werden. Jenes Princip wäre auch anzurufen, um zu erklären, warum sensible Naturen in der Einsamkeit, bei der bloßen Erinnerung an eine beschämende Situation, die Farbe wechseln. Darwin scheint unter einer derartigen Sensibilität nicht zu leiden; er meint, daß die Menschen nicht erröthen, die im Stillen einen Fehler oder eine Sünde begangen haben, auch dann nicht, wenn sie deshalb von den peinlichsten Gewissensbissen verfolgt werden und wenn sie überzeugt sind, daß Gott ihre Schuld kennt und richtet. Die Ursache, daß man vor Gott nicht schamroth wird, liege aber darin, daß man bei der göttlichen Mißbilligung nicht, wie bei der Mißbilligung der Menschen, an die Figur denke, die unser Aeußeres spielt. Mir scheint eine andere Erklärung näher zu liegen. Den Anlaß, im Dunkeln und in der Einsamkeit zu erröthen, giebt viel häufiger die Erinnerung an gesellschaftliche Unglücksfälle und Blamagen, als an moralische Vergehen. Bei jenen aber ist von der Gottheit nicht die Rede. Man hat die Ueberzeugung, daß Gott sich nicht darum kümmert, ob man in einem Toaste stehen blieb oder der Tochter des Hauses, statt dem Dienstmädchen, ein Trunkgeld in die Hand drückte. Wessen Herz von einer dem göttlichen Strafgericht verantwortlichen That belastet ist, der käme, sollte ich meinen, mit dem Affecte der Scham nicht davon; ihn müßte Niedergeschlagenheit, Angst, Verzweiflung erfassen.

Wenn die Frage gestellt wird, warum die Schamröthe vorzugsweise und zuerst im Gesicht ihren Sitz aufschlage, so muß die Antwort vor Allem darauf Rücksicht nehmen, daß diese locale Eigenthümlichkeit jeder Gefäßerweiterung

zukommt, welche Folge einer Gemüthsbewegung oder einer leidenschaftlichen Erregung ist. Für diese Thatsache glaube ich die Erklärung gefunden zu haben. Die Gefäßnerven stehen in dieser Beziehung nicht allein; wie ich in einem meiner anthropologischen Vorträge (vom Affect) ausgeführt habe, theiligen sich die Nerven der übrigen unwillkürlichen und der willkürlichen Muskeln, die Empfindungsnerven der Haut und selbst die Drüsennerven, sofern sie durch Seelenzustände überhaupt in Mitleidenschaft gezogen werden, in der nämlichen Reihenfolge, zunächst am Kopf (Gesichtsmuskeln, Thränenndrüse) und, je nach der Intensität des Affects, vom Kopf aus weiter abwärts. Die gemeinsame Ursache dieser Reihenfolge kann nur in der anatomischen Anordnung der Körvernerven liegen, die, je höher oben sie ausstrahlen, in um so näherer Berührung mit dem Theil des Gehirns sich befinden müssen, den man als das Organ der psychischen Thätigkeiten erkannt hat. Wenn, um auf unser Thema zurückzukommen, das Gesicht eine Ausnahme von der eben aufgestellten Regel in so weit zu machen scheint, daß die Röthe meistens erst von den Wangen zur Stirn emporsteigt, so ist zu bedenken, daß die Wange in der Färbung den übrigen Regionen des Gesichts immer um einen Schritt voraus ist, dies zeigt sich in der Physiognomie der blühenden Gesundheit, wie in der des Fiebers. Ob der Vorsprung der Wange auf größerer Zahl oder Weite der Blutgefäße oder auf einer oberflächlicher Lage der letzteren beruhe, ist nicht untersucht.

Das Charakteristische der Schamröthe besteht also gar nicht darin, daß sie das Gesicht überzieht, denn dies thut jede durch Affect hervorgebrachte Röthe. Was die Schamröthe charakterisirt, ist, daß sie das vorwiegende, oft das einzige Symptom der Gemüthsbewegungen ist, die sie verkündet. Wenn sie verstanden werden soll, so muß diese ihre Eigenthümlichkeit aus der Besonderheit des Affects der Scham, aus der Vergleichung mit anderen roth machenden Affecten abgeleitet werden.

Man kann die Anlässe zum Erröthen in zwei Gruppen scheiden, von denen die Eine an die excitirenden, die andere an die deprimirenden Erregungen sich anschließt. Das Erröthen, welches durch ein Lob, wenn auch durch ein nach der Meinung des Belobten unverdientes und beschämendes hervorgerufen wird, ist dem freudigen Erröthen nahe verwandt und darf allenfalls als Ausdruck einer gehobenen Stimmung gelten. Meistens aber hat die Gemüthsverfassung, welche erröthen macht, mehr von der Art deprimirender Affecte. Die Scheu, sich öffentlich zu zeigen, die die Wangen schüchterner Mädchen (auch Jünglinge) oft schon beim Eintritt in eine Gesellschaft, beim Gruß auf der Straße färbt, die Angst, ein Geheimniß zu verrathen oder auf einer Unwahrheit ertappt zu werden, ja schon die Angst, den Verdacht zu erregen, daß man etwas zu verheimlichen habe oder sich einer Unwahrheit schuldig mache, das Alles sind Zustände, die von der Furcht vor einer ernstlich drohenden Gefahr sich nur dem Grade und meist auch der Dauer nach unterscheiden. Und wirklich ereignet es sich oft, daß auf Momente des Erröthens die Blässe der Furcht sich einstellt oder daß die

Letztere allein bei Gelegenheiten wahrgenommen wird, wo das erstere erwartet werden sollte. Selbst das Schamgefühl im eigentlichen Sinne des Wortes kann, statt durch Erröthen, durch Erblassen sich äußern, zumal wenn es durch eine überraschende, also zugleich erschreckende Situation geweckt wird. Wie ist es nun zu verstehen, daß der Mensch vor geringer Furcht und mäßigem Schrecken in der Regel roth, vor stärkerer Furcht und heftigerem Schrecken dagegen blaß wird? Den Schlüssel zur Lösung dieses sonderbaren Widerspruchs liefert die Erwägung, daß das Erblassen auf zweierlei Wegen zu Stande kommt, einerseits durch Contraction der Gefäße, andertheils durch Herzschwäche. Die Contraction der Gefäße tritt, wie oben erwähnt, bei deprimirenden Gemüthsbewegungen ein im Gegensatz zur Erweiterung der Gefäße bei excitirenden, doch muß Furcht und Schrecken, um jenen Effect hervorzubringen, einen gewissen Höhegrad erreichen und ist dann auch gewöhnlich von Zusammenziehung anderer unwillkürlicher Muskeln, der Haut und Zungen, und von Minderung der Kraft der willkürlichen, Zittern, begleitet. Eine flüchtige Erweiterung der Gefäße scheint die erste Folge jeder minder wichtigen Gleichgewichtsstörung im Seelenleben, also auch einer vorübergehenden Wangigkeit, eines eben auftauchenden Schreckens zu sein. Wenn unter solchen Verhältnissen statt des Erröthens Erblassen beobachtet wird, so erklärt sich dies leicht aus einer eigenthümlichen Disposition des Herzens, das bei manchen Individuen auf die unbedeutendsten Veranlassungen seinen Schlag ändert und, sei es durch Krampf oder Lähmung, verhindert wird, den Gefäßen die normale Blutmenge zuzuführen. Die relativ geringe Macht der Affecte, welche die Schamröthe hervorbringen, wird auch dadurch bezeugt, daß es meistens bei dieser Einen Veränderung des physiognomischen Ausdrucks sein Bewenden hat. Mit der Röthe der Freude verbindet sich ein ungewöhnlicher Glanz des Auges, mit der Röthe des Zorns ein lebhaftes Muskelspiel; die Muskelbewegungen, die die Schamröthe begleiten, das Niederschlagen der Augenlider, der ausweichende Blick, sind nicht unmittelbare Aeußerungen des Affects, sondern, wie die Bestrebungen, sich oder doch das Gesicht zu verbergen, willkürliche und zweckmäßige Handlungen. Nur ausnahmsweise kommen unwillkürliche Zusammenziehungen einzelner Gesichtsmuskeln vor. So verkürzte sich bei einem meiner Kinder bei jedem Erröthen ein einseitiger Muskel, der in der Haut der Wange neben dem Mundwinkel sich einpflanzt, eine Falte bildend, die im Hause unter dem Namen der Verlegenheitsfalte bekannt war. Individuelle Besonderheiten dieser Art dürfen uns bei so complicirten Ursachen und so complicirten Organen, wie sie hier in Betracht kommen, nicht Wunder nehmen. Und so versteht es sich auch von selbst, wenn ich den Affect der Scham von andern deprimirenden Affecten nur quantitativ unterscheide, daß zwischen dem Einen und den Andern eine scharfe Grenze nicht gezogen werden darf. Aus dem Bewußtsein eines Fehltritts kann, je nach seiner Bedeutung oder Schätzung, eine Scala von Empfindungen, von der holden Verschämtheit bis zum nagendenummer, hervorgehen.



Die Dorfstätte.

Don

Johannes Trojan.

— Berlin. —

Hier, wo du von des Harzgebirges Rand
Hinunterblickst auf die besonnte Fläche,
Verweil' ein wenig! Jene Klippen doch
Siehst unten du, genannt die Gegensteine?
Nicht weit von ihnen mitten in dem Kornfeld,
Das jetzt gebeugt schon trägt der Aehren Gold,
Ist eine Stelle, mit Gebüsch bedeckt:
Um diese Stelle her lag einst ein Dorf.

Ein blühend Dorf! Denn schon in alten Zeiten
Trug dieser Acker reichlich, wie noch jetzt.
Und wenn der Bauer ging durch seine Saat,
Sie fröhlich musternd, und am Himmelszelt
Die Lerche suchend, deren Lied ihn freute:
Dann legt' er Jahr auf Jahr schon den Gewinn
Zusammen, den die Zukunft ihm versprach,
Und freute sich und sagte sich mit Stolz,
Wie fest er ständ' in seiner Väter Eigen;
Doch was ist fest, was eigen einem Mann?
Es kam der Krieg, und als er wieder ging,
War Schutt und Asche, was ein Dorf gewesen.

Des Dorfs Bewohner flohen in's Gebirg,
Wo eine Zuflucht ihnen bot der Wald,
Ach, eine falsche nur und trügerische!

Denn der so freundlich sie willkommen hieß,
Zur Nahrung bot er nichts als farge Beeren
Und nur ein Dach, das heimlich mit dem Regen
Im Einverständniß, scheinbar nur ihm wehrte;
Also verdarben, die dorthin gestüchelt.
Ein Einziger von ihnen kam zurück,
Die Stätte suchend, wo sein Heim gewesen.
Und als er näher kam mit scheuem Schritt,
Sich tastend durch das Trümmerwerk hindurch, —
Als von der Stelle, wo sein Herd einst stand,
Von ihm verschreckt sich in die Lüste schwang
Ein Rahe, krächzend und die Flügel schlagend:
Da wandt' er ab sein Angesicht und floh.

Seit dieser Zeit verlassen war das Dorf
Und preisgegeben denen, die zu hausen
Dort Lust verspürten: bald erschienen sie.
Als keines Menschen Hand mehr in den Gärten
Der Blumen pflegte noch der Nutzpflanze,
Da drang von außen her, das immer lauernd
An Thor und Graben steht, das Unkraut ein.
Kech sprang es über den verfallnen Zaun,
Schlang durch die Lücken sich mit schmeidgen Gliedern,
Wühlte' unter Holz und Mauerwerk sich durch,
Gleich einem Feindesheer, das eine Feste
Erobernd nimmt mit List und mit Gewalt.
So nahmen sie die Beete in Besitz,
Breitblättrig, hoch, starkästig, voll von Saft,
Fürchtbar bewehrt mit Dornen und mit Zacken,
Und drängten fort, was Menschenhand gesät.
Daron das Meiste fochte schnell dahin
Und räumte den Eindringenden den Platz;
Ein Wen'ges wehrte sich verzweifelt noch,
Preisgebend Zoll auf Zoll nur, manches Jahr
Noch Blüthen treibend mitten unter Fremden —
Bis daß es auch dem fremden Volk erlag.
Nach diesen kam ein anderes Geschlecht,
Mit diesen wieder um den Platz zu kämpfen,
Der Heide Bürger und die Waldbewohner.
Zuerst vom Walde her sprang eine Ranke
Versuchend über, wurzelte sich fest,
Sprang weiter fort und schlug aufs Neue Wurzeln.
Vom Wind getragen setzt' ein Korn sich fest
In einem Mauerspalt; daraus entstand
Ein harmlos Wesen, klein und dürrig scheinend,
Bis, als es sicher glaubte sich und fest,
Es um sich griff und herrschend ward am Orte.

Dann kamen niedre zartgebaute Kräuter,
Tiefwurzelnd, feinverzweigte, zähe, schlanke,
Zu kleinen Trupps gesellt; wohin sie kamen,
Verschwanden, wie durch Zauber fortgetilgt,
Die breiten prahlenden Gefellen, die
Zuerst für sich das Gartenland erobert.

So währte manches Jahr der stille Krieg,
Indessen Regen fiel und Schnee. Der Rest
Der Trümmer sank zerbröckelt in das Grün,
Und an die Wildniß war zurückgegeben,
Was Menschenfleiß der Wildniß einst geraubt.
So lag die Stätte lange Zeit im Frieden
Der Einsamkeit, vom Wilde nur bewohnt,
Das, nie vom Tritt des Jägers aufgeschreckt,
Sein Eigen wähnte, was der Mensch verlassen,
Bis daß der Mensch kam, es zurückzufordern.

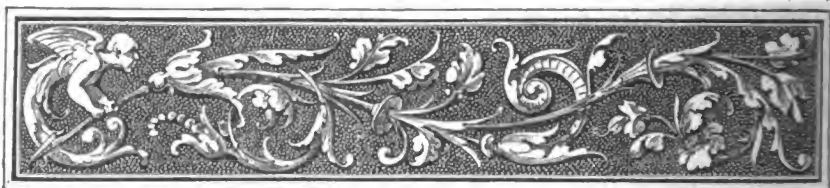
Ein Herbsttag war's — in zartgewebten Schleier
Von blauem Dufte hüllte sich der Morgen —
Da sah das Reh, das aus dem Walde trat,
In weiter Fern, wo auf dem Erdenrund
Der Himmel auflag, das Gespann des Pflügers,
Langsam bewegend sich — ein fremder Anblick! —
Und staunt' und starrt' und schritt zurück zum Walde.
Und wo im Herbst war der Pflug gegangen
Da flammt' im Lenz ein heller Streifen auf,
Erst silbergrün und dann wie mattes Gold:
Das war die Saat. Im nächsten Frühjahr wogte
Sie näher schon heran und wallt' und flammt.
Und enger zog mit jedem Jahr und enger
Zusammen sich der goldne Wellenring.

Nur eine kleine Stelle noch ist frei,
Gleich einer Insel in dem Meer der Saat,
An deren Strand die Wellen lieblich schlagen.
Dort leihet der Schleibusch und die wilde Rose
Den kleinen Vögeln ein willkommen Obdach.
Das ist der Platz, wo auch die Schnitter rasten
Am Erntetag, und wenn sie sitzen da,
Ausruhend von des heißen Tages Arbeit,
Dann nimmt ein Alter wohl das Wort und spricht:
„Hier war vor alter Zeit einmal ein Dorf,
Und an der Stelle, wo wir eben ruh'n —
Von alten Leuten hab' ich es gehört —
Stand einst die Kirche, eh' der Krieg gewesen.
Hier trugen sie die Kinder hin zur Taufe

Und hier begruben ihre Todten sie.
Ja, auch der Friedhof war an dieser Stelle,
Und unter unsern Füßen liegen still
So manch Jahrhundert andre Müde schon.“

Wenn er so redet und der Abendwind
fährt durch die Büsche, dann ein wenig schauern
Die Mädchen alle; doch die Hände faltet
Der alte Mann und also fährt er fort:
„O mächt'ger Gott, in dessen Händen liegt
Der Menschen Schicksal wie des Aekers Frucht:
In diesem Lande, dessen Flur wir bauen,
Laß Frieden walten und gerechten Sinn!“





Groeben und Siethen.

Ein märkisches Kapitel

von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

I.

Ob klein, ob groß —
Überall dasselbe Loos.
Und was das Leben hält und hat,
Hat aller Orten seine Statt.



ines der wichtigsten Defilés aus dem Wittenbergischen in's Märkische war von alter Zeit her das Reththal, und von alter Zeit her existirten auch feste Punkte, dieses Defilé zu vertheidigen beziehungsweise zu schließen. Unter diesen festen Punkten war das am Mittellaufe des Flüsschens gelegene Schloß Beuthen von besondrer Wichtigkeit, dasselbe Schloß Beuthen, das die Quisow-Anhänger gegen den Nürnberger Burggrafen hielten und an dessen Unterwerfung sich der Sieg der Hohenzollerschen Sache knüpfte.

Von diesem seiner Zeit vielgenannten Schloß aus nehmen wir heute, dem Flußlaufe folgend, unseren Ausgang und erreichen schon nach halbstündigem Marsch eine mäßige Hügelhöhe, von der aus wir zwei Seeflächen und zwei Dörfer überblicken: Groeben und Siethen. Ein märkisches Idyll. Aber auch ein Stück märkische Geschichte spricht aus ihnen.

Beide Dörfer entstanden sehr wahrscheinlich zu gleicher wendischer Zeit, im Uebrigen jedoch erfreut sich Groeben des Vorzugs, um einige Jahre früher als Siethen und zwar bereits im Jahre 1352 in einer „im Lager vor Groeben“ ausgestellten Urkunde Markgraf Ludwigs des Römers genannt zu werden. Es gehörte damals der über den ganzen Teltow hin ausgebreiteten und begüterten Familie Groeben, die, nach der Sitte der Zeit, von diesem ihrem ältesten Besitz her ihren Namen „von Groeben“ angenommen hatte. Nach

1352 aber in die Kämpfe des Deutschen Ordens mit verwickelt, entäußerte sich die Groeben-Familie (von der 20 Mitglieder in der Deutsch-Ritter-Schlacht bei Tannenberg gefallen sein sollen) ihres märkischen Besitzes und innerhalb dieses Besitzes auch ihres Stammhauses Groeben. Ihre Güter lagen von dem genannten Zeitpunkt an östlich der Weichsel, und aus der märkischen Familie dieses Namens war eine preussische geworden, die bei dem Orden zu Lehn ging.

Groeben und Siethen unter den alten Schlabrendorfs.

Von 1416—1787.

Um 1416 gab es in Groeben und Siethen keine Groebens mehr; an ihre Stelle waren die lausitzischen Schlabrendorfs getreten, die sich nach dem bei Luckau gelegenen Dorfe „Schlabrendorf“ nannten, gerade so wie sich die Groebens in vorausgegangener Zeit nach dem im Teltow gelegenen Dorfe Groeben ihren Namen gegeben hatten.

Aus den ersten zwei Jahrhunderten der Anwesenheit der Schlabrendorfs in Groeben und Siethen wissen wir wenig von ihnen. Es scheint nicht, daß sie sich hervorthaten, einen ausgenommen, Johann von Schlabrendorf, der in die geistliche Laufbahn eintrat und in dem Jahrzehnte, das dem Auftreten Luthers unmittelbar voranging, zum Bischof von Havelberg aufstiege. Wegen seiner Vorliebe für die Prämonstratenser, behielt er die Tracht derselben bis an sein Lebensende bei. „Es wird ihm nachgerühmt“, so schreibt Lenz in seiner Stifts-Historie von Havelberg, „daß er ein rechter Geistlicher gewesen, der fleißig in der Bibel gelesen und seine horas canonicas selber abgewartet, auch mit seinen Canonicis einen Vers um den andern dabei gebetet habe. Daneben hab' er auch auf seiner Burg zu Wittstock als ein rechter Herr und Fürst zu leben und einen convenablen Hofstaat mit einem zahlreichen Gefolge von Rittern und Edelknaben zu halten gewußt. Ebenso Roppeln und Meuten und einen wohlbesetzten Marstall. Ingleichen auch hab' er der Armen nicht vergessen und sie mit Bier und Brot allezeit reichlich versorgt.“

So Lenz in seiner Stifts-Historie. Das dieser Bischof aber speciell dem Hause zu Groeben entsprossen gewesen, dafür spricht mit großer Wahrscheinlichkeit ein noch jetzt in der Groebener Kirche befindliches Glasfenster, das in seinem Obertheile die Bischofsmütze sammt zwei gekreuzten Bischofsstäben, darunter aber das Schlabrendorf'sche Wappen zeigt.

Aus dem Groebener Kirchenbuch.

Auf dieses Wenige beschränkt sich Alles, was wir durch zwei Jahrhunderte hin einerseits von den Schlabrendorfs selbst, andererseits von den ihren Hauptbesitz bildenden Schwesterdörfern Groeben und Siethen wissen, und erst von 1604 ab, wo Pastor Johannes Thile I. in's Groeben-Siethener Pfarramt eintrat und das seit 1575 bestehende Kirchenbuch eifriger als seine Vorgänger zur Hand nahm, um Aufzeichnungen darin zu machen, erst von

diesem Jahre 1604 an erfahren wir Eingehenderes aus dem Leben der beiden Dörfer.

Um eben dieser Aufzeichnungen willen, die — mit Ausnahme der Schluß-Epoche des 30jährigen Krieges — durch alle Nachfolger Johannes Thiles I. getreulich fortgesetzt wurden, ist denn auch das Groeben-Siethener Kirchenbuch ein wahrer historischer Schatz und für die Kultur- und Sittengeschichte der Mark von um so größerem Werth, als es im Ganzen genommen in unsrem Lande doch nur wenige Kirchenbücher giebt, die bis 1604 zurückgehen. Es ist ein vollkommener Mikrokosmos, dem wir in diesem alten, wurmstichigen und selbstverständlich in Schweinsleder gebundenen Bande begegnen, und alles was das Leben, und nicht bloß das Leben einer kleinen Dorfgemeinde, zu bringen vermag, das bringt es auch: Krieg und Pest und Wasser- und Feuersnoth und Mißwachs und Mißgeburten. Und daneben Unglück über Unglück, heut auf dem Groebener und morgen auf dem Siethener See. Fischer ertrinken, Brautzüge werden vom Sturm überrascht und in Winterdämmerung Verirrte brechen ein in die kaum überstornen Lunen oder erstarren in dem zusammengehewhten Schnee. Dazu Mord und Brand, und Stäupung und Enthauptung, und auf jedem dritten Blatte das alte Lied von Ehebruch und „Illegitimitäten“ aller Art, an die sich dann regelmäßig und wie das Amen in der Kirche die pastoralen und meist invectivenreichsten Verurtheilungen knüpfen. Aber immer im Lapidarstil.

Und nun möge das Kirchenbuch sprechen:

Aufzeichnungen des Pastors Johannes Thile I.*).

In diesem Jahre 1609 ist Herr Ernst von Schlabrendorf, Erbherr auf Groeben und Siethen, aus dieser Zeitlichkeit geschieden. Er war vermählt mit Ursula von Thümen, aus welcher Ehe demselben zwei Söhne geboren wurden: Joachim von Schlabrendorf und Melchior Ernst von Schlabrendorf. An Melchior Ernst kam Groeben und an Joachim kam

*) Johannes Thile I. kam 1604 ins Amt und stand demselben bis zu seinem 1639 erfolgten Tode vor. Ihm folgte sein Sohn Johannes Thile II., von dem aber alle Kirchenbuch-Aufzeichnungen fehlen, da die Führung seines Amtes in das letzte Jahrzehnt des 30jährigen Krieges und die daran anschließende Noth- und Trauerzeit fällt, in der alles wüst lag und an Ordnung und Buchführung nicht zu denken war. Johannes Thile II. starb 1669, und von der Hand eines seiner Nachfolger findet sich auf der entsprechenden Kirchenbuch Seite die Notiz, „daß ein Sohn dieses jüngeren Johannes Thile (also des 1669 verstorbenen Johannes Thile II.) den Kriegs- und Soldatenstand erwählet, von der Piste auf gebient und 1722 als Oberst ein Infanterie-Regiment befehligt habe. In dieser seiner Eigenschaft sei derselbe durch Sr. K. Majestät in Preußen, Friedrich Wilhelm I. in den abligen Stand erhoben und dieselbe „Dignität“ alsbald auch seinem Herrn Bruder, dem Geheim-Rath Thile verliehen worden.“ — Es sind das Angaben, die mit denen in Jedlig's Adels-Lexikon im Wesentlichen übereinstimmen, und an die nur noch die weitere Mittheilung zu knüpfen bleibt, daß die beiden gegenwärtig in unsrer Armee stehenden Generale von Thile dieser dem Groebener Pfarrhaus entstammten Familie zugehören.

Siethen, so daß wir von diesem Jahre 1609 an zwei Schlabrendorf'sche Linien haben: eine Groeben'sche und eine Siethen'sche.

1620 am 18. October hat der an der Ruthe wohnende Bogt Hans Blume seinen Stiefvater Hans Möller mit einer Büchse erschossen. Nachschrift aus dem Jahre 1622. Selbiger Hans Blume wurde von den Obrigkeitlen zu keiner Strafe gezogen, vielmehr heimlich über die Grenze geschafft. Er ging nun in den Krieg nach Böhmen. Eh er aber nach Prag kam, ward er, nach gerechter göttlicher Wiedervergeltung, auch erschossen. Hat also in seinen Sünden hinsterven müssen. Ach, weh der armen Seele.

1621 am 28. October ist in unsrer Nachbarschaft (auf Schloß Deuthen) ein Sohn geboren worden. Dieses Kind hat, salva venia, keinen podicem gehabt, so daß es seiner natürlichen Functionen unfähig gewesen ist. Wonach Meister Hans Meißner, Vater zu Trebbin, mit dem Messer den podicem hat öffnen müssen. Und ist durch Gottes Segen gut worden und hat einen podicem gehabt. Wie wunderbar handelt Gott mit uns Menschen!"

1629 hat Ihre Churfürstliche Hoheit Dero Küchenmeister in Königsberg in Preußen aufhengen lassen.

1631 starben in Groeben und Siethen 126 Menschen an der Pest.

1632. Bis zu diesem Jahre bin ich, Johannes Thile, 300 Mal zu Gebatter gebeten worden.

1633 wurde das 1598 gestiftete Uhrwerk reparirt.

1634 den 25. März sind Wiprecht Erdmanns Tochter Ursula, Martin Schmidts Tochter Ursula und Hans Bethes Stieftochter Ursula in einem Kahn spazieren gefahren und als der Wind kam, auf den See getrieben worden. Wobei die zwei ersten ertrunken und zu Groeben Weide in ein Grab gelegt worden sind.

Nach diesem Jahre (1634) hören die Mittheilungen, wie schon angedeutet, auf ganze Jahrzehnte hin auf und werden erst in den siebziger Jahren wieder aufgenommen.

Aufzeichnungen der Pastoren Friedrich Zander, Felician Clar (auch Clarus) und Heinrich Wilhelm Doss.

1673 den 5. November ist Anna Mulisch, die schon mehrere Kinder außer der Ehe gehabt, von mir getraut worden. Und dieser „Schandsack“ hat sich in einem Kranze zur Kirche führen lassen.

1674 am 18. December ist Ursula Lehmann enthauptet worden, weil sie das mit ihrem Schwager erzeugte Kind in's Wasser geworfen.

1675 am 3. August ist Andreas Friße, Weinmeister hieselbst, begraben worden, der ein heftiges Gewächs gehabt hat, eines Viertels vom Scheffel groß, so ihm hinten am Halse gehangen. Ist aber doch 84 Jahr alt geworden.

1679 am 27. März sind auf unserer Feldmark zwei Soldaten begraben worden, welche den Tag vorher mit ihrer Compagnie hier einquartirt gewesen. Sie konnten keine Särcker (Särge) bekommen, weil ihnen ihre Kameraden

nichts gelassen hatten als alte Lumpen, welche denn auch ihr Sterbekleid bleiben mußten.

1697. In diesem Jahr ist der Moskowitische Czar Peter bei Sr. Churf. Durchlaucht gewesen.

1717. Hoc anno celebratum est jubilaum evangelico-Lutheranum. Math. 22, 5.

1726 wurde wieder eine Kindesmörderin hingerichtet.

1727 starb Felician Clar, der 40 Jahr in Groeben Pastor gewesen.

1729 wurde Botho Müller wegen Gotteslästerung durch den Henker ausgepeitscht und nach Spandau condemnirt.

1738 am 15. April ist Marie Elisabeth — Christoph Penselins, gewesenenes Castellans zu Rheinsberg, Wittve — hier angekommen und hat einen Sohn zur Welt gebracht. Vater soll sein Georg Ludwig Schreiber, Gärtnergefell in Rheinsberg.

1738 am 21. November wurde dem Andreas Fausten ein Söhnlein geboren. Das Kind hatte an seiner Nasenspitze ein Gewächs und von der Oberlippe war fast nichts zu sehen. Ingleichen hatte es an jedem kleinen Finger einen Zipfel. Nota bene. Der Mann hatte seine Frau mit dem Knecht beschuldigt, worauf diese gesagt: „wenn das wahr ist, so gebe Gott ein Zeichen an dem Kinde“. Drei Stunden nach der Geburt ist es verstorben.

1741 am 10. April hat Herr Johann Christian v. Schlabrendorf, R. preuß. Lieutenant, in der an diesem Tag um 1 Uhr Nachmittags zwischen Brieg und dem Dorfe Mollwitz vorgefallenen scharfen Aktion, durch einen Musketen-Schuß, so ihn durch den Kopf getroffen, das Ende seines Lebens gefunden, nachdem er sein Alter gebracht auf 29 Jahr und 4 Monat.

1743 am 12. November hat sich Gustav Albrecht v. Schlabrendorf, Erb- und Gerichtsherr auf Groeben und R. preuß. Hauptmann im Dragoner-Regiment des Herrn Generalmajors v. Roell zu Tilsit in Preußen vermählt und zwar mit Fräulein Christiane Amalie Ernestine v. Roell, Tochter oben-genannten General-Majors.

Auf den nächsten Blättern erfolgt nun die Registrirung der Kinder, die dem Hauptmann Gustav Albrecht v. Schlabrendorf aus dieser seiner Ehe geboren wurden. Alle diese Geburten und Taufen fanden in Tilsit und Insterburg statt, wo das Roell'sche Dragoner-Regiment in Garnison lag, aber das Groebener Kirchenbuch ermangelte nicht auch seinerseits darüber zu berichten und sogar die jedesmaligen Pächten aufzuführen: den König, Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand, Prinz Ferdinand v. Braunschweig u. s. w. Aus eben diesen Aufzeichnungen erfahren wir auch von dem jeweiligen Avancement Gustav Albrechts v. Schlabrendorf. Im Beginn des siebenjährigen Krieges war er Obristlieutenant, ritt mit in der berühmten Attacke bei Zorndorf und empfing überhaupt 23 Wunden. Er starb später als General in Breslau. Bei Gelegenheit seines Todes komme ich auf ihn zurück.

1751 am 31. März ist Eva Pipers uneheliches Kind getauft worden. Der Vater ist Martin Meene, ein lausiger junger Flegel.

1752 am 25. Julius ist die Christiane Mirzen, ein Schandack, mit Zwillingen niedergekommen. Der Vater ist der Schäfertnecht Michel Pohlmann, ein Erz-Ehebrecher. Gleich zu gleich gefällt sich gern.

1754. In diesem Jahre, d. h. in der Zeit vom 23. Sonntage nach Trinitatis 1753 bis Ostern 1754, hat die Viehseuche hier so gewüthet, daß alles Vieh, jung und alt, hingefallen und keiner was behalten, ausgenommen der Prediger 3 Stück und der Küster 5 Kühe. In der ganzen Zeit ist dieser Ort eingesperrt worden.

1755. In diesem Jahre hat allhier, wegen des überhand genommenen großen Wassers, kein Heu können gemäht werden, und sind aus eben dieser Ursach auch beide Erndten gar schlecht ausgefallen.

1755 am 21. Juni war ein entseßliches Unwetter mit Feuerſchaden, und nur das große Wohnhaus des adligen Hofes ist gerettet worden.

1757 am 29. December ist der Weinmeistertnecht Martin Hinke mit der Dorothea Harnack getrauet worden. Erzbube mit Erzbirne.

1760 am 11., 12. und 13. Oktober ist Groeben von einigen herumſchweifenden Deſtreichern, nebst etlichen von der Reichsarmee, heimgesuchet worden. Bei welcher Gelegenheit dieser Ort nicht allein an 700 Thlr. Brandschätzung hat geben müssen, sondern sind auch noch die Einwohner geplündert und ihnen ihre Pferde weggenommen worden. Desgleichen ist auch die Kirche und das Pfarrhaus nicht verschont geblieben. In ersterer ist der Kirchkasten aufgebrochen und das darin von etwa 4 Jahren her befindliche Klingendeutelgeld geraubt worden. In dem Pfarrhause haben sie Jegliches unten und oben umgewühlt, wodurch dem Prediger über 250 Thlr. Schaden verursacht worden. Gott behüt' uns vor fernerm Einfall und Räuberhaufen.

An anderer Stelle: „Diese grausamen Menschen haben mir und den andern Einwohnern dieses Orts nichts als das Hemd auf dem Leibe gelassen und haben auch aus dem Gotteskasten das vorhandene Kirchgeld mit weg geraubt. O tempora, o mores.“

1761 am 7. Oktober hat sich der Kossäthe Christian Krüger, zwischen 3 und 4 Uhr Morgens, aus eingewurzelter Melancholie und Gemüthsſchwachheit in seinem Garten an einem Birnbaum mit einem Strick ermürget. Er ist in der Stille, aber auf eine ehrliche Art begraben worden. Gott bewahre jeden vor solchem desperaten Weg aus der Zeit in die Ewigkeit.

1762 vom 7. bis 10. Mai hat es so stark gefroren, daß alle Weinberge hier herum erfroren sind.

1765 den 26. October, in der Nacht gegen 12 Uhr, ist in Breslau der weiland hochwohlgeborene Herr Gustav Albrecht v. Schlabrendorf, Sr. R. M. in Preußen wohlbestallter Generalmajor von der Cavallerie und Chef eines Regiments Kürassier, Erb- und Gerichtsherr zu Groeben, Zütchendorf und Waßmannsdorf, nachdem er dem hohen R. Hause 41 Jahr und 11 Monate

rühmlichst gebient und sein Alter auf 61 Jahre 10 Monate und 4 Tage gebracht hat, selig in dem Herrn entschlafen, und darauf den 10. December c. a. von Breslau nach Groeben gebracht und in dem hochadligen Erb- begräbniß hierselbst beigesetzt worden. Der Verlust dieses würdigen Mannes und wahren Menschenfreundes, wird von dem ganzen löblichen Regiment und von allen Denen, welche den Wohltheligen und dessen rühmliche Eigenschaften und hohen Charakter gekannt haben, aufrichtig bedauert.

Mit dem Tode Gustav Albrechts v. Schlabrendorf, der, wiewohl er erst in Preußen und dann in Schlesien in Garnison stand, auch aus der Ferne her ein gut Regiment geführt zu haben scheint, gerieth alles in einen raschen Verfall. Daß der Nebenlinie gehörige Siethen ging darin freilich voran, aber auch Groeben folgte bald. Auf den nächsten Blättern des Kirchenbuchs werden wir ausgiebig darüber unterrichtet und zwar durch Aufzeichnungen des Pastors Nedde, der 1769 in's Amt kam und sich's angelegen sein ließ, seine verurtheilenden Sentenzen ohne Menschenfurcht in seine Todten-, Tauf- und Trau-Register einzutragen. Nur für die Nicht-Schlabrendorf hat er noch gelegentliche Worte der Huldigung, so daß Anerkennung und Verurtheilung in seinen Aufzeichnungen wechseln.

Aufzeichnungen des Pastors Nedde.

1771 am 3. Januar ist hier zu Groeben der Hochwohlgeborene Herr Charles Guichard, genannt Quintus Scilius, im Kriege gewesener Chef eines Freibataillons Sr. R. Majestät in Preußen, jezo R. Obristlieutenant bei seiner Suite, mit dem Hochwohlgeborenen Fräulein Henriette Helene Albertine v. Schlabrendorf, des weiland Herrn Gustav Albrecht v. Schlabrendorf, königlichen Generalmajors nachgelassener Tochter, getraut worden. Alter 43 und 24.

1774. Elisabeth Habedank starb an Würmern.

1774 am 17. November ist ein sechs Monat altes Kind außer der Ehe todtgeboren und danach obduciret worden. Ich bewahre das Herz desselben in Spiritus und überlaß es meinem Nachfolger, daraus die Resultate zu seiner Pflicht zu ziehn.

1775 am 13. Mai starb in Potsdam der Hochwohlgeborene Herr Charles Guichard, genannt Quintus Scilius, Sr. Königl. Majestät Wohlbestallter Oberster von der Infanterie und Adjutant bei Dero Suite, nach einem zweitägigen Krankenlager an einer Kolik und Inflammation, nachdem er mit seiner Gemahlin, der Hochwohlgeborenen Frau Henriette Helene Albertine geb. v. Schlabrendorf, aus dem Hause Groeben, beinahe 4½ Jahr in der Ehe gelebt und mit derselben eine Tochter und einen Sohn, mit Namen Friedrich Quintus Scilius gezeuget.

Er war ein Herr, der in diesem Jahrhundert seines Gleichen nicht gehabt, noch haben wird, und ein Jeder, der seine Geburt, Wissenschaften

und Ehren bedenkete, muß sagen: Er hat große Dinge an ihm gethan, der da mächtig ist, und Deß Name heilig ist. Seine Eltern waren bürgerlichen Standes zu Magdeburg, woselbst sein Vater das Amt eines Syndicus bei der französischen Colonie bekleidete. In seiner Jugend widmete er sich der Gelehrsamkeit und studirte zu Halle Theologie, danach auch auf einigen holländischen Universitäten und predigte mehrere Mal zu Marburg und Heilbronn. Zu gleicher Zeit erwarb er sich Kenntniß in den Antiquitäten und nützte diese zur Explication des Kriegs-Wesens der Alten, sonderlich der Griechen und Römer. Wie viel er darin vermocht, bezeugen unter anderm seine Schriften über die Taktik der Alten und sein Commentar über den Julius Caesar. Eine natürliche Folge seines Geschmacks am Militair und seiner Kenntniß desselben, war es, daß er sich diesem Stande widmete. Zuerst trat er in holländische Dienste. Bei Beginn des letzten Krieges aber ward er von Sr. Majestät in Preußen, so seine Bücher über Taktik gelesen, ins Lager und zur Armee berufen. Hier war er, soweit es der Krieg gestattete, beständig um und an der Seite des Königs, der an ihm einen Mann zu seinem Umgang und Vergnügen fand, einen Mann, den er als Soldaten und Philosophen und zugleich auch in politicis jederzeit gebrauchen konnte. Kurz er war der Favorit unseres großen Monarchen, und kein Tag verging, an dem er nicht um ihn gewesen wäre. So weit man Friedrichs Namen kannte, so weit kannte man auch den des Quintus Scilius, mit welchem Namen ihn der König selbst beehret hatte.*)

Wer Alexander ehrte, der sah auch freundlich auf Hephästion, und als Quintus Scilius seinen Commentar zum Julius Caesar an Kaiser Joseph überreicht hatte, ward ihm ein Gegengeschenk: ein rothes Etui mit 22 goldnen

*) An Königs Tafel im Lager zu Landsküt, Mai 1759, wurde hin und her gestritten, welchen Namen einer der Centurios in der 10. Legion geführt habe. Der König behauptete Quintus Caecilius, Guichard aber versicherte: Quintus Scilius, und da sich Letzteres als das Richtige herausstellte, so sagte der König: „Gut. Aber Er soll nun auch zeitlebens Quintus Scilius heißen.“ Und so geschah es. Auch bei späteren Gelegenheiten erwies sich der König stets als sehr gnädig gegen Guichard und ließ sich Dinge von ihm sagen, die kein andrer wagen durfte. Nur ein Beispiel. Nach Plünderung des dem Grafen Brühl zugehörigen Schlosses Pforten in der Lausitz, die durch Guichard, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, ausgeführt worden war, fragte dieser über Tisch: „Und wie viel hat Er denn eigentlich mitgenommen?“ „Das müssen Ew. Majestät am besten wissen, denn wir haben ja getheilt.“ Ein andermal kam es freilich zu wenigstens momentaner Unnade. Das war 1770. Als Guichard in eben diesem Jahr die Zustimmung zu seiner Verheirathung mit Fräulein v. Schlabbrendorf auf Groeben nachsuchte, verweigerte der König den Consens und zwar „weil er von zu schlechter Herkunft sei; sein Großvater sei blos Töpfer gewesen.“ Auch diesen Hieb suchte Guichard zu pariren und erwiderte: „Seine Majestät seien auch Töpfer. Die ganze Differenz bestehe darin, daß sein Großvater Fayence gebrannt habe, während der König Porzellan brenne.“ Letzterer blieb aber bei seinem ungnädigen Widerspruch und Guichard nahm den Abschied. Indes nicht auf lange. Rein Jahr, so ließ ihn der König wieder rufen und war gnädiger als zuvor.

Medaillen, auf deren jeder das Bildniß eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie befindlich war. Alles in einem Gesamtwerthe von mehr als 1000 Thaler.

Sein Körper ward auf Befehl des Königs, der den Sitz der Krankheit und die Todesursach erfahren wollte, geöffnet und danach erst hierher nach Groeben gebracht, allwo der Sarg unter dem Kirchenstuhle, darin die Predigers Frau ihren Sitz hat, beigelegt wurde.

Charles Guichard war am 27. September 1724 geboren und 18 Jahre lang in Königs Diensten gewesen. Sein Alter hat er folglich gebracht auf fünfzig und ein halbes Jahr. Sein moralischer Charakter war gutthätig und freundlich gegen seine Nächsten, ohne Hochmuth und Geiz, übrigens aber von deistischem Glauben.

1778 am 14. April starb zu Berlin Joachim Ernst v. Schlabrendorf auf Siethen Lehns- und Gerichtsherr. Nachdem derselbe sein Gut über den doppelten Werth hinaus verschuldet und selbiges endlich seinen Creditoribus zur Administration und Sequestration überlassen, auch seine Mobilien an die Meistbietenden öffentlich verkauft hatte, hatte sich derselbe vor etwa andert-halb Jahren mit Frau und Tochter nach Berlin begeben. Und eben daselbst ist er denn auch, der sich von jeher bis an sein Ende mit nichts als Intriguen und Listen zu seinem großen Schaden beschäftigt hatte, 63 Jahre alt an der Lungenentzündung gestorben. Er war auf dem ehemalig Schlabrendorffschen Gute Blankensee geboren, klein von Statur und hageren Leibes, und hat in seiner Jugend einige Zeit auf Schulen und Universitäten zugebracht. Alles was er von daher profitiret, wandte er an, um Anderen Uebles zu thun, aber freilich immer zu seinem eigenen Verderben. Vor den Augen und insonderheit vor Leuten, die seine Schliche noch nicht kannten, erschien er als ein Niedermann in Worten und Mienen, und war kein christlicherer und ehrlicherer und treuherzigerer Mann als er in der ganzen Welt zu finden. Er zeigte sich dann immer ohne Stolz des Adels, dienstfertig gegen alle Menschen, frei, munter und offenerzig, und insonderheit milde gegen alle Bedürftigen. Aber dies Alles nur um zu blenden und Vertrauensfelige zu finden, deren Vertrauen ihm dann eine gute Gelegenheit bot, das Vermögen von Kirchen, von Wittwen und armen Leuten an sich zu reißen. Alle diejenigen jedoch, die sich nicht blenden und zu seinem Dienste nicht wollten gebrauchen lassen, die wußt' er mit allen Mitteln zu verfolgen und ihnen zu schaden überall. Und so konnt' es denn freilich nicht ausbleiben, daß ihm der Haß aller rechtschaffenen Leute zu Theil wurde, wozu sich alsbald der Niedergang in seiner Wirthschaft und Haus-haltung und zuletzt der vollkommenste Bankrutt gesellte, so daß er Siethen unter den kümmerlichsten Umständen aufgeben mußte. Zurück läßt er eine seit Jahren kranke Frau, sammt einer Tochter, so ihrem Vater ähnlich ist. Vor einigen Jahren zeugte er mit einigen Mägden in seinem Hause noch

einige Kinder, und ergab sich endlich dem Trunke zur Stärkung und Erfrischung seines Leibes und Gemüths-Charakters.*)

1779 am 23. Januar starb in Siethen, wohin sie zurückgekehrt war, Frau Sophie Margaretha, verwitwete v. Schlabrendorf, des Vorgenannten Ehefrau, 56 Jahre alt, an einer vieljährigen Schwindsucht und in der armseligsten Verfassung. Sie war eine Tochter des Herrn Christian Julius v. Bülow aus dem Hause Lüchfeld in der Grafschaft Ruppin.

Nachschrift. Einige Jahre nach ihr starb auch, und zwar ebenfalls zu Siethen, der Letzteren Bruder, Karl Christoph Friedrich v. Bülow aus dem Hause Lüchfeld. Er war in früheren Jahren, als bei seinem Schwager

*) Es ist die Frage gestellt worden, „ob solche Kritik in einem Kirchenbuche zulässig sei“, worauf ich nicht nur mit einem „ja“ erwidern, sondern eine solche Kritik unter Umständen sogar als eine directe Pflicht bezeichnen möchte. So gewiß es einem Geistlichen zusteht, von der Kanzel her, oder selbst am Grabe, die besondere Verruchtheit eines Ehrlosen zu brandmarken, der — wie vielleicht erst die Stunde seines Todes ausbede — Wittwen und Waisen um das Ihrige betrog, so gewiß muß es ihm auch zustehen, im Kirchenbuche Dinge niederzuschreiben, die solcher öffentlichen Anklage gleich kommen. Ich bin sogar der Ansicht, daß dies häufiger geschehen und ein derartiges Vorgehen unter die ständigen Kirchenzuchts-Mittel aufgenommen werden sollte. Denn es giebt in der That Naturen, die vor solchem auf Jahrhunderte hin unerbittlich überliefertem Wort mehr Respect haben, ja mehr in Furcht sind, als vor einem lebzeitigen Scandal. Ein Amts-Mißbrauch von Seiten des Geistlichen ist aber um so weniger zu befürchten, als ein Apell an die vorgesetzte kirchliche Behörde, der in gewissem Sinne mit-betroffenen Verwandtschaft ja jederzeit offen stehen und selbstverständlich, im Falle sich ein Uebergriß herausstellen sollte, zur Entfernung des Geistlichen aus seinem Amt eventuell auch zu weiterer Bestrafung führen würde. — Was übrigens speciell unseren Pastor Redde betrifft, so muß ihm dieser „letzte Schlabrendorf auf Siethen“ ein ganz besondrer Dorn im Auge gewesen sein, da wir in anderweiten, einige Jahre später gemachten Kirchenbuch-Aufzeichnungen eben diesen Redde nicht nur als einen durchaus ungelotischen, sondern sogar als einen höchst complaisanten und beinahe höfischen alten Herrn kennen lernen. Es bezieht sich dies namentlich auf ein französisch abgefaßtes und an eine damals etwa 7 Jahr alte Comtesse Brandenburg (Tochter Friedrich Wilhelms II.) gerichtetes Sinngedicht, das nach Ueberschrift und Inhalt folgendermaßen lautet:

A l'anniversaire de la naissance de Mlle. Julie, Comtesse de Brandebourg,
celebré le 4 Janvier à Siethen
par le curé Redde.

Vos fleurs de la jeunesse
S'augmentent dès ce jour;
Les fruits de la sagesse
En viennent à leur tour.

O gardez tout bouton afin qu'il bien fleurisse,
Afin que toute fleur en fruit pour vous mûrissent.

Also etwa:

Blumen der Jugend
Sie weckt ein Hauch,
Früchte der Jugend
Sie kommen auch —

Und jede Knospe laß auf Erden
Erblühen und reifend zur Frucht Dir werden.

und seiner Schwester noch Wohlleben war, ein Nimrod, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen. Und es beweiset solches noch der Siethensche Thurmknopf, den er mit der Kugelbüchse vielmalz durchschossen hat und an dem die Löcher noch sichtbar sind. Er war geboren den 23. Nov. 1711, besaß einen dauerhaften Körper, wurde vor einigen Jahren blind, und wohnte zuletzt arm und elend in einem Tagelöhnerhause. Starb an Entkräftung.

1783 am 1. Mai starb zu Potsdam die Hochwohlgeborene Frau und Wittve Henriette Helene Albertine v. Schlabrendorf aus dem Hause Groeben, vermittelte Quintus Scilius an einem Friesel und 12tägigem Lager, und ward am 3. selbigen Monats in der Gruft ihres seligen Gemahls, unter dem Kirchensuhle der Predigersfrau früh um 4 Uhr beigesetzt. Aetate 36 Jahr.

1784 am 21. Januar starb in Siethen die Wittve Maria Catharina Schumann geb. Ebel aus Blankensee, geboren den 10. Januar 1681. Brachte dergestalt ihr Leben auf 103 Jahr.

1785 am 11. Dezember starb die vermittelte Maria Elisabeth Spiegel. Sie war vordem das Sünden-Instrument des verstorbenen v. Schlabrendorf zu Siethen, der im Alter noch Christum verwarf. Starb elend.

1786 ist wieder der Groebner See mit seinem Eis nicht sicher gewesen; aber der Siethner ist über und über unsicher, weil er voll warmer Quellen ist. Seit meinem 19jährigem Hiersein sind nunmehr 10 Personen im Wasser verunglückt.

1786 am 28. April wurde des Hirten Frau zu Siethen, Maria Dorothea Ebel, glücklich entbunden. Die Mutter der Frau rief aber: „Was hast Du für ein Kind zur Welt gebracht!“ Auf welchen Zuruf die junge Mutter sofort vom Schlag gerührt wurde. Das Kind selbst aber war gesund und wohlgebildet.

II.

Groeben und Siethen unter den neuen Schlabrendorfs.

Die vorstehenden Auszüge schließen mit dem Jahre 1786.

In eben diesem Jahre war auch Groeben — wie Siethen schon acht Jahre früher — der alten Schlabrendorfschen Linie verloren gegangen, aber nur um im Gegenfaze zu Siethen, das auf Jahrzehnte hin der Familie verloren blieb, unmittelbar auf eine andere, junge Linie der Schlabrendorfs überzugehen.

Eine Klarstellung dieser Punkte fordert einen kleinen genealogischen Exkurs.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts hatten die Groebenschen Schlabrendorfs, die bis dahin, den Bischof abgerechnet, in unsrer Landesgeschichte von nicht sonderlicher Bedeutung gewesen waren, einen Aufschwung genommen

und zwar in dem Brüderpaare: Gustav Albrecht v. Schlabrendorf und Ernst Wilhelm v. Schlabrendorf.

Des ersteren (Gustav Albrecht) ist in Vorstehendem bereits ausführlich Erwähnung geschehen. Er war, um in Kürze zu recapituliren, einer der Helden des siebenjährigen Krieges, commandirte bei Zornsdorf das Alt-Platensche Dragoner-Regiment und wurde später Generalmajor und Chef der zu Breslau garnisonirenden Kürassiere. Nach seinem eben daselbst erfolgten Ableben ward er nach Groeben übergeführt und in der Kirche daselbst in unmittelbarer Nähe des Altars beigesetzt. Es würde nun dem einen oder andern seiner überlebenden drei Söhne zugestanden haben, auf dem alten Familiengute sich niederzulassen, alle drei jedoch zogen den Dienst und ihre städtischen Garnisonen einem Groebener Aufenthalt vor und einigten sich unschwer dahin, ein ihnen aus mehr als einem Grunde wenig begehrenswerth erscheinendes Besitztum an einen schlesischen Vetter, einen Sohn des vorgenannten Ernst Wilhelm v. Schlabrendorf abzutreten.

Dieser Ernst Wilhelm von Schlabrendorf nun, ein jüngerer Bruder Gustav Albrechts, hatte sich, während dieser in der Armee von Stufe zu Stufe stieg, im Staatsdienste zu der hohen Stellung eines dirigirenden Ministers von Schlesien emporgeschwungen und blieb in dieser bis zu seinem 1770 erfolgenden Tode. Von seinen fünf Söhnen*) stellten sich die vier ältesten um nichts günstiger zu der Besitzergreifungs-Frage von Groeben als ihre drei Gustav Albrechtschen Vettern und nur der jüngste, dem, wie wir in der Folge sehen werden, ein gewisser romantischer Zug innewohnte, zeigte sofort eine Neigung, das alt-schlabrendorfsche Familien-Gut auch bei den Schlabrendorfs erhalten zu sehn. Und so bracht' er es käuflich an sich.

*) Einer dieser Söhne (der dritte) Gustav Graf Schlabrendorf, geboren 1750, preussischer Kammerherr und Stiftsherr zu Magdeburg, ist der durch seine Schriften, insonderheit auch durch seine Pariser Schicksale während der Revolutionszeit berühmt gewordene Graf Schlabrendorf. Er war ein Anhänger der Girondisten, weshalb er sich, in den Schreckenstag, auf Antrag Robespierre's eingekerkert sah. Am dem Tage wo der Karren vorfuhr, um ihn und andere Verurtheilte zum Schaffot abzuholen, fehlten ihm seine Stiefel, worauf hin er erklärte: „man könne doch am Ende verlangen in Stiefeln guillotiniert zu werden.“ Es hatte das seine Wirkung, und der Scherge, der in Folge dieser Bemerkung in eine gute Laune gekommen war, antwortete: „oh bien; demain matin.“ Am andern Morgen aber, wo des Grafen Name nicht mehr auf der Liste stand, wurd' er vergessen und bald danach, nach dem inzwischen erfolgten Sturze Robespierre's, in Freiheit gesetzt. Unter Napoleon, obwohl dieser von Schlabrendorfs scharfer Kritik über ihn hörte, blieb er „als Sonderling“ unangesehen. Er war Philosoph und Philanthrop und verwendete seine nicht unbedeutenden Einkünfte zu wohlthätigen Zwecken, besonders für seine Landsleute. Nach den Befreiungskriegen (er blieb immer in Paris) empfing er das eiserne Kreuz. Er starb daselbst am 22. August 1824. In Groeben befand sich ein Portrait von ihm, Kniestück, das um seiner starren Frisur und seiner Gloßaugen willen das Entsetzen aller Kinder war, die des Bildes daselbst anständig wurden. Es kam später fort und befindet sich jetzt auf dem Kalkreuth'schen bei Landsberg a. W. gelegenen Schloß Hohenwalde.

Heinrich Graf Schlabrendorf.

Dieser jüngste Sohn Ernst Wilhelms, des dirigirenden Ministers von Schlesien, war Heinrich von Schlabrendorf, der in demselben Jahre 1786, in dem er Groeben käuflich an sich gebracht, auch den Grafentitel erhalten hatte. Seine Mutter war ein Fräulein von Ditterstedt, während seine drei ältesten Brüder, und unter ihnen Graf Gustav „der Pariser Graf“, aus der ersten Ehe seines Vaters mit einem Fräulein von Blumenthal geboren waren.

Graf Heinrich trat früh in das Regiment Czettirik-Husaren, die jetzigen braunen oder Ohlau'schen Husaren, und machte als junger Officier die Bekanntschaft eines durch Schönheit, Geist und Wissen ausgezeichneten Fräuleins von Mütschephal, deren Vater in demselben Husaren-Regiment ein oberes Commando bekleidete. Diese Bekanntschaft führte bald zu Verlobung und Vermählung; um welche Zeit indeß, ist nicht mit Bestimmtheit ersichtlich. Erst um 1792, also sechs Jahre nach Ankauf von Groeben, wurde das älteste Kind geboren, und abermals zwei Jahre später (1794) ein Sohn: Graf Leopold von Schlabrendorf.

Es war wohl keine Neigungsheirath gewesen, wenigstens nicht von Seiten des Fräuleins, und so wurden aus Geschmacks- und Meinungs-Verschiedenheiten alsbald Zernürrnisse. Man mied sich, und wenn der Graf in Groeben war, war die Gräfin in Berlin und umgekehrt. Aber auch in diesem sich Weiden empfanden beide Theile noch immer einen Zwang und ihre Wünsche saßen sich erst erfüllt, als gegen Ende des Jahrhunderts aus der bloß örtlichen Trennung auch eine gesellschaftliche geworden war. Der Sohn verblieb dem Vater, die Tochter folgte der Mutter, welche letztere, noch eine schöne Frau, bald danach einem thüringischen Herrn von Schwendler ihre Hand reichte. Doch auch Graf Heinrich vermählte sich bald wieder und zwar mit einem Fräulein von Mecklenburg, aus welcher Ehe demselben abermals eine Tochter: Gräfin Johanna von Schlabrendorf, geboren wurde.

Dies war 1803, am 22. April, nachdem bereits einige Zeit vorher das nur etwa 15 Jahre lang in erneutem Schlabrendorf'schen Besiße gewesene Groeben in nunmehr völlig fremde Hände, die des Ober-Rechnungsrathes Schmidt übergegangen war. Es blieb freilich auch diesem nicht,ehrte vielmehr, wie gleich hier bemerkt werden mag, nach Ablauf einer bestimmten Frist (und dann einige Jahre später auch Siethen) ein drittes Mal in den Besißstand der Schlabrendorf'schen Familie zurück, eh ich jedoch die zu dieser dritten und letzten Schlabrendorf'schen Guts-Üebnahme führenden Verhältnisse schildere — Verhältnisse, daran Graf Heinrich, trotzdem er damals noch lebte, nicht mehr theilhaftig war — versuch' ich es zuvor dem Lebensgange des Grafen einzig und allein im Hinblick auf seine Person einen Abschluß zu geben.

Unmittelbar nach dem Verkauf des Gutes, war er nach Berlin übersiedelt, um daselbst seinen oft wechselnden, im Uebrigen aber immer harmlosen Passionen leben zu können. Von Erfüllung eigentlicher ihm nahe liegender

Pflichten, beispielsweise auf dem Gebiete der Erziehung, war dabei wenig die Rede, solche Pflicht-Erfüllungen fanden nur statt, wenn die Passionen, was gelegentlich vorkam, damit zusammenfielen.

Ueber die Dauer seines Berliner Aufenthalts sind nur Muthmaßungen gestattet; er fand nicht, was er suchte, langweilte sich inmitten aller Zerstreuungen, oder erkannte sie wenigstens nicht als angethan, ihn alle damit verbundenen Unbequemlichkeiten vergessen zu lassen. Und so wandt' er sich denn einer neuen Passion zu, der Reise-Passion, und beständiger Ortswechsel wurd' ihm Lebensbedürfniß. Aber auch hierin verfuhr er abweichend von Andern und anstatt sich auf Alpen-Touren oder Weltfahrten einzulassen, wozu wenigstens Anfangs die Mittel vorhanden gewesen wären, gefiel er sich darin, Entdeckungsfahrten zwischen Oder und Elbe zu machen und in praxi märkische Heimathskunde zu treiben.

Aber freilich auch diese Reise-Periode schloß ab, und wahrnehmend, daß er die gewünschte Rast in der Unrast nie finden werde, beschloß er probeweise den umgekehrten Weg einzuschlagen und die Ruhe ganz einfach in der Ruhe zu suchen. Er fing deshalb an auf Hausstand und selbstständige Wirthschaftsführung zu verzichten und sich statt dessen bei kleinen Familien auf dem Lande, denen sein Rang und sein Vermögen imponiren mochte, für länger oder kürzer in eine halb freundschaftliche halb patronisirende Pension zu geben. In der Neu-märk, in Pommern, in Mecklenburg, überall wiederholten sich diese Versuche, bis er endlich in dem ihm ebenbürtigen und aus alter Zeit her befreundeten General v. Thümen'schen Hause zu Caput ein Ideal und die Verwirklichung aller seiner Wünsche fand. Es kam dies daher, daß der alte General v. Thümen, auch ein Original, ihn ruhig gewähren ließ und immer nur beflissen war, „ihm seine Kreise nicht zu stören“. Beide lebten denn auch ein ebenso kameradschaftliches wie zwangloses Leben, in dem jeder seiner Lust und Laune nachhing und kein andres Haus- oder Tages-Gesetz anerkannte, wie rechtzeitiges Erscheinen erst am Mittagstisch und dann am Doston-Tisch.

In Caput war es denn auch, daß Graf Heinrich seine Tage beschloß; eh ich aber von diesem seinem Ausgang erzähle, versuch' ich vorher noch eine Charakter-Skizze.

Graf Heinrich hatte den Schlabrendorf'schen Familienzug, oder doch das was damals als schlabrendorfisch galt, im Extrem. Er übertraf darin noch seinen Sonderlings-Bruder in Paris. Im Grunde gut und hochherzig, dazu nicht ohne Wissen und Verstandesschärfe, gestaltete sich sein Leben nichts desto-weniger weder zum Glücke für ihn noch für andere, weil er jenes Regulator's entbehrte, der allen Dingen erst das richtige Maas und das richtige Tempo giebt. Er ging immer sprungweise vor, war launenhaft und eigenfinnig, und bewegte sich sein Lebenlang in Widersprüchen. Er liebte, wie das Sprüchwort sagt, die Menschen und Dinge „bis zum Todtdrücken“ und bedauerte hinterher, „es nicht gethan zu haben“. Am meisten zeigte sich dies in seinen jüngeren Jahren, wo das sehr bedeutende Vermögen, über das er damals noch

Verfügung hatte, das Erkennen eines von ihm mit Vorliebe gepflegten Gegensatzes zwischen einem extremen Luxus- und einem ebenso extremen Einsiedler-Leben außerordentlich erleichterte.

In Groeben erzählt man davon bis diesen Tag. Entfann er sich beispielsweise, daß es mal wieder an der Zeit sei, gräßlich Schlabrendorf'scher Repräsentation halber nach Berlin zu fahren, so wurde der alte Staatswagen aus der Remise geholt und der berühmte Trakehrer-Zug, vier Klabellen, mit aller Feierlichkeit eingespannt; ein Jäger saß auf dem Bock, zwei Haiducken standen rechts und links auf dem Tritt und ein dritter lief als Käufer der Cavalcade voraus. Alles in Gala. So mahlte man durch den Sand, und die Dorfleute sahen dem Zuge nach. War man aber wieder daheim, so warf er diese Repräsentationslast als unbequem von sich, und las und las oder lud Leydener Flaschen an einer halbmannshohen Elektrifirmaschine, bis er sich eines Tages wieder all seiner Vornehmheit und seiner Vornehmheits-Verpflichtungen entfann und nun auf's Neue Boten über Boten schickte, die die Nachbarschaft zu großer Tafel „invitiren“ mußten. Indessen das waren Ausnahmen oder Anfälle, die Regel war und blieb, es gehen zu lassen, wie's eben ging. Er hatte mindestens sieben Diener im Haus, aber nicht für einen gab es zu thun, so daß das Umherliegen die Leute schlecht und übermüthig machte. Das Ganze, seinem Zuschnitt und Wesen nach, mehr polnisch als preussisch. Zerßlug das Hagelwetter in den leerstehenden Oberzimmern ein Duzend Fenster, so wurden Lappen eingestopft, weil es sich nicht verlohnte, den Glaser kommen zu lassen; allabendlich aber, als ob es sich um die Zeit der Burgverließe gehandelt hätte, rückte, Punkt zehn Uhr, die ganze Dienerschaft in die Front, um die Parterre-Fenster zu verholzen und den Eingang überhaupt zu verrammeln. Ein zu diesem Behuf immer bereit stehender Pallisadenpfahl wurde dann, von innen her, schräg gegen die Thür gestemmt, und in dieser primitiven Weise, selbstverständlich unter ungeheurem Gelärme, die Schließung und nächtliche Sicherstellung des Hauses vollzogen.

Anscheinend ohne Grund, denn es war nichts da, was auf den ersten Blick hin zu Diebstahl und Einbruch hätte reizen können. Aber hierin irrte nun freilich dieser „erste Blick“, indem sich vielmehr umgekehrt in den auf Flurgängen und Bodenräumen massenhaft umherstehenden Schränken und Truhen eine ganze Welt aller werthvollster Dinge barg: Spitzen und Staatsröcke, kostbare Schuhspinnellen und seidene Strümpfe, des reichen Tafelgeschirrs zu geschweigen, das im Keller in Kisten und Kasten umherlag und fleckig wurde, weil's Niemand puhte.

Welcher Art seine Beziehungen zu seinem berühmten Pariser Bruder waren, darüber verlautet nichts; sehr wahrscheinlich ähnelten sie sich zu sehr, um Gefallen an einander zu finden. Ihre Passionen waren nicht gleich, aber in der Art, in der sie sich gaben, zeigte sich doch die Verwandtschaft.

Unter Graf Heinrichs vielen und sich immer ablösenden Passionen war

eine Zeit lang auch die landwirthschaftliche, der er sich hingab, ohne nach Wissen und Erfahrung oder auch nur nach wirklicher Neigung ein Landwirth zu sein. Immer wollt' er kaufen und melioriren, am liebsten aber Wunder thun, und verfiel dabei regelmäßig in bloße Scurrilitäten, auch wenn er ausnahmsweise leidlich verständig begonnen hatte. Nur ein Beispiel. Unter den ihm verbliebenen Besitzungen war auch ein Gut in der Neumark, auf dem er — wohl in Folge von Anregungen, wie sie gerade damals durch Thaer und Koppe gegeben wurden — eine Förderung der Schafzucht und vor allem die Beseitigung der sogenannten Drehkrankheit erstrebte. Diese wegzuschaffen, war er nicht bloß ernst und fest entschlossen, sondern lebte zuletzt auch des Glaubens, ein wirkliches Präservativ gegen dieselbe gefunden zu haben. Er gab zu diesem Behufe, so heißt es, allen Schafen täglich drei Hoffmannstropfen auf Zucker und ließ ihnen rothe Leibchen und eben solche Mühen machen, um sie gegen Erkältung und namentlich gegen „Kopfschlag“ zu schützen.

Er war in allem apart, und apart wie sein Leben gewesen war, war denn endlich auch sein zu Caput, bei General v. Thümen erfolgender Tod. Im Gefolge seiner vielen Passionen befand sich auch die Bade-Passion, die bei Jemandem, der von Jugend auf über einen zu heißen Kopf geklagt und als Knabe schon nichts Schöneres als „unter die Tülle gestellt zu werden“ gekannt hatte, nicht groß überraschen konnte. Von Mai bis October, ob die Sonne stach oder nicht, schwamm er, der inzwischen ein hoher Sechsziger geworden war, in der Havel umher, und freute sich der ihn erlabenden Kühle. Mal aber gerieth er in's Binsengestrüpp, und als er über Mittag nicht kam und man zuletzt mit Fackeln nach ihm suchte, fand man ihn, in fast gespenstischer Weise, den Körper im Moor und nur Kinn und Kopf über dem seichten Wasser.

Er wurde den dritten Tag danach auf dem Kirchhof zu Caput begraben und sein Tod hatte noch einmal eine Theilnahme geweckt, die seinem Leben seit lange gefehlt hatte.

Graf Leo Schlabrendorf.

Das war 1829.

Schon sieben Jahre vorher (1822) war das zu Beginn des Jahrhunderts veräußerte Groeben abermals an einen Schlabrendorf übergegangen und zwar an Graf Heinrichs einzigen Sohn: den Grafen Leopold v. Schlabrendorf.

Graf Leopold, oder „Graf Leo“ wie man ihn in Groeben in gang und geber Abkürzung nannte, war um das Jahr 1794 geboren worden, und zwar unter Vorgängen, die nicht bloß charakteristisch an sich, sondern auch in gewissem Sinne maßgebend für den Gang seines ganzen Lebens waren. Er, Graf Leo, wies oft auf diese Vorgänge hin, und der von ihm allezeit mit Vorliebe wiederholte Satz: „Ich bin für Groeben bestimmt“ schrieb sich von diesem seinem Geburtstage her. Es hatte damit folgende Verwandtniß.

Als nämlich die Zeit herangekommen war, daß die Gräfin eines Knab-

leins genesen sollte (denn auf einen Stammhalter wurde mit Sicherheit gerechnet) und sogar das Dorforakel, die „Treutschen“, in aller Bestimmtheit erklärt hatte: „es dauere keine Woche mehr,“ befahl Graf Heinrich das Erscheinen der Staatskutsche, nicht ganz unrichtig davon ausgehend, daß ein junger Graf Schlabrendorf unmöglich anders als unter Assistenz des Leibmedicus und berühmten alten Entbindungsdoctors Dr. Ribke geboren werden könne. Die Gräfin war es zufrieden und schon zwei Stunden später erschien die Kutsche ganz in dem früher beschriebenen Aufzuge: zwei Faiducken auf dem Wagentritt und ein Läufer in Gala voraus. Und so ging es auf Groß-Beeren zu. Bevor aber dieses Dorf, das erst ein Drittel des Weges war, erreicht werden konnte, versicherte die Gräfin schon: „es gehe nicht weiter,“ auf welche nur allzu glaubhafte Versicherung hin der Wagen gewandt und der Läufer unter Zusicherung eines doppelten Wochenlohnes angewiesen wurde „Eitissime nach Groeben zurückzukehren, um daselbst die nunmehr wohl oder übel an die Stelle des alten Dr. Ribke tretende „Treutschen“ ins Herrenhaus zu befehlen.“ Und wirklich das heimische Dorf wurde noch gerad' ohne Zwischenfall erreicht; aber kaum daß die Faiducken abgesprungen und die Teppiche vom Wagen aus bis zum Portale gelegt worden waren, so war auch schon die Stunde gekommen und in dem dicht am Eingange gelegenen Wohn- und Arbeitszimmer des Grafen, in das man die Gräfin nur eben noch hatte schaffen können, genas sie wirklich eines Knäbleins, des Grafen Leo, des erwarteten Schlabrendorf'schen Stammhalters. Es hatte nicht in Berlin sein sollen; „er war für Groeben bestimmt“.

Ueber seine Kindheit verlautet nichts, auch nicht über seine Knaben- und Jünglingsjahre; sehr wahrscheinlich, daß er vorwiegend unter Zuthun seiner Mutter — die trotz ihrer zweiten Ehe, den Kindern aus der ersten eine große Zärtlichkeit und Treue bewies — in Pension kam und nach absolvirter Schulzeit in juristisch-cameralistische Studien eintrat. Aber eh er diese vollenden konnte, kam der Krieg und bot ihm Veranlassung als Volontair bei den Towarczis einzutreten, einem Ulanen-Regiment, das vielleicht noch aus den Tagen der „alten Armee“ her diesen etwas obsoleten und nur in den neunziger Jahren unter General Günther (der der „Vater der Towarczis“ hieß) vielgenannten Namen führte.

Nach dem Kriege begegnen wir ihm alsbald als Regierungs-Assessor in Trier, wo das durch Gastlichkeit und Feinheit der Sitte sich hervorthuende Haus des Generals v. Ryffel*) ihn anzog, am meisten aber des Generals Tochter, Fräulein Emilie v. Ryffel, mit der er sich denn auch, nach kurzem Brautstand, im Sommer 1820 vermählte. Zwei Jahre noch verblieb er in

*) Es gab damals zwei Generäle von Ryffel in der preussischen Armee, beide katholischer Confession und beide Divisionnaire, von denen der eine zuletzt in Meisse, der andre (der im Text erwähnte) in Trier stand. Beide waren früher in sächsischen Diensten gewesen und einer derselben hatte noch bei Groß-Beeren eine sächsische Brigade gegen

Trier, im schwiegeelterlichen Hause, bis er 1822 unter freudiger Zustimmung seiner jungen Frau, die die landwirthschaftliche Passion mit ihm theilte, nach Groeben hin übersiedelte, das wieder an die Schlabrendorfs zu bringen — ein von Jugend auf von ihm gehegter Wunsch — ihm um eben diese Zeit gelungen war.

Die Verhältnisse waren ihm bei diesem Wieder-Anlauf eben so günstig gewesen, als sie sich für den Vorbesitzer und seine Nachkommen einundzwanzig Jahre lang eminent ungünstig erwiesen hatten. Alle Leiden und Nachwehen einer langen Kriegs- und Invasions-Epoche waren zu tragen gewesen und hatten zu solcher Verschulbung des Gutes geführt, daß der nunmehrige Kaufpreis desselben in nichts Weiterem bestand, als in Uebernahme der darauf eingetragenen Hypotheken, die sich freilich, wie gesagt werden muß, hoch genug beliefen.

Es gab nun also wieder eine richtige Groebener Gutsherrschaft und zwar eine, wie man sie lange nicht im Dorfe gekannt hatte, noch richtiger wohl wie sie nie dagewesen war. Ordnung und Sitte waren mit dem jungen Paar gekommen, auch Beistand in Rath und That, und so weit es in Menschenhand gegeben ist dem Unglück und dem Unrecht zu wehren, so weit wurde ihm gewehrt.

Aber nicht nur die Dorfgemeinde durfte sich der neuen Gutsherrschaft freuen, die neue Gutsherrschaft wußte mit der Erfüllung ihrer nächstliegenden Pflichten auch Schönheitsfönn und Sinn für das Allgemeine zu verbinden und erreichte dadurch, daß das Groebener Herrenhaus auf drei Jahrzehnte hin ein Sammel- und Mittelpunkt geistiger Interessen wurde. Von dem Leben der großen Welt hielt man sich geistlich fern, aber was sich darin hervorthat, insonderheit als ein „erst werdendes“ hervorthat, das empfing entweder Zustimmung oder wohl auch Aufmunterung und Pflege, so lang es solcher Pflege bedurfte. Junge Kräfte wurden unterstützt, Bilder und Büsten in Auftrag gegeben, Reise-Stipendien erwirkt oder persönlich bewilligt, und wie die Thüren allezeit offen standen, so standen auch die Herzen auf in dem immer sonnigen und immer gastlichen Hause. Diese Gastlichkeit enthielt sich jedes Luxus, ja, verschmähte denselben, aber so schlicht sie sich gab, so grenzenlos gab sie sich auch. Und lag schon hierin ein Zauber, so lag er viel viel mehr noch in der einfach distinguirten Lebensauffassung, die hier still und ungesucht um die Herzen warb, und in dem Ton, der der Ausdruck dieser Lebensauffassung war. Es war ganz der gute Ton jener Zeit (einer über aber freilich auch unterschätzten Epoche), ein Ton, der das heutzutage so sehr hervortretende specialistisch Einseitige vermied und umgekehrt in dem Gelten-lassen andrer Beschäftigungen

uns commandirt. Der Trier'sche nahm Anfang der zwanziger Jahre seinen Abschied und starb in Siebichensstein bei Halle. Der Berliner Witz gefiel sich übrigens damals, unter Ausnuzung des Namens „Nassel“, in folgendem etwas gewagtem Wortspiele: „Welcher Unterschied ist zwischen einem Elephanten und Friedrich Wilhelm III.“ „Der Elephant hat einen Rüssel und Friedrich Wilhelm hat zwei“.

und Richtungen die Pflicht und Aufgabe der Gesellschaft erkannte. Nichts war ausgeschlossen, und Scherz und Anekdote — selbst wenn sich etwas von dem Uebermuth der damaligen Wigweise darin spiegelte. — hatten so gut ein Haus- und Tisch-Recht, wie die Fragen über Kunst und Wissenschaft oder die speciell auch in dem Groebener Kreise mit Vorliebe gepflegten altpreussischen Themata von Armee und Verwaltung, von Staat und Kirche.

Sogar Landwirthschaftliches interessirte lebhaft, am meisten freilich den Grafen selbst, der, im Gegensatz zu seinem dilettantisch und sturil herum-experimentirenden Vater, eine große theoretische Kenntniß und alsbald auch ein reiches Erfahrungs-Wissen inne hatte, das ihn zu den mannigfachsten Reformen, Einrichtungen und Ankäufen gleichmäßig befähigte.

Bei dieser großen Tüchtigkeit und Umsicht in praktischen Dingen kommt es nicht ausbleiben, daß ihm mehr als einmal, und zwar jedesmal aus Regierungskreisen her, der Antrag gemacht wurde, sich seiner Groebener Einsamkeit begeben und in die große Welt, in der er in seiner Jugend gelebt und mit der er die Fühlung nie verloren hatte, wieder eintreten zu wollen. Aber er lehnte jedes dahin zielende Wort mit der Erklärung ab: „Ich bin für Groeben bestimmt.“

Auch das Jahr 1848, das verdoppelt die Forderung einer Rückkehr in das staatliche Leben an ihn stellte, riß ihn nicht heraus; im Gegentheil, er schloß sich inniger an die Seinen an, die seiner Treue mit Treue lohnten, und während das ganze Preußen erschüttert hin und her schwankte, wurde Groeben von keinem anderen Sturm getroffen als von einem wirklichen Erkan, der denn auch die mehrhundertjährige, vor dem Herrenhause wachhaltende Linde niederwarf. Er sah sie den Morgen darauf entwurzelt am Boden liegen und ordnete an, daß sie zu Brettern geschnitten und ein Theil derselben für seinen Sarg bei Seite gelegt werde. Lächelnd gab er diese Weisung und er durft es wie Wenige, denn er sah auf das Ende der Dinge mit jener Ruhe, die nur das gute Gewissen giebt. Und wie von seltner Integrität des Charakters, so war er auch von seltner Reinheit der Sitten und von noch seltnerem Edelmuth. Ein Beispiel für viele. Bei Kauf und Uebnahme von Groeben war ein armes Fräulein, das der Vorbesitzer als Erbin eingesetzt hatte, leer ausgegangen. Es waren eben, wie hervor-gehoben, nur Schulden da. Den Grafen rührte das harte Loos der Armen, und er gab ihr aus freien Stücken 6000 Thaler als ein Geschenk, was in jener geldarmen Zeit als eine große Summe gelten konnte.

Dazu war er heiter und humoristisch. Als die Brennerei, zu der man sich um besserer Guterträge willen endlich hatte bequemen müssen, unter Dach und Fach war, erhielt sie die Berliner Bibliothek-Inscription: Nutrimendum Spiritus.

Und diese gute Laune zeigte sich ganz besonders auch, als er in seine letzte Krankheit eintrat. Es fehlte selbstverständlich nicht an Aufforderungen, es, ärztlicher Behandlung halber mit einem Berliner Aufenthalte ver-

suchen zu wollen, aber er antwortete bloß: „Ihr wißt ja, ich bin für Groeben bestimmt; ich war es im Leben und will es auch im Tode sein“.

Und er hatte Recht gesprochen. Eine Woche später und Meister Schreiner hobelte schon die Lindenbretter, wie's Graf Leo gewollt, und am 27. Juli 1851 stand sein Sarg an derselbe Stelle, wo damals, als die große Kutsche von Groß-Beeren her zurückgeschwankt war, seine Wiege gestanden hatte.

Viele Freunde kamen, und sie begruben ihn auf dem Groebener Kirchhof und gaben dem Plaz ein Gitter. Eine Stelle daneben aber ließen sie leer: eine Ruhestätte für seine Wittve

Gräfin Emilie v. Schlabrendorf geb. v. Kyffel.

Diese Wittve war Gräfin Emilie v. Schlabrendorf geb. v. Kyffel. An sie ging jetzt Groeben über, in dem ihr noch, durch volle sieben Jahre hin, ein segensreiches Wirken gestattet war.

In brieflichen Mittheilungen über sie find' ich das Folgende: „Die Gräfin, wie sie kurzweg genannt wurde, war eine Dame von seltener Begabung und Bildung. Was Groeben durch drei Jahrzehnte hin war, war es, ohne den mitwirkenden Verdiensten Anderer zu nahe treten zu wollen, in erster Reihe durch sie. Sie gab den Ton an, sie bildete den geistigen Mittelpunkt, und war — übrigens ohne schön zu sein — mit jener anmuthenden Vornehmheit ausgestattet, wie wir uns etwa die Goethe'sche Leonore denken.

„Ihr Interesse wandte sich allen Gebieten des Wissens zu, was ihr aber, meines Erachtens, eine noch höhere Stellung anwies, das war ihre muster-giltige Hausfrauenschaft und ihr unbegrenzter, auf Näh und Ferne gerichteter Wohlthätigkeitsinn. Immer bereit zu helfen, war doch die gleichzeitig von ihr gewährte geistige Hilfe fast noch trost- und beistandsreicher als die materielle, so reichlich sie diese bot. Es konnte dies geschehen, weil ihr die seltene Gabe geworden war, den ihr aus der Fülle der Erfahrung beinahe mehr noch als aus der Fülle des Glaubens zu Gebote stehenden Rath immer nur in einer allerschönendsten Weise zu spenden. In Grundsätzen streng, war sie mild in ihrer Anwendung und überall richtete sie die Herzen auf, wo ihre vertrauenerweckende Stimme gehört wurde.

„Selbstverständlich eigneten einer solchen Natur auch erzieherische Gaben, und da ihre Ehe kinderlos geblieben war, so war nichts natürlicher, als daß sie — wie zur Erprobung ihrer pädagogischen Talente — Kinder, namentlich junge Mädchen, in's Haus nahm. Es waren dies Töchter aus achtbaren aber einfach bürgerlichen Häusern, und ihr Erziehungstalent erwies sich in nichts so sehr, als in der Art und Weise, wie sie diese jungen Mädchen an allem was das Haus gesellschaftlich gewährte, theilnehmen ließ und sie doch zugleich für die Lebensstellungen erzog, in die sie, früher oder später, wieder zurücktreten mußten. Es gelang ihr, ihren Pfleglingen eine Sicherheit im Auftreten und in den Formen zu geben, ohne daß in Folge davon der

gefährliche, weil so selten zu Vortheil und Segen führende Wunsch in ihnen aufgeleimt wäre, die bescheidenere Geburtsstellung mit einer anspruchsvolleren zu vertauschen. All das, ohne jemals durch Hervorhebung dessen, was man Standes-Vorurtheile nennt, auch nur einen Augenblick verlezt zu haben. Es war ihr eben einfach die Gabe geworden, in Liebe den Glauben zu wecken: „in Allem lebt Gottes Wille, und wie es ist, ist es am besten.“

So die Mittheilungen solcher, die die Gräfin noch persönlich gekannt haben. Aber Eines vermißt ich darin: ein Hervorheben dessen, was ihr, ich will nicht sagen ausschließlich oder auch nur vorzugsweis, aber doch jedenfalls mitwirkend ihren Einfluß sicherte. Dies war ihr Katholicismus. Zunächst ihr Katholicismus als einfache Thatsache.

Wer ein Auge für diese Dinge hat, dem kann es nicht entgehen, daß der Katholicismus, all seiner vielleicht berechtigten Klagen und Anklagen unerschattet, eine nach mehr als einer Seite hin bevorzugte Stellung unter uns einnimmt, und zwar am entschiedensten in dem Gesellschafts-Bruchtheile, der sich die „Gesellschaft“ nennt. Es geht dies so weit, daß Leute, die sonst nichts bedeuten, einfach dadurch ein gewisses Ansehen gewinnen, daß sie Katholiken sind. Wie gering ihre sonstige Stellung sein mag, sie werden einer Art Religions-Aristokratie zugerechnet, einer Genossenschaft, die Vorrechte hat und von der es nicht bloß feststeht, daß sie gewisse Dinge besser kennt und weiß als wir, sondern der es, in Folge dieses Besserwissens, auch zukommt, in eben diesen Dingen den Ton anzugeben. Also zu herrschen.

Unserer Gräfin Herrschaft aber verdoppelte sich und wurd' erst recht eigentlich was sie war, aus der weit über die bloße Thatsächlichkeit ihres Katholicismus hinausgehenden schönen und klugen Bethätigung desselben. Sie war eine strenge Katholikin für sich, in der Verührung mit der Außenwelt jedoch, insonderheit mit der ihr in gewissem Sinne wenigstens unterstellten Gemeinde betonte sie stets nur das, was beiden Confessionen das Gemeinschaftliche war, und übte die hohe Kunst einer Religionsäußerung, die der eignen Ueberzeugung nichts vergab und die der andern nicht kränkte. Sie hatte dies am sächsischen Hofe gelernt und zeigte sich beflissen, diesem Vorbilde schöner Toleranz in allen Stücken nachzuahmen. Es geschah dies in einer ganzen Reihe von Gutthaten und kleinen Stiftungen, am erkennbarsten in dem einem Neubau gleichkommenden Umbau der Lutherischen Groebener Kirche, den sie, von der Vorahnung erfüllt, daß sie das Ende desselben nicht mehr erleben würde, durch Capitals-Deponirungen sicher stellte.

Den 2. September 1858 starb sie, sechzig Jahr alt, und wurde, den dritten Tag danach, ihrem ausdrücklichen Willen gemäß, auf dem protestantischen Kirchhof der Gemeinde beigesetzt.

Groeben selbst aber fiel an die Schwägerin der Gräfin, an die noch lebende Schwester des bereits 1851 verstorbenen Grafen Leo.

(Schluß folgt.)



Aus Heinrich von Kleists Lebens- und Liebesgeschichte.

Ungedruckte Briefe des Dichters.

Herausgegeben von

Karl Wiedermann.

— Leipzig. —

Heinrich von Kleist ist für die Vernachlässigung, welche der größere Theil seiner Dichtungen während seines Lebens und noch längere Zeit nach seinem Tode erfuhr, durch die ihm neuerdings von der Literaturgeschichte und von den Bühnen entgegengebrachte Anerkennung seines Dichterwerthes nachträglich entschädigt worden. Auch auf sein Leben hat sich in Folge dessen in höherem Maße als früher die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt, auf dieses so eigenthümliche, von so manchem Geheimniß umgebene, so vielfach umdüsterte, zuletzt (am 21. November 1811) durch Selbstmord am Wannsee bei Potsdam unter räthselhaften Umständen geendete Leben. Manches ist hier noch aufzuklären, wird aber wohl nie ganz aufgeklärt werden — sowohl in Bezug auf die äußeren Verhältnisse als auf die innere Entwicklung des Dichters.

Für diesen Zweck sind natürlich Kleists Briefe von besonderem Belang. Leider besitzen wir deren nur wenige. Die Briefe an seine Schwester Ulrike, von Robertstein herausgegeben (1860), und die der Biographie Kleists von Ed. v. Bülow (1848) beigelegten Briefe an seine Braut, an deren Schwester, an ein paar Freunde — das ist Alles, was bisher in die Oeffentlichkeit gelangte. Jeder neue Beitrag nach dieser Richtung dürfte daher willkommen sein. Einen solchen zu liefern, hat ein glücklicher Zufall mich in den Stand gesetzt. Ich entdeckte nämlich eine ansehnliche Zahl noch ungedruckter Briefe Kleists an seine Braut und erhielt die Erlaubniß zu deren Veröffentlichung.

Das Verhältniß dieser Briefe zu den von Bülow veröffentlichten ist folgendes. Von den in meinen Händen befindlichen 34 Briefen sind 16 schon bei Bülow abgedruckt — theils vollständig, theils mit kleinen oder größeren Auslassungen oder Abänderungen. Bülow muß Abschriften der Briefe zum Abdruck

erhalten haben, denn die Originale, von Kleists Hand, sind sämmtlich da, in Couverts mit der Adresse der Braut eingeschlossen, gesiegelt theils mit dem von Kleist'schen Wappen, theils (die von der ersten Reise aus) mit einem andern (vielleicht dem des Reisebegleiters Kleists, Herrn v. Brokes), theils endlich (mehrere von Berlin aus) mit dem der Familie seiner Braut. Wahrscheinlich wurden diese letztern bei dem in Berlin weilenden Bruder der Braut geschrieben und mit dessen Petschaft gesiegelt.

Achtzehn Briefe von Kleist an seine Braut sind noch ungedruckt. Es sind das, meiner Ansicht nach, die nicht am wenigsten interessanten. In den von Bülow gegebenen herrscht der reflectirende Ton vor; sie zeigen den Dichter weniger in dem Lichte eines glücklichen, gefühlvollen Liebhabers, als in dem eines etwas pedantischen Lehrers und Moralisten, der seine Verlobte „bilden“, „erziehen“ und dadurch seinem eigenen Wesen wahlverwandter machen will. Dieser Zug lag allerdings in Kleists Charakter; allein so vorherrschend war er nicht, wie es hiernach scheinen könnte. Wenn man nur die Kleist'schen Briefe bei Bülow liest, so begreift man, wie sich die Meinung hat bilden und unberichtigt fortpflanzen können: Kleist habe immer nur „nüchtern, doctrinär, lehrhaft“ an seine Braut geschrieben (wie Julian Schmidt in der Einleitung zu „Kleists gesammelten Schriften“ S. XVII sich ausdrückt), „so daß man an der Wahrheit seiner Liebe zweifeln möchte;“ oder (wie v. Treitschke in seinen „Historischen und politischen Aufsätzen“ 4. Aufl. 1. Bd. S. 81 sagt): „Jeder Brief beginnt mit einigen zärtlichen Worten, deren abstracte Metaphern starke Zweifel an der Tiefe der Empfindung erregen“, darauf folgt eine regelrechte Schulstunde“ — woraus dann v. Treitschke den Schluß zieht: „kurz, er liebte sie nicht“, und: „seine Braut hat ihn nie beglückt, das bezeugen seine Briefe“. Auch Bülow (S. 15) faßt das Verhältniß in ähnlicher Weise auf; er meint: da fast alle Briefe Kleists an seine Braut sich auf Lehren und Rathschläge zu ihrer Bildung beschränken, so dürfe dies wohl einige Zweifel an der Tiefe einer so doctrinären Liebe erwecken.

Daß diese Vorstellung eine durchaus falsche ist, geht aus anderen Briefen Kleists an seine Braut deutlich hervor. Man sieht darin das warme Gefühl pulsiren, womit Kleist seine Braut geliebt hat. Seine „zärtlichen Worte“ sind keineswegs bloß „abstracte Metaphern“, sondern kommen augenfällig aus einem wirklich liebenden und treuen Herzen. Mit allen Fasern seines Wesens klammert er sich an den Gedanken einer Verbindung mit seiner Wilhelmine, die er glücklich zu machen, durch die er beglückt zu werden hofft. Alle Kräfte seiner Seele spannt er an, um Etwas zu finden, was ihn diesem ersehnten Ziele näher bringen könne. Als er einen Weg dazu gefunden zu haben meint, ist er hochbeseelt. Wiederholt bittet er die Geliebte inständig, ihm zu vertrauen, wie er ihr vertraue, und „ruhig zu sein“ über ihre beiderseitige Zukunft.

Freilich war aber Kleist so unglücklich angelegt, daß er leicht sich

selbst und Andere quälte — theils mit hochgespannten Forderungen an sich und die ihm Nahestehenden, theils mit trüben Gedanken. Er war von Haus aus ein echter Heautontimoroumenos. Vergessen dürfen wir übrigens auch nicht, daß damals (um die Wende des Jahrhunderts) in den zur Beschaulichkeit hinneigenden Gemüthern noch vielfach jener Zug fortwirkte, der durch einen so großen Theil des vorigen Jahrhunderts geht — der Zug: in Tagebüchern, Briefwechseln u. s. w. das eigene und ein fremdes Inneres aufzudecken, sich selbst und Andere mit allerhand Idealen von „Vollkommenheit“ zu unterhalten, oder auch mit Vorwürfen, daß man diesen Idealen nicht entspreche, zu peinigen, über die „Bestimmung des Menschen, des Mannes, des Weibes“ zu reflectiren u. dgl. m. Die Kleist'schen Briefe an seine Verlobte erinnern in dieser Beziehung bisweilen an die Herder'schen Briefe an Caroline Flachsland.

Aber, wie gesagt, nicht in allen, ja nicht einmal in der Mehrzahl der Briefe ist dieser Ton der vorherrschende oder gar der allein herrschende, und es war keine ganz glückliche Auswahl, die gerade nur solche Briefe in die Oeffentlichkeit brachte, in denen ein doctrinär-lehrhaftes, bisweilen selbst pedantisches Wesen des Briefstellers in den Vordergrund tritt.

Ueber die Art, wie Herr von Bülow in den Besitz der Briefe gekommen sein mag, glaube ich Zuverlässiges mittheilen zu können. Bei den Kleist'schen Briefen befindet sich das Bruchstück eines Briefes von Kleist's Braut — ohne Datum, aber sichtlich aus einer viel späteren Zeit. Bekanntlich hat dieselbe einige Jahre nach dem Abbruch des Verhältnisses zu Kleist einen namhaften Gelehrten geheirathet, als dessen Wittve sie am 25. April 1852 starb. Geboren war sie am 26. August 1780, war somit nicht ganz vier Jahre jünger als Kleist (geb. 10. Oct. 1776).

Das erwähnte Briefbruchstück lautet:

„Liebe Frau Professorin! Sie waren so gütig, mir den Brief meiner Schwester*) mitzutheilen, welchen ich Ihnen mit vielem Dank wieder zustelle. Ich habe die Schilderung von meinem unglücklichen Jugendfreunde mit großem Interesse gelesen; doch finde ich, daß Louise von dem Gange seines inneren Lebens zu wenig und von mir zu viel gesagt hat! Wenn man sein schreckliches Ende entschuldigen will, muß man sein unglückliches Gemüth genau gekannt haben. Meine Schwester hat mich schon längst gebeten, dem Dr. Tieck einige von Kleist's Briefen mitzutheilen; ich konnte mich nicht dazu entschließen, da von mir so viel darin die Rede ist. Doch diese Briefe sind der treueste Spiegel seiner Seele, und da ich wünsche, daß die schrecklichen Urtheile, welche man nach seinem Tode über ihn fällte, durch einen Blick in sein Inneres möchten gemildert werden, so will ich mich selbst vergessen und Ihnen einige Briefe zuschicken, welche mir die interessantesten zu sein scheinen. Ich überlasse es Ihrem Bartsgefühl, was Sie davon Herrn Tieck mittheilen wollen. Wunderbare Zügungen des Himmels haben mich von Kleist getrennt; doch wird er meinem Herzen immer werth bleiben. Mein größter Wunsch war es, daß er an der Seite eines andern weiblichen Wesens glücklich werden möchte; doch wurde auch dieser Wunsch nicht erfüllt. Von den letzten Jahren seines Lebens weiß ich wenig. Einmal hat er uns in Leipzig

*) Es ist das jene „Louise“, mit welcher H. v. Kleist ebenfalls in Briefwechsel stand.

befucht. Er soll die letzte Zeit körperlich und geistig krank gewesen sein, sogar mit Mangel gekämpft haben, was ich erst nach seinem Tode erfuhr.“

Der obige Brief wirft ein wohlthuend klärendes Licht auf das Wesen der Kleist'schen Braut und auf ihr Verhältniß zu dem Dichter. Die darin erwähnten Briefe sind jedenfalls von Tieck an Bülow weitergegeben worden. Ihre Auswahl erscheint mir, ich muß es wiederholen, nicht ganz glücklich. Sie erklärt sich vielleicht aus der Bescheidenheit der Inhaberin der Briefe, welche die anderen wohl nur darum zurückhielt, weil darin noch mehr „von ihr die Rede ist“ und ihr Bild, in der vollen Beleuchtung durch die feurige Liebe des Dichters, in weit schönerem Glanze erscheint, als in jenen moralisirenden.

Gerade dies aber war für mich ein Grund mehr, zur Veröffentlichung auch dieser anderen Briefe mir die Erlaubniß zu erwirken. Durch die vervollständigung des Briefwechsels Kleists mit seiner Braut wird nach meiner Ueberzeugung ein Act der Gerechtigkeit gegen Beide geübt — abgesehen von der Bereicherung, welche dadurch die Literatur über Kleist erfährt.

Für Diejenigen, die an Heinrich von Kleist einen auch persönlichen Antheil nehmen (und deren Zahl ist ja fortwährend im Wachsen), mag es nicht ohne Interesse sein, ein kurzes Resumé von dem Inhalt sämtlicher Briefe Kleists an seine Braut zu erhalten. Ich gebe nachstehend ein solches von allen in meinen Händen befindlichen, d. h. allen überhaupt noch existirenden Briefen dieser Art (also auch den von Bülow veröffentlichten), wobei ich erwähne, daß nach mehrfachen Vermerkten in den vorhandenen auch noch andere Briefe „abgesendet“ gewesen, aber wahrscheinlich verloren gegangen sind, was bei den damaligen Posteinrichtungen und bei dem Umstande, daß ein Theil dieses Briefwechsels in eine Zeit fiel, wo in Süddeutschland Krieg geführt ward (1800), nicht Wunder nehmen kann.

Hier also die Reihenfolge der Daten und eine kurze Inhaltsangabe aller überhaupt noch vorhandenen Briefe Kleists an seine Braut:

- 1) Frankfurt a. d. O. — ohne Datum, aber jedenfalls vom Anfang des Jahres 1800: es ist das der Brief, worin Kleist seiner Wilhelmine zuerst förmlich seine Liebe erklärt und sich, ob auch er geliebt sei, zu vergewissern sucht. Er redet sie hier noch mit „Sie“ an. Dabei befindet sich ein Zettel, worin er ihr einen an ihren Vater gerichteten Brief mittheilt, in welchem er diesen um seine Zustimmung zu ihrem Liebesverhältniß ersucht. Letzterer Brief selbst ist nicht vorhanden.
- 2) Frankfurt a. d. O. 30. Mai 1800. — ein vom Anfang bis zum Ende lebhaft lehrhafter und moralisirender Brief über das Thema: „welcher von zwei Eheleuten verliert am Meisten bei dem Tode des Andern?“
- 3) Berlin, 16. August 1800. Zuerst Abschiedsempfindungen, dann allerlei Mittheilungen über die Reise, über Verwandte und Bekannte in Berlin, auch über ein Panorama, welches er daselbst gesehen. Kleist geht mit dem Plan zu einer größeren Reise um, über die er sich sehr geheimnißvoll äußert.
- 4) Posen, 20. Aug. Kleist hat seinen Freund v. Brokes in das Geheimniß seiner Reise eingeweiht; dieser billigt sie, will ihn sogar begleiten. Kleist

beruhigt deshalb seine Braut über die Sorgen, die sie sich ineinetwegen zu machen scheint.

- 5) Coblenz bei Pafewalk, 21. Aug. (ein Gut des Grafen von Eichstädt, der Kleist dahin eingeladen.) Weitere mysteriöse Andeutungen über seine Reise; dringende Bitte, Niemandem seinen Aufenthalt und seinen Plan zu verrathen.
- 6) Leipzig, 30. Aug. Immatriculation.
- 7) Dresden, 3. Sept. Die Reise geht nicht nach Wien, sondern — nach Würzburg oder Straßburg.
- 8) Leberan — Reichenbach (auf verschiedenen Poststationen geschrieben) 4. September. Reiseskizzen, untermischt mit zärtlichen Empfindungen.
(Zwischen diesem und dem folgenden Briefe sind zwei verloren gegangen, einer aus Bayreuth und einer aus Würzburg.)
- 9) Würzburg, 10. Sept. Beschreibung der Stadt.
- 10) Würzburg, 13., 14., 15. Sept. Er gehe nicht nach Straßburg, sondern bleibe in Würzburg längere Zeit. Ueber die Wichtigkeit seiner Reise für ihr beiderseitiges Glück. Schilderungen Würzburgs.
(Beigefügt ist diesem Briefe ein zweiter vom 16. Sept., Betrachtungen „über die Bestimmung des Weibes“ enthaltend. Dieser Brief vom 16. Sept. ist der erste der bei Bülow abgedruckten.)
- 11) Würzburg, 19. und 20. Sept. Sehr erregt; er glaubt, man habe seine Braut ihm abwendig machen, sie mit Mißtrauen gegen ihn erfüllen wollen.
- 12) Würzburg, 10. Oct. Moralisirend.
- 13) Würzburg, 11. Oct. Schilderung eines Gewitters. (Nr. 12 findet sich bei Bülow, jedoch wesentlich abgekürzt, Nr. 13 auch, aber mit verändertem Schluß.)
- 14) Berlin, 13. Nov. Zukunftspläne. (Vollständig bei Bülow.)
- 15) Berlin, 16—18. Nov. Symbolisirende Naturbetrachtungen und Anweisung an seine Braut zur Anstellung solcher.
- 16) Berlin, 22. Nov. Wieder über seine Zukunft.
- 17) Berlin, 29.—30. Nov. Lehrhaft (Bei Bülow abgedruckt; statt 30. Nov. steht dort fälschlich 3. Nov.).
- 18) Berlin, 11. Januar 1801. Lehrhaft und selbstquälerisch in Bezug auf sein Verhältniß zu seiner Braut.
- 19) Berlin, 21. Januar. Lehrhaft.
- 20) Berlin, 31. Januar. Eingehende Schilderung seines Freundes Brokes mit moralisirenden Zusätzen (vollständig bei Bülow).
- 21) Berlin, 22. März 1801. Handelt von seinem Reisebrang. (Bei Bülow mit etwas verändertem Schluß.)
- 22) Berlin, 28. März. Selbstbetrachtungen. (Bei Bülow.)
- 23) Berlin, 9. April. Ueber seine bevorstehende Reise. (Bei Bülow, jedoch unvollständig.)
- 24) Berlin, 14. April. Sehr zärtlich — die Nothwendigkeit seiner Reise motivirend. (Bei Bülow.)
- 25) Dresden, 4. Mai. Von der Reise. (Bei Bülow.)
- 26) Leipzig, 21. Mai. Desgleichen. (Bei Bülow, jedoch ohne den Eingang.)
- 27) Göttingen, 3. Juni. Desgleichen. (Bei Bülow.)
- 28) Straßburg, 20. Juni. Desgleichen. (Fehlt bei Bülow.)
- 29) 30) 31) 32) Paris, 21. Juli, 15. Aug., 10. Oct., 27. Oct. Schilderungen von Paris, Straßburg u. s. w. (Sämmtlich bei Bülow).
- (Dazu kommt ein Brief, Paris, 16. Aug., an die Schwester seiner Braut, Luise, der sich auch bei Bülow findet.)
- 33) Frankfurt a. M., 2. Dec. (auf der Rückreise von Paris); Antwort auf einen

Brief, worin seine Braut sich gegen seinen Plan, in der Schweiz sich anzukaufen und als einfacher Landmann zu leben, ausgesprochen hat.

- 34) Marinsel im Thuner See, 20. Mai 1802. Abschiedsbrief. (33 und 34 fehlen bei Bülow.)

Außerdem findet sich ein Brief der Braut an Kleist, vom 10. April 1802, adressirt: „à Mr. Kleist ci-devant lieutenant dans les gardes prussiennes à Thun en Suisse, poste restante“, der unbestellt an sie zurückgekommen zu sein scheint. Ferner sind noch eine Anzahl von „Fragen“ vorhanden, wie sie Kleist an seine Braut — zu Denk- und Stilübungen — zu richten pflegte, theils mit, theils ohne Antworten, und endlich das bei Bülow abgedruckte Gedicht: „Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt des Glückes schöne Götterpflanze auf u. s. w.“, jedoch ohne die dort beigelegte Ueberschrift: „An Wilhelmine“. Welche Verwandtniß es mit diesen Versen hat, ist nicht ganz klar. Nach Ton und Inhalt könnten sie wohl von Kleist sein; auch steht sein Zeichen, womit er fast alle seine Briefe unterschrieb, S. R., darunter, und sie sind von seiner Hand geschrieben. Allein er selbst sagt in einem von seinen Briefen, nachdem er zur Bekräftigung seines Entschlusses, etwas zu wagen, und, wie es scheint, zur Beschwichtigung mancher von der Braut dagegen erhobenen Bedenken, ein paar jener Verse citirt hat, wörtlich — als ob er von einem fremden Dichter spräche: „Das sind herrliche, wahre Gedanken! Ich habe sie oft durchgelesen, und sie scheinen mir so ganz aus Deiner Seele genommen, daß Deine Schrift das Uebrige thut, um mir vollends einzubilden, das Gedicht wäre von keinem Andern, als von Dir. So oft ich es wieder lese, fühle ich mich gestärkt, selbst zu dem Größten, und so gehe ich denn mit Zuversicht meinem Ziele entgegen.“ Obgleich Kleists Verlobte von sinnigem Wesen und nicht ohne dichterische Begabung war, so möchte ich doch — bei dem entschieden männlichen Charakter gerade dieses Gedichts — an eine weibliche Verfasserschaft desselben schwer glauben. Wohl aber wäre möglich, daß das Gedicht weder von Kleist noch von seiner Braut, sondern von einem Dritten herrührte, daß die Braut, der es in die Hände kam und auf die es (vielleicht als beziehungsreich für Kleist), einen lebhaften Eindruck machte, es für Kleist abschrieb und daß dieser wiederum eine Copie davon für sich nahm. Nur das S. R. darunter bliebe dann noch zu erklären. Als das Werk irgend eines bekannten Dichters wüßte ich das Gedicht übrigens nicht zu bezeichnen.

Was die vorliegenden Briefe betrifft, so zerfallen dieselben, abgesehen von den Beziehungen, die sie auf das Verhältniß Kleists zu seiner Braut haben, als Beiträge zur Lebensgeschichte und Charakteristik des Dichters in zwei Gruppen. Die erste Gruppe, in's Jahr 1800 fallend, beschäftigt sich wesentlich mit jener mysteriösen Reise des Dichters, mit welcher er irgend einen geheimnißvollen Plan verbindet, über den er aber nichts verlautbaren läßt, und von welcher er nach Berlin zurückkehrt, ohne daß wir erfahren, ob sein Plan gelungen oder warum er mißlungen ist. Was für ein Plan

dies gewesen sein könnte, darüber selbst nur Vermuthungen anzustellen, fällt schwer. Ihn für eine bloße Phantasterei von Kleist zu halten, hindert uns die Bethheiligung jenes Herrn von Brokes daran, über den wir zwar auch nicht eben viel, aber doch durch Varnhagen so viel wissen (s. Bülow S. 14), daß er „ein edler, gebildeter Mann voll hohen Ernstes und von einer vielfach eingreifenden Persönlichkeit war“. Von einem solchen Manne ist kaum anzunehmen, daß er den jüngeren Freund nicht bloß in seinem Plane bestärkt, sondern auch mit eigener Aufopferung unterstützt haben würde, wenn er nicht irgend einen reellen Erfolg davon wenigstens als möglich gehofft hätte. Von Kleists Biographen erwähnt Tied diesen Plan gar nicht; Julian Schmidt weiß darüber weiter nichts zu sagen, als was in Kleists Briefen steht; Bülow eben so wenig; Koberstein meint: aus einzelnen Briefen Kleists an seine Schwester (besonders einem vom 25. November 1800) könnte man muthmaßen, es sei bei der Reise auf Erforschung eines werthvollen Fabrikgeheimnisses abgesehen gewesen; doch verwirft er selbst diese Conjectur sofort wieder. So viel ist aus den unten mitgetheilten Briefen ersichtlich, daß Kleist von dieser Reise sich sehr viel versprach — auch für seine und seiner Braut Zukunft. Aus der Erwähnung eines Besuchs beim englischen Gesandten in Dresden, in Folge dessen Kleist seiner Braut ankündigt: sie reisten nun nicht nach Wien, sondern nach Würzburg und vielleicht nach Straßburg, sollte man fast schließen, es habe sich um eine geheime diplomatische Mission gehandelt.

Koberstein (S. 27) erzählt, er habe bei einer Nichte Kleists, die seiner Schwester Ulrike nahegestanden, Erkundigungen wegen jener Reise eingezogen, aber auch von dieser habe er nur so viel erfahren, daß die Reise politischer Natur gewesen sei. Nun hat uns zwar Laube in seinen „Erinnerungen 1810—1840“ erzählt, wie ihn selbst mitten in einer über ihm schwebenden Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe der preußische Minister v. Rochow mit einer geheimen diplomatischen Sendung nach Straßburg betraut habe, um zu erkunden, (es war das bald nach dem bekannten Putsch Louis Bonapartes daselbst), ob die Napoleoniden Aussicht hätten, in Frankreich wieder auf den Thron zu kommen. Der Clique Lombard, Lucchesini, Haugwitz, die 1800 in Preußen schaltete, wäre daher wohl auch zuzutrauen, daß sie einen jungen Mann ohne diplomatische Erfahrung und mit sehr zweifelhaften Anlagen für diplomatische Feinheiten zu irgend einer politischen Mission gebraucht hätte. Indeß recht wahrscheinlich will es mir denn doch nicht bedünken, daß man gerade auf Kleist verfallen sein sollte. Kleist war übrigens damals im preußischen Accise- und Zolldepartement, welchem der Minister von Struensee vorstand, angestellt, oder arbeitete wenigstens darin als eine Art von Volontär, stand also der Diplomatie fern.

Nach Alledem möchte ich fast annehmen, daß es weniger ein fremder Auftrag, als ein selbsterdachter Plan gewesen sei, von dem sich Kleist irgend einen großen Erfolg versprach — welchen freilich, und auf welche Bürgschaften

hin, bleibt unerfindlich. Daß ihm dabei das Geheimniß, in welches er und sein Freund sich hüllten, aus einem bloßen Mittel zum Selbstzweck wurde, das ist ein Symptom jenes romantisch-phantastischen Zuges, der ja auch bei Kleist als Dichter vielfach hervortritt. Diese Geheimthuerei geht so weit, daß Kleist und Brokes sich unterwegs in Leipzig als Studenten immatriculiren lassen (damals ging das so leicht) und zwar, wie es scheint, unter falschen Namen, um ja unerkannt zu reisen. Wenigstens schrieb Kleist von Berlin aus (26. Aug.) seiner Schwester Ulrike (welche er bat, ihm eine größere Geldsumme nach Wien zu senden): sie solle die Sendung an den Studenten Buchholz adressiren, denn so heiße Brokes auf dieser Reise; gleich darauf bemerkt er: nicht Buchholz, sondern Bernhoff werde Brokes heißen, „Student der Oekonomie,“ er selbst „Klingstadt, Student der Mathematik“.

Daß für ihn selbst bei der Reise nichts herauskam, erhellt aus dem ersten Briefe Kleists an seine Braut nach seiner Rückkehr nach Berlin (13. Nov.), worin er neue Zukunftspläne schmiedet und jeden Gedanken an ein Amt zurückweist, daher es wohl unrichtig ist, wenn Tied ihn in dieser Zeit einen Posten bei Struensee erhalten und annehmen läßt. In den Briefen an seine Schwester (vom 27. Oct. und 25. Nov.) geheimnißt er noch fort, spricht davon, daß „Etwas sich ihm öffne, das ihn anlächle wie Erdenglück,“ daß sie durch ihre Unterstützung (mit Reisegeld) „ihm das Leben gerettet habe,“ daß seit seiner Reise „die Sphäre für Geist und Herz sich ihm unendlich erweitert habe“ u. s. w. Aber auch diese Briefe weisen jeden Gedanken an ein Amt zurück, und daß auch sonst in Kleists Leben durch die Reise sich nichts geändert hatte, geht aus dem weiteren Laufe desselben, wie er in der zweiten Gruppe von Briefen an seine Braut sich spiegelt, nur zu deutlich hervor.

Diese zweite Gruppe von Briefen, die vom 13. November 1800 bis zum 20. Mai 1802 reicht, bezieht sich zumeist auf jene bekannte und sowohl von Bülow (S. 19 ff.) als von Julian Schmidt (Einleitung XVIII ff.) ausführlich besprochene Reise nach Paris, von wo er dann nach der Schweiz ging, um sich dort anzukaufen und Landmann zu werden. Da gegen diesen Plan die Braut (mehr wohl noch deren Eltern) allerhand Bedenken erhob, wendete er sich unmutig von dieser ab, und der letzte Brief (vom 20. Mai 1802) enthält eine förmliche Auflösung des Verhältnisses — nicht ohne tiefe Erschütterung seines Innern, wie aus den Schlußworten hervorgeht: „Schreibe mir nicht mehr! Ich habe keinen anderen Wunsch, als: bald zu sterben.“

Kleist nimmt in diesem letzten Briefe Bezug auf einen Brief seiner Braut an ihn „um die Zeit des Jahreswechsels“, worin sie ihn nochmals gebeten hatte, in's Vaterland zurückzukehren, was er um keinen Preis wollte. Er selbst hatte ihr, wie aus ihrem Briefe vom 10. April 1802 hervorgeht, seit Monaten — also wohl überhaupt, seit er in der Schweiz war — nicht mehr geschrieben. Welche Bewandniß es mit jenem letzten Briefe der Braut an

ihn hat, ist ungewiß. Das Couvert mit der Adresse poste restante liegt bei, es ist an der Seite geöffnet, das Siegel unerbroschen; man muß daher wohl annehmen, daß der Brief an sie zurückgegangen ist — ob aber, weil Kleist auf der Post zu Thun gar nicht nachgefragt und die dortige Postbehörde seinen Aufenthalt nicht gekannt hat, oder ob Kleist den Brief zwar erhalten, aber nicht angenommen, läßt sich nicht entscheiden. Hätte er ihn geöffnet und dann dennoch zurückgesandt, so würde wohl nicht das Couvert beiliegen. So ist auch hier, wie in so Vielem in Kleists Leben, alles noch Räthsel.

Sonderbar, daß in allen Briefen Kleists an seine Braut von einem dichterischen Drange und dessen Bethätigung nirgends etwas zu lesen ist! Ein einziges Mal wirft er so flüchtig hin: er wolle ein Gedicht machen. Von größeren dichterischen Plänen keine Spur! Zwar spricht Kleist von seinem „Ehrgeiz“, der ihm nicht eher in die Heimath zurückzukehren gestatte, als bis er etwas Bedeutendes geleistet und so die Erwartungen, die man von ihm hege, erfüllt habe. Ob er aber dabei an den Dichterlorbeer gedacht, erscheint zweifelhaft, da er kurz vorher die eigenthümliche Idee kundgibt, als Apostel der Kant'schen Philosophie aufzutreten und zwar in — Frankreich!

Nachstehend theile ich nun zunächst jene erste Gruppe von Briefen mit, die sich zumeist auf Kleists geheimnißvolle Reise beziehen. Ich theile sie ganz so mit, wie sie geschrieben sind, (nur unter Weglassung solcher Stellen, die lediglich von Verlichkeiten, Persönlichkeiten oder sonstigen Gegenständen handeln, welche kein allgemeineres Interesse darbieten) — auch mit den kleinen orthographischen Unebenheiten, die sich darin finden.

(Frankfurt a. d. O.) — ohne Datum (jedenfalls vom Anfang des Jahres 1800.)

(Der Eingang fehlt.) . . . Athmet nicht in jeder Zeile das frohe Selbstbewußtsein der erhörten und beglückten Liebe? — Und doch — wer hat es mir gesagt? Und wo steht es geschrieben?

Zwar — was soll ich aus dem Frohsinn, der auch Sie seit gestern belebt, was soll ich aus der Freudenthräne, die Sie bei der Erklärung Ihres Vaters vergossen haben, was soll ich aus der Güte, mit welcher Sie mich in diesen Tagen zuweilen angeblüht haben, was soll ich aus dem innigen Vertrauen, mit welchem Sie in einigen der verfloffenen Abende, besonders gestern am Fortepiano, zu mir sprachen, was soll ich aus der Kühnheit, mit welcher Sie sich jetzt, weil sie es dürfen, selbst in Gegenwart Anderer mir nähern, da Sie sonst immer schüchtern von mir entfernt blieben — ich frage, was soll ich aus allen diesen fast unzweifelhaften Bügen anderes schließen, was anderes, Wilhelmine, als daß ich geliebt werde?

Aber darf ich meinen Augen und meinen Ohren, darf ich meinem Wize und meinem Scharfsinn, darf ich dem Gefühle meines leichtgläubigen Herzens, das sich schon einmal von ähnlichen Zeichen täuschen ließ, wohl trauen? Muß ich nicht mißtrauisch werden auf meine Schlüsse, da sie mir selbst schon einmal gezeigt haben, wie falsch sie zuweilen sind? Was kann ich im Grunde, reiflich überlegt, mehr glauben, als was ich vor einem halben Jahre auch schon wußte, ich frage, was kann ich mehr glauben, als daß Sie mich schätzen und daß Sie mich wie einen Freund lieben?

Und doch wünsche ich mehr, und doch möchte ich gern wissen, was Ihr Herz für mich fühlt. Wilhelmine! lassen Sie mich einen Blick in Ihr Herz thun! Öffnen

Sie mir es einmal mit Vertrauen und Offenherzigkeit! So viel Vertrauen, so viel unbegrenztes Vertrauen von meiner Seite verdient doch wohl einige Erwidernng von der Ihrigen. Ich will nicht sagen, daß Sie mich lieben müßten, weil ich Sie liebe; aber vertrauen müssen Sie sich mir, weil ich mich Ihnen unbegrenzt vertrauen habe. — Wilhelmine! Schreiben Sie mir einmal recht innig und herzlich! Führen Sie mich einmal in das Heiligthum Ihres Herzens, das ich noch nicht mit Genauigkeit kenne!

Wenn der Glaube, den ich aus der Innigkeit Ihres Betragens gegen mich schöpfte, zu kühn und auch zu übereilt war, so scheuen Sie sich nicht, es mir zu sagen! Ich werde mit den Hoffnungen, die Sie mir gewiß nicht entziehen werden, zufrieden sein. Aber auch dann, Wilhelmine, wenn mein Glaube gegründet wäre, auch dann scheuen Sie sich nicht, sich mir ganz zu vertrauen! Sagen Sie es mir, wenn Sie mich lieber — denn warum wollten Sie sich dessen schämen? Bin ich nicht ein edler Mensch, Wilhelmine?

Zwar — eigentlich — ich will es Ihnen nur offenherzig gestehen, Wilhelmine, was Sie auch immerhin von meiner Eitelkeit denken mögen — eigentlich bin ich es fest überzeugt, daß Sie mich lieben. Aber, Gott weiß, welche seltsame Reihe von Gedanken mich wünschen lehrt, daß Sie es mir sagen müßten. Ich glaube, daß ich entzückt sein werde, und daß Sie mir einen Augenblick voll der üppigsten und innigsten Freude bereiten werden, wenn Ihre Hand sich entschließen könnte, diese drei Worte niederzuschreiben: ich liebe Dich.

Ja, Wilhelmine, sagen Sie mir diese drei herrlichen Worte; sie sollen für die ganze Dauer meines künftigen Lebens gelten. Sagen Sie sie mir einmal und lassen Sie uns dann bald dahin kommen, daß wir nicht mehr nöthig haben, sie uns zu wiederholen! Denn nicht durch Worte, aber durch Handlungen zeigt sich wahre Treue und wahre Liebe. Lassen Sie uns bald recht innig vertraut werden, damit wir uns ganz kennen lernen! Ich weiß nichts, Wilhelmine, in meiner Seele regt sich kein Gedanke, kein Gefühl in meinem Busen, das ich scheuen dürfte Ihnen mitzutheilen. Und was könnten Sie mir wohl zu verheimlichen haben? Und was könnte Sie wohl bewegen, die erste Bedingung der Liebe, das Vertrauen, zu verletzen? — Also offenherzig, Wilhelmine, immer offenherzig! Was wir auch denken und fühlen und wünschen — etwas Uedles kann es nicht sein, und darum wollen wir es uns freimüthig mittheilen. Vertrauen und Achtung, das sind die beiden unzertrennlichen Grundpfeiler der Liebe, ohne welche sie nicht bestehen kann; denn ohne Achtung hat die Liebe keinen Werth und ohne Vertrauen keine Freude.

Ja, Wilhelmine, auch die Achtung ist eine unwiderstehliche Bedingung der Liebe. Lassen Sie uns daher unaufhörlich uns bemühen, nicht nur die Achtung, die wir gegenseitig für einander tragen, zu erhalten, sondern auch zu erhöhen. Denn dieser Zweck ist es erst, welcher der Liebe ihren höchsten Werth giebt. Edler und besser sollen wir durch die Liebe werden, und wenn wir diesen Zweck nicht erreichen, Wilhelmine, so mißverstehen wir uns. Lassen Sie uns daher immer mit sanfter, menschenfreundlicher Strenge über unser gegenseitiges Betragen wachen. Von Ihnen wenigstens wünsche ich es, daß Sie mir offenherzig alles sagen, was Ihnen vielleicht an mir mißfallen könnte. Ich darf mich getrauen, alle Ihre Forderungen zu erfüllen, weil ich nicht fürchte, daß Sie überspannte Forderungen machen werden. Fahren Sie wenigstens fort, sich so zu betragen, daß ich mein höchstes Glück in Ihre Liebe und in Ihre Achtung setze; dann werden sich alle die guten Eindrücke, von denen Sie vielleicht nichts ahnden, und die ich Ihnen dennoch innig und herzlich danke, verdoppeln und verdreifachen.

— Dafür will ich denn auch an Ihrer Bildung arbeiten, Wilhelmine, und den Werth des Mädchens, das ich liebe, immer noch mehr veredeln und erhöhen.

Und nun noch eine Hauptsache, Wilhelmine! Sie wissen, daß ich bereits entschlossen bin, mich für ein Amt zu bilden; aber noch bin ich nicht entschieden, für

welches Amt ich mich bilden soll. Ich wende jede müßige Stunde zum Behufe der Ueberlegung über diesen Gegenstand an. Ich wäge die Wünsche meines Herzens gegen die Forderungen meiner Vernunft ab; aber die Schalen der Wage schwanken unter den unbestimmten Gewichten. Soll ich die Rechte studiren? — Ach, Wilhelmine, ich hörte leztlich in dem Naturrechte die Frage aufwerfen, ob die Verträge der Liebenden gelten könnten, weil sie in der Leidenschaft geschähen — und was soll ich von einer Wissenschaft halten, die sich den Kopf darüber zerbricht, ob es ein Eigenthum in der Welt giebt und die mir daher nur zweifeln lehren würde, ob ich Sie auch wohl jemals mit Recht die Meine nennen darf?

Nein, nein, Wilhelmine, nicht die Rechte will ich studiren, nicht die schwankenden, ungewissen, zweideutigen Rechte der Vernunft will ich studiren; an die Rechte meines Herzens will ich mich halten, und ausüben will ich sie, was auch alle Systeme der Philosophen dagegen einwenden mögen. — Oder soll ich mich für das diplomatische Fach bestimmen? — Ach, Wilhelmine, ich erkenne nur ein höchstes Gesetz an, die Rechtsschaffenheit, und die Politik kennt nur ihren Vortheil. Auch wäre der Aufenthalt an fremden Höfen kein Schauplatz für das Glück der Liebe. An den Höfen herrscht die Rode, und die Liebe flieht vor der unbescheidenen Spötterin. — Oder soll ich mich für das Finanzfach bestimmen? — Das wäre etwas. Wenn mir auch gleich der Klang rollender Münzen eben nicht lieb und angenehm ist, so sei es dennoch! Der Einklang unserer Herzen möge mich entschädigen und ich verwerfe diesen Lebensweg nicht, wenn er zu unserm Ziele führen kann. —

Auch noch ein Amt steht mir offen, ein ehrenvolles Amt, das mir zugleich alle wissenschaftlichen Genüsse gewähren würde, aber freilich kein glänzendes Amt, ein Amt, von dem man freilich als Bürger des Staates nicht, wohl aber als Weltbürger weiter schreiten kann — ich meine ein akademisches Amt. — Endlich bleibt es mir noch übrig, die Deconomie zu studiren, um die wichtige Kunst zu lernen, mit geringen Kräften große Wirkungen hervorzubringen. Wenn ich mir diese große Kunst aneignen könnte, dann, Wilhelmine, könnte ich ganz glücklich sein, dann könnte ich, ein freier Mensch, mein ganzes Leben Ihnen und meinem höchsten Zwecke — oder vielmehr, weil es die Rangordnung so will — meinem höchsten Zwecke und Ihnen widmen.

So stehe ich jezt, wie Herkules, am fünffachen Scheidewege und sinne, welchen Weg ich wählen soll. Das Gewicht des Zweckes, den ich beabsichtige, macht mich schüchtern bei der Wahl. Glücklich, glücklich, Wilhelmine, mügte ich gern werden und darf man da nicht schüchtern sein, den rechten Weg zu verfehlen? Zwar, ich glaube, daß ich auf jedem dieser Lebenswege glücklich sein würde, wenn ich ihn nur an Ihrer Seite zurücklegen kann. Aber wer weiß, Wilhelmine, ob Sie nicht vielleicht besondere Wünsche haben, die es werth sind, auch in Erwägung gezogen zu werden?

Daher fordere ich Sie auf, mir Ihre Gedanken über alle diese Pläne, und Ihre Wünsche in dieser Hinsicht mitzutheilen. Auch wäre es mir lieb, von Ihnen zu erfahren, was Sie sich wohl eigentlich von einer Zukunft an meiner Seite versprechen? Ich verspreche nicht unbedingt, den Wunsch zu erfüllen, den Sie mir mittheilen werden; aber ich verspreche, bei gleich vortheilhaftem Ausfichten denjenigen Lebensweg einzuschlagen, der Ihren Wünschen am meisten entspricht. Sei es dann auch der mühsamste, der beschwerdevollste Weg, Wilhelmine, ich fühle mich mit Muth und Kraft ausgerüstet, um alle Hindernisse zu übersteigen; und wenn mir der Schweiß über die Schläfe rollt und meine Kräfte von der ewigen Anstrengung ermatten, so soll mich tröstend das Bild der Zukunft anlächeln und der Gedanke mit neuen Muth und neue Kraft geben: ich arbeite ja für Wilhelmine.

Heinrich Kleist.

(Dem vorstehenden Briefe beigelegt.)

Inliegenden Brief bin ich entschlossen morgen Abend Ihrem Vater zu übergeben. Ich fühle seit gestern Abend, daß ich meinem Versprechen, nichts für meine Liebe zu

thun, daß ein Betrug Ihrer würdigen Aeltern wäre, nicht treu bleiben kann. Vor Ihnen zu stehen und nicht sprechen zu dürfen, weil Andre diese Sprache nicht hören sollen, Ihre Hand in der meinigen zu halten und nicht sprechen zu dürfen, weil ich mich diese Sprache gegen Sie nicht erlauben will, ist eine Qual, die ich aufheben will und muß. Ich will es daher erfahren, ob ich Sie mit Recht lieben darf, oder gar nicht. Ist das letzte, so bin ich entschlossen, das Versprechen, welches ich Ihrem Vater in den letzten Zeilen meines Briefes gebe, auszuführen. Ist es nicht, so bin ich glücklich — Wilhelmine! Bestes Mädchen! Habe ich in dem Briefe an Ihren Vater zu kühn in Ihrer Seele gesprochen? Wenn Ihnen etwas darin mißfällt, so sagen Sie es mir morgen, und ich ändere es ab.

Ich sehe, daß das neue Morgenlicht meines Herzens zu hell leuchtet, und schon zu sehr bemerkt wird. Ohne diesen Brief könnte ich Ihrem Rufe schaden, der mir doch theurer ist als alles in der Welt. Es komme nun auch, was der Himmel über mich verhängt, ich bin ruhig bei der Ueberzeugung, daß ich recht so thue.

Heinrich Kleist.

N. S. Wenn Sie morgen einen Spaziergang nicht abschlagen, so könnte ich von Ihnen erfahren, was Sie von diesem Schritte urtheilen und denken. — Von meiner Reise habe ich, aus Gründen, die Sie selbst entschuldigen werden, nichts erwähnt. Schweigen Sie daher auch davon! Wir verstehen uns ja.

(Den aus Frankfurt a./D. vom 30. Mai 1800 lasse ich, als einen lediglich moralisirenden und lehrhaften, weg.)

Berlin, 16. August 1800.

Mein liebes, theures Herzensmädchen, sei nicht böse, daß Du so spät diesen Brief erhältst. Gestern hielten mich viele Geschäfte vom Schreiben ab — doch das ist eine schlechte Entschuldigung. Kein Geschäft darf mich von der Erfüllung der Pflicht abhalten, meinem lieben, treuen Mädchen zur bestimmten Zeit Nachricht von mir zu geben. Nun, verzeihe diesmal! Wenn ich jetzt diese Zeilen auf die Post gäbe, so fändest Du freilich bei Deiner Rückkehr von Lamsel einen Brief von mir vor; aber kann man 7 Zeilen einen Brief nennen? Laß mich also lieber noch ein Weilchen mit Vertrauen und Innigkeit mit Dir plaudern.

Mit welchen Empfindungen ich Frankfurt verlassen habe — ach, liebes Mädchen, das kann ich Dir nicht beschreiben, weil Du mich doch nicht ganz verstehen würdest. Als ich mich von Dir trennte, legte ich mich noch ins Bett, und lag da wohl noch 1½ Stunde, doch mit offenen Augen, ohne zu schlafen. Als ich im Halbdunkel des Morgens abfuhr, war mirs, als hörte ich ein Geräusch an dem innern Fenster Eures Saales. Mir fuhr ein schneller Gedanke durch die Seele, ob Du das wohl sein könntest. Aber Du warst es nicht, ob ich gleich eine brennende Sehnsucht hatte, Dich noch einmal zu sehen. Der Wagen rollte weiter, indessen mein Auge immer noch mit rückwärts gewandtem Körper an das geliebte Haus hing. Mir traten Thränen ins Auge, ich wünschte herzlich zu weinen, aber ich bin schon zu lange davon entwöhnt.

Auf meiner ganzen Reise nach Berlin ist der Gedanke an Dich nur selten, sehr selten aus meiner Seele gewichen. Ich bin überzeugt, daß, wenn man die Augenblicke der Zerstreuung zusammennehmen wollte, kaum eine kleine Viertelstunde herauskommen würde. Nichts zerstreute mich, nicht das wirklich romantische Reinshöfel (ein Gut des Hofmarschalls Maffow), wo gleichsam jeder Baum, jeder Zweig, ja selbst jedes Blatt nach einer entworfenen Idee des Schönen gepflanzt, gebogen und geordnet zu sein scheint; nicht der emporstrebende Rauch der Feuereisen vom Schlosse, der mich an die Anstalten erinnerte, mit welchen man eine königliche Familie hier empfangen wollte; nicht der ganze königliche Troß, der, in eine Staubwolke gehüllt, vor mir dahin rollte; nicht die schöne, bereits fertige Chaussee von Friedrichsfelde nach Berlin, auf welcher ich jetzt nicht ohne Freude, aber, wenn ich sie gebaut hätte, nicht ohne Stolz gefahren

wäre; selbst nicht die brennende Hitze des Tages, die mir auf den Scheitel glühte, als ob ich unter der Linie wäre, und die, so sehr sie auch meinen Körper erschlaffte, doch meinen Geist nicht in seiner liebsten Beschäftigung, in der Erinnerung an Dich, stören konnte.

Als ich hinein fuhr in das Thor im Halbdunkel des Abends und die hohen, weiten Gebäude anfänglich nur zerstreut und einzeln umher lagen, dann immer dichter und dichter, und das Leben immer lebendiger, und das Geräusch immer geräuschvoller wurde, als ich nun endlich in der Mitte der stolzen Königsstadt war, und meine Seele sich erweiterte, um so viele zuströmende Erscheinungen zu fassen, da dachte ich: wo mag wohl das liebe Dach liegen, das einst mich und mein Liebchen schützen wird? Hier in der stolzen Colonnade? dort in jenem versteckten Winkel? oder hier an der offenen Spree? Werde ich einst in jenem weitläufigen Gebäude mit vierfachen Reihen von Fenstern mich verlieren, oder hier in diesem kleinen engen Häuschen mich immer wieder finden? Werde ich am Abend, nach vollbrachter Arbeit, hier durch dieses kleine Gäßchen mit Papieren unter dem Arme zu Fuß nach meiner Wohnung gehen, oder werde ich mit Bieren stolz durch diese prächtige Straße vor jenes hohe Portal rollen? Wird mein liebes Mädchen, wenn ich still in die Wohnung treten will, mir von oben herab freundlich zunicken, und auf dieser dunklen Treppe mir entgegen kommen, um früher den Kuß der Liebe auf die durstenden Lippen zu drücken, oder werde ich sie in diesem weiten Ballast suchen und eine Reihe von Zimmern durchwandern müssen, um sie endlich auf dem gepolsterten Sopha unter geschmückten und geschminkten Weibern zu finden? Wird sie hier in diesem dunkeln Zimmer nur den dünnen Vorhang zu öffnen brauchen, um mir den Morgengruß zuzulächeln, oder wird sie von dem weitesten Flügel jenes Schlosses her einen Träger zu mir schicken, um sich zu erkundigen, wie der Herr Gemahl geschlafen habe? — Ach, liebes Mädchen, nein, gewiß, gewiß wirst Du das letzte nicht. Was auch die Sitte der Stadt für Opfer begehrt, die Sitte der Liebe wird Dir gewiß immer heiliger sein, und so mag denn das Schicksal mich hinführen, wohin es will, hier in dieses versteckte Häuschen oder dort in jenes prahlende Schloß, Eines finde ich gewiß unter jedem Dache, Vertrauen und Liebe.

Aber, unter uns gesagt, je öfter ich Berlin sehe, je gewisser wird es mir, daß diese Stadt, so wie alle Residenzen und Hauptstädte, kein eigentlicher Aufenthalt für die Liebe ist. Die Menschen sind hier zu zierlich, um wahr, zu gewißig, um offen zu sein. Die Menge von Erscheinungen stört das Herz in seinen Genüssen, man gewöhnt sich endlich, in ein so vielfaches, eitles Interesse einzugreifen, und verliert am Ende sein wahres aus den Augen.

In einem Buchladen kaufte ich Bücher und Karten für Ulrika, den Ballenstein von Schiller aber — Du freust Dich doch? — für Dich. Ließ ihn, liebes Mädchen, ich werde ihn auch lesen. So werden sich unsere Seelen auch in dem dritten Gegenstande zusammentreffen. Laß ihn nach Deiner Willkür auf meine Kosten binden und schreibe auf der innern Seite des Bandes die bekannte Formel: H. v. K. an W. v. J. Träume Dir so mit schönen Vorstellungen die Zeit unserer Trennung hinweg. Alles, was Max Piccolomini sagt, möge, wenn es einige Ähnlichkeit hat, für mich gelten, alles, was Thella sagt, soll, wenn es einige Ähnlichkeit hat, für Dich gelten.

Soeben tritt ein bewaffneter Diener der Pollici zu mir herein, und fragt mich, ob ich, der ehemalige Lieutenant von Kleist, mich durch Documente legitimiren könne. Gott sei Dank, dachte ich, daß Du nicht ein französischer oder polnischer Emigrirter bist, sonst würde man Dich wohl höflichst unverrichteter Sache wieder zum Thore hinaus begleiten. Wer weiß, ob er nicht dennoch nach Frankfurt schreibt, um sich näher nach mir zu erkundigen. Denn der seltsame militairisch-akademische Zwittter schien ihm doch immer noch ein Anomalon (Ausnahme von der Regel) in dem Bezirk seiner Praxis zu sein.

Ich eile zum Schluß. Dieß die Instruction oft durch! Es wäre am besten, wenn Du sie auswendig könntest. Du wirst sie brauchen. Ich vertraue Dir ganz, und darum sollst Du mehr von mir erfahren, als irgend einer.

Mein Plan hat eine Aenderung erlitten, oder besser, die Mittel dazu; denn der Zweck steht fest. Ich fühle mich zu schwach, ganz allein zu handeln, wo etwas so Wichtiges auf Spiel steht. Ich suche mir daher jetzt, ehe ich handle, einen weisen, älteren Freund auf, den ich Dir nennen werde, so bald ich ihn gefunden habe. Hier ist er nicht, und in der Gegend auch nicht. Aber er ist — — soll ich Dir den Ort nennen? Ja, das will ich thun. Ulrike*) soll immer nur erfahren, wo ich bin, Du aber, mein geliebtes Mädchen, wo ich sein werde. Also kurz: morgen geht es nach — — — Pasewalk. Pasewalk? Ja, Pasewalk, Pasewalk. Was in aller Welt willst Du denn dort? — Ja, mein Kind, so fragt man die Bauern aus! Begnüge Dich mit rathen, bis es für Dich ein Glück sein wird, zu wissen. In fünf oder höchstens sieben Tagen bin ich wieder hier, und besorge meine Geschäfte bei Struensee. Dann ist die Reise noch nicht zu Ende — Du erschrickst doch nicht? Sieh Du nur fleißig zur Beruhigung meine Briefe durch, wie ich Deine Aufsätze. Und schreibe mir nicht anders, als bis ich Dir genau andeute, wohin? Auch mußt Du immer auf die Briefe schreiben: selbst abzuholen. Morgen denke ich hier einen Brief von Dir zu finden. Jetzt aber mußt Du gleich wieder schreiben, und zwar so, daß der Brief den 22. spätestens in Berlin eintrifft. Sei flug und verschwiegen!

Dein Freund H. K.

H. K. Hilf mir meinen Plan so ausführen, liebes Mädchen, Dein Glück ist so gut dabei interessirt, ja vielleicht mehr noch, als das meinige. Das Alles wirst Du einst besser verstehen. Predige nur in allen Deinen Briefen Carl's Verschwiegenheit vor. Er soll gegen niemanden viel von mir sprechen, und, bringt einer auf ihn ein, antworten: er wisse von nichts. Adieu. Adieu. In 3 Tagen folgt ein zweiter Brief.

(Nimm immer die Karte von Deutschland zur Hand und siehe zu, wo der Ort liegt, in welchem ich mich befinde.)

— Der Erste, dem Du das Gedicht von Schiller leihst, muß Ulrike sein.

Pasewalk, d. 20. August, 1800.

Mein theures, liebes Mädchen. Kaum genieße ich die erste Stunde der Ruhe, so denke ich auch schon wieder an die Erfüllung meiner Pflicht, meiner lieben, angenehmen Pflicht. Zwar habe ich den ganzen Weg über von Berlin nach Pasewalk an Dich geschrieben, trotz des Mangels an allen Schreibmaterialien, trotz des unaussprechlichen Müttels des Postwagens, trotz des noch unausstehlicheren Geschwäzes der Passagiere, das mich übrigens so wenig in meinem Concept störte, als die Bombe in Stralsund Carl XII. in dem seinigen. Aber das Ganze ist ein Brief geworden, den ich Dir nicht anders als mit mir selbst und durch mich selbst mittheilen kann, denn, unter uns gesagt, es ist mein Herz. Du willst es aber schwarz auf weiß sehen, und so will ich Dir denn mein Herz, so gut ich kann, auf dieses Papier mahlen, wobei Du aber nie vergessen mußt, daß es bloße Copie ist, welche das Original nie erreicht, nie erreichen kann.

Ich reiste den 17 ten Morgens um 8 Uhr mit der Stettiner bedeckten Post von Berlin ab. Demem Bruder hatte ich das Versprechen abgenommen, weder das Ziel noch den Zweck meiner Reise zu erforschen, und hatte ihm dagegen das Versprechen gegeben, durch meine Vermittelung immer von Dir den Ort meines Aufenthaltes zu erfahren. Diesen kannst Du ihm denn auch immer mittheilen, es müßten denn in der Folge Gründe eintreten, welche mir das Gegentheil wünschen lassen. Das werde ich Dir aber noch schreiben.

*) Kleist's Schwester.

Ich habe auch Deinen lieben Wittich in Berlin gesehen und gesprochen, und finde, daß mir mein ehemaliger Nebenbuhler keine Schande macht. Ich habe zwar bloß sein Aeußeres, seine Rüstung kennen gelernt, aber es scheint mir, daß etwas Gutes darunter versteckt ist. Ich würde aber dennoch den Kampf mit ihm um Deine Liebe nicht scheuen. Denn, obgleich seine Waffen heller funkeln als meine, so habe ich doch ein Herz, das sich mit dem besten messen kann, und Du, hoffe ich, würdest entscheiden, wie es recht ist.

Von meiner Reise läßt sich diesmal nichts sagen. Ich bin durch Drantienburg, Templin, Prenzlau hierhergekommen, ohne daß sich von dieser ganzen Gegend etwas interessanteres sagen ließe, als dieses, daß sie ohne Interesse ist. Das ist nichts, als Korn auf Sand, oder Fichten auf Sand, die Dörfer elend, die Städte wie mit dem Besen auf ein Häufchen zusammengekehrt. Denn rings um die Mauern ist alles rein und proper, daß man oft einen Candelbaum vergebens suchen würde. Es scheint, als ob dieser ganze nördliche Strich Deutschlands von der Natur dazu bestimmt gewesen wäre, immer und ewig der Boden des Meeres zu bleiben, und daß das Meer sich gleichsam aus Bersechen so weit zurückgezogen und so einen Erdsirich gebildet hat, der ursprünglich mehr zu einem Wohnplatz für Wallfische und Haringe, als für einen Wohnplatz für Menschen bestimmt war.

Diesmal mußt Du also mit dieser magern Reisebeschreibung vorlieb nehmen. Ich hoffe Dir künftig interessantere Dinge schreiben zu können. — Und nun zu dem, worauf Du gewiß mit ganzer Seele gespannt bist, und wovon ich Dir doch nur so wenig mittheilen kann. Doch Alles, was jetzt für Dich zu wissen gut ist, sollst Du auch jetzt erfahren.

Du kennst doch Deine Lection noch auswendig? Du liest doch zuweilen meine Instruction durch? Vergiß nicht, liebes Mädchen, was Du mir versprochen hast, unwandelbares Vertrauen in meine Liebe zu Dir, und Ruhe über die Zukunft. Wenn diese beiden Empfindungen immer in Deiner Seele lebendig wären und durch keinen Zweifel niemals gestört würden, wenn ich dieses ganz gewiß wüßte, wenn ich die feste Zuversicht darauf haben könnte, o dann würde ich mit Freudigkeit und Heterkeit meinem Ziele entgegen gehen können. Aber der Gedanke: Du bist doch nur ein schwaches Mädchen, meine unerklärliche Reise, diese wochenlange, vielleicht monatelange Trennung — o Gott, wenn Du krank werden könntest! Liebes, theures, treues Mädchen! Sei auch ein starkes Mädchen! Vertraue Dich mir ganz an! Setze Dein ganzes Glück auf meine Redlichkeit! Denke, Du wärest in das Schiff meines Glückes gestiegen mit allen Deinen Hoffnungen, Wünschen und Ausichten. Du bist schwach, mit Stürmen und Wellen kannst Du nicht kämpfen, darum vertraue Dich mir an, mir, der mit Weisheit die Bahn der Fahrt entworfen hat, der die Gestirne des Himmels zu seinen Führern zu wählen, und das Steuer des Schiffes mit starkem Arm, mit stärkerem gewiß, als Du glaubst, zu lenken weiß! Wozu wolltest Du klagen, Du, die Du das Ziel der Reise und ihre Gefahr nicht einmal kennst, ja vielleicht Gefahren siehst, wo gar keine vorhanden sind? Sei also ruhig! So lange der Steuermann noch lebt, sei ruhig! Beide gehen unter in den Wellen, oder Beide laufen glücklich in den Hafen; kann sich die Liebe, die echte Liebe, ein freundlicheres Schicksal wünschen?

Eben damit Du ganz ruhig sein könntest, habe ich Dir, die Einzige in der Welt, Alles gesagt, was ich sagen durfte, nichts, auch das Mindeste, nicht vorgelogen, und verschwiegen, was ich verschweigen mußte. Darum, denke ich, konntest Du wohl auch schon Vertrauen zu mir fassen. Das meinige wird von Dir nie wanken. Ich habe zwar am Sonntage keinen Brief gefunden, ob Du mir gleich versprochen hattest, noch vor Deiner Reise nach Tamsel an mich zu schreiben; aber ich fürchte eher, daß Du Deine Gesundheit, als Deine Liebe zu mir verloren hättest, ob mir gleich das Erste auch schrecklich wäre. — Liebes Mädchen, wenn Du krank sein solltest, und ich erfahre

dies in Berlin, so bin ich in zwei Tagen bei Dir. Aber ich fürchte das nicht — o weg mit den häßlichen Gedanken!

Ich komme zu einer frohen Nachricht, die Dir gewiß auch recht froh sein wird. Denn Alles, was mir zufließt, sei es Gutes oder Böses, auch wenn Du es gar nicht deutlich kennst, das trifft auch Dich, nicht wahr? Das war die Grundlage unsres Bundes. Also höre! Mein erster Plan ist vollständig geglückt. Ich habe einen älteren, weisen Freund gefunden, gerade den, den ich am innigsten wünsche. Er stand nicht einen Augenblick an, mich in meinem Unternehmen zu unterstützen. Er wird mich bis zu seiner Ausführung begleiten. Nun bist Du doch ruhig? Du weißt doch, mit welcher Achtung ich und Ulrike von einem gewissen Brokes sprach, den wir auf Rügen kennen gelernt haben? Der ist es. — Gott gebe, daß mir die Hauptsache so glückt, dann sind niemals zwei glücklichere Menschen gewesen, als Du und ich. — Aber das Alles behältst Du für Dich. Das habe ich Niemanden vertraut, als der Geliebten. Das Fräulein von B. weiß es aber nicht anders, als daß ich in Berlin bin, und so darf es auch kein Anderer anders von ihr erfahren. Grüße Vater und Mutter und beide Familien von dem Herrn von Kleist, der in Berlin ist! Da treffe ich auch wirklich wieder den 24. August ein, doch halte ich mich dort nicht lange auf. Ich empfangen bloß einen Brief von Dir, den ich gewiß auch zu finden hoffe, und spreche mit Struensee; dann geht es weiter, wohin? das sollst Du erfahren, ich weiß es selbst noch nicht gewiß. Du sollst dann überhaupt mehr von dem Gange meiner Reise erfahren; doch Dein Brief, den ich in Berlin erhalten werde, wird bestimmen — wie viel. Wenn ich mit ganzer Zuversicht auf Dein Vertrauen und Deine Ruhe rechnen kann so lasse ich jeden Schleier sinken, der nicht nothwendig ist.

Dein treuer Freund H. K.

Coblenz bei Pasewalk d. 21. August 1800.

Weil doch die Post vor morgen Abend nicht abgeht, so will ich noch ein Blättchen Papier für Dich beschreiben, und wünsche herzlich, daß die Lectüre desselben Dir nur halb so viel Vergnügen machen möchte, als mir das Geschäft des Schreibens. Du wirst zwar nun einigemal vergebens auf die Post schiden, und das Herzchen wird mit jeder Stunde stärker und stärker anfangen zu klopfen; aber Du mußt vernünftig werden, Wilhelmine. Du kennst mich, und, wie ich hoffe, doch gewiß im Guten. Daran halte Dich. Du kennst überdies immer den Ort meines Aufenthaltes, und von dem Zwecke meiner Reise weißt Du doch wenigstens so viel, daß er vortrefflich ist. Unser Glück liegt dabei zum Grunde, und es kann, welches eine Hauptsache ist, nichts dabei verloren, doch alles dabei gewonnen werden. Also beruhige Dich für immer, was auch immer vorfallen mag. Wie leicht können Briefe auf der Post liegen bleiben, oder sonst verloren gehen; wer wollte da gleich sich ängstigen? Geschrieben habe ich gewiß, wenn Du auch durch Zufall nicht eben sogleich den Brief erhalten solltest. Damit wir aber immer beurtheilen können, ob unsre Briefe ihr Ziel erreicht haben, so wollen wir Beide uns in jedem Schreiben wechselseitig wiederholen, wie viele Briefe wir schon selbst geschrieben und empfangen haben. Und so mache ich denn hiermit unter folgender Rubrik den Anfang:

Abgeschickt

Empfangen

Von Berlin den 1. Brief.

Ich hoffe, daß ich auch bald die andere Rubrik werde vollfüllen können. — Und noch Eins. Ich führe ein Tagebuch, in welchem ich meinen Plan täglich ausbilde und verbessere. Da müßte ich mich denn zuweilen wiederholen, wenn ich die Geschichte des Tages darin aufzeichnen sollte, die ich Dir schon mitgetheilt habe. Ich werde also dieses ein für allemal darin auslassen, und die Lücken einst aus meinen Briefen an Dich ergänzen. Denn das Ganze, hoffe ich, wird Dir einst sehr interessant sein. Du mußt aber nun auch diese Briefe recht sorgsam aufheben; wirst Du? Oder war schon dieses Gesuch überflüssig? Liebes Mädchen, ich küsse Dich!

Und nun zur Geschichte des Tages. — Ach, mein bestes Mädchen, wie unbeschreiblich beglückend ist es, einen weisen, zärtlichen Freund zu finden, da, wo wir seiner gerade recht innig bedürfen. Ich fühlte mich stark genug, den hohen Zweck zu entwerfen, aber zu schwach, um ihn allein auszuführen. Ich bedurfte nicht sowohl der Unterstützung, als nur eines weisen Rathes, um die zweckmäßigsten Mittel nicht zu verfehlen. Bei meinem Freunde Brokes habe ich Alles gefunden, was ich bedurfte, und dieser Mensch mußte auch Dir jetzt vor allen Anderen, nach mir vor allen Anderen theuer sein. Ihm habe ich mich ganz anvertraut; und er ehrte meinen Zweck, sobald er ihn kannte, so wie ihn denn jeder edle Mensch, der ihn fassen kann, ehren muß. Ach, mein theures, edles Mädchen, wenn auch Du meinen Zweck ehren könntest, auch selbst ohne ihn zu kennen! Das würde mir ein Zeichen Deiner Achtung sein. Ein Zeichen, das mich unaussprechlich stolz machen würde. Niemals, niemals wirst Du mir einen so unzweideutigen Beweis Deiner Achtung geben können, als jetzt. Ach, wenn Du dies versäumtest. — Wirkst Du? Oder war auch diese Erinnerung überflüssig? Liebes Mädchen, ich küsse Dich wieder. —

Auch Brokes sieht ein, daß die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges groß ist. Wenigstens, sagte er, ist keine Gefahr vorhanden, in keiner Hinsicht, und wenn ich nur auf Deine Ruhe rechnen könnte, wäre so ein Haupthinderniß gehoben. Ich hatte über den Gedanken dieses Planes schon lange, lange gebrüht. Sich dem blinden Zufall überlassen und warten, ob er uns endlich in den Hafen des Glückes führen wird, das war nichts für mich. Ich war Dir und mir schuldig, zu handeln. „Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche feimt“ etc. — „Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschaar“ etc. etc. — Das sind herrliche, wahre Gedanken. Ich hab: sie so oft durchgelesen, und sie scheinen mir so ganz aus Deiner Seele genommen, daß Deine Schrift das Uebrige thut, um mir vollends einzubilden, das Gedicht wäre von keinem Andern, als von Dir. So oft ich es wieder lese, fühle ich mich gestärkt selbst zu dem Größten, und so gehe ich denn fest mit Zuversicht meinem Ziele entgegen. Doch werde ich vorher noch gewiß Struensee sprechen, um mir auf jeden Fall den Rückzug zu sichern. — Brokes, der schon diesen Herbst zu einer Reise bestimmt hatte, wird mich begleiten. Also kannst Du noch um so ruhiger sein. Du mußt nichts als die größte Hoffnung auf die Zukunft in Deiner Seele nähren.

Was ich Dir vertraue, Dir allein, das bleibt auch in Deinem Busen vor allen Andern verschlossen! Laß Dich nicht etwa in einer zärtlichen Stunde verleiten, mehr zu erzählen, als Du darfst. Mädchen, Du weißt es nicht, wie viel an Deiner Verschwiegenheit hängt. Dein Glück ist auch dabei im Spiele, also Sorge für mich und Dich zugleich, und befolge genau, ohne Einschränkung, ohne Auslegung, wörtlich, worum ich Dich herzlich und ernsthaft bitte. Kannst Du Dir den Genuß, einige von meinen Briefen Deiner lieben Freundin mitzutheilen, nicht verweigern, so zeige ihr frühere Briefe, aber diese nicht, wenigstens daraus nichts, aus welchem sich nur auf irgend eine Art mein wirklicher Aufenthalt erkennen ließe, denn dieser muß vor allen Menschen verschwiegen bleiben, außer vor Dir und Ulrika.

Doch ich wollte Dir ja die Geschichte des Tages erzählen und komme immer wieder zu meinem Plane zurück, weil mir der unaufhörlich im Sinne liegt. Du bist aufs Innigste mit meinem Plane verknüpft, also kannst Du schließen, wie oft ich an Dich denke. Denkst Du wohl auch so oft an mich? — Doch zur Sache!

Weil, wie gesagt, die Post, die mich und Brokes nach Berlin führen soll, erst morgen Abend abgeht (denn dieselbe Post trennt sich in Prenzlau und bringt Dir diesen Brief nach Frankfurt) so beschloß ich mit Brokes, so lange auf seinem bisherigen Wohnort zu verweilen. Dies ist Coblenz, ein Landgut des Grafen von Sickingen, der die Güte hatte, mich einladen zu lassen. Seine Gemahlin hatte ich auf Rügen kennen gelernt. Wir bestellten die Post in Pasewalk nach Berlin und fuhrten den 20. Nachmittag um 2 Uhr von dort ab.

Ich fand in der Nähe von Coblenz weite Wiesen, mit Gräben durchschnitten, umgeben mit großen, reinlich gehaltenen Wäldern, mit jungem Holz immer verjüngt und geschlossen, ausgebejjerte Wege, tüchtige Brücken, viele zerstreute Vorwerke, massiv gebaut, fette zahlreiche Heerden von Kühen und Schafen etc. etc. Die Vorwerke heißen: Augustenhain, Peterswalde, Carolinum, Carolinenburg, Dorotheenhof etc. etc. Wo nur eine Thür war, da glänzte auch ein Johanniterkreuz, auf jedem Dache, auf jedem Pfade war es vielfach aufgepflanzt. Als ich vor das Schloß fuhr, fand ich, von Außen, zugleich ein uraltes und nagelneues Gebäude, zehnmal angefangen, nie vollendet, heute nach dieser Idee, über das Jahr nach einer andern, hier ein Vorsprung, dort ein Einschnitt, immer nach dem Bedürfniß des Augenblicks angebaut und vergrößert. Im Hause kam mir die alte, würdige Gräfin freundlich entgegen. Der Graf war nicht zu Hause. Er war mit einigen andern Damen nach Augustenhain gefahren. Indessen ich lernte ihn doch noch in seinem Hause kennen, noch ehe ich ihn sah. Dunkle Zimmer, schön meublirt, viel Silber, noch mehr Johanniterkreuze, Gemälde von großen Herren, Feldmarschälle, Grafen, Minister, Herzoge, er in der Mitte in Lebensgröße, mit dem Scharlachmantel, auf der Brust ein Stern, das Ordensband über den ganzen Leib, an jeder Ecke des Rahmens ein Johanniterkreuz. Wir gingen, Brokes und ich, nach Augustenhain. Ein ordentlicher Garten, halb französisch, halb englisch, schöne Lusthäuser, Orangerien, Aläen, Grabmäler von Freunden, die vornehme Herren waren, ein Tempel, dem großen Friedrich gewidmet, große, angelegte Waldungen, wieder uhrbar gemacht, ehemals wüste, jezt fruchtbare Felder, viele Meierereien, Pferde, Menschen, Kühe, schöne nützliche Ställe, auf welchen aber nie das Johanniterkreuz fehlte. — Wenn man die Schnecke an ihrer Muschel erkennen kann, rief ich, so weiß ich auch, wer hier wohnt.

Ich hatte es getroffen. Ich fand Oekonomie und Liberalität, Ehrgeiz und Bedürfniß, Weisheit und Thorheit in einem Menschen vereinigt, und dieser war kein anderer, als der Graf v. Giskradt.

Liebes Mädchen, ich werde abgerufen, und kann Dir nun nicht mehr schreiben. Lebe wohl. In Berlin finde ich einen Brief von Dir, und wenn er mir recht gefällt, recht vernünftig und ruhig ist, so erfährst Du viel Neues von mir. Adieu. H. K.

Leipzig, den 30. August 1800.

Mein liebes Minchen. Erst will ich Dir das Nothwendige, nämlich den Verlauf meiner Reise erzählen, und dann zusehen, ob mir noch zu anderen vertraulichen Gedanken Zeit übrig bleibt, woran ich aber zweifle; denn jezt ist es 8 Uhr Abends und Morgen früh 11 Uhr geht es schon wieder fort von hier. Weil ich noch am Morgen meiner Abreise zu Struensee gehen mußte, so beschloß ich, auch meine Schwester noch einmal zu sehen. Doch höre, wie dies ablief!

Ganz wehmüthig umarmte sie mich, mit der Aeußerung, sie hätte nicht geglaubt, mich noch einmal zu sehen. Ich verstand gleich den eigentlichen Sinn dieser Rede, und gegen Dich will ich ganz ohne Rückhalt sprechen, denn wir verstehen uns. Mit Thränen in den Augen sagte sie mir, meine ganze Familie, besonders Tante Massow, sei höchst unruhig, und alle fürchteten, ich würde nie wieder nach Frankfurt zurückkehren. So sehr mich dies auch innerlich schmerzte, so blieb ich doch anfänglich äußerlich ruhig, erzählte ihr, daß ich vom Minister angestellt sei, daß ich ja Tanten mein Wort gegeben und noch nie in meinem Leben ehrlos gehandelt hätte. Aber das Alles half doch nur wenig. Sie versprach zwar, selbst ruhig zu sein und auch Tanten zu beruhigen; aber ich bin doch überzeugt, daß sie noch immer heimlich dasselbe Mißtrauen in mir setzt.

Und nun urtheile selbst, Wilhelmine, welch ein abscheuliches Gerücht während meiner Abwesenheit in Frankfurt von mir ausgebreitet werden kann! Du und Ulrike, ihr seid die beiden einzigen, die mich davor retten können. Ulrike hat mir

einige vortreffliche Briefe geschrieben, von Dir hoffe ich das Beste. Auf Euch Beiden beruht mein ganzes Vertrauen. So lange ihr beide ruhig und sicher seid, wird es die Welt auch sein. Wenn ihr beide aber mir mißtraut, dann freilich, dann hat die Verleumdung freien Spielraum, und meine Ruhe wäre dahin. Meine baldige Rückkehr würde zwar dies Alles wieder vernichten, meine Ehre wieder herstellen; aber ob ich zwei Menschen, die mich so tief entehrten, dann selbst noch würde ehren können, das ist es, was ich bezweifeln muß. — Aber ich fürchte das nicht. — Wenn ich nur bald einen Brief von Dir erhalten könnte, um zu erfahren, wie Du meine Erklärung, daß ich nach Wien reisen würde, aufgenommen hast. — Aber ich hoffe, gut. — Ich will Dir umständlicher die Geschichte unserer Immatriculation erzählen.

Wir gingen zu dem Magnificus Prof. Benf, eröffneten ihm, wir wären aus der Insel Rügen, wollten kommenden Winter auf der hiesigen Universität zubringen, vorher aber noch eine Reise in's Erzgebirge machen, und wünschten daher, jezt gleich Matrikeln zu erhalten. Er fragte nach unsern Vätern. Profes' Vater war ein Amtmann, meiner ein invalider schwedischer Capitain. Er machte weiter keine Schwierigkeiten, laß uns die akademischen Gesetze vor, gab sie uns gedruckt, streute viele weise Ermahnungen ein, überlieferte uns dann die Matrikeln und entließ uns in Gnaden. Wir gingen zu Hause, bestellten Post, wickelten unsere Schuhe und Stiefeln in die akademischen Gesetze und hoben sorgsam die Matrikeln auf.

Nimm doch eine Handkarte zur Hand, damit Du im Geist den Freund immer verfolgen kannst.

Ich breite, so oft ich ein Stündchen Ruhe habe, immer meine Postkarte vor mir aus, und reise zurück nach Frankfurt, und suche Dich auf, des Morgens an Deinem Fenster in der Hinterstube, Nachmittags an dem Fenster des unteren Saales, gegen Abend in der dunkeln Laube, und wenn es Mitternacht ist, in Deinem Lager, das ich nur einmal flüchtig gesehen habe und das daher meine Phantasie nach ihrer freiesten Willkühr sich ausmalt.

Liebes Mädchen, ich küsse Dich. — — Adieu. Ich muß aufsehn. Ich habe auch an Tante und Ulrike geschrieben.

Dein Heinrich.

Dresden, d. 3. September 1800, früh 5 Uhr.

Gestern den 2. September spät um 10 Uhr Abends traf ich nach einer 34stündigen Reise in dieser Stadt ein.

Noch habe ich nichts von ihr gesehen, nicht sie selbst, nicht ihre Lage, nicht den Strom, der sie durchschneidet, nicht die Höhen, die sie umkränzen; und wenn ich schreibe, daß ich in Dresden bin, so glaube ich das bloß, noch weiß ich es nicht.

Und freilich — es wäre wohl der Mühe werth, sich davon zu überzeugen. Der Morgen ist schön. Lange wird mein Aufenthalt hier nicht währen. Vielleicht muß ich es morgen schon wieder verlassen. Morgen? Das schöne Dresden? Ohne es gesehen zu haben? Rasch ein Spaziergang. —

Nein — und wenn ich es nie sehen sollte! Ich könnte Dir dann vielleicht von hier gar nicht schreiben und so erfülle ich denn lieber gleich meine Pflicht.

Ich will durch diese immer wiederholten Briefe, durch diese fast ununterbrochene Unterhaltung mit Dir, durch diese nie veränderte Sorgfalt für Deine Ruhe bewirken, daß Du zuweilen, wenn das Verhältniß des Augenblicks Dich bellommen macht, wenn fremde Zweifel und fremdes Mißtrauen Dich beunruhigen, mit Sicherheit, mit Zuversicht, mit tiefempfundnem Bewußtsein zu Dir selbst sagen mögest: „ja, es ist gewiß, es ist gewiß, daß er mich liebt!“

Wenn Du mir nur eine Ahndung von Zweifel hättest blicken lassen, gewiß, mir würde Deine Ruhe weniger am Herzen liegen. Aber, da Du Dich mit Deiner ganzen

offnen Seele mir anvertraut hast, so will ich jede Gelegenheit benutzen, jeden Augenblick ergreifen, um Dir zu zeigen, daß ich Dein Vertrauen auch vollkommen verdiene.

Darum ordne ich auch jetzt das Vergnügen, diese schöne Stadt zu sehen, meiner Pflicht, Dir Nachricht von mir zu geben, unter; oder eigentlich vertausche ich nur jenes Vergnügen mit einem andern, wobei mein Herz und mein Gefühl noch mehr genießt.

Mein Aufenthalt wird hier wahrscheinlich nur von sehr kurzer Dauer sein. Soeben geht die Post nach Prag ab und in 8 Tagen erst wieder. Uns bleibt also nichts übrig, als, Extra-Post zu nehmen, so bald unsere Geschäfte bei dem englischen Gesandten abgethan sind. Daher will ich Dir so kurz als möglich den Verlauf meiner Reise von Leipzig nach Dresden mittheilen.

Als wir von Leipzig abreiseten (Mittags d. 1. September) hatten wir unser gewöhnliches Schicksal, schlechtes Wetter. Wir empfanen es auf dem offnen Postwagen doppelt unangenehm. Die Gegend schön, fruchtbar, blühend, aber die Sonne war hinter einem Schleier von Regenwolken versteckt, und wenn die Könige trauern, so trauert auch das Land.

So kamen wir über immer noch ziemlich flachen Lande gegen Abend nach Grimma. Als es schon finster war, fuhren wir wieder ab. Denke Dir unser Erstaunen, als wir uns, dicht vor den Thoren dieser Stadt, plötzlich in der Mitte eines Gebirges sahen. Dicht vor uns lag eine Landschaft, ganz wie ein transparentes Stück. Wir fuhren auf einem schauerlich schönen Wege, der auf der halben Höhe eines Felsens in Stein gehauen war. Rechts der steile Felsen selbst, mit überhangendem Gebüsch, links der schroffe Abgrund, der den Lauf der Mulde beugt, jenseits des reißenden Stromes dunkelschwarze, hohe belaubte Felsen, über welche in einem ganz erheiteren Himmel der Mond heraufstieg. Um das Stück zu vollenden, lag vor uns, am Ufer der Mulde, auf einem einzelnen hohen Felsen ein zweistodhohes vieredriges Haus, dessen Fenster sämmtlich, wie absichtlich, erleuchtet waren. Wir konnten nicht erfahren, was diese seltsame Anstalt zu bedeuten habe, und fuhren immer mit hochgehobenen Augen daran vorbei, sinnend und forschend, wie man bei einem Feenschlosse vorbeigeht.

So reizend war der Eingang in eine reizende Nacht. Der Weg ging immer am Ufer der Mulde entlang, bei Felsen vorbei, die wie Nachtgestalten vom Monde erleuchtet waren. Der Himmel war durchaus heiter, der Mond voll, die Luft rein, das Ganze herrlich.

Kein Schlaf kam in der ersten Stunde auf meine Augen. Die Natur und meine brennende Pfeife hielten mich wach. Mein Auge wich nicht vom Mond. Ich dachte an Dich und suchte den Punct im Monde, auf welchem vielleicht Dein Auge ruhte, und maß in Gedanken den Winkel, den unsre Blicke im Monde machten, und träumte mich zurück auf die Linie Deines Blickes, um so Dich zu finden, bis ich Dich endlich im Traume fand.

Als ich erwachte, waren wir in Walbheim, einem Städtchen, das wieder an der Mulde liegt*). Besonders als wir es schon im Rücken hatten, und das Gebirgsstädtchen hinter uns im niedrigen Thale lag, von buschiger Höhe umlagert, gab es eine reizende Ansicht. Wir fuhren nun immer am Fuße des Erzgebirges, oder an seinem Vorgebirge entlang.

Hin und wieder blickten nackte Granitblöcke aus den Hügeln hervor. Die ganze Gebirgsart ist aber Schiefer, welcher hier, wegen seiner geblätterten Tafeln, ein noch wilberes, zerrisseneres Ansehen hat, als der Granit selbst. Die allgemeine Pflanze war die Harz-Tanne; ein schöner Baum an sich, der ein gewisses weißes Ansehn hat, der aber die Gegend, auf welcher er steht, meistens öde macht, vielleicht wegen seines

*) Kleist hat hier die Bischofau mit der Mulde verwechselt.

dunkeln Grünes, oder wegen des tiefen Schweigens, das in dem Schatten seines Laubes waltet. Denn es sind nur einige wenige, ganz kleine Vögelarten, die, außer Uhu und Eule, in diesem Baume nisten.

Ich ging an dem Ufer eines kleinen Waldbachs entlang. Ich lächelte über seine Eilfertigkeit, mit welcher er schwachhaft und geschmeidig über die Steine hüpfte. Das ruht nicht eher, dachte ich, als bis es im Meere ist; und dann fängt es seinen Weg von vorn an. — Und doch — wenn es still steht, wie in dieser Pfütze, so verfault es und stinkt.

Wir finden dieses Gebirge wie alle, sehr bebaut, und bewohnt; lange Dörfer, alte Häuser 2 Stock hoch, meistens mit Ziegeln gedeckt; die Thäler grün, fruchtbar, zu Gärten gebildet; die Menschen warm und herzlich, meistens schön gestaltet, besonders die Mädchen. Das Enge der Gebirge scheint überhaupt auf das Gefühl zu wirken und man findet darin viele Gefühlsphilosophen, Menschenfreunde, Freunde der Künste, besonders der Musik. Das Weite des platten Landes hingegen wirkt mehr auf den Verstand und hier findet man die Denker und Vielwisser. Ich möchte an einem Ort gehobren sein, wo die Berge nicht zu eng, die Flächen nicht zu weit sind. Es ist mir lieb, daß hinter Deinem Hause die Laube eng und dunkel ist. Da lernt man fühlen, was man in den Hörsälen nur zu oft verlernt.

Aber überhaupt steht der Sachse auf einem höheren Grad der Cultur als unsere Landsleute. Du solltest einmal hören, mit welcher Gewandtheit ein solches sächsisches Mädchen auf Fragen antwortet. Unsere (maulfaulen) Brandenburgerinnen würden Stunden brauchen, um abzutun, was hier in Minuten abgethan wird. Auch findet man häufig, selbst in Dörfern, Lauben, Gärten, Regelsbän 2c., so daß hier nicht bloß wie bei uns, für das Bedürfniß gesorgt ist, sondern daß man schon einen Schritt weiter gerückt ist, und auch an das Vergnügen denkt.

Mittags (d. 2.) passirten wir Rosßen und zum drittenmal die Mulde, die hier eine fast noch reizendere Ansicht bildet. Das östliche Ufer ist sanft abhangend, das westliche steil, felsig und buschig. Um die Kante eines Einschnitts liegt das Städtchen Rosßen, auf einem Vorsprung, dicht an der Mulde, ein altes Schloß. Rechts öffnet sich die Aussicht durch das Muldethal nach den Ruinen des Klosters Zelle.

In diesem Kloster liegen seit uralten Zeiten die Leichname aller Markgrafen von Meißen. In neuerer Zeit hat man jedem derselben ein Monument geben wollen. Man hat daher die Skelette ausgegraben und die Knochen eines Jeden möglichst genau zusammengeleucht, wobei es indessen immer noch zweifelhaft bleibt, ob Jeder auch wirklich den Kopf bekommen hat, der ihm gehört.

Gegen Abend kamen wir über Wilsdruf nach den Höhen von Kesselsdorf; ein Ort, der berühmt ist, weil in seiner Nähe ein Sieg erkochten worden ist. So kann man sich Ruhm erwerben in der Welt, ohne selbst das Mindeste dazu beizutragen.

Es war schon ganz finster, als wir an der Elbhöhe herabfuhrten und im Mondschein die Thürme von Dresden erblickten. Gerade jener vortheilhafte Schleier lag über die Stadt, der uns, wie Wieland sagt, mehr erwarten läßt, als verdeckt ist. Man führte uns durch enge Gassen, zwischen hohen, meistens 5—6stöckigen Häusern entlang bis in die Mitte der Stadt, und sagte uns vor der Post, daß wir am Ziele unserer Reise wären. Es war 1/211 Uhr. Aber da die Elbbrücke nicht weit war, so eilten wir schnell dahin, sahen rechts die Altstadt, im Dunkel, links die Neustadt, im Dunkel, im Hintergrund die hohen Elbufer, im Dunkel, kurz Alles in Dunkel gehüllt, und gingen zurück, mit dem Entschluß, wiederzukehren, sobald nur die große Lampe im Osten angestekt sei.

Liebes Minchen. Soeben komme ich von dem engl. Ambassadeur Lord Elliot zurück, wo wir Dinge gehört haben, die uns bewegen, nicht nach Wien zu gehen,

sondern entweder nach Würzburg oder nach Straßburg. Sei ruhig, und wenn das Herzchen unruhig wird, so lies die Instruction durch, oder besieh' Deine neue Tasse von oben und unten.*)

Diese Veränderung unseres Reiseplans hat ihre Schwierigkeiten, die jedoch nicht unüberwindlich sind; besonders wegen Deiner Briefe, die ich in Wien getroffen haben würde. Doch ich werde schon noch Mittel ausfinden, und sie Dir am Ende dieses Briefes mittheilen. Uebrigens bleibt Alles beim Alten. Ich gehe nicht weiter, als an einen dieser Orte, und kehre zu der einmal bestimmten Zeit, nämlich an dem 1. November, gewiß zurück, wenn nicht vielleicht noch früher.

Denke nicht darüber nach, und halte Dich, wenn die Unmöglichkeit, mich zu sehen, Dich beunruhigt, mit blinder Zuversicht an Deinem Vertrauen zu meiner Redlichkeit, die Dich nicht täuschen wird, so wahr Gott über mich lebt.

Einst wirst Du Alles erfahren und mir mit Thränen danken.

Täglich werde ich Dir schreiben. Ich reise morgen von hier wieder ab, und werde Tag und Nacht nicht ruhen. Aber ein Stündchen werde ich doch erübrigen, Dir zu schreiben. Mehr kann ich jetzt für Deine Ruhe nicht thun, liebes, geliebtes Mädchen. Abends um 8 Uhr.

Ich habe den übrigen Theil des heutigen Tages dazu angewendet, einige Merkwürdigkeiten von Dresden zu sehen, und will Dir, was ich sah und dachte und fühlte, mittheilen.

Dresden hat enge Straßen, meistens fünf- bis sechsstöckige Häuser, viel Leben und Thätigkeit, wenig Pracht und Geschmac. Die Elbbrücke ist ganz von Stein, aber nicht prächtig. Auf dem Zwinger (dem kurfürstlichen Garten) findet man Pracht, aber ohne Geschmac. Das kurfürstliche Schloß selbst kann man kaum finden, so alt und rübig sieht es aus.

Wir gingen in die berühmte Bildergallerie. Aber wenn man nicht genau vorbereitet ist, so gafft man so etwas an, wie Kinder eine Puppe. Eigentlich habe ich daraus nicht mehr gelernt, als daß hier viel zu lernen sei. Wir hatten den Nachmittag frei, und die Wahl, das grüne Gewölbe, Pilnitz oder Tharandt zu sehen. In der Wahl zwischen Antiquität, Kunst und Natur wählten wir das Letztere, und sind nicht unzufrieden mit unserer Wahl.

Der Weg nach Tharandt geht durch den schönen plauenschen Grund. Man fährt an der Weißritz entlang, die dem Reisenden entgegen rauscht. Mehr Abwechslung wird man selten in einem Thale finden. Die Schlucht ist bald eng, bald weit, bald steil, bald flach, bald felsig, bald grün, bald ganz roth, bald auf das Fruchtbarste bebaut. So hat man das Ende der Fahrt erreicht, ehe man es wünscht. Aber man findet doch hier noch etwas Schöneres, als man es auf diesem ganzen Wege sah.

Man steigt auf einen Felsen, nahe der Ruine einer alten Ritterburg. Es war ein unglückseliger Einsall, die herabgefallenen Steine weg zu schaffen und den Pfad dahin zu bahnen. Dadurch hat das Ganze aufgehört, eine Antiquität zu sein. Man will sich den Genuß erkaufen, wenn auch mit einem Tropfen Schweißes nur. Du bist mir noch einmal so lieb geworden, seitdem ich um Deinetwillen reise.

Aber die Natur hat zu viel gethan, um nicht vergnügt diesen Platz zu verlassen. Welch' eine Fülle von Schönheit! Wahrlich, es war ein natürlicher Einsall, sich hier ein Haus zu bauen, denn ein schönerer Platz läßt sich schwerlich denken. Mitten im engen Gebirge hat man die Aussicht in drei reizende Thäler. Wo sie sich kreuzen, steht ein Fels, auf ihm die alte Ruine. Von hier aus übersieht man das Ganze. An seinem Fuße, wie an den Felsen geklebt, hängen zerstreut die Häuser von Tharandt!

* Diese Tasse, ein Geschenk Kleists an seine Braut (sie wird noch in deren Familie aufbewahrt), enthält folgende Inschriften: auf dem Boden der Overtasse: „Vertrauen“, auf dem der Untertasse: „und“ und auf der Rückseite des Bodens der Untertasse: „Einigkeit“, so daß das Ganze — eine Art von Reduk — bedeutet: „Vertrauen auf und Einigkeit unter uns!“

Wasser sieht man in jedem Thale, grüne Ufer, waldige Hügel. Aber das schönste Thal ist das südwestliche. Da schäumt die Weißritz hervor, durch schroffe Felsen, die Tannen und Birken tragen, schön gruppiert, wie Federn auf den Köpfen der Mädchen. Dicht unter der Ruine bildet sie selbst ein natürliches Bassin, und wirft das verkehrte Bild der Gegend malerisch schön zurück.

Bei der Rückfahrt sah ich Dresden in der Ferne. Es liegt, viethürmig, von der Elbe getheilt, in einem weiten Kessel von Bergen. Der Kessel ist fast zu weit. Unzählige Mengen von Häusern liegen, so weit man sieht, umher, wie vom Himmel herabgestreut. Die Stadt selbst sieht aus, als wenn sie von den Bergen herab zusammen gekollert wäre. Wäre das Thal enger, so würde das Alles mehr concentrirt sein. Doch auch so ist es reizend.

Gute Nacht, liebes Mädchen. Es ist 10 Uhr, morgen früh muß ich Dir noch mehr schreiben, also früh aufstehen. Gute Nacht!

Den 4. September Morgens 5 Uhr.

Guten Morgen, Minchen. Ich bin gestern bei meiner Erzählung zu rasch über manchen interessanten Gegenstand hinweggegangen und ich will das heute nachholen.

In der Mitte des plauenschen Grundes krümmt sich das Thal und bildet da einen tiefen Einschnitt. Die Weißritz stützt sich gegen die Wand eines vorspringenden Felsens und will ihn gleichsam durchbohren. Aber der Felsen ist stärker, wankt nicht, und beugt ihren stürmischen Lauf.

Da hängt an dem Einschnitt des Thales, zwischen Felsen und Strom, ein Haus, eng und einsüßig gebaut, wie für einen Weisen. Der hintere Felsen giebt dem Dertchen Sicherheit, Schatten winken ihm die überhängenden Zweige zu, Kühlung führt ihm die Welle der Weißritz entgegen. Höher hinauf in das Thal ist die Aussicht schauerlich, tiefer hinab in die Ebene von Dresden heiter. Die Weißritz trennt die Welt von diesem Dertchen und nur ein schmaler Steg führt in seinen Eingang. — Eng, sagte ich, wäre das Häuschen? Ja freilich, für Assembléen und Redouten. Aber für 2 Menschen und die Liebe weit genug, weit hinlänglich genug.

Ich verlor mich in meinen Träumereien. Ich sah mir das Zimmer aus, wo ich wohnen würde, ein anderes, wo Jemand Anderes wohnen würde, ein drittes, wo wir beide wohnen würden. Ich sah eine Mutter auf der Treppe sitzen, ein Kind schlummernd an ihrem Busen. Im Hintergrund kletterten Knaben an dem Felsen und sprangen von Stein zu Stein, und lachten laut. —

In dem reizenden Thale von Tharandt war ich unbeschreiblich bewegt. Ich wünschte recht mit Innigkeit Dich bei mir zu sehen. Solche Thäler, eng und heimlich, sind das wahre Vaterland der Liebe. Da würden wir Freuden genießen haben, höher noch als in der Gartenlaube. Und wie herrlich müßte einmal ein kurzes Leben in der idealischen Natur auf Deine Seele wirken. Denn tiefe Eindrücke macht der Anblick der erhabenen, edlen Schöpfung auf weiche, empfängliche Herzen. Die Natur würde gewiß das Gefühl und den Gedanken in Dir erwecken; ich würde ihn zu entwickeln suchen und selbst neue Gedanken und Gefühle bilden. — O, einst müssen wir einmal Beide eine schöne Gegend besuchen. Denn da erwarten uns ganz neue Freuden, die wir noch gar nicht kennen.

So erinnert mich fast jeder Gegenstand durch eine entfernte oder nahe Beziehung an Dich, mein liebes, geliebtes Mädchen. — Und wenn mein Geist sich einmal in eine wissenschaftliche Folgenreihe von Gedanken von Dir entfernt, so führt mich ein Blick auf Deinen Tabaksbeutel, der immer an dem Knopf meiner Weste hängt, oder auf Deine Handschuhe, die ich selten ausziehe, oder auf das blaue Band, das Du mir um den linken Arm gewunden hast, und das immer noch unaufgelöst, wie das Band unsrer Liebe, verknüpft ist, wieder zu Dir zurück.

Abgeschickt.

- Den 1. Brief aus Berlin
 2. — — — Basewalk
 3. — — — Berlin
 4. — — — Berlin
 5. — — — Leipzig

und diesen aus Dresden.

Wegen der nun folgenden Instruction will ich mich kurz fassen. Ich habe Urken das Nöthige hierüber geschrieben und sie gebeten, Dir ihre Briefe mitzutheilen. ~~Mache~~ Du es mit Deinen Briefen, wie sie es mit dem Gelbe machen soll.

Schreibe gleich nach Würzburg in Franken.

Sei ruhig. Lebe wohl. Morgen schreibe ich Dir wieder, in fünf Minuten reise ich von hier ab.

Empfangen.

Zwei Briefe, nur zwei, aber zwei herrliche, die ich mehr als einmal durchgelesen habe. Wann werde ich wieder etwas von Deiner Hand sehen?

Dein treuer Freund Heinrich.

(Den auf den Stationen Oederan u. s. w. stückweise abgefaßten Brief lasse ich weg, ebenso den ersten aus Würzburg.)

Würzburg, d. 13. September 1800.

Mädchen! Wie glücklich wirst Du sein! Und ich! Wie wirst Du an meinem Halse weinen, heiße innige Freudenthränen! Wie wirst Du mir mit Deiner ganzen Seele danken! — Doch still! Noch ist nichts ganz entschieden, aber — der Würfel liegt, und, wenn ich recht sehe, wenn nicht alles mich täuscht, so stehen die Augen gut. Sei ruhig. In wenigen Tagen kommt ein froher Brief an Dich, ein Brief, Wilhelmine, der — — doch ich soll ja nicht reden, und so will ich denn noch schweigen, auf diese wenigen Tage. Nur diese gewisse Nachricht will ich Dir mittheilen: ich gehe von hier nicht weiter nach Straßburg, sondern bleibe in Würzburg. Eher als Du glaubst, bin ich wieder bei Dir in Frankfurt. Küsse mich, Mädchen, denn ich verdiene es.

Laß uns thun, als ob wir nichts Interessanteres mit einander zu plaudern hätten, als fremdartige Dinge. Denn das, was mir die ganze Seele erfüllt, darf ich Dir nicht, jetzt noch nicht, mittheilen.

Also wieder etwas von dieser Stadt!

Eine der vortrefflichsten Anstalten, die je ein Mönch hervorbrachte, ist wohl das hiesige Julius-Hospital, vom Fürstbischof Julius im 16. Jahrhundert gestiftet, von dem vorletzten Fürstbischof Ludwig um mehr als das Ganze erweitert, veredelt und verbessert. Das Stammgebäude schon ist ein Haus wie ein Schloß; aber nun sind noch in ähnlicher Form Häuser hinzugebaut worden, so daß die vordere Fassade 63 Fenster hat, und das Ganze ein geschlossenes Biered bildet. Im inneren Hofe ist ein großer Brunnen angelegt, hinten befindet sich ein vortrefflicher botanischer Garten, Badehäuser, ein anatomisches Theater und ein medicinisch-chirurgisches Auditorium.

Das Ganze ist ein Product der wärmsten Menschenliebe. Jedes Gebrechen giebt, wenn es ganz arm ist, ein Recht auf unbedingte, kostfreie Aufnahme in diesem Hause. Die Wiederhergestellten und Geheilten müssen es wieder verlassen, die Unheilbaren und das graue Alter findet Nahrung, Kleidung und Obdach bis ans Ende des Lebens. Denn nur auf gänzliche Hilfslosigkeit ist diese Anstalt berechnet und wer noch auf irgend eine Art sich selbst helfen kann, der findet hier keinen Platz, weil er ihn einem Unglücklicheren, Hilfsbedürftigeren nehmen würde.

Dabei ist es besonders bemerzungswürdig und lobenswerth, daß die religiöse Toleranz, die nirgends in diesem ganzen Hochstift anzutreffen ist, gerade hier in diesem Spital, wo sie so nöthig war, Platz gefunden hat, und daß jeder Unglückliche seine Zuflucht findet in dieser katholischen Anstalt, wäre es auch ein Protestant oder ein Jude.

Das Innere des Gebäudes soll sehr zweckmäßig eingerichtet sein. Ordnung wenigstens und Plan habe ich darin gefunden. Da beherbergt jedes Gebäude eine

eigene Art von Kranken, entweder die medicinische oder chirurgische, und jeder Flügel wieder ein eignes Geschlecht, die männlichen oder die weiblichen. Dann ist ein besonderes Haus für die Unheilbaren, eines für das schwache Alter, eines für die Epileptischen, eines für die Verrückten &c. Der Garten steht jedem Gefitteten offen. Es wird in großen Sälen gespeiset. Eine recht geschmackvolle Kirche versammelt täglich die Frommen. Sogar die Verrückten haben da ihren vergitterten Platz.

Bei den Verrückten sahen wir manches Eltschaste, manches Rächerliche, viel Unterrichtendes und Bemitleidenswerthes. Ein Paar Menschen lagen übereinander wie Klöße, ganz unempfindlich, und man sollte fast zweifeln, ob sie Menschen zu nennen wären. Dagegen kam uns munter und lustig ein überstudierter Professor entgegen und fing an, uns auf lateinisch zu haranguiren, und fragte so schnell und flüchtig und sprach dabei ein so richtiges, zusammenhängendes Latein, daß wir im Ernst verlegen wurden um die Antwort, wie vor einem gescheuten Manne. In einer Celler saß, schwarzgekleidet, mit einem tiefsinnigen, höchst ernststen und düstern Blick, ein Mönch. Langsam schlug er die Augen auf uns, und es schien, als ob er unser Innerstes erwog. Dann fing er an, mit einer schwachen, aber doch tönenden und das Herz zermalmenden Stimme uns vor der Freude zu warnen und an das ewige Leben und an das heilige Gebot uns zu erinnern. Wir antworteten nicht. Er sprach in großen Pausen. Zuweilen blickte er uns wehmüthig an, als ob er uns doch für verloren hielte. Er hatte sich einst auf der Kanzel in einer Predigt versprochen und glaubt von dieser Zeit an, er habe das Wort Gottes verflücht. Von diesem gingen wir zu einem Kaufmann, der aus Verdruß und Stolz verrückt geworden war, weil sein Vater das Adelsdiplom erhalten hatte, ohne daß es auf den Sohn forterbte. Aber am Schrecklichsten war der Anblick eines Menschen, den ein unnatürliches Laster wahnsinnig gemacht hatte. Ein achtzehnjähriger Jüngling, der noch vor Kurzem blühend schön gewesen sein soll und noch Spuren davon an sich trug, jetzt mit eingesenkter Brust, kraftlos niederhängendem Haupte; eine Röthe, matt und geadert, wie eines Schwindbüchtigen, war ihm über das todtweiße Antlitz gehaucht, kraftlos fiel ihm das Augenlid auf das sterbende, erlöschende Auge, wenige saftlose Greisenhaare deckten das frühgebleichte Haupt, trocken, durstig, lechzend hing ihm die Zunge über die blasser, eingeschrumpfte Lippe, eingewunden und eingenäht lagen ihm die Hände auf dem Rücken — er hatte nicht das Vermögen, die Zunge zur Rede zu bewegen, kaum die Kraft, den stehenden Athem zu schöpfen — nicht verrückt waren seine Gehirnsnerven, aber matt, ganz entkräftet, nicht fähig, seiner Seele zu gehorchen, sein ganzes Leben nichts als eine einzige, lähmende, ewige Ohnmacht. — O lieber tausend Tode, als ein einziges Leben wie dieses! So schrecklich rächt die Natur den Frevel gegen ihren eignen Willen! O weg mit diesem fürchterlichen Bilde!

Nicht ohne Mühnung und Ehrfurcht wandelt man durch die Hallen dieses weiten Gebäudes, wenn man alle diese großen, mühsamen, kostspieligen Anstalten betrachtet, wenn man die Opfer erwägt, die sie dem Stifter und dem Unterhaltenden kosten. Die bloße Erhaltung der ganzen Anstalt beträgt jährlich 60000 fl. Damit ist zugleich eine Art von chirurgischer Pädagogie verknüpft, so daß bei dem Hospital selbst die künftigen Aerzte desselben gebildet werden. Lehrer sind die praktischen Aerzte, wie Seybold, Brüningshausen &c.

Aber wenn man an den Nutzen denkt, den diese Anstalt bringt, wenn man fragt, ob mit so großen Aufopferungen auf einem minder in die Augen fallenden Wege nicht noch weit mehr auszurichten sein würde, so hört man auf, diese an sich treffliche Anstalt zu bewundern, und fängt an, zu wünschen, daß das ganze Haus lieber gar nicht da sein mögte.

Weit inrigger greift man in das Interesse des hilflosen Kranken ein, wenn man ihn in seinem Hause mit Heilung, Kleidung, Nahrung, oder statt der beiden letzten Dinge mit Geld unterstützt. Ihn erfreut doch der stolze Pallast und der königliche

Garten nicht, der ihn immer an seine demüthigende Lage, an die Wohlthat, die er nie abtragen kann, erinnert; aller dieser Anschein von Pracht wird schwerlich mehr, als den Kranken und sein Gefühl durch den bittren Contrast mit seinem Elend noch mehr drücken. Es liegt eine Art von Spott darin, erst ganz hilflos werden zu müssen, um königlich zu wohnen. — Eigentlich weiß ich mich nicht recht auszudrücken. Aber ich bin gewiß, daß gute, stille, leidende Menschen weit lieber im Stillen Wohlthaten annehmen, als sie hier mit prahlerischer Publicität zu empfangen. Auch würde wirklich jedem Kranken leichter geholfen werden, als hier, wo bei dem Zusammenfluß so vieles Elendes Herz und Muth sinken. Besonders die Verrückten können in ihrer eignen Gesellschaft nie zu gesundem Verstande kommen. Dagegen würde dies gewiß bei vielen möglich sein, wenn mehrere vernünftige Leute, etwa die eigene Familie unter der Leitung eines Arztes, sich bemühten, den Unglücklichen zur Vernunft zurückzuführen. Man könnte einwerfen, daß dies Alles mehrere Kosten noch verursachen würde, aber man bedenke, daß die bloße Einrichtung dieser Anstalt Millionen kostet, und daß dies Alles dann nicht nöthig wäre. — Indessen so viel ist freilich wahr, daß die ganze Wohlthat dann nicht so viel Ansehen hätte. Daß doch immer auch Schatten sich zeigt, wo Licht ist!

b. 14. September.

Nirgendß kann man den Grad der Cultur einer Stadt und überhaupt den Geist ihres herrschenden Geschmacks schneller und doch zugleich richtiger kennen lernen, als — in den Lesebibliotheken.

Höre, was ich darin fand, und ich werde Dir ferner nichts mehr über den Ton von Würzburg zu sagen brauchen.

„Wir wünschen ein paar gute Bücher zu haben.“ — Hier steht die Sammlung zu Befehl. — „Etwa von Wieland?“ — Ich zweifle fast. — „Oder von Schiller, Göthe?“ — Die mögten hier schwerlich zu finden sein. — „Wie? Sind alle diese Bücher vergriffen? Wird hier so stark gelesen?“ — Das eben nicht. — „Wer liest denn hier eigentlich am meisten?“ — Juristen, Kaufleute und verheirathete Damen. — „Und die unverheiratheten?“ — Die dürfen keine fordern. — „Und die Studenten?“ — Wir haben Befehl, ihnen keine zu geben. — „Aber sagen Sie uns, wenn so wenig gelesen wird, wo in aller Welt sind denn die Schriften Wielands, Goethes, Schillers?“ — Halten zu Gnaden, diese Schriften werden hier gar nicht gelesen. — „Also Sie haben sie gar nicht in der Bibliothek?“ — Wir dürfen nicht. — „Was stehen denn also eigentlich für Bücher hier an diesen Wänden?“ — Rittergeschichten, lauter Rittergeschichten, rechts die Rittergeschichten mit Gespenstern, links ohne Gespenster, nach Belieben. — „So, so.“ —

Nach Vergnügungen fragt man hier vergebens. Man hat hier nichts im Sinne, als die zukünftige, himmlische Glückseligkeit, und vergißt darüber die gegenwärtige, irdische. Ein elender französischer Garten, der Puttensche, heißt hier ein Recreationsort. Man ist aber hier so still und fromm, wie auf einem Kirchhofe. Nirgendß findet man ein Auge, das auf eine interessante Frage eine interessante Antwort verspräche. Auch hier erinnert das Läuten der Gloden unaufhörlich an die katholische Religion, wie das Geklirr der Ketten den Gefangenen an seine Sklaverei. Mitten in einem geselligen Gespräche sinken bei dem Schall des Geläuts alle Knie, alle Häupter neigen, alle Hände fallen sich; und wer auf seinen Füßen stehen bleibt, ist ein Keger.

den 15. September.

Meine Liebe, liebste Freundin! Wie sehnt sich mein Herz nach einem paar freundlicher Worte von Deiner Hand, nach einer kurzen Nachricht von Deinem Leben, von Deiner Gesundheit, von Deiner Liebe, von Deiner Ruhe! Wie viele Tage ver-

lebten wir jetzt getrennt von einander und wie Manches wird Dir zugestossen sein, daß auch mich nahe angeht! Und warum erfahre ich nichts von Dir? Bist Du gar nicht mehr? Oder bist Du krank? Oder hast Du mich vergessen, mich, dem der Gedanke an Dich immer gegenwärtig blieb? Zürnst Du vielleicht auf den Geliebten, der sich so muthwillig von der Freundin entfernte? Schilfst Du ihn leichtsinnig, den Reisenden, ihn, der auf dieser Reise Dein Glück mit unglaublichen Opfern erkaufte und jetzt vielleicht — vielleicht schon gewonnen hat? Wirst Du mit Mißtrauen und Untreue dem lohnen, der vielleicht in Kurzem mit den Früchten seiner That zurückkehrt? Wird er Undank bei dem Mädchen finden, für deren Glück er sein Leben wagte? Wird ihm der Preis nicht werden, auf den er rechnete, ewige, innige, zärtliche Dankbarkeit? — Nein, nein, Du bist für den Undank nicht geschaffen. Ewig würde Dich die Reue quälen. Tausend Ursachen konnten verhindern, daß Briefe von Dir zu mir kamen. Ich halte mich fest an Deine Liebe. Mein Vertrauen zu Dir soll nicht wanken. Mich soll kein Anschein verführen. Dir will ich glauben und keinem Anderen. Ich selbst habe ja auch bestellt, daß alle Briefe in Baireuth liegen bleiben sollten. Andere konnten zwar einen anderen Weg über Duderstadt nehmen, indessen, ich bin ruhig. Schon vor 4 Tagen habe ich nach Baireuth geschrieben, mir die Briefe nach Würzburg zu senden — heute war noch nichts auf der hiesigen Post, aber morgen, morgen, — oder übermorgen, oder — und was werde ich da Alles erfahren! Mit welchen Vorgefühlen werde ich das Couvert betrachten, das kleine Gefäß, das so Vieles in sich schließt! Ach Wilhelmine, in sechs Worten kann alles liegen, was ich zu meiner Ruhe bedarf. Schreibe mir: ich bin gesund, ich liebe Dich — und ich will weiter nichts mehr.

Aber auch Nachrichten von Deinen reblichen Eltern und überhaupt von Deinen Geschwistern! — Was spricht man von mir in Frankfurt? — Doch das wirst Du wohl nicht hören. Nun, es sei! Mögen sie sprechen, was sie wollen, mögen sie mich immerhin verkennen! Wenn wir Beide uns nur ganz verstehen, so kümmert mich weiter kein Urtheil, keine Meinung. Jedem will ich Mißtrauen vergeben, nur Dir nicht; denn für Dich that ich Alles, um es Dir zu benehmen. — Verstehst Du die Inschrift der Tasse? Und besorgst Du sie? Dann erfüllst Du meinen innigsten Wunsch. Dann weißt Du, mich zu ehren.

Vielleicht erhalte ich auch den Aufsatz von Dir — oder ist er noch nicht fertig? Nun, übereile Dich nicht. Ein Frühlingssonnenstrahl reißt die Orangenblüthe, aber ein Jahrhundert die Eiche. Ich möchte gern etwas Gutes, etwas Seltenes, etwas Nützliches von Dir erhalten, das ich selbst gebrauchen kann, und das Gute bedarf Zeit, es zu bilden. Das Schnellgebildete stirbt schnell dahin. Zwei Frühlingsstage, und die Orangenblüthe ist verweltet, aber die Eiche durchlebt ein Jahrtausend. Was ich von Dir empfangen, soll mehr als auf zwei Augenblicke duften, ich will mich seiner erfreuen mein Leben lang.

Ja, Wilhelmine, wenn Du mir könntest die Freude machen, immer fortzuschreiten in Deiner Bildung mit Geist und Herz; wenn Du es mir gelingen lassen könntest, mir an Dir eine Gattin zu formen, wie ich sie für mich, eine Mutter, wie ich sie für meine Kinder wünsche, erleuchtet, aufgel. ert, vorurtheilslos, immer der Vernunft gehorchend, gern dem Herzen sich hingebend — dann, ja dann könntest Du mir für eine That lohnen, für eine That —

Aber das Alles wären vergebliche Wünsche, wenn nicht in Dir die Anlage zu jedem Vortrefflichen vorhanden wäre. Hineinlegen kann ich nichts in Deine Seele, nur entwickeln, was die Natur hineinlegte. Auch das kann ich eigentlich nicht, kannst nur Du allein. Du selbst mußt Hand an Dir legen, Du selbst mußt Dir das Ziel stecken, ich kann nichts, als Dir den kürzesten, zweckmäßigsten Weg zeigen; und wenn ich Dir jetzt ein Ziel aufstellen werde, so geschieht es nur in der Ueberzeugung, daß

es von Dir längst anerkannt ist. Ich will nur deutlich darstellen, was vielleicht dunkel in Deiner Seele schlummert*).

Laß uns beide, liebe Wilhelmine, unsere Bestimmung ganz ins Auge fassen, um sie künftig einst ganz zu erfüllen. Dahin allein wollen wir unsere ganze Thätigkeit richten. Wir wollen alle unsere Fähigkeiten ausbilden, eben nur um diese Bestimmung zu erfüllen. Du wirst mich, ich werde Dich darin unterstützen und daher künftig in diesem Aufsatze fortfahren.

Wie ich auf die Idee des Ganzen gekommen bin, das wirst Du in der Folge leicht errathen. — Wie ich auf den Gedanken gekommen bin, Dich vor religiösen Grübeleien zu warnen, das will ich Dir hiermit sagen. Nicht weil sie etwa von Dir sehr zu befürchten wären, sondern darum, weil ich eben gerade in einer Stadt lebe, wo man über die Anbacht die Thätigkeit ganz vergißt, und auch darum, weil Brotes mich umgiebt, der unaufhörlich mit der Natur im Streit ist, weil er, wie er sagt, seine ewige Bestimmung nicht herausfinden kann und daher nichts für seine irdische thut. Doch darüber in der Folge mehr.

Jetzt muß ich schließen. Ich wollte warten, bis ich doch endlich von Dir einen Brief empfangen haben würde, um dies Dir zu melden, aber vergebens. Liebe Wilhelmine! Sei ruhig! Ich bleibe Dir herzlich gut, in der festen Ueberzeugung, daß Du auch mir noch herzlich gut bist, — wenn Du noch lebst. — O neue Hoffnung! — Sei ruhig! Mache keine Anstalten wegen der Briefe. Wenn ich in 3 Tagen keinen erhalte, so schide ich selbst einen Laufzettel zurück. Denn geschrieben hast Du gewiß. Lebe wohl.

Dein Heinrich.

Würzburg, d. 19. September 1800.

Und immer noch keine Nachrichten von Dir, meine liebe Freundin? Giebt es denn keinen Boten, der eine Zeile von Dir zu mir herübertragen könnte? Giebt es denn keine Verbindung mehr zwischen uns, keine Wege, keine Brücken? Ist denn ein Abgrund zwischen uns eingesunken, daß sich die Länder nicht mehr ihre Arme, die Landstraßen, zureichen? Wißt Du denn fortgeführt von dieser Erde, daß kein Gedanken mehr herüberkommt von Dir zu mir, wie aus einer andern Welt? — Oder ist doch irgend ein Unhold des Mißtrauens zwischen uns getreten, mich loszureißen von Deinem Herzen? Und ist es ihm geglückt, wirklich geglückt? — Wilhelmine! Bin ich Dir nichts mehr werth? Achtest Du mich nicht mehr? Hast Du sie schon verdammt, diese Reise, deren Zweck Du noch nicht kennst? — Ach, ich verzeihe es Dir. Du wirst genug leiden durch Deine Reue — ich will Dich durch meinen Unwillen nicht noch unglücklicher machen. Kehre um, liebes Mädchen! Hast Du Dich aus Mißtrauen von mir losreißen wollen, so gieb es jetzt wieder auf, jetzt, wo bald eine Sonne über mich aufgehen wird. Wie würdest Du, in Kurzem, herüberblicken mit Wehmuth und Treue zu mir, von dem Du Dich losgerissen hast, gerade da er Deiner Liebe am Würdigsten war? Wie würdest Du Dich selbst herabwürdigen, wenn ich heraufstiege vor Deinen Augen, geschmückt mit den Lorbeeren meiner That? Das würdest Du nicht ertragen. — Kehre um, liebes Mädchen. Ich will Dir Alles verzeihen. Knüpfe Dich wieder an mich, thue es mit blinder Zuversicht. Noch weißt Du nicht ganz, wen Du mit Deinen Armen umstrickst — aber bald, bald! Und Dein Herz wird Dir beben, wenn Du in meines blickst wirst, das verspreche ich Dir!

Hast Du noch nie die Sonne aufgehen sehen über einer Gegend, zu welcher Du gekommen warst im Dunkel der Nacht? — Ich aber habe es. Es war vor drei Jahren im Harze. Ich erstieg um Mitternacht den Stufenberg hinter Gernerode. Da stand ich, schauernd, unter den Nachtgestalten, wie zwischen Leichensteinen, und kalt

*) Hier folgt eine Stelle, die Kleist in einem besondern Briefe (vom 18. Dzbr.) der sich vollständig bei Bülow findet, weiter ausgeführt hat; ich lasse sie deshalb hier weg.

wehte mich die Nacht an, wie ein Geist, und übe schien mir der Berg, wie ein Kirchhof. Aber ich irrte nur, so lange die Finsterniß über mich waltete. Denn als die Sonne hinter den Bergen hinauf stieg, und ihr Licht ausgoß über die freundlichen Thäler, und ihre Strahlen senkte in die grünen Thäler, und ihren Schimmer hestete um die Häupter der Berge, und ihre Farben malte an die Blätter der Blumen und an die Blüthen der Bäume — ja, da hob sich das Herz mir unter dem Busen, denn da sah ich, und hörte, und fühlte, und empfand nun mit allen meinen Sinnen, daß ich ein Paradies vor mir hatte. — Etwas Aehnliches verspreche ich Dir, wenn die Sonne aufgehen wird über Deinen unbegreiflichen Freund.

Zuweilen — ich weiß nicht, ob Dir je etwas Aehnliches glückte und ob Du es folglich für wahr halten kannst — aber ich höre zuweilen, wenn ich in der Dämmerung, einsam, dem wehenden Athem des Westwindes entgegen gehe, und besonders wenn ich dann die Augen schließe, ganze Concerte vollständig, mit allen Instrumenten, von der zärtlichen Flöte bis zum rauschenden Contra-Violon.

So entsinne ich mich besonders einmal als Knabe von neun Jahren, als ich gegen den Rhein und gegen den Abendwind zugleich hinaufging und so die Wellen der Luft und des Wassers zugleich mich umtönten, ein schmelzendes Adagio gehört zu haben, mit allem Zauber der Musik, mit allen melodischen Wendungen und der ganzen begleitenden Harmonie.

Es war wie die Wirkung eines Orchesters, wie ein vollständiges Vaux-hall: ja ich glaube sogar, daß Alles, was die Weisen Griechenlands von der Harmonie der Sphären dichteten, nichts Weicheres, Schöneres, Himmlischeres gewesen sei, als diese selbstsame Träumerei.

Und dieses Concert kann ich mir, ohne Capelle, wiederholen, so oft ich will — aber sobald ein Gedanke daran sich regt, gleich ist alles fort, wie weggezaubert durch das magische: disparu! — Melodie, Harmonie, Klang, kurz die ganze Sphärenmusik.

So stehe ich nun auch zuweilen an meinem Fenster, wenn die Dämmerung in die Straße fällt, und öffne das Glas und die Brust dem einströmenden Abendhauche und schließe die Augen, und lasse seinen Athem durch meine Haare spielen, und denke nichts und spreche: — „O wenn Du mir doch einen Laut von ihr herüberführen könntest, wehender Bote der Liebe! Wenn Du mir doch auf diese zwei Fragen: Lebt sie? Liebt sie? (mich) ein leises ja zuflüstern könntest!“ Das denke ich — und fort ist das ganze tönende Orchester, nichts läßt sich hören als das Klingeln der Betglocke von den Thürmen der Cathedrale.

Morgen, denke ich dann, morgen wird ein treuerer Bote kommen, als Du bist! Hat er gleich keine Flügel, um schnell zu sein, wie Du, so trägt er doch auf dem gelben Rode den doppelten Adler des Kaisers, der ihn treu und pünktlich und sicher macht.

Aber der Morgen kommt zwar, doch mit ihm niemand, weder der Bote der Liebe noch der Postknecht des Kaisers.

Gute Nacht! Morgen ein Mehreres! Dir will ich schreiben und nicht eher aufhören, als bis Du mir wenigstens schreibst, Du wolltest meine Briefe nicht lesen.

Es ist zwölf Uhr Nachts. Künftig will ich Dir sagen, warum ich so spät geschrieben habe. Gute Nacht, geliebtes Mädchen!

Den 20. September.

Wenn ich nur wüßte, ob alle meine Briefe pünktlich in Deine und keines andern Menschen Hände gekommen sind, und ob auch dieser in die Deinigen kommen wird, ohne vorher von irgend einem Neugierigen erbrochen worden zu sein, so könnte ich Dir schon Manches mittheilen, was Dir zwar eben noch keinen Aufschluß, aber doch Stoff zu richtigen Vermuthungen geben würde. Immer, bei jedem Briefe, ist es mir, als ob ich ein Vorgefühl hätte, er werde umsonst geschrieben, er gehe verloren, ein anderer erbreche ihn, und dergleichen; denn kann es nicht meinen Briefen gehen wie den Deinigen?

Und wie würdest Du dann zürnen über den Nachlässigen, Ungetreuen, der die Geliebte vergaß, so bald er aus ihren Mauern war, unwissend, daß er in jeder Stadt, an jedem Ort an Dich dachte, ja, daß seine ganze Reise nichts war, als ein langer Gedanke an Dich? — Aber wenn ich denke, daß dieses Papier, auf das ich jetzt schreibe, das unter meinen Händen, vor meinen Augen liegt, einst in Deinen Händen, vor Deinen Augen sein wird, dann — küsse ich es heimlich, damit es Brokes nicht sieht, — und küsse es wieder, das liebe Papier, das Du vielleicht auch an Deine Lippen drücken wirst, — und bilde mir ein, es wären wirklich Deine Lippen. — Denn, wenn ich die Augen zumache, so kann ich mir einbilden, was ich will.

Ich will Dir etwas von meinem hiesigen Leben schreiben, und wenn Du etwas daraus errathen solltest, so sei es! — Denn ich schicke diesen Brief nicht eher ab, als bis ich die Nachricht von Dir empfangen habe und folglich beurtheilen kann, ob Du diese Vertraulichkeit werth bist, oder nicht!

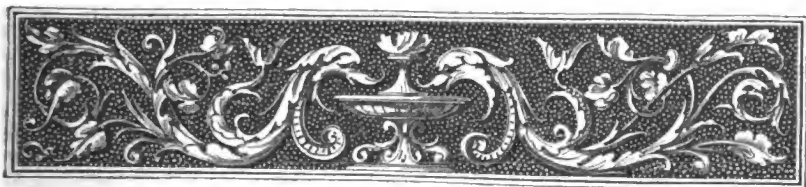
Zuerst muß ich Dir sagen, daß ich nicht während dieser ganzen Zeit in dem Gasthof gewohnt habe, der mich bei meiner Ankunft empfing. Sobald ich sicher war, nicht nach Straßburg reisen zu dürfen, so sah ich voraus, daß ich mich nun hier wohl einige Wochen würde aufhalten müssen, und miethte mir daher mit Brokes ein eignes Quartier, um dem theuren Gasthose zu entgehen.

Denn ob ich gleich im Ganzen die Kosten dieser Reise nicht gescheut habe, ja selbst zehnmal so viel und noch mehr ihrem Zwecke aufgeopfert haben würde, so suchten wir doch im Einzelnen unsere Absicht so wohlfeil als möglich zu erkaufen. Indessen, ob wir gleich beide die Absicht haben, zu sparen, so verstehen wir es doch eigentlich nicht, weder Brokes, noch ich. Dazu gehört ein ewiges Abwiegen des Vortheils, eine ewige Aufmerksamkeit auf das geprägte Metall, die jungen Leuten mit warmem Blute meistens fehlt; besonders wenn sie auf Reisen das große Gepräge der Natur vor sich sehen. Indessen jede Kleinigkeit, zu sehr verachtet, rächt sich, und daher bin ich doch fest entschlossen, mich an eine größere Aufmerksamkeit auf das Geld zu gewöhnen. Recht herzlich lieb ist es mir, an Dir ein ordnungsliebendes Mädchen gefunden zu haben, das auch diese kleine Aufmerksamkeit nicht scheut. Wir beide wollen uns darin theilen. Rechnungen sind doch in einer größeren Oekonomie nothwendig. Im Großen muß sie der Mann führen, im Kleinen die Frau. Ordnung ist nicht ihr einziger Nutzen. Wenn man sich täglich die Summe seines wachsenden Glückes zieht, so mehrt sich die Lust, es zu machen, und am Ende mehrt sich das Glück wirklich. Ich bin überzeugt, daß Mancher Tausende zurücklegte, weil ihm die Berechnung des ersten zurückgelegten Thalers, den er nicht brauchte, und der ihm neue wuchern soll, Freude machte.

Lebewohl und freue Dich auf den nächsten Brief! Denn, wenn nicht Alles mich täuscht, so —

S. R.

Mit diesem Briefe und den beiden „Würzburg vom 10. und 11. Octb.“ (die ich hier nicht wiedergebe, weil sie bei Bülow schon abgedruckt sind,) schließt die erste Gruppe der Kleist'schen Briefe, die, wie man sieht, sich wesentlich auf die geheimnißvolle Reise nach Würzburg bezieht. Mit Genehmigung der verehrlichen Redaction werde ich später auch aus der zweiten Gruppe noch mehreres Interessante, was bei Bülow fehlt, mittheilen, insbesondere die letzten, auf den Abbruch des Verhältnisses zu seiner Braut bezüglichen, für die damalige Stimmung des Dichters besonders bedeutungsvollen Briefe.



Am Aschenkrug.

Von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg i/B. —

Des frühen Morgens Schatten fallen westwärts:
Ein Zinnengiebel, grau emporgestuft,
Und alter flankenthürmchen runder Ausbau;
So liegt des Schlosses Umriß auf dem Grün
Des thauigen Grases, dran die Perlen zittern.
Mit hohen Wipfeln schließt der Park umher
Des Rasens Lichtung; aus dem Maienlaub
Schaut da und dort ein steingehauen Bildwerk:
Dianas Antlitz, strenger Schönheit voll,
Genüber, halb entgürtet, Venus' Liebreiz,
Zu Füßen ihr ein mißgestalter Zwerg.
Auf ritzigem Postament ein Aschenkrug,
Die Inschrift d'rauf bewahrt ihr Ungedenken
Zu sorglich und bedeckt's mit moosigen Flechten.
Die Liebe setzte zum Gedächtnißmal
Den Urnenstein und beugte lagevoll
Ihr stummes Abbild drauf, ein trauernd Weib.
Doch fiel das Herz in Staub auch, das in Wahrheit
Dem Tod noch Leben gab; vergessen, blieb
Sein kaltes Steinmal, schweigsam, eine Sphinx,
Kaum von der Neugier noch umsonst befragt,
Denn neues Leben drängt und blüht und flagt.

Es drängt so rastlos und vergift so schnell.
Es hat am eignen Sein, an Glück und Gram
Genug zu tragen, oft zu viel. Was weiß
Das grüne Frühlingsblatt vom braunen Herbstlaub,

Das vor ihm war und überlebt zerstoß?
 Ob ihm und jedem Trieb des Lebens thront
 Ein Riesengötterweib, allüberall
 Und doch unnahbar. Mit der Herbigkeit
 Diana's eint ihr Antlitz Venus' Liebreiz.
 Ein Weib, nach buntem Aufputz lüstern, setzt
 Sie frischen Kranz stets auf den Sonnenscheitel
 Und stets den welken wirft sie in den Staub;
 Ob schmerzlos er vergeht, ob er in Qual
 Sich vor dem Ende sträubt, sie kümmert's nicht,
 Die ewig Prangende. Sie ist das Heut',
 Die stäte Gegenwart, das volle Leben.
 Vergangenes hat kein Recht an sie, es war,
 Niemals auf's Neu zu sein, verbraucht. Sie haßt
 Das Ungedenken des Gewesenen
 Und überwuchert hastig sein Gedächtniß.
 Im Aschenkrug und in der Menschenbrust.

So treibt Natur, die große Siegbekränzte
 Zahllose Schaaren ihres Heergefolgs
 Auch hier zum neuen Kampf für ihren Glanz.
 Von tausend Waffen blitzen Feld und Hain,
 Es wogt der grünen Halme Speergedräng',
 Und leuchtend wallt der Führer Helmbuschzier.
 Die blaue Luft durchflattert bunter Troß
 Beflügelt farbenprächtiger Reiterei,
 Auf Sonnenstrahlen gaukelnd. Summend rinnt
 Von Blatt zu Blatt des großen Sieges Lösung,
 Der Waldquell rauscht sie fort im Silberfall,
 Und Vogelfehlen schmettern die Fanfaren.

Rund um das alte Schloß entbrennt der Kampf,
 Das einem grauen festen Bollwerk gleich
 Dem Blüthenschlachtgewog zu trogen scheint.
 Doch ist's nur Schein, und trozig greisenhaft
 Blickt nur das narbige Steingefug empor;
 Sein Inneres birgt Verrath. Die Sonne schnellst
 Ihr Goldgeschloß ihm bis in's tiefste Mark
 Und scheucht im Winkel selbst aus Flur und Saal
 Das Dunkel und den Altersfrost. Es gleißt
 Im freudigen Morgenlicht das Schaugepräng'
 Vergangner Zeiten, erzbeschlagene Truh'n,
 Der Pfeiler Marmorstück, der Wände Prunk,
 Von braunem Sims Crystall- und Goldgelucht,
 Manch Wunderwerk verschollenen Künstlerruhms.
 Darüber schaut der Ahnherrn lange Kette
 In's Leben dieses Tags; im Anfang noch

Umschient, behelmt, dann schließt das spanische Hoffleid
An das gepuderte Perrückenhaupt,
Zuletzt der Topf mit weißem Steifgeloß
Am Schlafenrand. Auf den Gesichtern spielt
Der Sonnenstrahl, wie auf dem Wappenschild
Aus salbem Sandstein über dem Portal.
Durch offne Fenster zieht der junge Duft
Des Maientags als Siegesherold ein.

Doch böte Widerstand die alte Burg
Dem schönen Feinde noch, besäß' er nicht
In ihrem Innern selbst Verbündete.
Zwei Augen sind es gleich dem Blick des Aethers,
Ein Lockenscheitel gleich dem Sonnengold;
Darunter öffnet eine kleine Hand
Dem Feinde jezt der grauen Feste Thor.
Sie thut's in Wirklichkeit, sie thut's noch mehr
Als liebliches Symbol. Der Morgen grüßt
In dunkler Wimpern wunderlichten Aufschlag,
Und zwischen ihnen zieht ins offne Thor
Der Sieger ein.

So tritt das Kind hinaus,
Des Frühlings kleine, mächtige Hülfsgenossin.
Von droben blickt ein Kopf, der Ahnherrn Zug
Im kräftigen Antlitz, sich herab und fragt:
Wohin, so früh schon? Nickend schaut sie auf:
Dahin, wo's schön ist! — Nicht zu weit, Beatriz! —
Sie schüttelt rasch die Stirn, er sieht ihr nach,
Sein Blick spricht freudenhell: Sie ist der Lenz,
Vor dem das alte Schloß vergeblich troht.

Nun geht sie drüben auf dem breiten Kiesweg
Des Parks, ihr kleiner Schatten neben ihr.
Vielleicht zum achten Mal begrüßt sie so
Des Sommers Rückkehr, doch ihr Auge sagt,
Die Welt erscheint mit jedem Tagbeginn
Ihr neuer Wunder voll. Mitunter nickt
Ihr Blumenangefichtchen einem andern
Befreundet zu, doch ist ein stiller Ernst
Dem Gruß gefellt, der ein gewichtiges Ziel
Und Eile kündet. Unter's Laubgezweig
Taucht jezt ihr grün Gewand, ein Weilschen ruht
Ihr Blick auf dem geschürzten Kleid Dianas
Und mißt den Köcher und des Bogens Spannkraft,
Dann geht sie weiter. Venus hebt sich nun
Von schattiger Hinterwand, doch überstreift
Sie kaum des Mädchens flüchtiges Auge, senkt

Gleichgültig sich von ihr zur Mißgestalt
 Des Zwergs hinab, nach dessen struppigem Kopf
 Vertraulich sich das Kinderhändchen streckt.
 Ein alter Spielgenos, sie kennt ihn gut
 Und fürchtet nicht sein breites Mundgesperr,
 Das oft schon auf ihr Fragen Antwort gab.
 Heut aber, trotz der Freundschaft, ist auch er
 Nicht ihres Suchens Ziel; nun taucht dies auf,
 Der Aschenkrug auf moosigem Postament,
 Und hastiger eilt ihr Fuß drauf zu. Noch nie
 Verlockte sie der alte Stein, so oft
 Sie ihn von Weitem sah. Doch hat zur Nacht,
 So deutlich, daß es jetzt noch vor ihr steht,
 Die Frau, die klagend an der Urne lehnt,
 Die Stirn gewandt, und hat ihr zugewandt,
 Als sei's ein lebend Weib, die Augen groß
 Und stumm und thränen schwer. Nun hält sie an
 Und sieht, es war nur Traum. Die Steinfigur
 Steht unbewegt im dunklen Rund des Hains;
 Doch faßt's die Schauende zum ersten Mal,
 Mit Neugier nicht, mit wunderlichem Drang:
 Warum sie dort so steht? — Sie blickt halb scheu,
 Dann klettert sie empor, so hoch sie's kann,
 Und sucht des Denkmals übernarbte Schrift
 Sich zu enträthseln; doch umsonst, wie dicht
 Ihr Blick sich auch hinanhebt. Plötzlich nun
 Fährt sie zurück — sie weiß es kaum, warum —
 Die Wange hat den kalten Stein gestreift,
 Und durch die Wipfel über ihr zugleich
 Ging dumpf ein Rauschen, und ein Rascheln zog
 Im dürrn Laub des Vorjahrs unter ihr.
 Ein Schauer fällt vom schattenkühlen Grund
 Ihr auf den Rücken, seltsam überrieselnd,
 Und hastig läuft sie fort.

Wohin? es sucht

Ihr Aug' umher. Nach Licht und Sonnenwärme!
 Von drüben durch die dunklen Stämme glänzt
 Ein vollbestrahlter Hang; sie fliegt hinan
 Und kauert sich in's grüne Halmgewog.
 Die Gräserspitzen nickten um sie her,
 Dran klimmen winzige Käfer auf und ab;
 Sie schaut danach und streckt die Hand und pflückt
 Lichtnelken rings um ihren sonnigen Sitz,
 Und windet sie zum Kranze. Höher steigt
 Der Tag empor, ein leiser Windhauch spielt
 Ihr Blondgelock zu seidenen Fäden auf,

fernher von einem Dorstthurm tönt Geläut.
 Allmählig weniger eifrig schiebt die Hand,
 Dann ruht sie ganz. Die Stirn legt sich zurück,
 Und unbeweglich schaut der Augen Blau
 In's Blau des Aethers auf. Ein weiß Gewölß
 Blicht dran wie Schnee, und wie von blühendem Baum
 Ein duftiger Schwall, fällt aus dem Glanzgebild
 Ein Sehnen nieder in das Kinderherz.
 Wonach, sie weiß es nicht, denn ohne Wort
 Und ohne Denken ist's, unsagbar schön.
 Es schwimmt da droben mit der Wolke fort
 Und bleibt auch, wie die Eider sonnenmüd
 Sich langsam schließen. Aus dem Blütenmeer
 Des Berghangs, einem Maientraume gleich
 Herüber flattert blane Falterflügel
 Und gaukelt sorglos um das goldne Haar.

Schon manch Jahrhundert sah das graue Schloß
 Der Dinge Wechsel. Alles kam und ging,
 Ward alt und wieder jung und blieb sich gleich.
 Der grüne Park warf stets sein braunes Laub
 Im Sturm herab, und weiße Flocke stob,
 Und dunkles Haar bedeckte sich mit Reif.
 Rastlos im Kreis des Windeswechsels lief
 Die Wetterfahne rund und sah den Kreislauf
 Des Lebens unter sich. So sieht sie's fort.
 Die Monde fliehn und machen Neues alt,
 Die Jahre gehn und machen Altes neu.
 Am Werkstuhl sitzt die große Weberin
 Und wirkt mit eifriger Hand ihr ewiges Brautkleid
 Aus Blumenfäden und aus Herzensschlägen.
 Die schneeige Wolke kehrt mit jedem Mai
 Und bliczt im Aetherlicht und leuchtet ihr
 Verschwiegenges Geheimniß in das Blau
 Der Augen nieder. Mählig weiter fällt
 Im Morgenglanz der feine Schattenriß
 Des goldumflossenen Scheitels auf den Kiesweg,
 Jetzt eines Kindes noch, und schon nicht mehr —
 Am Boden schwebt ein jungfräuliches Bild
 Und streift der grünen Halme Perlenthau.

Da steht die Sonne voll im Mittag, schön
 Und sommerfreudig. In der weichen Luft
 Kein Ton, und kaum bewegt ein Schatten sich
 Am Saumrand des Gewand's der jungen Frau,
 Die auf den früh vertrauten Wegen schreitet.

An ihrer Seite schlank und stattlich geht,
 Um ein Jahrzehnt wohl ihr voraus, ein Mann
 Von schlichter Art, mit jugendlichem Ernst
 Im stillen Augenpaar; doch spielt ein Lächeln
 Mitunter um den feingeschnittenen Mund,
 Das sonnenhaft sein Antlitz überhellt.
 Dann redet dieses stumm: Das junge Weib,
 Das ihm vermählt, ist seines Herzens Glück,
 Doch seines Geistes Kind noch. Liebreich schmiegt
 Um ihren zarten Nacken er den Arm
 Und spricht, Gedanken tiefen Sinn's, an Werth
 Und Schönheit reich. Ihr Auge blickt umher,
 Zuweilen fällt sie scherzend ihm in's Wort
 Und hascht am Wegrand blühendes Gezweig
 Und schnellst den Duft ihm neckisch in's Gesicht.
 Nun rasten sie im Moos; im Aetherblau
 Steht weiße Wolke hoch ob ihrem Haupt
 Wie Blüthenschnee. Sie deutet auf: Als Kind
 Hing oft mein Blick an ihr, mir war's, sie trug
 Mein Wünschen mit sich in das Land des Glücks.
 Da kommt sie wieder — Komm und nimm uns mit! —
 Wohin, Beatrig? — In das Land des Glücks! —
 Das feine Lächeln spielt um seinen Mund,
 Der nochmals fragt: Wo liegt das Land, Beatrig,
 Das schöner ist, als dies? — Sie lacht ihn an:
 Wenn ich es wüßte, zögen wir dahin,
 Die Welt ist groß, ich möcht' es mit Dir suchen. —
 Er schaut ihr ruhigen Blicks in's Angesicht:
 Die Welt ist groß, doch klein das Land des Glücks;
 Vielleicht kämst Du hindurch und wüßtest's nicht,
 Und wenn Du umsähest, lägst es hinter Dir. —
 Nun schmolzt die rothe Lippe halb: Ich bin
 Kein thöricht Kind, das noch die Schule braucht,
 Und weiß — Er schlingt um sie den Arm: So sei
 Du meine Lehrerin! Sie sträubt sich leicht,
 Doch zieht er fest ihr Köpfchen an die Brust,
 Und zwischen ihren dunklen Wimpern küßt
 Sein Mund der weißen Wolke Wiederbild.

Ein trüber Tag nun an des Herbstes Ausgang.
 Um feuchte Mauern wirbelt dürres Laub,
 Im Parke senkt das schwanckende Geäst,
 Von Nebeln überjagt: mistönig schreit
 Der Pfau im Schloßhof.

Auf dem grünen Thurm
 Dumpf knarrend läuft die Wetterfahne rund.

Im Kreislauf unter ihrem Schwirren stockt
 Nach winterlichem Brauch der Lebenssaft
 In Blatt und Halm, und stockend hielt mit ihm
 Vor seinem Herbst ein junger Herzschlag an.
 Warum? Die Frage klingt vergebens, Nichts
 Giebt Antwort drauf. Den Andern kehrt der Lenz
 Und schimmernd grünt der Wald, der Kelch wird blühen,
 Dies Herz nicht mehr; es war, um nie zu sein.
 Den frühen Schnee auf diesem Angesicht
 Chant keine süße Frühlingssonne fort.
 Die ernststen Augen schlafen, lidbedeckt,
 Kein Morgen weckt sie auf. Es schweigt der Mund;
 Der Lippen feines Lächeln und die Schönheit
 Des Geistes losch dahin. Verstummt und kalt
 Blieb nur im grauen Licht der Hülle Bild
 Und harrt der Erde, seinen bleichen Trug
 Darin zu enden.

Vor dem Sterbebett
 Steht eine junge Frau, im Lenz vermählt,
 Im Herbst verwittwet. Auf dem Todten haftet
 Ihr Blick, ungläubig noch, sie faßt es nicht.
 Gleich Einem steht sie, dem ein Wetterstrahl
 Am Aug' herabfuhr, der betäubt nicht weiß,
 Ob selbst der Blitz ihn traf. Sie bückt sich vor
 Und faßt die eisesstarre Hand und läßt,
 Von Grauen mehr als Schmerz durchzuckt, sie fallen.
 Die Hoffnung eines jungen Lebens regt
 Sich neuen Herzschlag's, in ihr; sorglich strebt
 Die Hand der Vorsicht von dem Schreckbild sie
 Zurückzuziehn. Sie zaudert, weint und geht.

salb, gleich entlaubtem Walde, liegt die Großstadt.
 Im Lenz und Herbst deckt gleiches Blätterwerk
 Ihr graues Stammgeflecht; das Blau der Luft
 Und weiße Wolken ruhn auch über ihr,
 Doch selten nur; des Himmels Nebel braucht
 Nicht drüber hinzuziehn, sie zeugt ihn selbst
 Aus Dunst und Schlotrauch.

Doch erstarrt das Leben
 Hier nicht im Winter unter Reif und Schnee,
 Es wacht lebendiger auf. Ameisengleich
 Durchwimmelt es den tausendfältigen Gang
 Des weiten Bau's; die Zeit des Jahrs, des Tags
 Uebt keine Wirkung d'rauf, die Nacht wird Tag,
 Das Gaslicht Sonne. Mit dem Wandelschritt

Der wechselnden Natur im Widerstreit,
Erzwingt die Menschheit eine Welt für ihr
Gelüft durch eigne Kunst.

Im Kreislauf dreht

Sich diese Welt um andere Sonne noch,
Die einzig alles Glanzes Ausfluß ist
Und die Planetenschaar im Sternenlicht
Aufstrahlen läßt. Ein schillernd weites Rund
Der Hofart drängt zum Hof sich um sie her,
Den Staffelnbänken einer Rennbahn gleich.
Im letzten Bogenkreis Hofjuwelier,
Hoffabricant, Hoffschneider, Hofbankier,
Sternschnuppen sind sie nur. Zu dichtem Schwarm
Von Asteroiden schließen sich daran
Hofprediger, Hofphilosoph, Hofrath,
Hofärzte, Maler, Künstler, Hofpoeten.
Dann folgt in bunter Wechselpracht des Lichts
Die Sternwelt erster Größe, das System
Des Hoflakaienthums, und näher nur
Der Sonne noch, als doppelter Merkur,
Vielleicht der Hofnarr und der Hofbarbier.
Doch durstiger Athemzug nach Hofluft ringt
Aus Aller Brust, und Hofgunst ist das Ziel
Und Inhalt ihres Seins.

Nun rollt's und rauscht's

Am Nachtbeginn zum Glückesüberschwang,
Zum Hoffest. Kerzen und Juwelenglanz
Verwirrt das Auge, Horn- und Geigenklang
Betäubt das Ohr; bestrickt ist jeder Sinn.
Von Reichthum, hohen Namen, Prunk und Schönheit
Ein dicht Gewirr; die siegbewußte Stirn
Hebt sich empor, es mißt sich stolzer Blick,
Im Takte dreht sich Lust, Triumph und Neid.
Doch heut ist Eine Festeskönigin,
Und unbestritten flammt ihr Diadem.
Der Allmachts-sonne Gnadenslächeln hat
Auf ihr geruht, die Schönste sie benannt,
Und Alles beugt sich ihr. Ein junges Weib
In seines Zauberreizes Anfang noch
Und doch — wer glaubt es — bald ein halb Jahrzehnt
Verwittwet schon. Im goldnen Haargelock
Ein weißer Blumenkelch, wie Sommerwolke
Durch Sonnenstrahlen zieht. Sie muß bewußt
Sich ihrer Herrschaft sein, doch scheint sie's nicht;
Ein Hofgefolg von Huldigung umdrängt

Gleich einem Schwarm von bunten Faltern sie
 Und wechselt. Einer nur verläßt sie nie,
 Ein schöner Mann, voll artiger Höflichkeit;
 Das Sonnenabbild eines Sternes blüht
 Auf seinem Galakleid, wie der Esprit
 Auf seiner Zunge. Durchlaucht, spricht der Mund
 Der Grüßenden ihn an, man hört's und sieht's,
 Er ist ein Fürst in dem Planetenkreis.
 Er aber redet, lächelt, tanzt mit ihr,
 Mit ihr allein. Wohin ihr Auge fällt
 Begegnet es des Neides stummem Blick.
 Im Wirbel streift sein Lippenhauch ihr Ohr:
 Ein Blüthenfelsch aus ihrem Busenstrauch
 Sei mehr als Fürstenrang — ein Kausch umglüht
 Ihr heiß die Stirn, aus seinen Eidern flammt
 Ein Strahl in ihrer Wimpern dunklen Kranz.
 Sie löst die Blumenknospe von der Brust
 Und reicht sie ihm.

Dann schwand die Mitternacht

Um manche Stunde schon, vom Hoffest kehrt
 Die schöne Siegerin der Nacht zurück.
 Der Wagen hält, die Stufen rauscht hinan
 Ihr mondlüchtlimmerndes Gewand. Im Flur
 Entgegen tritt, mit Sorgniß im Gesicht,
 Ihr eine greise Dienerin und sagt:
 Gottlob, daß Sie zurück sind, gnädige Frau,
 Beatriz liegt seit Stunden fieberheiß
 Und redet irr. — So bleib' an ihrem Bett
 Und gieb ihr kühlen Trunk, dann schläft sie wohl. —
 Die junge Mutter rauscht vorbei, sie wirft
 Sich im Salon auf weiche Ruhestatt —
 Macht Licht! Ein Diener zündet an und geht.
 Auch ihre Schläfen fiebern, um sie wallt
 Gleich einem Schneegewölk das Festgewand,
 Und rothe Rosengluth steigt drüber auf.
 Ihr Auge schaut hinaus, doch sieht es nichts
 Von dem, was um sie ist; es schweift zurück
 In Kerzenglanz und staunendes Gewirr
 Und leuchtet auf, als läg' das Land des Glücks
 Vor seinem Blick. Bewußtlos spielt die Hand
 Mit welken Blumen an der Brust. Aug hebt
 Sie sich vom Sitz und tritt zum Tisch und nimmt
 Ein rosenfarbnes Blatt und schreibt drauf: Ja. —

Des Sommerabends Schatten fallen ostwärts:
 Der Zinnengiebel, grau emporgestuft,
 Der alten Flankenthürmchen runder Ausbau;
 So liegt des Schlosses Umriss auf dem Grün
 Der Rasenlichtung, die der Park umschließt.
 Die Hochzeitsjubellieder der Natur
 Im Walde sind verstummt, und schweigend stehn
 Die dunklen Wipfel; aus der Weite nur
 Tönt klagend ab und zu Rohrdommelruf.

Doch herrscht in Schloß und Hof geschäftige Hast,
 Geöffnet stehn die Truhn, vom Sims herab
 Gestiegen harrt das flimmernde Geleucht
 Der Erbpokale von Cristall und Erz;
 Schneeweißem Wölkchen ähnlich huscht der Koch
 Bald hier, bald dort; der Pfau schlägt stolzes Rad
 Mit buntgestirntem Schweif. Vorabend ist's
 Der Hochzeitsfeier eines Menschenpaars,
 Dem die Natur nicht Zeit und Stunde setzt,
 In seinem Liebesbündniß zu erblühen.
 Das alte Wappenschild blickt stolzer auf,
 Denn einer Fürstenthrone Glanz und Rang
 Vermählt sich ihm.

Im Abendsonnenlicht

Des Parkes geht ein junges Weib, die Braut.
 Sie schreitet auf den früh vertrauten Wegen,
 Allein, ihr Schatten nur giebt ihr Geleit,
 Langfallend. Schweigsam haftet drauf ihr Blick,
 Wie er den Rand der grünen Halme streift,
 Und ein Gedächtniß nickt aus ihm herauf:
 So that er's auch im frühen Morgenglanz,
 Erst klein, dann, mällig wachsend, groß wie heut,
 Nur nach der andern Seite fiel sein Bild.

Sie schreitet weiter, und der Schatten nickt —
 Was redet er? Was will sein stummer Mund?
 Sie muß ihm lauschen, doch ihr Ohr vernimmt
 Nicht Laut, noch Klang von ihm. Ihr Herz nur klopf't —
 Sie kennt's — zum erstenmale wieder pocht's
 Mit diesem Schlag seit ungemessener Zeit.
 So grad' auch schlug es einst hier, ohne Wort
 Und ohne Denken, doch unsagbar schön —
 Nur schlägt es heut unsagbar weh zugleich.
 Ein Schonen ist's — sie weiß es nicht wonach.

Da plötzlich steht sie, halb betäubt, und starrt.
 Sie ist allein — doch ist's ihr Schatten nicht,

Zwei ſind's, ein anderer noch fällt neben ihn.
 Ein geiſterhafter Umriß, hoch und ernſt,
 Doch ſeltſam regt er ſich und hebt den Arm
 Um ſeines Zwillings regungsloſen Nacken,
 Und Sprache hat er, und er ſpricht: Beatriz —

Sie bebt zuſammen, und ein Ruf des Schreck's
 Irrt von den Lippen ihr: Wo iſt das Kind?
 Beatriz! — Angſtvoll läuft ihr Blick umher —
 Für morgen mit den Dienerinnen hat
 Sie Hochzeitskleid und Schmuck gerüſtet und
 Seit manchen Stunden nicht das Kind geſehn.
 Und doch, ihr kommt's — ſie ſah's, gedankenlos.
 Es lief allein zum Park. Im Ohre klingt's
 Der Mutter auf, es ſprach am Tag zuvor
 Von ſchönen Blumen, die vom Weiherrand
 Des dunklen Hain's wie Schnee gegläntzt.

Das Herz

In ihrer Bruſt ſtockt jäh. — Sein Kind — das Einzige,
 Was von ihm blieb! Es ſtarb durch ihre Schuld!
 Er rief nach ihm, weil ſeine Mutter es
 Vergaß — nicht heut allein — o lang ſchon, lang!
 Nun iſt es todt —

Wie Wahnsinn packt's ihr Hirn;

Kein Zweifel bleibt ihr, weißlich tief vom Grund
 Des Waſſers ſchimmert ihr ein ſtill Geſicht,
 Sie ſieht es vor ſich rings im Blättergrün,
 Das Händchen feſt um eine Blume noch
 Geſchloſſen, und ſie krampft in's Goldgelock
 Die eigne Hand und ſtürzt gradaus. — Beatriz!

Kein Antwortlaut als nur des Echo's Rundlauf.
 Mit Pfeil und Bogen ſteht am Wegesrand
 Diana, hoch geſchürzt, gegenüber ihr
 Hält Venus, halb entgürtet, ihr Gewand.
 Sie ſchauen götterruhvoll, ſchweigsam-falt
 Auf das lebendige Weib, das martervoll
 Vorüberſöhnt. — Beatriz! —

Näher blinkt

Des ſchilfumgewachſenen Weiher's matter Spiegel —
 Sie ruft noch einmal, doch ſie kann nicht mehr,
 Die Bruſt verſagt, und taumelnd bricht das Knie.
 Da plötzlich tönt's, rechtsher — ſie ſtockt und ſtarzt —
 Iſt's Trug der Sinne? — Nochmals tönt es hell
 Vom alten Urnenſtein im Schattenrund:
 Mama! — Ein Kleidchen ſchimmert farbig auf

Und blondes Haar, und freudig halb, halb schen
 Steht nun die Kleine vor ihr, winkt und sagt:
 Ich wollte zu den schönen Blumen gehn,
 Da sah die Frau dort mit dem Steinkrug mir
 So freundlich in's Gesicht. Sie ist so traurig
 Und hat die Augen voller Thränen, drum
 Blieb ich hier bei ihr. Warum weint sie denn?
 Weißt du's Mama?

Ein Schrei, unnennbar, ringt
 Sich aus der jungen Mutter Brust. Sie schlägt
 Die Arme um ihr Kind und rafft es auf
 Und läuft mit ihm wie ein verfolgtes Wild
 Quer durch den dunklen Hain, dem Lichte zu.
 Dort sinkt auf's Moos sie, kraftverlassen, doch
 Ihr ist's, als hab' in dieser Stunde sie
 Zum erstenmal ihr Kind — zum erstenmal.
 Umklammert hält sie's noch, verwundert blickt
 Die Kleine zu ihr auf und fragt: Warum
 Weinst Du denn auch jetzt? Weißt Du wohl, Mama,
 So siehst Du grad' aus wie die Frau, die dort
 Am Steinkrug steht.

Da fällt ein Schauer, kalt
 Und heiß zugleich, herab und überirnt
 Des jungen Weibes Rücken. Zitternd raunt
 Ihr Mund dem Kind ein unverständlich Wort:
 Es muß wohl sein — ich bin ja selbst die Frau,
 Darum bin ich so ähnlich ihr, Beatrix —
 Nun geht ihr Auge stumm umher, da ruht
 Sie auf derselben Moosbank, wo mit Ihm
 Sie einst geraftet. Seine Stimme klingt
 Wie traumhaft summend Laub im Abendwind:
 Vielleicht kam'st Du hindurch und wüßtest's nicht,
 Und wenn Du umsähest, läg' es hinter Dir —

Und plötzlich weiß sie's, thränen schwer: Sie war
 Im Land des Glücks, und es liegt hinter ihr —
 Die große Welt hat keine Scholle mehr,
 Wo sie's zum andern Male finden kann.
 Sie war darin und wußt' es nicht, und ewig
 Verloren, sucht die Sehnsucht es umsonst.

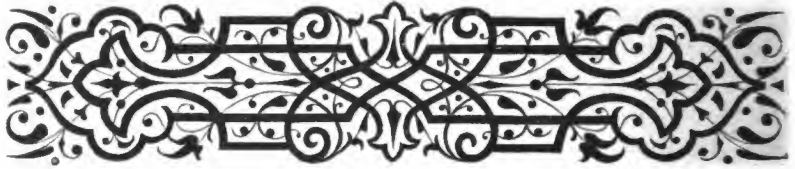
Nein, nicht verloren! Klagend selig bebt
 Der Schlag des Herzens — in ihr selber blieb's,
 Sie hat es, rückgewandt, noch immerdar,
 So lang das Herz ihr sein Gedächtniß schlägt —
 Im Aschenkrug Erinn'ung blüht das Glück,
 Und lächelnd ruht, als sichere Hüterin,

Nicht wie trauernd Weib, ein freudiges Bild
Des einſtigen Mai's, ſein Kind an ihrer Bruſt.
Sie blickt empor, im Blau des Aethers ſchwimmt
Schrägüber weiße Wolke, abendlich,
Doch goldumſäumt.

Die Sonne geht zur Raſt,
Und alle Schatten löſchen mit ihr aus.
An ihres Kindes Hand durchſchreitet ſtill
Die junge Frau den Park; vor'm Schloßportal
Schlägt noch der Pfau ſein gleißend prächtiges Rad,
Ein ſchöner Mann mit vornehm ſtolzem Blick
Ergötzt ſich dran.

Nun blickt er auf; es tritt
Die langſam Nahende heran und ſtreift
Von ihrem Finger goldnen Reif und ſpricht:
Nimm ihn zurück und gieb mein Ja zurück —
Es war ein frevelnd Wort, das Unrecht Dir
Und mir — und Ihm gethan; mein Herz ſpricht Nein.
Vergieb ihm, daß es Dich und mich getäuſcht;
Die Todten ſterben nicht, ſie ſchlafen nur
Und wachen auf, wenn unſer Herz erwacht.
Dann leben ſie und rufen uns. Ich bin
Die Gattin eines Lebenden und kann
Nicht Deine ſein. Leb wohl, und frag' nicht mehr.





Das Theater und die Gewerbefreiheit.

Don

Adolph T'Arrange.

— Berlin. —

Der Staat errichtet Conservatorien für Musik, der Staat unterhält Akademien und Museen für Malerei, Bildhauerkunst und Architektur, der Staat schützt und unterstützt Industrie und Kunstgewerbe — nur die dramatische Kunst entbehrt des legitimen Schutzes. Thalia und Melpomene sind vogelfrei, jeder Bierbrauer, Schneider oder Barbier kann sie einfangen und zur allgemeinen Belustigung dienstbar machen; die Gewerbefreiheit erlaubt ihm das. Die Ausdehnung der Gewerbefreiheit auf das Theater war ein Unglück. Die Concurrrenz im Allgemeinen hat gewiß ihren praktischen Nutzen — sowohl für den Consumenten, als auch für den Producenten. Wer kann und will, der backt Brot und braue Bier, und wer das beste Brot bäckt und das beste Bier braut, der wird den größten Absatz finden. So weit aber geht die Toleranz meines gewerbefreiheitlichen Gemüthes doch nicht, daß ich den Herren Handwerksmeistern auch das Recht zugestehen sollte, die Direction eines Theaters zu führen. Daß Mehl, Milch und Eier, daß Gerste, Hopfen und Malz nicht durch schädliche Surrogate ersetzt werden, dafür sorgt der Gesundheitsrath und der Strafrichter. Wo ist der Gesundheitsrath für das Theater? Etwa die Censur?

Um es mit klaren Worten zu sagen: die Theater in Deutschland — in ihrer größten Mehrheit — sind nicht mehr Stätten, in denen der Gebildete geistige Anregung und Befriedigung, in denen der gewöhnliche Mann Belehrung und Erbauung finden kann, sie sind nur mehr noch Vergnügungsorte, und nicht selten obendrein solcher Art, daß kein Mittel, sei es noch so niedrig und unsauber, gescheut wird, um die schaulustige Menge zu amüsiren. Das klingt hart, aber es ist in der That so, und ich werde es zu beweisen suchen. Zum Theil allerdings muß ich diesen Beweis auf meine persönliche Meinung,

auf meine subjective Anschauung begründen; aber es scheint mir nicht allzu anmaßend, wenn ich meine Meinung an dieser Frage etwas in den Vordergrund dränge. Zunächst möchte ich meine Unparteilichkeit betonen. Dieselbe ergibt sich schon daraus, daß ich für meine Person wahrlich keinerlei Grund habe, unzufrieden zu sein: meine Thätigkeit am Theater ist von Erfolg und Anerkennung begleitet gewesen, meine Arbeit trägt ihren Lohn — sogar über Gebühr, behaupten meine Freunde — ich gehöre also nicht zu den Mißvergünstigten, zu den Verkannten, die ihren grämlichen Unmuth aus immerwährenden schwarzen Wolken saugen, weil sie mit ihrem galligen Blute den blauen Himmel für ein Dintenmeer ansehen. Alsdann berechtigt mich wohl meine praktische Erfahrung, die sich in den verschiedensten Positionen am Theater bewährt hat, zu einem selbständigen Urtheil; ich kenne die Bühne, um mich eines vulgären Ausdrucks zu bedienen, wie der Geizhals seine Tasche.

Ich sagte vorhin, die Ausdehnung der Gewerbefreiheit auf das Theater sei ein Unglück. Und dem ist so. Nicht allein, daß der Staat der dramatischen Muse stiefmütterlich den Rücken kehrt, er giebt auch die lieblichen Schwestern dadurch, daß er ihnen Obdach und Unterhalt verweigert, dem traurigen Schicksal Preis, welchem schon so viele Mädchen aus guter Familie verfallen sind. Weit eher können Industrie und Gewerbe den Schutz und die Unterstützung des Staates entbehren, denn ihre werththätige Kraft, ihr augenscheinlicher praktischer Nutzen sind so groß, daß sie sich selber tragen, heben und mächtig machen können. Aber die schönen Künste?

Außer den fünfzehn Hoftheatern, welche aus der Privatschatulle der regierenden Fürsten den nöthigen Zuschuß erhalten, giebt es jetzt in Deutschland nahezu dreihundert Privattheater. Jede Stadt — selbst Städte bis zu 20,000 Einwohnern herab und darunter — hat ihr ständiges Theater, d. h. ein solches, in welchem während des Winters regelmäßig fünf bis sechs Monate Vorstellungen stattfinden; dazu kommt noch gewöhnlich ein Sommertheater mit einer Spielzeit von drei bis vier Monaten, so daß selbst diese kleinen Städte eine Theatersaison von ungefähr neun oder zehn Monaten haben. Um diesen ersten, gewöhnlich Stadttheater genannten, Kunsttempel gruppiren sich nun die zweiten, dritten, vierten u. s. w. Theater, denen entweder die arme Thalia als Aushängeschild dienen muß, oder welche den stolzen Namen ihres Besitzers tragen. In den Städten von über 20,000 Einwohnern wird im „Thaliatheater“, d. h. in No. 2, noch nicht geraucht und Bier getrunken, dort beginnt die Kneiperei erst im Müller-, Schulze-, oder Meyer-Theater; während in den kleineren Städten der Herr Director sehr oft schon im zweiten Theater annuncirt: Frisches Bier vom Faß, frische Leberwurst, frische dramatische Novität — neu, ganz neu! „Nur mit großen Opfern ist es mir gelungen, diese in Berlin, Hamburg, Breslau und allen deutschen Städten über hundert Mal mit sensationellem Beifall aufgeführte neueste Novität für meine Bühne zu erwerben.“ Man zude nicht ungläubig die Achseln, daß ist der Styl — es befinden sich hunderte von Theaterzetteln dieser Art in meinem Besitz.

Zuerst natürlich blickten die sogenannten Stadttheater vornehm auf die, seit Einführung der Gewerbefreiheit nach und nach entstehenden zweiten, dritten, u. s. w. Theater herab. „Wir haben ja die Oper,“ hieß es, „wir haben das große classische Drama und das dazu gehörige gebildete Publicum; wir brauchen nicht Jagd zu machen auf Novitäten, wir haben das alte gute Repertoire, wir bleiben immer das erste Theater, und jeder Autor wird lieber sein Stück bei uns spielen lassen, als in dem zweiten Theater, oder gar in einer Nicotinbude!“ Allein es kam anders. Seit zehn Jahren ist keine zugkräftige Oper mehr geschrieben worden, das gebildete Publicum zog es vor, anstatt der im Stadttheater schlecht aufgeführten classischen Dramen, welche allerdings keine Tantiemen kosten, die im zweiten Theater, wenn auch nicht gut, so doch besser aufgeführten modernen Stücke anzusehen, die wenigstens den Reiz der Neuheit boten; und das Publicum für die kleinen Plätze blieb nach und nach ganz aus. Dasselbe verkehrt zumeist noch in den Rauchtheatern, wo man bei Bier und Schinkenbrotten schwätzen, lärmern und zur Abwechselung auch einmal auf die Bühne gucken kann, um sich an Gymnastikern, Chansonette-sängerinnen und dramatischen Blödsinnproducten zu ergötzen. Man betrachte nur einmal genau das Publicum in diesen Nicotinhallen: da sitzen die Handwerksmeister mit Frauen und Töchtern, da sitzen die jungen Leute besserer Stände, Officiere in Civil, Studierende aller Art, deren Hauptzweck hier ist, „Ulk“ zu treiben, entweder mit den „Damen“ auf der Bühne, oder im Zuschauerraum; da sitzen endlich in den Logen (welche nebenbei gesagt recht theuer sind) die Damen aus der guten Gesellschaft mit ihren Männern, Damen, welche im Salon schon die Nase rümpfen, wenn von Cigarren gesprochen wird, welche sofort den Fächer vor's Gesicht bringen, wenn nur der Name Zola genannt wird, — diese Damen sitzen hier inmitten ekelhaften Qualms und finden Unterhaltung an Späßen der plattesten und ordinärsten Art. Das ist keine Uebertreibung, es ist thatsächlich so. Anfangs war es nur in Residenzen und in den großen Städten so, jetzt ist es überall so, daß nur noch die Nicotintheater, welche Lingeltangelei und Bierwirthschaft betreiben, die einzigen sind, welche mit einiger Sicherheit auf Bestand rechnen können. Und diesen Zustand hat uns die Gewerbefreiheit für's Theater geschaffen!

Der Besuch der Theater in besserem Sinne wurde von Jahr zu Jahr schwächer, eine gefüllte Galerie, deren man früher wenigstens für die Sonntage sicher war, gehört heutzutage zu den seltensten Erscheinungen, das Parterre, früher der Sammelplatz der jungen Leute, der Studierenden u. s. w., ist fast überall eingegangen oder auf ein Minimum beschränkt — ein großer Theil des Publicums ist den eigentlichen Theatern ganz und gar verloren gegangen. Der geschäftliche Erfolg eines soliden, auf ästhetischen und künstlerischen Principien basirten Theaterunternehmens bleibt fast überall aus, und so ist es denn dahin gekommen, daß Männer von ernstem Streben und einigem Vermögen sich solcher erfolglosen Bemühungen nicht mehr unterziehen wollen und daß die Pächter der Theater in vielen Städten von Jahr zu Jahr (nicht selten sogar

in einem Jahre zweimal) wechseln, weil ihre bescheidenen pecuniären Mittel ihnen nicht erlauben, schlechten Kassenerfolgen auf nur einige Monate Widerstand zu leisten. Andere wieder, welche vielleicht mit den besten Vorsätzen die Leitung eines Theaters angetreten, lassen sich durch die Theilnahmslosigkeit des Publicums zu dem unglücklichen Versuch verleiten, die Mittel der „Concurrenz“ auch für sich in Anwendung zu bringen und erniedrigen die Schaubühne zu einer Schaubude; mindestens geht der Zweck des Theaters, die unter guter Regie vereinigten schauspielerischen Kräfte zu einem einheitlichen Ensemble heranzubilden und mit diesem künstlerisch möglichst vollkommene Aufführungen zu Stande zu bringen, fast überall verloren, denn da ein solcher Zweck Mühe, Zeit und vor Allem Ausdauer gegen schlechte Einnahmen erfordert, so versucht es der Theaterunternehmer, durch Gastspiele das Interesse des Publicums zu wecken. Es giebt Theater, in welchen ein Gast dem andern die Thür weist, die engagirten Mitglieder bilden nur noch die Staffage für gastirende Virtuosen. Ein künstlerisches Ensemble ist unter solchen Umständen natürlich nie zu erzielen, finden die Schauspieler bei dieser Art von Theaterführung doch kaum Zeit, ihre Rollen zu lernen! Von einem Tag zum andern muß oft eine große Partie „geliefert“ werden, damit Herr K. oder Frau J. den Lear oder die Medea loslassen kann. Die große Partie wird auch „geliefert,“ gewöhnlich aber auch das ganze Stück. Das Publicum zeichnet den gastirenden Virtuosen aus, und die heimischen Schauspieler verlieren immer mehr an Credit, so daß, wenn einmal eine Vorstellung ohne Gast zu Stande kommt, mit Sicherheit auf ein leeres Haus zu rechnen ist, weil das Publicum von vornherein aburtheilt: „es wird zu schlecht gespielt, man kann nicht in's Theater gehen.“ Und das ist nicht einmal eine leere Entschuldigung, es ist leider meistens wahr. Die Gewerbefreiheit hat die Schauspielkunst in Deutschland degradirt, sie hat die Kunst zum Gewerbe, das Gewerbe zum Handwerk herabgedrückt, sie hat ein Proletariat an Schauspielern geschaffen, welches die deutschen Bühnen überwuchert.

Jede Kunst, jedes Gewerbe, jedes Geschäft verlangt zur Ausübung doch Talent, Vorstudien, Kenntnisse — die Schauspielerei aber ist, seitdem die Gewerbefreiheit alle Schranken niedergerissen hat, zum Tummelplatz für viele Hunderte von jungen Leuten geworden, die, für irgend ein bürgerliches Gewerbe oder Studium unfähig, sofort einen bequemen Erwerb fanden. Man wende mir nicht ein, daß das immer so war — o nein! Die verhältnißmäßig wenigen Theater, welche vor der Gewerbefreiheit bestanden, gewährten nur solchen Schauspielern Unterkunft, die entschieden Talent für ihren Beruf zeigten; nachdem aber die Theater wie Pilze aufschossen, war mit einem Male der Bedarf an Schauspielern ein zu großer, als daß man sorgfältige Auswahl hätte treffen können. Ein junger Mann, der einen leidlich anständigen schwarzen Anzug und grade Beine aufzuweisen hatte, fand sofort ein Engagement als Liebhaber mit einer Gage von monatlich 60, 80, auch 100 Thalern; ein Stumpfnäschen von achtzehn Jahren mit einigen modernen Kleidern war

folgleich Naive mit 100 bis 150 Thalern, konnte sie gar ein paar Töne singen und war in Bezug auf kurze oder geschlichte Kleider von nicht zu strengen Grundsätzen, so konnte sie als Soubrette auf eine Gage von zweihundert Thalern, und darüber, rechnen. Während früher junge Leute, wenn sie zum Theater gehen wollten, einen harten Kampf mit ihrer Familie auszufechten hatten, weil, abgesehen von den Bedenken gegen den Stand überhaupt, viel Noth und Entbehrung unausbleiblich waren, ehe man es zu einer auskömmlichen Stellung bringen konnte, giebt es heute fast keine Familie mehr, aus welcher nicht irgend ein Verwandter die goldene Theaterfreiheit ausgenüßt hätte. Ein besseres Geschäft war ja gar nicht zu machen! Schulen absolviren, studiren, so und so viele Examina bestehen und nach Jahren der Arbeit, Mühe und Geldopfer endlich mit einem monatlichen Gehalt von 30 bis 50 Thalern beginnen? Unsinn! Beim Theater gab's sofort mehr, dabei ein freies frohliches Leben und obendrein Künstler! So kam es, daß nach kurzer Zeit schon die deutschen Bühnen mit einer Unzahl von Schauspielern überschwemmt waren, welche für das Theater weder Veruß und Talent, noch Vorbildung, ja sogar sehr oft nicht einmal Lust mitbrachten, die nur da waren, um ihrer Unwissenheit, ihrer Faulheit oder ihrer Lüderlichkeit ein Mäntelchen umzuhängen.

Ich will nicht behaupten, daß ein guter Schauspieler zunächst ein gebildeter Mensch sein müsse, ich bestreite sogar, daß sich die Schauspielkunst überhaupt erlernen lasse, das heißt dasjenige, was ich unter dem künstlerischen Wesen der Schauspielerei verstehe, nämlich: Gefühle und Leidenschaften so zum Ausdruck zu bringen, daß der Zuschauer das, was der Dichter hat schildern wollen, mitfühlen und mitempfinden kann. Ich habe Männlein und Weiblein im Theater kennen gelernt, die über die Gebühr ungeschickt und ungebildet waren, deren Gehen, Sprechen und Bewegen, so lang es sich um gleichgiltige Dinge oder gar um Wiedergabe von geistreichen Phrasen und Gedanken handelte, höchst lächerlich waren, und die dennoch, sobald ihre Rolle Momente warmen Gefühls und großer Leidenschaft bot, so wahr, so natürlich, so hinreißend in Wort und Geberde waren, daß sie den Zuschauer zu Thränen rührten und zu jubelndem Beifall zwangen. Dieses Wesen, dieser Zauber der Schauspielkunst läßt sich nicht erlernen; in wessen Brust der göttliche Funke nicht glimmt, der den Schauspieler, wie jeden andern Künstler, erst zum Künstler macht, der wird, trotz der besten wissenschaftlichen Bildung, trotz Klugheit und sorgfamer Studien, nie mehr, als ein guter Declamator, ein in Neußerlichkeiten, in Manier und Tournure gewandter und bühnensicherer Darsteller werden. Mich für mein bescheiden Theil hat der sogenannte „gebildete“ Schauspieler immer kalt und unbefriedigt gelassen, ich ziehe stets den Naturalisten vor, der mir durch seinen Mangel an Bildung allerdings manche moralische Ohrfeige versetzt, mich im nächsten Augenblick aber durch ein Wort, eine Geberde, einen Ausruf vergessen läßt, daß ich im Theater sitze und mich glauben macht, daß Romeo oder Othello; Macbeth oder Lear wirklich vor mir auf der Bühne stehen. Der Schauspieler dieser Art hat immer das Zeug in sich, ein großer

Künstler zu werden; die „Gebildeten“ aber, die immer mit ihrem Homer und Virgil coquettiren, die immer auf der Lauer liegen, die Aussprache irgend eines Fremdwortes zu corrigiren, und mitleidig lächeln über den dummen Shakespeare, der im Cäsar eine Uhr schlagen und den Böhmerwald am Meere liegen läßt, die werden den Zuschauer nie glauben machen, daß sie etwas Anderes seien, als die Herren Müller und Schulze — immer in hübscher Charaktermaske, immer in richtigem Costüm, aber immer die Herren Müller und Schulze, niemals Othello oder Lear!

Nun aber giebt es noch eine dritte Kategorie von Schauspielern: in deren Herzen glimmt kein Funke, in deren Hirn ruht kein Körnchen Geist noch Wiß, sie suchen nur mühelosen und auskömmlichen Erwerb. Das sind Diejenigen, welche die Theaterfreiheit in Schaaren ausgebrüet hat und die nun wie eine Landplage die deutschen Bühnen belagern. Und diese Handlanger der Schauspielkunst, die es durch jahrelange Routine höchstens dahin bringen, die größten Lächerlichkeiten abzustößen, sollen Schiller, Goethe Lessing und Shakespeare tragiren? In größeren Städten, an größeren Theatern ist das Personal ja naturgemäß etwas besser, aber es ist wahrlich selbst an den meisten größeren und großen Theatern noch traurig genug bestellt — es giebt eben zu wenig gute Schauspieler und zu viel Theater. Dazu kommt noch, daß der Richter, der Lehrer, der Arzt in der kleineren Stadt vermöge seines Bildungsgrades denselben Anspruch an eine dramatische Aufführung macht, wie sein College in der größeren Stadt, daß es ihm keinen Genuß gewährt, sich seine Classiker, mit denen er auferzogen, die er auswendig weiß, von Leuten vorspielen zu lassen, deren Wissensgrad zum nicht geringen Theil auf einer unglaublich niedrigen Stufe steht. Und so sind gerade die Vorstellungen, welche die eigentliche Grundlage für die künstlerische Entwicklung eines Theaterunternehmens sein sollten, diejenigen, welche vom Publicum am wenigsten besucht werden. Sollte man aber nicht voraussetzen, daß die Theaterfreiheit unter der colossalen Anzahl von Schauspielern, welche sie den deutschen Bühnen zugeführt hat, wenigstens auch die entsprechende Zahl an Talenten gefördert hätte? Das wäre gewiß eine berechnigte Voraussetzung, allein sie trägt vollkommen. Die letzten zehn Jahre haben der deutschen Bühne nicht ein einziges, hervorragendes schauspielerisches Talent gewonnen. Dieses nicht wegzuleugnende Moment allein wäre genügend, die Gewerbefreiheit in ihren unglücklichen Folgen für das Theater zu erweisen. Außerdem ist auch wohl manches aufkeimende Talent durch die Theaterfreiheit unterdrückt, d. h. an seiner Entwicklung verhindert worden; denn so wie irgendwo ein kleines, über die Mittelmäßigkeit hinausragendes, Theaterpflänzchen in Sicht kam, gleich stürzten sich Agenten und Directoren darauf, überboten einander im Kaufpreis, bis Einer es erstand und sofort triumphirend an eine große Bühne verpflanzte, ohne daß man ihm Zeit und Pflege gönnte, einen kräftigen Stamm zu bilden. Das Talentchen wurde künstlich gezüchtet (durch Reclame, neue und immer dankbare Rollen u. s. w.),

daß es frühzeitig Blüthen trieb, bis ein ungalanter Windstoß — vielleicht ein ehrlicher Kritiker, oder ein wirklicher Schauspieler, der neben dem Pseudo-Künstler erschien — es anblies und in seiner haltlosen Nichtigkeit niederlegte. Aus mancher unserer berühmten Mittelmäßigkeiten wäre vielleicht eine künstlerische Kraft zu gewinnen gewesen, wenn ihr Talent Erziehung, Schule und Selbstkritik erfahren hätte; so aber sind sie in ihrer „Sünden Blüthe“ mit großer Gage und von Lobesqualm beräuchert auf ein lebenslängliches Hoftheaterstühlchen gesetzt worden, und da sitzen sie nun und denken an Alles eher, als daran, etwas zu lernen und an sich zu bessern. Der Schauspieler ist mehr noch wie jeder andere Mensch zur Selbstüberschätzung, zum Größenwahn disponirt — das ist leicht erklärlich. Der Schauspieler heimst immer direct und in vollem Maß den Beifall des Publicums ein, für jede dankbare Scene, für jedes gute Stück quittirt er die Rechnung, er spielt vielleicht selten eine Rolle gut, aber er spielt sehr oft gute Rollen, und der Effect ist dann der gleiche — es wird applaudirt; zuletzt vergißt er, daß er nur im Auftrag quittirt, ihm hat der Dichter keine Rolle geschrieben, er hat den Dichter gemacht, er hält das Stück, er ist die Seele des Theaters, er — ach, sie ruhen nicht, die armen Frösche, bis sie plagen!

Alles in Allem: das beste Remedium wäre eine kräftige Amputation. Man lasse zwei Drittel der jetzt ein kümmerliches Dasein fristenden Theater als solche verschwinden, man mache die Concessionirung eines Theaterunternehmens von der Bedürfnisfrage abhängig, d. h. davon, daß die Theilnahme des Publicums den Bestand des Theaters garantirt. Man decretire, daß nur solche Städte ein stehendes Theater besitzen sollen, welche es erhalten können — entweder durch regen Besuch oder, falls dieser im Stich läßt, durch Unterstützung aus dem Gemeindefiskus. Dafür behalte sich die Stadt die Aufsicht über die Führung des Theaters und das Recht des Einspruchs vor. Jeder befähigte Pächter wird sich dieser Aufsicht fügen und sein Theater nach künstlerischen Principien leiten, wenn ihm andererseits die Existenz seines Unternehmens gesichert wird. Und diejenigen Städte, welche nach Größe und Vermögensstand nicht in der Lage sind, ein ständiges Theater unterhalten zu können, die sollen auch kein solches besitzen; man concessionire Wandergesellschaften für 2, 3, 4 Städte, je nach ihrer Größe. Diese Gesellschaften werden, ebenso wie die ständigen Theater, ein Personal bilden, welches Jahre hindurch zusammen bleiben und künstlerisch Vollkommenes anstreben kann. Es werden sich dem Schauspielerstande dann zumeist nur solche Leute widmen, die Talent und Beruf dazu treibt, denn für Andere wird kein Raum sein; es werden sich für die Leitung der Theater die besten und befähigsten Kräfte finden, denn es braucht Niemand mehr zu befürchten, bei dem ehrlichen Streben nach einem schönen Ziele sein Vermögen einzubüßen; und für das Publicum endlich werden die Theater wieder Hallen der viel verkannten und mißhandelten Mufen werden, Tempel einer schönen reinen Kunst zur Bildung des Gemüths, des Herzens und des Geistes.



Literarische Besprechungen.

Zur naturalistischen Literatur.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß in der Kunst und Literatur die Eigenthümlichkeiten eines Jeden, der sich durch seine Kühnheit Bahn bricht und an die Spitze einer neuen Schule tritt, bald von Nachfolgern überboten werden, die das bisher für extrem Gehaltene noch steigern. In der Musik wird Richard Wagner jetzt überwagnert, die Impressionisten haben Courbet weit hinter sich gelassen, und nun versucht es Jean Richépin Emil Zola den Rang abzulaufen.

In den Classificationen der neuesten französischen Schulen findet sich der ferner Stehende nicht leicht zurecht; ich muß ganz ehrlich gestehen, daß mir für gewisse subtile Unterscheidungen das Verständniß mangelt. Wo der radicale Realismus aufhört, und wo der rechte Naturalismus anfängt, weiß ich nicht; ich weiß auch nicht, ob ich Herrn Jean Richépin eine unverdiente Kränkung zufüge oder eine unverdiente Ehre erweise, wenn ich ihn im Zusammenhange mit der naturalistischen Schule und mit deren Führer nenne. Er hat ja eigentlich wenig mit Zola gemein; und sehr verblendet müßte derjenige sein, der der gewaltigen Verschiedenheit in der schriftstellerischen Veranlagung der Beiden nicht gewahr würde. Ich glaube indessen, daß Richépin nicht wäre, wenn Zola nicht gewesen wäre. Erst auf dem mit den Abfällen von „Nana“ gebüngten Boden konnte „La Glu“ erstehen*).

Wenn auch Zola unvergleichlich bedeutender ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß auch Jean Richépin ein eigenartiges Talent besitzt. Es ist auch schon in deutschen Blättern und von beachtenswerther Seite auf seine Gedichtsammlung „Chansons des Gueux“, als auf ein in vielen Beziehungen sehr

*) La Glu, par Jean Richépin. Paris. M. Dreyfous, éditeur. 1881.

merkwürdiges Buch verwiesen worden. Die bisher erschienenen Werke dieses Schriftstellers haben allesamt einen nicht gewöhnlichen Erfolg gehabt und sind in so und so viel starken Auflagen vergriffen worden. Die ernsthaftesten Kritiker Frankreichs beschäftigen sich angelegentlich mit Richépin und bezeichnen ihn als einen besonderen Typus in der zeitgenössischen Literatur. Es unterliegt bei dem jetzt herrschenden Geschmack kaum einem Zweifel, daß auch der neueste Roman von ihm „La Glu“ seinen Weg machen wird.

Eigenartig ist dieser Roman — das ist gar keine Frage. Daß diese Eigenart aber keine angenehme ist, das ist leider auch keine Frage.

Zola ist für Richépin in mancher Beziehung lehrreich und anregend gewesen. Von dem Verfasser des „Assommoir“ und der „Nana“ hat der Verfasser der „Glu“ gelernt, daß man in der französischen Literatur heutzutage ungestraft mit den rohesten und niedrigsten Worten das Roheste und Niedrigste sagen darf. Und der geradezu beispiellose Erfolg jener Werke hat ihn über die Aufnahme, welche literarische Zoten beim Publikum finden, beruhigt. An der Zola'schen Brunst hat er seine Phantasie erhibt und eine Geschichte erfunden, wie sie widerwärtiger kaum gedacht werden kann. Nachdem es ihm gelungen, aus allen Ingrebienzien der Lasterhaftigkeit, der sittlichen Verkommenheit und körperlichen Widerwärtigkeit ein ungeheuerliches Geschöpf zu componiren, im Vergleich zu dem die sinnlich reizvolle Nana noch als Tugendspiegel gelten kann, hat er sich bemüht, die Scheußlichkeit der Erfindung durch eine ganz ungewöhnliche Form der Schilderung recht aufdringlich zu machen.

Das ist Herrn Jean Richépin auch wirklich gelungen. Ich kenne kein französisches Buch, das in dieser oder auch nur in einer ähnlichen Sprache geschrieben wäre, und glaube in der That, daß eine nicht geringe Übung und eine ganz besondere Virtuosität dazu gehört, um diesen unglaublichen Stil auch nur zu copiren. Man muß sich lange Zeit in den wunderlichsten Spelunken herumgetrieben haben, um für die charakteristischen Häßlichkeiten und den Erfindungsreichtum der sprachlichen Entartung ein so fein organisiertes Ohr zu besitzen, um das Rauberwälsch der Verkommenheit so zu beherrschen und mit solcher Leichtigkeit zu handhaben, wie Jean Richépin.

Mit den einfachen Zoten und den grotesken Ausdrücken des gewöhnlichen Argot, die Zola seinen Geschöpfen in den Mund legt, ist es hier nicht abgethan. Zola schreibt im Allgemeinen gutes Französisch. Einige seiner Schilderungen können sogar als Muster nicht bloß des anschaulichen, sondern auch des streng akademisch correcten Stiles gelten. Zola verstößt wohl gegen den Geschmack, aber nicht gegen die Grammatik. Herrn Richépin dagegen ist gleichzeitig mit dem Respect vor der Schamhaftigkeit seiner Leser auch der Respect vor der Reinheit seiner Sprache abhanden gekommen.

Das sind gar armselige Naturalisten, die dabei stehen bleiben, die Scheußlichkeiten zu schildern, wie sie sind, in der Schilderung selbst aber noch den conventionellen Krimskrams, wie Schönheit der Form und Reinheit

der Sprache in Ehren halten. Auf den Kehrriht mit dem Plunder! Der richtige Naturalist geht den entscheidenden Schritt weiter. Er schildert nicht bloß das Scheußliche, wie es in Wahrheit ist, sondern er schildert es auch so, wie es Straßenbirnen, Lumpensammler, Eckensteher Ihresgleichen erzählen würden, — grade so, ohne läppische Rücksicht auf Syntax, Wörterbuch und wie das dumme Zeug sonst noch heißen mag. Nicht bloß objectiv, auch subjectiv muß die Schilderung wahr sein, frei von aller dichterischen Zuthat und Zurechtstufung, naturalistisch mit Einem Worte! Schönheit, Armuth, Wohlklang, Richtigkeit des Ausdrucks — das ist ja Unsinn; „Quatsch“ würde Richépin schreiben. Das ist ja Alles künstlich Gemachtes, dazu gehört Arbeit, Bildung, Ueberlegung, das ist die Verderbung des Urwüchsigen, Verzärtelung und Entstellung des Gesunden und Echten, strafwürdige Verfälschung der Natur, ist Lüge und Heuchelei! Die Wahrheit, der Naturalismus, sagt nicht nur die Dinge, wie sie sind, er sagt sie auch so, wie das von der Kultur noch völlig unbeleckte Naturkind sie sagen würde. Der richtige naturalistische Dichter muß durch die Nase schreiben können, wenn sein Modell durch die Nase spricht. Das ist der Triumph der neuesten Schule.

Daß Montaigne, Corneille, Molière, Racine, Boileau die Fundamente der modernen französischen Sprache gelegt, daß Voltaire und die Encyclopödisten sich um deren Ausbau Verdienste erworben, daß in neuerer Zeit von Chateaubriand bis auf Sainte Beuve alle bedeutenden Schriftsteller deren Reinheit und scharfe Gliederung haben aufrechterhalten wollen — das mag man die Kinder in der Schule lehren. Ein selbst denkender, originaler Kopf bekümmert sich nicht um solche Ammenmärchen. Der wahre Schriftsteller, der sich bilden will, wird sich hüten, die sogenannten Meisterwerke des Stils zu studiren. Das ist todter Bücherkram. Die Sprache aber ist lebendig und in steter Fortbildung begriffen. Der wahre Schriftsteller geht auf den Fischmarkt und in die Branntweinschänke; er belauscht die Sprache der Hölzerweiber und der Trunkenbolde. Da ist die wahre Kraft, die die schlottrige greise Sprache wieder verjüngt und auf die Beine bringt! So spricht das Volk. Und das muß also auch die Grundlage eines jeden rechtshaffenen naturalistischen Wörterbuches sein. Fügt man nun zu diesen Hauptworten noch eine Anzahl möglichst vertrackter Nebensarten und Wendungen, die man aus anderen Schichten aufliest, und — um die schriftstellerische Bildung zu erweisen — auch einige in Vergessenheit gerathene Absonderlichkeiten älterer Schriftsteller hinzu, so ist die Sprache des wahren Naturalisten fertig. Es ist eine Sprache, die mit der gewöhnlichen sogenannten Bildungssprache fast nichts mehr gemein hat, und deren Sinn der Unerfahrene, der keine Neigung dafür besitzt, sich in die ausermählte Gesellschaft jener Sprachbildner zu mischen, gewöhnlich nur mit Mühe errathen kann, bisweilen auch gar nicht versteht.

Richépins Stil — wenn da überhaupt noch von einem Stile die Rede sein kann — ist also ein Mischmasch von Argot der schlimmsten Art, von

schwer verständlichen Archaismen und tollkühnen sprachlichen Neubildungen. Wenn man das Buch liest, so hat man die Empfindung, als belausche man ein Gespräch, das Mabelais und Mathurin Regnier mit Nana, Gaga und Bizi führen.

Im Allgemeinen bietet mir die Lectüre französischer Schriften keine besonderen Schwierigkeiten dar. Bei Richopin aber habe ich während der ersten zehn Seiten seines Romans das Dictionnaire öfter gebraucht als sonst bei zehn Bänden; dann allerdings fast gar nicht mehr, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß auch das Wörterbuch mir in den meisten Fällen keine Auskunft geben konnte.

Die Sucht, sprachlich naturalistisch zu sein — naturalistisch in dem französischen Schulbegriffe — hat Richopin zu den tollsten linguistischen Verrenkungen veranlaßt. Nichts ist verlogener als diese vermeintliche Wahrheit des Ausdrucks.

Richopin ist glücklich, wenn er für das Naheliegende Fernliegendes findet, für den guten Ausdruck einen schlechten, für das Französische ein Fremdwort. Das Argot ist den fremden Sprachen gegenüber gastfreier als das verschlossene Französisch der Akademie. So finden wir denn bei Richopin allerhand Ueberläufer: aus dem Deutschen la lippe (Oberlippe) aus dem Englischen le stick (la canne), und stopper (arrêter), aus dem Italienischen birbe (vieux), aus dem Holländischen und der Terminologie der Marine virer lof pour lof für „sich abwenden“.

Wo der gewöhnliche Schriftsteller das Wort „effort“ gebraucht, wählt Richopin das Wort „ahan“, und für „qualité“ setzt er „acabit.“ Für „Tantalusgelüste“ bildet er den Ausdruck: „voluptés tantalisantes“ und „summende kleine Thiere“ giebt er mit „bestioles vrombissantes“ wieder. Ich vermuthete wenigstens, daß das Verbum vrombir, das ich in keinem Wörterbuche gefunden habe, so etwas wie summen und surren bedeuten soll. Die correcte Wiedergabe des Begriffs „Tausenzen“ mit „être paresseux“ dünkt ihn zu schwerfällig, er bildet sich schnell ein Verbum „paresser“. Dagegen genügt ihm nicht das einfache und schlichte „souvent“, er wählt lieber das veraltete „souventefois“, und vor dem gewöhnlichen „crier“ gibt er dem ungewöhnlichen „clamer“ den Vorzug. Den häuslich anheimelnden Duft des Wäuschschranks giebt er mit „le sent-bon des armoires rangées“ wieder, das jungfräuliche Ansehen mit: „était-elle assez bandeaux à la vierge!“ Für eine Dame, die ganz anders aussieht, hat er den Ausdruck: „une rien qui vaille, chiffé et vioqué“ u. s. w.

Eine besondere Vorliebe hat Richopin für die Imitation der Naturlaute. Von dem immer begütigenden Abbé, von dessen Lippen eitel Honig fließt, heißt es: „qu'il continuait son ronron de phrases melliflues.“ Von dem Esel des Doctors: „marchait-il assez *plan plan* pour le quart d'heure.“ Von dem alten Seemann, der den zahnelosen Mund beständig bewegt: „Gillioury „fit *ploc ploc ploc* plusieurs fois avec sa lippe“; und von der Gelbin, die sich

heimlich aus dem Staube macht: „Et *pft!* elle avait pris la clef des champs“, von dem Geräusch des Bahnzuges: parmi les *rampampans* du train,“ 2c. 2c.

Vor allem aber, und in doppelter Beziehung merkwürdig sind die Schilderungen Richepins. Die einen besonders formell. Richepin schildert nicht wie der objective Epiker: auch in der Darstellung will er naturalistisch sein; und er schlägt daher oft den ungezwungenen Bummelton an, dessen sich ein beliebiger Aneipbruder, der beim Billardspielen einem anderen eine Geschichte erzählt, bedienen würde. Gleich zu Anfang schildert er, wie der Doctor auf seinem Esel durch eine mondheile Nacht im Monat März seinem Hause zureitet. „Die Annehmlichkeit des hübschen hellen Himmels,“ heißt es da, „wurde nicht unwesentlich beeinträchtigt durch einen kleinen, scharfen Wind, der Einem um die Ohren blies und zwidte — ich sage Ihnen, nicht schlecht!“ An einer anderen Stelle heißt es: „Wer war denn das Bürschchen, das ihm seinen Platz zu dieser Stunde streitig zu machen wagte?“ und Richepin schreibt nicht „à cette heure“, sondern auch in der Schilderung „à c't' heure.“ Der Chevalier wartet auf seinen Freund, den Grafen, mit dem er sich beständig herumzant. Er ist wüthend, daß der Graf nicht kommt, und nimmt sich vor, ihn gehörig abzufanzeln. Es heißt weiter: „Ah, er wollte diesem alten Narren einen Gehörigen versetzen. Er wollte seine ganze Galle los werden und endlich einmal Alles, was er auf dem Herzen hatte, ausspeien. Ich frage Sie, war es nicht rein, um an den Wänden herauf zu laufen?“ („Ah! il allait lui en flanquer un, de savon, à ce polichinelle! Il allait lui lâcher toute sa bile et lui cracher une bonne fois tout ce qu'il avait sur le coeur! *Je vous demande un peu*, si ce n'était pas à vous faire sauter!) An einer andern Stelle heißt es von einem jungen Manne, der „so Manchem“ begegnet ist, welcher 2c. „il en connaissait des et des, qui“ etc. Für den Satz: „Aber wo hatte er denn nur den Kopf gehabt, um Alles das haben vergessen zu können“ findet sich in der erzählenden Schilderung bei Richepin das Folgende: „Harné! Où avait-il donc la *boule*, d'avoir pu mettre tout cela en oubliance?“ Richepin schreibt auch in der Schilderung das familiäre Platt: „ben aise.“ Er hält es eben, wie man aus diesen Beispielen ersieht, für das dichterisch Wahre und Schöne, die Objectivität der Schilderung zu zerstören und nicht bloß die Sprache der dichterischen Geschöpfe, sondern auch die Sprache des dichterischen Schöpfers je nach der Situation und der Person, von der die Rede ist, individuell zu färben. Er hält es demgemäß für statthaft, sich auf einmal mit seinem Leser in ein ganz gemüthliches Gespräch einzulassen und auch in der epischen Schilderung niedrige und incorrecte Wendungen zu gebrauchen, wie sie eben der ungebildete Fischertnecht, wenn er zu seines Gleichen spräche, gebrauchen würde. Man muß den Roman selbst lesen, um die volle Wirkung dieses naturalistischen Vortrags zu verspüren. Man denke sich, daß ein deutscher Romanschriftsteller die letzten Augenblicke eines verbummelten Menschen, der zum Selbstmörder wird, zu schildern hätte und sich dieser Aufgabe etwa in folgender Weise

entlebigte: „Er hatte mit Allem abgeschlossen. Er hatte keine Freude mehr zu erwarten. Es war ihm alles Schnuppe. Daß er den kommenden Frühling nicht mehr sehen sollte, war ihm ganz Pipe; es war ihm auch Wurscht, daß er von seinen Freunden, von seinen blühenden Schwestern, von seiner greisen Mutter auf Nimmerwiedersehen scheiden sollte. Na ja! Er dachte sich: was kann da sein? Abjeh, Laura! Er nahm die Pistole. Taß, taß! Ein Druck. Und bums lag er da!“ Das wäre so ungefähr eine naturalistische Schilderung im Stile des Herrn Richopin.

Die anderen Schilderungen sind objectiv beachtenswerth. Der Naturalismus schmeichelt bekanntlich nicht. Zola macht in dieser Beziehung den ästhetischen Vorurtheilen der Menge noch viel zu weit gehende Concessionen. Seine Nana und Satin sind ja hübsche Weiber! Hübsch im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Das ist schwächlich! Die poetische Schönheit des wahren Naturalisten muß anders ausschauen. Etwa so, wie Richopin seine Heldin, die „Glu“, schildert: „Das bleiche Gesicht war von zwei matten, fast erloschenen Augen durchbohrt, die Stirn gewölbt und von den Locken einer offenbar gelb gefärbten schosfen Perrücke ungenügend verdeckt, die Flügel der frechen Stumpfnase waren zu sehr aufgeworfen und mit Mitessern übersät, der Mund war wie ein blutiger Schnitt. Der Körper machte den üblen Eindruck, den man von diesem undankbaren Kopfe empfing, nicht wieder gut, weder durch die Reinheit noch durch die Fülle der Formen. Er war, obwohl die Dreißiger heranrückten, kümmerlich hager und edig geblieben, wie der einer schlecht genährten Pensionärin. Der dürre Hals stieg hart über den Pfeffer- und Salzfläschchen (an den Schlüsselbeinen) auf, in denen der Schatten sichtbar war. Selbst die Arme, die die weibliche Reife auch bei den Dürresten, sogar bei den alten Jungfern rundet und füllt, waren spindeldürr und reizlos . . . Auf den schmalen Hüften stieg die Hüfte in einer Linie auf, vorn ganz platt und hinten mit zwei kleinen Erhöhungen am Ansatz der Schulterblätter gewölbt, so daß es so aussah, als ob die Brust hinten säße . . .“ Dessenungeachtet findet Richopin dieses Scheusal gar so übel nicht. Es ist eine Schönheit für Kenner. Wenn sie erregt ist, kann sie, nach Richopins Geschmack, nämlich wirklich schön sein. „Alsdann erglänzte die gewölbte Stirn von zäher Entschlossenheit. Unter dem falschen Golde ihres Haarwuchses gewahrte man dicke und widerspenstige Büschel. Ihre schmalen rothen Lippen kauten und drehten die Phrasen und entsandten sie geschmeidig und zitternd, wie die Stücke einer Schlange, die in der Sonne schillert. Das matte Auge nahm die grüngraue Färbung des sturmbrohenden Meeres an. Die Nase trieb das muthwillige Spiel einer Affenschnauze (des gamineries d'un museau de singe). Und sogar der reizlose Körper hatte seinen Reiz, wie der spröde Stahl seine Elasticität besitzt — allerdings eine Affengrazie . . .“

„Man begreift“, concludirt Richopin, „daß ein solches Ragout vielen Männern Appetit machen mußte.“ In der That, nichts begreiflicher als das!

Auch der Held hat seine Vorzüge. Er ist Fischerknecht. „Er war schön, der Sohn der Wittve — aber schön nach dem Geschmacke des Landes.“ Jetzt bitte ich zu beachten, was man in der Bretagne schön findet. „Er war klein und unterseht und hatte als echter Bretagner zu breite und schwere Schultern, die Brust stämmig, etwas krumme Beine, die Gelenke beinahe knotig grob und fast bis zu den Knien herabbaumelnde Arme. Seine langen braunen Haare mit röthlichen Lichtern fielen ganz starr auf den Nacken und auf die Stirn, als ob er eben aus dem Wasser gezogen wäre. Seine wettergebräunte, kupfrige Hautfarbe glänzte. Es war, als ob er das Del und Fett der Seehunde, Krabben und Hummern, von denen er übersättigt war, ausschmückte. Nur seine Augen konnten bei einem jeden Weibe zu seinen Gunsten sprechen. Sie waren wirklich wundervoll. In diesem finstern Gesichte unter den rauhen Brauen, die sich zu einem Büschel vereinigten, blickten durch die braungoldigen Wimpern die großen grauen Augäpfel seltsam wie die eines Raubthiers. Aber der Begriff des Raubthiers schwand, und es blieb nur das ehrlich dumme Thier übrig, wenn man die gequetschte Nase und das zurückweichende Kinn betrachtete. Er hatte eben jenes eigenthümliche Fischgesicht, das man bei den Strandbewohnern häufig findet.“

Das ist der schöne junge Mann; „schön nach dem Geschmack des Landes,“ wie Richerin vorsichtig hinzusetzt.

Als dieser Held mit jener Heldin zum ersten Mal zusammentrifft — in den gewöhnlichen Romanen conventioneller Schönfärberei unterliegen diese in der Regel dem magischen Zauber einer spontan erwachenden Sympathie; die Naturalisten haben auch diesen Topf abgeschnitten — da entwickelt sich wörtlich folgender Dialog:

„Pui Spinne! Ist die häßlich!“ sagt er.

„O, der abscheuliche Affe!“ sagt sie.

Das ist das anmuthige Vorspiel zu dem wilden Liebesdrama, das sich nun ereignen wird.

Ich werde mich hüten, dasselbe hier nachzuerzählen. Es wird genügen, wenn ich berichte, daß die Heldin La Glu ist; „glu“ heißt der „Vogelleim.“ Diesen anmuthigen Spitznamen hat sich die Dame selbst gegeben und, um keinen Zweifel über dessen Bedeutung zu lassen, als Devise die Worte auf ihr Pestschaft graviren lassen: „Wer daran faßt, bleibt kleben.“ Wenn ich nun noch erwähne, daß der Doctor eine den wüsthsten Ausschweifungen ergebene Frau gehabt hat, die ihm durchgegangen ist, daß der steinalte lasterhafte Graf sich in einer wüsten Anwandlung seiner greisen Verkommenheit eine Geliebte nimmt, daß dessen Enkel, der ganz verführte Vicomte, eine notorische Dirne, mit der er schon seit geraumer Zeit zusammenlebt, durchaus heirathen will, daß ein bretagnischer Fischerjunge von der sinnlichen Marotte einer abgelebten Pariser Cocotte bis zum Wahnsinn getrieben wird; und daß diese durchgegangene Frau des Doctors, diese Maitresse des Großvaters, diese Braut des Enkels und diese Geliebte des Fischerjungen eine und dieselbe Person ist, so

brauche ich wohl nicht mehr zu sagen und dem Wissensdrange des Lesers wird ein Genüge geschehen sein. Alles, was recht ist! Richepin beschönigt seine Heldin nicht. Er spricht von ihr in den gewähltesten Ausdrücken der rohen Verachtung als von einem „vomissement,“ einer „saleté,“ und in noch viel stärkeren Roseworten.

Das Buch ist erschienen, und es sollte mich durchaus nicht wundern, wenn es Erfolg hätte.

Selbstverständlich enthalte ich mich eines jeden Ausdrucks tugendhafter Entrüstung. Ich glaube indessen, man wird etwas milder über die entsittlichende Wirkung des zweiten Kaiserreichs auf die Literatur urtheilen, wenn man diese neuesten schöngeistigen Producte der moralischen Republik näher in's Auge faßt. Oder haben wir jetzt erst die Früchte der napoleonischen Ausfaat? Ich mag das nicht untersuchen; ich weiß nur, daß der „Tintamarre“ durch „Gil Blas“, und „Gil Blas“ durch des „EVENEMENT Parisien“ verdrängt worden ist, daß auf Feydeaus „Fanny“ und Belots „Mademoiselle Giraud“ Goncourts „Thérèse“ und Zolas „Nana“ gefolgt sind. Und jetzt sind wir glücklich schon bei Richepins „Glu“ angelangt. Wenn das noch eine Weile so weiter geht, kann es mit der Zeit wirklich recht erbaulich werden.

P. L.





Illustrierte Bibliographie.



ie übergroße Bescheidenheit gehört unstreitig zu den hervortretendsten Nationalfehlern der Deutschen. Wir können uns nie davon überzeugen halten, daß wir irgend etwas eben so gut, geschweige denn besser, leisten als andere Völker. So beziehen wir denn unsere Tuche und Teppiche aus England — obwohl sie, in Deutschland gewebt, nichts Englisches an sich haben als den Firmenstempel, und unsere Frauen tragen gläubig als Erzeugnisse feinsten Pariser Geschmades die Kleider und Mäntel aus dem „Bon Marche“ oder aus dem „Magazin du Louvre“, die in den Werkstätten der Landsberger Straße angefertigt worden sind.

Jene Bescheidenheit ist in gewissen Grenzen ja berechtigt. Wir sind nun einmal unter den Culturvölkern ziemlich das jüngste, und deshalb ist es nicht wunderbar, wenn wir uns denen älteren Adels gegenüber bisweilen roh fühlen. Und wir sind ein verhältnismäßig armes Volk. Wir verdienen weniger als jene (was nicht durchaus unsere Schuld ist), und wir vergeuden mehr — gar zu häufig in die blaue Luft hinaus. So ist es denn auch kein Wunder, daß uns gerade für das, was das Leben schmückt und den Genuß weicht, in der Regel die Mittel fehlen. Noch lange werden in Deutschland nicht jene wunderbaren Bronzen gegossen werden, die Paris hervorbringt, noch jene Liebhaberradirungen abgezogen, deren fabelhafte Preise nur der Engländer bezahlen kann.

Dazu sind wir eben zu arm; und wir dürfen deshalb hier die Ueberlegenheit der Fremden offen anerkennen. Aber auf anderen Gebieten, wo Kunstleistung und Luxus nicht so unerschwinglich theuer sind, leisten wir — darüber wollen wir uns doch klar werden! — allermindestens genau so Gediegenes und Schönes wie jene. Das größte Atelier für Kunstphotographie — um nur wenige Beispiele anzuführen — dasjenige Brauns, liegt im Elsaß; ihre Chromolithographien müssen die Engländer, sollen dieselben wirklich schön ausfallen, in Deutschland drucken lassen — und unser Holzschnitt kann mit dem der berühmtesten ausländischen Meister jeden Vergleich aushalten.

Aber wir treiben den „Fehler“ oft bis zur Ungerechtigkeit gegen uns selbst. Daß z. B. die besten Holzschnitte in England hergestellt werden, ist noch immer festeste Ueberzeugung bei uns; erhob sich doch, als im vorigen Jahre eine deutsche Ausgabe der Holzschnittzeichnungen Wirtel Forsters erschien, ein Schrei des Entzückens, als ob dergleichen in Deutschland noch gar nicht zu sehen gewesen

*) Signette aus: „Wegner, Ribelungen,“ Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

wäre. Jene Holzschnitte waren ohne Zweifel sehr sauber und zierlich ausgeführt, wie das jenseits des Canales nun einmal in lobenswerther Uebung ist — aber sie waren ebenso unstreitig flach und charakterlos, gleich den Landschaftszeichnungen selber, für deren Stimmungslosigkeit die uns unverständliche, conventionelle Süßlichkeit des

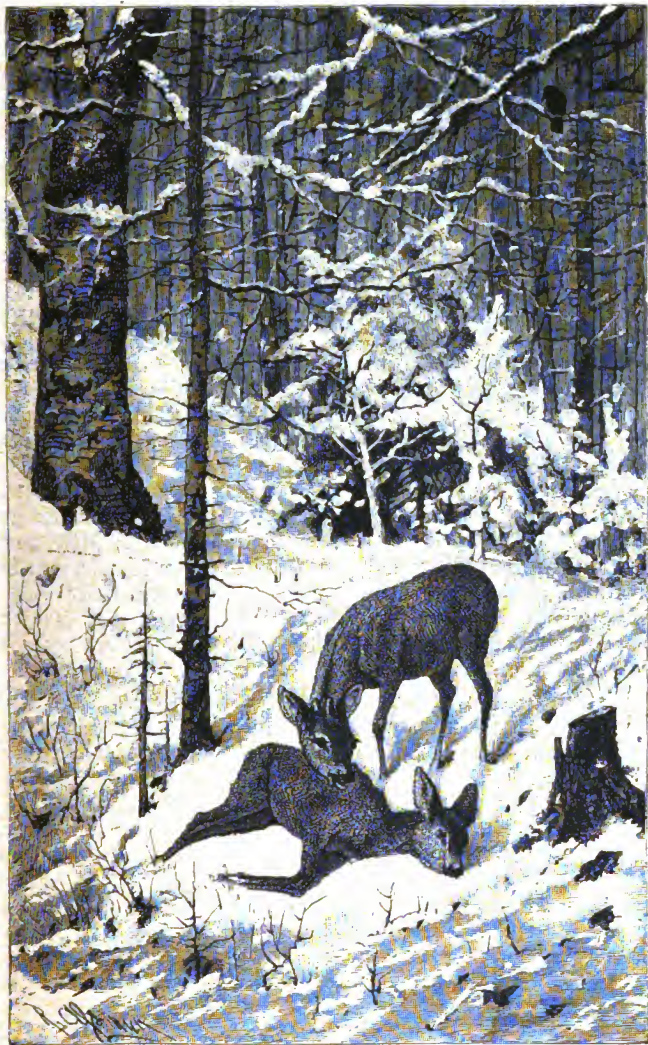


Ostried von Weissenburg. Von A. Hgms.
Aus „Bilder aus Elßaß und Lothringen“ von A. Hgms u. K. Stieler. Stuttgart, Verlag von Paul Neß.

Engländer's kaum entschädigen konnte. Aber die Ueberzeugung von der Unerreichbarkeit des englischen Werkes war nun einmal da: so wurde es also als glänzendes Muster überall hingestellt.

Zürwahr, wir haben durchaus nicht nöthig, uns unsere Muster erst aus England zu holen! Hätte diese illustrierte Bibliographie nicht schon in früheren Hefen Beispiele genug angeführt, die zwingend dafür zeugten: die Holzschnitte, die wir diesmal veröffentlichen, müßten den letzten Zweifel heben.

Sie zieren Werke, die dem Verlage Paul Neffs in Stuttgart entstammen und sich allerdings durch eine wirklich seltene Vollkommenheit der künstlerischen Ausstattung auszeichnen. Das eine: „**Bilder aus Elßaß und Lothringen**“ ist es



Rehe im Winter. Von R. Ahmus.

Aus „**Bilder aus Elßaß und Lothringen**“ von R. Ahmus und K. Stieler. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

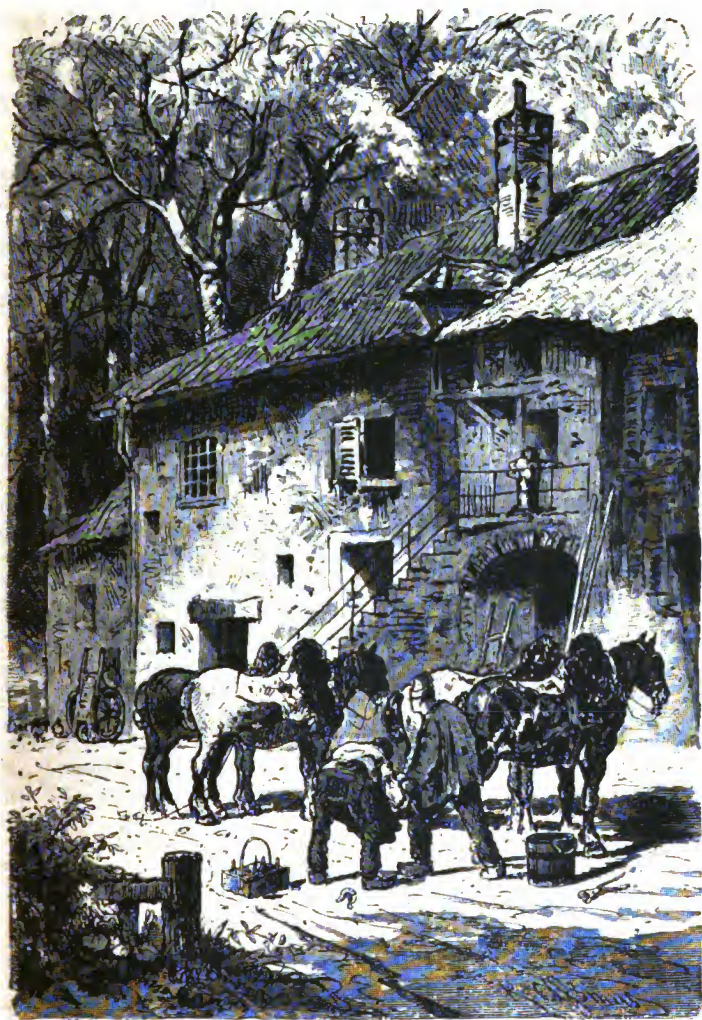
betitelt, zeigt in der Technik der Holzschnitte alle jene Vorzüge, die man den Engländern nachzurühmen pflegt, und womöglich noch einige mehr. Aus den Ateliers von A. Cloß und Brend' amour u. hervorgegangen, sind dieselben mit wirklich ausgezeichnete Genauigkeit, Kraft und Schärfe ausgeführt. Bei der leidigen Beschrän-

fung, die das Format dieser Blätter der Auswahl der Illustrationsproben auferlegt, mußte auf einige grade der schönsten Bilder verzichtet werden; aber auch das, was hier nur geboten werden kann, zeigt wohl, daß der vorstehende Satz nicht zu viel von ihren Vorzügen behauptet. Manche von ihnen (es sei hier nur auf die lothringische Schmiede und auf das Bild Otfrieds hingewiesen, der nebenbei auch ein Prachtexemplar der von Herrn A. Reichenperger so schmerzlich vermißten Darstellung eines contemplativen Mönches ist), sind geradezu erstaunlich durch die Treue, womit sie die Vorstellung des Originalblattes, das dem Holzschnneider vorgelegen, nachrufen. Wie bei dem Boden der Klosterzelle die raschen Federstriche nachgeahmt sind! und wie man auf dem anderen Blatte noch den Gang des Pinsels verfolgen zu können meint — in der That, auf den ersten Anblick erscheint es unsfaßbar, wie derartige Effecte herausgebracht worden sind. Der Purist, dem nur der strenge Stil des alten Holzschnegers etwas gilt, wie er vor dreihundert Jahren in Deutschland, recht eigentlich dem Mutterlande dieser Technik blühte — er mag immerhin diese Abirrung der Darstellungsweise beklagen, aber er wird der Trefflichkeit ihres Könnens seine Bewunderung nicht verjagen dürfen. — In anderer Weise zeichnen sich wieder die beiden übrigen Blätter aus, zumal Brend'amours Rosellandschaft: sie alle aber sind stolze Leistungen der deutschen Technik.

Nach diesem Lobe, das hoffentlich nicht unverbient, den an dem Buche theilhabenden Holzschnidern gesungen worden ist, bleibt noch ein Wort über diejenigen Künstler zu sagen, die außerdem an dem schönen Werke mitgearbeitet haben. Von dem, was der Zeichner, Robert Klmus, dafür gethan hat, legen schon unsere Proben ein beredtes Zeugniß ab. Nur können sie von dem Reichthum seiner Arbeit keine Vorstellung geben. Denn was ist es, wenn das eine Bild ihn als Landschaftler von ungewöhnlicher Macht der Stimmung, das andere ihn in behaglichem Humor, ein anderes wieder seine rasche Lebendigkeit des Erfassens zeigt. Man muß das Buch selbst durchblättern, um sich zu überzeugen, wie vielseitig er jede dieser einzelnen Eigenschaften darin entwickelt hat. Und von seinen Architecturen und Straßenbildern haben wir gar kein Beispiel geben können! Aber jedenfalls ist hier ein Illustrator, wie man ihn für eine so weitstichtige Aufgabe gleich der allseitigen Darstellung eines ganzen großen Landstriches gar nicht geeigneter hätte finden können.

Den Text dieses Buches hat Karl Stieler geschrieben. Das ist auch ein Name, der von vornherein Vertrauen einflößt. Der Lyriker mit seinem brusttiefen, starken Ton redet hier einmal Prosa. Beim Lesen seines Buches empfängt man einen ganz merkwürdigen Eindruck; denn man fragt dabei wenig danach, ob das nun auch Alles gebiegen und auf Grund genauer Kenntniß geschrieben ist (obgleich das natürlich der Fall), sondern man achtet viel mehr auf die Darstellungsart als auf das Dargestellte, und so tritt einem die schriftstellerische Physiognomie des Verfassers mit einer ganz merkwürdigen Klarheit vor die Seele. Wie da überall der Lyriker spricht! man freut sich, den Gegenstand einmal mit solchen Augen aufgefaßt zu sehen; und wenn man sogar in den Satzfügungen und in der Wahl der Worte überall den Mann erkennt, der mehr gewohnt ist, die eigentlich poetische, getragene Redeweise zu handhaben, so geschieht auch das mit einem ganz eigenthümlichen Behagen. — Stieler zeigt eine Begabung für diese Art der Darstellung, bei allen Seltsamkeiten so überaus anziehend und frisch wirkend, wie man ihr sonst selten begegnet. Die verschiedenen Theile seiner Aufgabe: historische Schilderung, landschaftliche Beschreibung, Charakterisirung der Leute — das Alles weiß er überaus glücklich miteinander zu verschmelzen und auszugieren, daß man sich nirgends ermüdet fühlt. Bald freut man sich seines freien Blicks, der Großartigkeit seiner Anschauung, bald seines verwandtschaftlichen Eingehens in die Natur, seines Sinnes für alles Schöne, bald der Freundlichkeit und ungetrübten Offenheit, womit er das Kleinleben im Volke auf sich wirken läßt.

Alles in Allem: diese Bilder aus Elsaß und Lothringen sind ein ganz vortreffliches Buch. Ob man es nun in die Hand nimmt, um lesend eine Stunde hinzubringen und sich angenehm in die Reichslande einführen zu lassen, ob man



Lothringische Schmiede. Von R. Hymus.

Aus „Bilder aus Elsaß und Lothringen“ von R. Hymus und K. Stieler. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

darin blättert, um, Seite für Seite beinahe, eine Illustration zu finden, deren jede das Auge mit neuem Reize fesselt: man wird sich immer unterhalten fühlen. Und dabei ist der Band, obwohl keineswegs in der übrigen Ausstattung vernachlässigt, keines jener Prachtungeheuer, deren Seiten man fast mit Mühe und jedenfalls mit

Angst, ein Unheil anzurichten, umschlägt, sondern in einem handlichen Quart herausgegeben und nicht dicker, als man es eben von einem Buch, das zu wirklichem Gebrauch bestimmt ist, erwarten kann.

Unsere Illustrationen bieten gleichzeitig auch Proben aus einem zweiten Verlagswerke Paul Neffs. Diesmal einer Anthologie entnommen.

Wir haben der Anthologien unzählige. Von den brauchbaren, wie *Echtermann* und dem „*Hauszshage*“ Wolffs bis zu den abgeschmacktesten, die man nicht nennen kann, weil die Welt selbst ihre Namen vergessen hat, von den guten bis zu den schlechten, von den geschmacklosen Goldschnittbänden für Frauen und Jungfrauen bis



Illust. zu Kinkels „*Abendstille*.“ Von G. Cloß. Aus „*Natur und Dichtung*.“
Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

zu Bodenstedts herrlicher Sammlung ist jede Gattung auf dem deutschen Büchermarkte vertreten, ist auch für die seltsamsten Ansprüche gesorgt. Aber unter allen diesen Anthologien ist **Natur und Dichtung** — eben das Verlagswerk Paul Neffs — die Prachtanthologie. Wer die einzelnen Gedichte (es sind ihrer übrigens nur zweiunddreißig) zusammengestellt hat, läßt sich nicht sagen: er hat sich auf dem Titel nicht genannt. Jedenfalls muß es ein Mann von Geschmack und Kenntniß gewesen sein: denn jedes einzelne von ihnen ist ein Juwel deutscher Poesie, und es sind manche darunter, die nicht so abgehebt sind, daß der erste Beste sie hätte aufspüren können. Möglicherweise ist es der Illustrator, Gustav Cloß, selber gewesen, der die Auswahl besorgt hat.

Cloß ist als Illustrator bekannt und mit Recht geschätzt. Seine Zeichnungen zu Wielands *Oberon* zum Beispiel haben vor einigen Jahren lebhafteste Sympathien erregt.

Wir selbst haben schon früher einmal eines seiner Blätter, den Eingang in das römische Ghetto darstellend, reproduzirt. In dem vorliegenden Buche zeigt er sich im Glanze seiner besten Eigenschaften. Seine ganze Manier, die durch gewissermaßen coloristische Effecte Stimmung zu erzielen sucht — eine Art, die bei der Unbestimmtheit der Linien durch geschickte Vertheilung breiter Massen wirkt — macht ihn für die Wiedergabe lyrischer Eindrücke ganz außerordentlich geeignet. Daher ist es ganz auffallend, wie stark er in diesem Zuge Doré ähnelt, der seltenerweise nie Lyrisches illustriert hat, obwohl mindestens die äußerliche Seite seines Talentes ihn eigentlich darauf hingewiesen



Illustr. zu Kingss „Im Spätherbst“ von G. Cloß.
Aus „Natur und Dichtung“. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

haben müßte. Außerlich ist übrigens auch nur die Ähnlichkeit zwischen den Beiden. Doré ist weit reicher und freudiger, Cloß allem Anscheine nach tiefer als jener. Eine seltsame Schwermuth liegt fast auf allen seinen Blättern; aber nirgends berührt sie wie etwas Krankhaftes; selbst wenn man sie immer und immer wiederfindet, bleibt man geneigt, ihr nachzugeben. Das spricht jedenfalls für die Echtheit des Empfindens bei dem Künstler. Uebrigens hat er in diesem Buche auch einige Scenerien von unterschiedener Großartigkeit und von einer Kraft gegeben, wie man sie nicht erwarten sollte, wenn man das weiche Auseinanderfließen seines Nachtzaubers oder die tiefe Ruhe der Abendstille betrachtet. Leider verwehrt uns auch hier der Umfang jener Darstellungen deren Wiedergabe.

Die Holzschnitte rühren aus den Ateliers von Cloß und Ruff in Stuttgart her. Zu ihrem Lobe viel hinzuzufügen, ist sicherlich überflüssig. In der That: wenn man

bei den Zeichnungen von Gustav Cloß an Doré erinnert wird, so tragen die Holzschnitte nicht das Wenigste zu diesem Eindrucke bei; sie sind völlig in derselben Manier geschnitten, wie die der Doré'schen Werke es zu sein pflegen. Und sie stehen den Leistungen der Franzosen keineswegs nach; das, was man an jenen zu rühmen pflegt, die kräftige, förmlich farbige Wirkung auf das Auge, üben sie in ganz demselben Grade aus. Und dabei ist der Stich ganz außerordentlich sauber, ohne jemals in das Geleckte zu verfallen; selbst wenn es sich um ziemlich breite Flächen handelt — denn einzelne der Blätter haben ein recht umfangreiches Format — bleibt die Behandlung eine untadelig gleichmäßige.

Uebrigens wollen wir nicht umsonst gesagt haben, daß Natur und Dichtung unter den Anthologien die Prachtanthologie sei; und da aus dem, was unsere Proben bieten können, das vielleicht noch nicht ganz deutlich hervorgeht, so sei dieses Punktes noch im Einzelnen kurz erwähnt. Wie schon bemerkt, enthält das Buch zweiunddreißig Gedichte, das giebt zweiunddreißig Illustrationen, und zwar sind darunter vierzehn Vögelbilder — in groß Folio. Dabei sind dieselben auf einem ziemlich stark gelblich getönten Papier gedruckt, ein Kunstgriff, der die coloristische Wirkung der Zeichnungen in ganz merkwürdiger Weise erhöht. Außer jenen von Cloß herrührenden Blättern ist das Buch übrigens mit Initialen und Rahmen von Julius von Schnorr verziert (der, beiläufig bemerkt, auch zu dem vorher besprochenen Werke sehr schöne Initialen beigefeuert hat). Diese, bräunlich gedruckt, sind von einem überraschenden Reichthum in der Erfindung und einer überraschenden Anmuth der Ausführung. Ein Meisterstück geradezu ist die Initiale, die dem Eröffnungsge dicht vorgebruckt ist, eine Arabeske zu Helnes „Auf Flügeln des Gesanges“. Initialen lassen sich nicht beschreiben, und zum Abdruck ist diese leider viel zu groß, aber wer dieses Buttenpärchen sieht, dem Amor und ein leierspielender Flügelnabe vorausschweben, ein Gebüsch fremdartiger Blumen hinauf, den muß die reizende Darstellung sicherlich entzücken und mit Heiterkeit erfüllen.

Es braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden, daß die Ausstattung auch im Uebrigen den rein künstlerischen Stücken des Buches entspricht. Wir sangen, erfreulicherweise, in diesem Punkte an verwöhnt zu werden, verlangen von Werken dieser Art ein schweres Papier, breiten Druck und guten Einband — nicht Augenwaare bloß, sondern auch dauerhaft. Allen diesen Anforderungen entspricht das Buch in Fülle; und wenn wir das erwähnen, so ist wohl auch diesem Punkte hier Genüge geschehen.

Zum Schluß sei noch auf ein Werk des Neff'schen Verlages hingewiesen, das in heutiger Zeit, wo mit zunehmendem Luxus sich auch in Deutschland der Sammeleifer des großen Publicums auf edlere Gegenstände zu werfen beginnt, allgemeine Beachtung verdient. Es ist Jaennicke, **Grundriß der Keramik**, ein sehr opulent ausgestatteter Band, von dessen Illustrationen hier gleichfalls zwei Proben abgedruckt sind — die eine übrigens ein französischer Holzschnitt von Jacquemart. In der Vorrede bemerkt der Autor ganz mit Recht, daß es geradezu unwürdig ist, wie in Deutschland Bücher der Art noch fehlen. Will man sich über irgend einen Zweig der Kunstindustrie unterrichten, so muß man in der Regel nach einem französischen oder englischen Buche greifen, das meistens in dem Punkte, für den man sich am Meisten interessirt, in Bezug auf die deutsche Production nämlich, jene stolze Unwissenheit zeigt, welche unsere lieben Nachbarn so glücklich im Bewußtsein ihrer unerreichten Vollkommenheit macht.

Jaennicke's Buch ist ein vielversprechender Ansaß eines hoffentlich rasch anwachsenden Zweiges am Baume unserer Fachliteratur. Zunächst für den Sammler geschrieben (aber in einem Tone, der auch profanen Menschenkindern verständlich und sogar unterhaltend ist), erweist es sich als belehrend im höchsten Grade und zeigt in dem Verfasser einen Mann von Kenntnissen und Gründlichkeit. Die Illustrationen sind außerordentlich zahlreich und enthalten u. A. eine lange Reihe Monogramme und Marken. Sie sind sämmtlich in Holzschnitt ausgeführt; und für diesen Gegenstand



Galette der Venus. Relief von M. Claude (Clodion).
Aus „Grundriß der Keramit“, Von J. Jaenisch. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

reicht jene Technik ja auch vollkommen aus. Farbige Reproduktionen würden bei ihm sogar etwas Mißliches haben. Die Ausstattung ist äußerst gebiegen, einfach und vornehm, wie es sich für ein Buch dieser Art ziemt.

Wir würden Jaennides Grundriß auf das Wärmste empfehlen, wenn das nicht



Tischplatte in Meißener Porzellan. Entworfen von Schnorr von Carolsfeld, gemalt von Müller.
Aus „Grundriß der Keramik“ von J. Jaennide. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

eine ziemlich hoffnungslose Sache wäre. Aber den Sammlern wenigstens und jedermann, der über die Keramik Etwas zu wissen wünscht, sei derselbe als etwas unentbehrliches genannt, und ihnen gegenüber sei darauf hingewiesen, daß, ihn zu kaufen, nicht bloß ein Ding eigenen Nutzens, sondern auch eine Ehrenpflicht gegen eine in Deutschland zurückgesetzte Literaturgattung ist.

Wilhelm Müller, politische Geschichte der Gegenwart. XIV. Bd. Das Jahr 1880.
Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres und einem alphabetischen Ver-

zeichnisse der hervorragenden Personen. 8. XVI u. 296 S. Berlin 1881, Jul. Springer. M. 4. —

Das Jahr 1880 ist fast für alle Staaten Europas ein ereignisvolles Jahr gewesen. Die Annahme des Reichsmilitairgesetzes und die Verlängerung des Socialistengesetzes im Deutschen Reichstag verschafften der Reichsregierung nach Außen und nach Innen die nöthigen Machtmittel; die Vorlegung des neuen Kirchengesetzes gab Veranlassung zur Veröffentlichung eines wesentlichen Theiles der zwischen dem Reichskanzler und dem Vatican geführten Correspondenz; die Feier der Vollendung des Kölner Domes erschien als eine Feier der Vollendung deutscher Einheit. In Oesterreich wurde von den Slaven und Magyaren ein gehässiger Kampf gegen das Deuthum eröffnet, welchem Kampf das Ministerium Taaffe mehr Vorschub leistete, als entgegentrat. Die Fögerung der Pforte, die Bestimmungen des Berliner Vertrages auszuführen, veranlaßte die Berufung der Berliner Conferenz und die Flottendemonstration und trieb Griechenland zu energischen Kriegsrüstungen an. In Frankreich zwang der Widerstand des Senats die Regierung zum Erlaß der Märzdecrete. Der allmächtige Kammerpräsident Gambetta setzte die Amnestirung sämmtlicher Communarden durch und verfügte mit souveräner Gewalt über den Bestand der Ministerien. In England vollzog sich ein folgenreicher Cabinetwechsel; Irland war dem Aufstand nahe; die Boeren von Transvaal erhoben sich unter den Sympathiebezeugungen der ganzen civilisirten Welt. Der Nihilismus in Rußland fand in Boris Melikow einen ebenso gewandten als entschlossenen Gegner. Der belgische Culturkampf verbreitete über die Heiligkeit des päpstlichen Stuhles ein sehr zweifelhaftes Licht. Die Vollendung des Gotthards-Durchstichs eröffnete für die Schweiz und die mittheilhaftigen Staaten ein reiches Zukunftsbild. Von dem ganzen reichen Inhalt dieses Jahres giebt Müllers Buch ein treffliches Bild. Die geschickte Anordnung, die frische und übersichtliche Art, kaum entschwundene Ereignisse darzustellen und zu beleuchten, hat von allen Seiten Anerkennung gefunden und dem Unternehmen zahlreiche Freunde zugeführt.

J. Mainzer, die kritische Epoche in der Lehre von der Einbildungskraft aus Humes und Kants theoretischer Philosophie nachgewiesen. 8. IV u. 86 S. Jena, 1881, C. Frommann. M. 2. 40

Ueber den hier behandelten Gegenstand ist bis jetzt nur eine Monographie erschienen, die von J. Frohschammer in München. Die Differenzen zwischen dieser Arbeit, und der vorliegenden, sofern überhaupt beide das gleiche Thema haben, sind erheblicher, als die gemeinsamen Punkte. Hauptsächlich in zwei Stücken weichen die Ergebnisse Mainzers völlig von denen Frohschammers ab. Mainzer setzt einen Standpunkt in Bezug auf die Imagination wie dem Spinozas als einen dogmatischen dem Kants als dem kritischen principiell entgegen, und der Unterschied von Schein und Erscheinung dünkt ihn zu wesentlich, als daß man ihn gegenüber dem gemeinschaftlichen Ursprung beider in der Einbildung zurücktreten lassen dürfte. Zweitens kann innerhalb der Kantischen Philosophie von einer genauen Unterscheidung der Einbildungskraft, soweit sie eine transcendente Thätigkeit und soweit sie dies nicht ist, durchaus nicht absehen; vielmehr ist er der Ansicht, daß z. B. die productive Einbildungskraft, von welcher in der Kritik der reinen Vernunft die Rede ist, und die in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, als ein und dasselbe Handelnde, nur auf verschiedenen Stufen der geistigen Entwicklung erst durch Schelling erkannt worden, bei Kant aber noch etwas von Grund aus Verschiedenes sind, mag er sich selber, über diese Verschiedenheit, klar geäußert haben oder nicht. Da dem Verfasser nun das Charakteristische der Kant'schen Lehre von der Einbildungskraft darin zu liegen scheint, daß in ihr zum ersten Male die Wirklichkeit als Object der richtigen Erkenntniß von der Einbildung bedingt ist, beschränkt sich dessen Untersuchung auf Kants Erfahrungstheorie.

Wilhelm Buchner, Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. 8. 1. Lieferung. S. 1—80. Erscheint in 15 Lieferungen. Lahn, 1881, M. Schauenburg. à Hg. M. 1. —

Die erste eingehende Darlegung des Lebensganges Ferd. Freiligraths, eines der Lieblinge und hervorragenden Lyriker der deutschen Nation, auf Grund seines Briefwechsels, welchen die Wittve des Dichters dem Verfasser, dem Sohn eines Freiligrath lange Jahre hindurch befreundeten Hauses, zum Zwecke dieser Arbeit übergab. Gerade die mitgetheilten Briefe und Brieffragmente Freiligraths verleihen dem Werke seinen Hauptreiz, indem sie ein getreues Seelen- und Lebensbild des Dichters dem Leser vorführen: seine Briefe sind — abgesehen von kurzen geschäftlichen Mittheilungen, — stets ein voller Erguß seines Gemüthes über der ihn bewegenden Gedankenwelt. Der Brief war ihm nicht eine Pflicht, die abgethan werden muß, sondern ein wahrer Seelentausch, eine Stimmungssache. Der edle Gemüthsmensch, der in Freiligraths Poesie nicht selten hinter dem phantasievollen Dichter zurücktritt, entfaltet sich nirgends schöner als in den Briefen; durch seinen vielbewegten Lebensgang, häufigen Wechsel des Aufenthalts fand sich Freiligrath auch stets aufs neue zum brieflichen Herzenserguß den ferne wohnenden Freunden gegenüber gedrängt, und darum sind diese Briefe so außerordentlich liebenswürdig in Scherz und Ernst, in den Mittheilungen über seine Poesie und Familie, in seinem Zorn über die Zeitverhältnisse wie in der Liebe zum Vaterlande, überall der volle warme Mensch, so daß der geistige Werdeproceß uns kaum bei irgend einem andern Dichter so klar vor Augen liegt wie bei Ferd. Freiligrath. Wir kommen nach Vollenbung des Werkes nochmals darauf zurück.

P. Groh, die Tropen und Figuren. Ein Hilfsbuch für den deutschen, lateinischen und griechischen Unterricht an höheren Lehranstalten. 8. VIII u. 282 S. Köln, 1881, C. Koemke & Cie.

In dieser Schrift versuchte der Verfasser, die einzelnen sprachlichen literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Tropen und Figuren nicht bloß anzugeben, zu classificiren und durch Beispiele zu erläutern, sondern dieselben zugleich aus dem Wesen der Sprache und den Aufgaben der sprachlichen Vorstellung namentlich der Poesie und der Dichtkunst herzuleiten und in ihrer geschichtlichen Entwicklung darzulegen. Demnach würde eine wissenschaftliche Darstellung dieses wichtigen Theiles der Poetik angestrebt und letztere mit W. Wackernagel als eine Philosophie der Poesie und ihrer Geschichte aufgefaßt, zugleich aber auch beständige Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schule genommen. Die Beispiele wurden gleichmäßig der griechischen, lateinischen und deutschen Literatur entlehnt. Durch diese Zusammenstellung trat manche sprachliche Erscheinung in ein helleres Licht. Besonders wurden diejenigen klassischen Schriftsteller berücksichtigt, welche innerhalb des Gesichtskreises der Schule liegen und sich durch Gedankenreichthum und durch eine edle, harmonische Sprachform auszeichnen. Damit die Schrift auch solchen Kreisen zugänglich sei, welchen die griechische Sprache ferner liegt, namentlich den Realschulen und Seminaren, wurde den griechischen Stellen eine deutsche Uebersetzung beigelegt.

Alfred Gick, das Ideal der Menschheit. Nach C. Chr. Fr. Krause's Schrift „Das Urbild der Menschheit“. 8. XXIII und 99 S. Stuttgart, 1881, Carl Krabbé.

Dem Verfasser der vorliegenden Schrift fielen bei seiner Lectüre der Schrift des Philosophen Krause „Das Urbild der Menschheit“ so vielfach Stellen von der höchsten Erhabenheit der Gedanken, zugleich in eine außerordentlich schöne sprachliche Form gekleidet, auf, daß er es einerseits unbegreiflich finden mußte, daß das bezeichnete Buch Krause's dem großen gebildeten Publikum, männlichem wie weiblichem, bis heute noch gänzlich unbekannt ist, andererseits angesichts des, nicht bloß vergriffenen, sondern auch sehr umfangreichen und vielfach theils Nichtphilosophen leicht unverständlichen, theils unpraktischen ursprünglichen Werk Krause's sich veranlaßt sah, zum Genuße Anderer,

jene Stellen systematisch zusammenzutragen. Der Schönheit und Wahrheit der, vom Verfasser aus dem ursprünglichen Werk gezogenen, im gegenwärtigen Buch — in einer, Jedem verständlichen — Weise niedergelegten Gedanken wird man sich nur schwer verschließen können. Unter „dem Ideale der Menschheit“ ist wesentlich der von Krause verfaßte „Menschheitsbund“ zu verstehen, welcher Menschheitsbund nach Fohlsfeld, einem berühmten Kenner Krauses, „der christliche Gedanke des allumfassenden Reiches Gottes ist, nur wissenschaftlich begründet und im Innern durchgestaltet. Der Menschheitsbund wird der leitende Gedanke des Alters der Reife auch für unsere Erdmenschheit werden. Derselbe hat die Aufgabe, Alles rein und allgemein Menschliche als solches, das ganze Menschenthum als Ganzes zu fördern, zu pflegen, und zu vollenden. Seine Macht soll eine rein geistige (moralische), keine äußere Zwangsgewalt sein. Seine Wirksamkeit ist friedlich, liebevoll, gerecht, mit allem schon bestehenden Guten in allen Gesellschaftskreisen, in Familie und Volk, Staat und Religionsverein u. s. w. in vollem Einklange. Die Verfassung des Menschheitsbundes ist die freie Gemeindevorstellung. Die freierwählten Bundesbeamten leiten den Bund im Namen und im Auftrag der Gemeinde“.

H. Baehinger, Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Zum hundertjährigen Jubiläum desselben. 1. Band 1. Hälfte. Octon-Format. XVI u. 208 S. Stuttgart, 1881, W. Spemann. M. 4. 50.

Eine unübersehbare Literatur hat sich an Kants epochemachendes Buch angegeschlossen. Hunderte von Specialschriften, Aufsätzen u. s. w. sind über dasselbe geschrieben worden. Auch zur Erklärung dieses tiefsinnigen Werkes ist Vieles geschehen. Aber trotzdem bietet dasselbe noch auf jeder Seite die größten Schwierigkeiten und Dunkelheiten dar. Und was auch bisher zur Erklärung beigetragen ist, — es ist überall gestreut. Der Einzelne, selbst der Fachgelehrte, ist nicht in der Lage, das vollständige exegetische und kritische Material aufzufinden, zu übersehen und zu verwerten. Es darf somit als ein zeitgemäßes Unternehmen angesehen werden, wenn diesem unleugbar vorhandenen, auch schon öfter ausgesprochenen wissenschaftlichen Bedürfnis durch den hier angekündigten ausführlichen Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft abzuhelfen versucht wird. Dieser Commentar enthält folgendes:

- 1) Eine allgemeine Einleitung über Kants historische und actuelle Bedeutung, das Verhältniß seines Criticismus zum Dogmatismus und Skepticismus, als Vorstufe zur Kritik der reinen Vernunft. 2) Fortlaufende Interpretation des Textes nach Analogie der Commentare zu den Schriften des klassischen Alterthums, möglichst erschöpfende Erklärung der Schwierigkeiten und dunklen Stellen, logische Analyse des Zusammenhanges im Einzelnen und Disposition der größeren Abschnitte. 3) Herbeiziehung sämtlicher Parallestellen aus Kants übrigen, früheren und späteren Werken, Entwicklungs-Geschichte der einzelnen Lehren mit besonderer Berücksichtigung der Ausbildung und Umbildung der Terminologie und Statistik des Sprachgebrauchs. 4) Herbeibringung des gesamten exegetischen Materials, Sammlung, kritische Sichtung und Verwerthung der zerstreuten älteren und neueren theilweise seltenen Beiträge zur Erklärung der einzelnen Textstellen und der zusammenhängenden Abschnitte. 5) Historische Interpretation, Erörterung des Verhältnisses der einzelnen Lehren Kants zu der vorkantischen Philosophie, Nachweis der Abhängigkeit und Fortbildung. 6) Immanente Kritik des Kantischen Systems. 7) Verwerthung der kritischen Literatur über, gegen und für einzelne Stellen und Lehren der Kritik der reinen Vernunft. 8) Heraushebung der Anknüpfungspunkte der Epigonen, der Motive der Weiterentwicklung der nachkantischen Philosophie. 9) Berücksichtigung des modernen Streites zwischen Rationalismus und Empirismus, Idealismus und Materialismus. 10) Besprechung der Controversen über die Kritik der reinen Vernunft, über ihren Hauptzweck, ihre Methode, ihre Composition und das Verhältniß der beiden

Auflagen desselben. 11) Revision des Textes der „Kritik der reinen Vernunft“. 12) Sach- und Namenregister, bibliographische Uebersicht.

Friedrich von Weech, badische Biographien. Dritter Theil. 8. VI u. 213 S. Karlsruhe, 1881, Braun. M. 4. —

Den beiden ersten im Jahre 1875 erschienenen Theilen dieses vom Publikum und Kritik überaus günstig aufgenommenen wichtigen Werkes, welches bei dem Weggang der Bessermann'schen Buchhandlung von Heidelberg in den Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung in Karlsruhe übergegangen ist, folgt nunmehr ein dritter Theil, welcher die Biographien der seit 1875 verstorbenen namhaften Badener und außerdem eine Reihe von Nachträgen und Berichtigungen zu den ersten Theilen enthält. Ueber die von dem Herausgeber bearbeiteten Nekrologe aus öffentlichen Blättern enthält der 3. Theil eine Reihe von Originalartikeln, u. A. vom Wirkl. Geh. Rath v. Freybof, Prof. Furd, Prof. Dr. Jordan, Prof. Dr. König, Hofrath Dr. Rud. Maier, Oberkirchenrath Dr. Mühlhäußer, Geh. Rath. Dr. Schulze und Prof. Dr. Strauch. Aus den Biographien heben wir hervor.

Theologen: Alzog, Ehrenfeuchter, Holzmann, Kefser, Kientler, Mühlhäußer, Schlegel, Schnappinger, Stengel, Vogel, Werf.

Philosophen: von Reichlin-Melbegg, Sengler.

Juristen und Staatsbeamte: v. Andlaw, v. Boeckh, v. Ruß, Flad, Frid, Heß, Hildebrandt, v. Mohl, Muth, Mend, Röder, v. Schönau-Wehr, v. Schweiger, v. Stabel, Stockhorner, v. Starein, Stüber, Winnefeld, Zöpsf. Philosophen, Archäologen, Historiker, Schriftsteller: Caspari, Deuber, Föhlisch, Gebhard, Gmelin, Köchly, Marmor, Plag, Schmitt, Blank, Schnars, Stark, Sturm, Woltmann. Künstler und Architekten: Bachmüller, Dr. Condres, Feuerbach, Leonhard, Lessing, Schröbter, Schweinfurth, Steinhäuser, Weller, Willmann. Naturforscher und Aerzte: Funke, Müller, J. Chr. u. Chr. F. W. von Koller, Seubert, Simon. Militärs: Böcklin v. Böcklinzau, K. u. S. v. Freybof, Klose, v. Reng, Schellenberg, Stockhorner, v. Starein, Waag. Aus bürgerlichen Kreisen: Artavia, Baader, Herder, Kirchner, Senel, Mez, Paravicini, Poffel, Sutter.

* **Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung**, von Ernst Friedel. Leipzig, Otto Spamer. M. 4. —

Das Buch, das einen Band des Sammelwerkes Deutsches Land und Volk bildet, verdient die entgegenkommendste Aufnahme. Wir haben bisher — und das ist ein trübes Zeichen — kein populäres Werk über Berlin gehabt. Prachtwerke über allerlei wilde Gegenden, für die man sich nur schwer interessieren kann, sind herausgegeben worden, und für das Heimische hat sich kein Darsteller gefunden. Als ob es sich nicht der Mühe lohnte! Berlin ist in den letzten Jahrzehnten eine der schönsten Städte geworden, hat einen Aufschwung genommen, der auf historischem Boden unerhört, nur in den Nomadenstädten Amerikas seines Gleichen findet. Erst vor Kurzem wurde an dieser Stelle der Wunsch nach einem großen Berlin-Werke ausgesprochen. Der vorliegende erfüllt den Wunsch nicht ganz, aber es ist doch eine erfreuliche Abschlagszahlung. Der Text ist gewandt und frisch geschrieben; der Verfasser als Mitglied des Magistrates ist natürlich in der Lage, überall genaue Nachrichten zu geben: Berliner Stadtgeschichte, Gebäude und Straßen, Leben und Verkehr, das Alles wird, etwas gedrängt zwar, aber darum nicht minder anziehend behandelt; zum Schluß folgen Schilderungen der ungebührlich verläumdeten Umgebung Berlins. Das Buch ist mit offenkundiger Liebe zum Gegenstande geschrieben, und dadurch erhält es einen besonderen Reiz. — Die Illustrationen sind zahlreich und lobenswerth: es befinden sich darunter eine Reihe von Reproductionen alter Holzschnitte und Kupferstiche aus den letzten drei Jahrhunderten, sehr sauber gearbeitete Architekturen und eine Reihe Zeichnungen aus dem Berliner Leben, die H. Lüders flinker Stift aufgenommen hat.

Eine ganz hervorragende Zierde ist eine Illustration von Paul Meyerheim und eine Ansicht des alten Potsdamer Thores, deren stimmungsvolle Schönheit uns beinahe in Kenzel den ungenannten Zeichner des Blattes suchen lassen möchte.

* **Dem Zar Befreier!** Ein Requiem von B. von Andrejanoff. Riga, Wilhelm Helms.

Ein ziemlich überraschendes Stück deutsch-russischer Haupt- und Staatspoesie. Denn man merkt an der Behandlung eines Stoffes, der den Nichtrussen entweder kalt läßt oder gar zu stillem Widerstande reizt, daß hier ein Dichter von Talent redet. Hoffentlich findet sich eine andere, sympathischere Gelegenheit, ihm wieder zu begegnen.

* **Deutscher Wortschatz oder der passende Ausdruck**, von A. Schlessing. Stuttgart, Paul Neff. M. 5. —

Das Buch ist nach dem Muster von Rogers in England sehr beliebtem Thesaurus of English Words and Phrases ausgearbeitet worden. Es soll ein Nachschlagebuch, nicht bloß für Schriftsteller und Redner, sondern für Gebildete aller Stände und für Ausländer sein. Es enthält zunächst eine Uebersichtstafel, worauf die tausend Begriffe aufgeführt sind, unter die sich die einzelnen Worte einordnen; dann die Begriffsrubriken selbst und endlich einen ausführlichen Index, der für jedes vorkommende Wort die Stelle im Buche nachweist. Dieser Index ist das Werthvollste. Denn unter besagten tausend Begriffen würde sich natürlich kein Mensch zurechtfinden können; so aber ist das Suchen auf das Einfachste erleichtert. Man schlägt in dem Index irgend ein Wort nach, das der vorstehenden Idee ungefähr entspricht, findet da die betreffende Gattungsnummer angegeben und kann sich unter dieser aussuchen, was man braucht. Der hier gebotene Wortschatz ist begreiflicherweise im Entferntesten nicht vollständig — sonst würde das Buch, das jetzt 430 Seiten zählt, ja zum Unförmlichen angeschwollen sein: — aber er enthält genug, um dem Leser, selbst wenn dieser nicht ganz genau den gewünschten Ausdruck findet, immerhin auf die Spur zu helfen. Wir haben bei mehrfachen Proben, anstatt erst über ein Wort lange nachzugrübeln, in dem Verzeichnis jedesmal einen zuverlässigen Rathgeber gefunden. — Es steckt übrigens eine Arbeit darin, die Niemand unterschätzen sollte: außer dem Sammeln und Rubriciren ist es schon viel, einen so brauchbaren Index zu schreiben. Auch der Druck wird nicht geringe Schwierigkeiten bereitet haben.

* **Mein erster Tag.** Schulhumoreske von Tobias Hellschott. Wien, L. Rosner. Zweite Auflage. M. 1. —

Ein Bild aus dem Lehrleben jener Zeit, da die österreichische Volksschule noch ganz in Händen der Kirche, und der Lehrer nichts besseres denn ein Bedienter des Geistlichen war. Humoreske ist eigentlich ein anspruchsvoller Titel: der Humor des Verfassers ist ein wenig dünn; wie denn das Heftchen überhaupt keinen literarischen Werth besitzt. Aber es geht wenigstens ein gesunder Zug von Empörung über das ehemalige Unwesen, das sich in Oesterreich leider Gottes wieder zu erheben scheint, durch das Buch. Und als ein Beweis dafür, wie weit die Verpaffung der Volksschule führen kann, ist das Schriftchen äußerst lehrreich: in Deutschland, wo die Kirche ja auch ihren Anspruch auf die Herrschaft in der Schule noch nicht aufgegeben hat, und wo sich immer noch Leute finden, die ihr jene in die Hände spielen möchten, wird dieser Anstrich aus dem Nachbarlande sicherlich Theilnahme erwecken.

* **Paris.** Von Max Nordau. Leipzig, Dunder und Humblot.

Unter diesem Titel erscheinen die „Studien und Bilder aus dem wahren Millardenlande“, die vor drei Jahren bei ihrem ersten Erscheinen lebhaftes Interesse erregten, in einer zweiten vermehrten Auflage. Während man sonst in den unzähligen deutschen Büchern, die über Paris jahraus, jahrein geschrieben werden, immer nur die alten Sachen findet, die Heine und Börne schon ungleich besser gesagt haben, schlägt

Nordau einen neuen, eigenen Ton an. Dieser ist vielleicht nicht immer ganz richtig, aber es ist wenigstens etwas anders als das Hergebrachte, das auch nicht unfehlbar ist. So ist es erklärlich, daß Nordaus Buch Freunde gefunden hat. — Bei dieser Gelegenheit sei auf eine Sammlung von Feuilletons aufmerksam gemacht, die Jules Claretie, nachdem sie zuerst im Temps erschienen, nun unter dem Titel: *La vie à Paris 1880* als Buch veröffentlicht hat (Paris, Victor Savard). Es ist eine vollständige Chronik des Pariser Lebens in jenem Jahre; ein Jahr- und Handbuch, bei dessen Lectüre sich jeder Freund der schönen Stadt gern die Ereignisse, die ihm allzu rasch entflohen, in das Gedächtniß zurückrufen wird. Neben vielem Nützlichen findet sich auch manche wissenswerthe Anekdote und manch' hübsches Wort. Hübsch ist das Buch überhaupt — doch der Stilist Claretie braucht nicht erst empfohlen zu werden!

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Aus deutscher Culturgeschichte.** Hannover, Carl Meyer.
- Birt, Th. Elpides.** Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
- v. Boguslawski,** Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Band VIII. No. 5. Berlin, D. Reimer.
- Cherbuliez, Victor,** Der Verlobte des Fräulein von Saint-Maux. Berlin, Eugen Grosser.
- Collection Spemann,** Band 6 und 7. Stuttgart, W. Spemann.
- Ebers, G. & H. Guthe,** Palästina. Lief. 4 u. 5. Stuttgart, Hallberger.
- Fehr, L.,** An die Braut. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.
- Göttinger, Ernst,** Reallexicon der deutschen Alterthümer. Heft 1 u. 2. Leipzig, W. Urban.
- Grassmann, R.,** Das Weltleben oder die Metaphysik. Stettin, R. Grassmann.
- Hare, Augustus J. C.,** Freifrau von Bunsen. 2 Bände, Gotha, F. A. Perthes.
- Hartmann, A.,** Der gerechte Brantweinbrenner. Bern, K. J. Wyss.
- Hirschfeld, Dr.,** „Ophelia.“ Danzig, E. Gruhn.
- Historische Meisterwerke der Griechen und Römer.** Heft 2. Leipzig, E. Kempe.
- Illustrirtes Conversations-Lexicon der Gegenwart.** Lief. 9—10. Leipzig, Otto Spamer.
- Kiepert, H.,** Specialkarte von Mittel-Italien. Berlin, D. Reimer.
- Kiepert, H.,** Generalkarte der Südost-Europäischen Halbinsel. Berlin, D. Reimer.
- Körner, Prof. Fr.,** Geschichte des deutschen Volkes. Heft 3. Berlin, Wilh. Issleib.
- Koser, Prof. Dr. W.,** Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. XVI. Band, Heft 3. Berlin, D. Reimer.
- Kretschmer, Alb.,** Die Trachten der Völker. Lief. 16a. 17. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.
- Krüger, F.,** Das Reich Gottes. Güstrow, Opitz & Co.
- Latendorf, Fr. Karl Horn und Heinrich Gesellius.** Pörsneck, C. Latendorf.
- Leizner, Otto von,** Illustrierte Geschichte der fremden Literatur. Lief. 4—7. Leipzig, Otto Spamer.
- Lindenberg, Paul,** Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrikas. Heft 4. Berlin, D. Reimer.
- Nordlandfahrten.** Lief. 10. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.
- Reissenberger, Dr. Carl,** Das Grossfürstenthum Siebenbürgen. Wien, Karl Graeser.
- Rossmassler, E. A.,** Der Wald. Lief. 15. u. 16. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchh.
- Siegmund, Ferd.,** Aus der Werkstatt des menschlichen und thierischen Organismus. Lief. 15—20. Wien, A. Hartleben.
- Sutermöller, Otto,** Welt und Geist. Bern, J. Dap'sche Buchhandlung.
- Scherben, gesammelt von einem müden Manne.** Zürich, Verlags-Anstalt.
- Scherr, Joh.,** Allgemeine Geschichte der Literatur. Lief. 7—12. Stuttgart, Carl Conradi.
- Schmidt-Welsenfels,** Portraits aus Frankreich. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung.
- Stieler, Carl,** Neue Hochlands-Lieder. Stuttgart Ad. Bonz & Co.
- Voigt, Georg,** Friedrich Rückert's Gedankensyrik. Annaberg, Hermann Graser.
- Weck, Prof. Dr. Gustav,** Allerdeutschentag. Wittenberg, R. Herrosé.
- Zirngiebl, Dr. Eberhard,** Johannes Huber. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Das Versand-Geschäft

VON

Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj.  des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen direct nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig**, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franco an Jedermann gesandt wird.



Specialitäten

des



Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder.
Stoffrüschen,
Rüschen in Batist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten f. Herren u. Knaben,
Weiße Batist- u. Atlas-Cravatten für Herren,
Bunte Satin-Cravatten,
Schwarzseidene Bindeshlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindruf und Feder,
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.

Leinene Oberhemden-Einsätze,
Herren- und Knaben-Oberhemden,
Nachthemden für Herren.
Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaren f. Frauen, Herren und Kinder.

Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfums; Toilette-Seifen

Japanesischer und Chinesischer Thee,
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt,
Kaffee-Ersatz,
Biscuits und Waffeln.

Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert

und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft **MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig** garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig
und 9 Neumarkt LEIPZIG.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München.

„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, wesshalb ich es bestens empfehlen kann.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vorthellhaft aus. 24. Dezember 1878.“

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin.

„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbare Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.“

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.“

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 19. — Heft 56.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

November 1881.

Breslau,
S. Schottlaender.

November 1881.

Inhalt.

	Seite
Paul Lindau in Berlin.	
Herr und Frau Beyer. Novelle (Schluß)	159
Felix Auerbach in Breslau.	
Hermann Helmholtz und die wissenschaftlichen Grundlagen der Musik	212
Theodor Fontane in Berlin.	
Groeben und Siethen. Ein märkisches Kapitel (Schluß)	243
Der Scharnhorst-Begräbnisplatz auf dem Berliner Invalidenkirchhof	263
Felix Dahn in Königsberg i. Pr.	
Der Streit um die Krone. Ballade	266
H. Ehrlich in Berlin.	
Mailänder Erinnerungen aus dem Sommer 1881	272
Literarische Besprechungen.	
„Angela“, Roman von Friedrich Spielhagen. Von P. E.	283
Bibliographie.	296
Hierzu ein Porträt von Hermann Helmholtz, Radirung von W. Rohr in Königsberg i. Pr.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

vom Bibliographischen Institut in Leipzig (Meyers Sach-Verkauf),

von Levy und Müller in Stuttgart (Literaturproben),

von August Nicol in Wiesbaden (Geschenke),

von S. Schottlaender in Breslau (Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 1840—1870).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

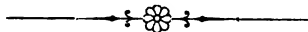
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIX. Band. — November 1881. — 56. Heft.

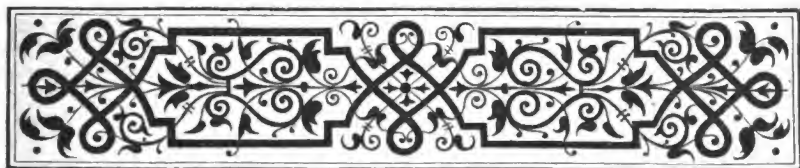
(Mit einem Portrait in Radirung: H. Helmholtz.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Herr und Frau Bever.

Novelle

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

(Schluß.)



Kathi," sagte Klaus, als sie sich am andern Morgen beim Frühstück gegenüber saßen, „ein Auftritt wie der gestrige darf sich nicht wiederholen. Wir wollen uns doch nicht quälen — wir haben uns verbunden, um uns gegenseitig das Leben zu erleichtern. Wir müssen, namentlich in dieser ersten Zeit unserer Ehe, wohl darauf achten, daß wir auf demselben Wege bleiben und uns nicht von einander trennen. Die falsche Richtung ist bald gegeben, und geht der eine nach rechts, der andere nach links, dann ist das Unglück da. Wir dürfen nie vergessen, daß ein Gegensatz zwischen uns nicht besteht, daß es sich nur handeln kann um eine Verschiedenheit der Meinungen, die sich durch gegenseitige Rücksichtnahme, oder um ein Mißverständnis, das sich durch ein gutes Wort schnell ausgleichen läßt. Es war kein Eigensinn von mir, daß ich Dich gestern zum Aufbruche mahnte, Kind. Das Tanzen bekommt Dir nicht, was Du auch sagen magst! Du warst so erregt, wie ich Dich nie zuvor gesehen habe. Und dieser fieberhaften Erregung schreibe ich es auch zu, daß Du unfreundlicher gegen mich warst, als es richtig war. Und dann und hauptsächlich war es mir unangenehm, daß Du mit einem Bekannten aus früherer Zeit zusammentrafst. Du wirst das begreifen. Ueber diese frühere Zeit soll nie ein kränkendes Wort von meinen Lippen kommen, aber ich mag daran auch nicht erinnert werden. Also lassen wir es gut sein, ich bin Dir nicht mehr böse; und nun sieh wieder freundlich aus und denke daran, daß wir alle Ursache haben, heiter in's Leben zu blicken. Reich mir die Hand, Kathi!"

Kathi hatte während dieser langen Rede nicht einmal den Versuch gemacht, dieselbe zu unterbrechen. Sie blickte unausgesetzt auf das weiße Tisch-

tuch und regte keine Miene. Ihr Gesicht war jeden Ausdrucks baar. Es war nicht traurig, nicht trozig, nicht gerührt, nicht versöhnlich. Apathisch legte sie ihre Hand in die ihres Mannes, ohne den herzlichen Druck zu erwidern.

„Hast Du mir denn nichts zu sagen?“ fragte Klaus nach einer längern Pause.

„Wenn ich mich ärgere, bringe ich kein Wort heraus,“ sagte Kathi.

„Aber Du sollst Dich nicht ärgern, Kind!“

Klaus bemühte sich, ihr noch einmal auseinanderzusetzen, daß ihre Verstimmung ganz grundlos sei. Sie ließ ihn reden, ohne zu widersprechen. Sie gab ihm nicht Recht und nicht Unrecht. Sie verstand ihn vielleicht gar nicht. Klaus erging sich gewiß zu sehr in Allgemeinheiten, zu denen ihr Verständniß nicht heranreichte. Sie hatte nur Sinn für Positives. Sie wußte sehr gut, was sie sich unter einer neuen Toilette, einer Reise, einem Balle, einem Souper mit der Levini vorzustellen hatte. Aber was der Klaus ihr da von den Aufgaben der Gatten, von sittlichen Pflichten für die Zukunft und derlei erzählte, das war ihr zu hoch; und sie war keine Freundin von Charaden.

Klaus hatte ganz Recht gehabt, als er nach der ersten Begegnung mit ihr zu Leo gesagt hatte, sie sei keine verderbte Natur, das sehe man ihr an den Augen an. Es war in der That keine ihrer seelischen Eigenschaften entartet und verderbt, sie war nicht lasterhaft; sie war einfach unentwickelt. Sie war aufgewachsen ohne ein gutes Vorbild, an dem sie sich hätte aufrichten können; nie hatte eine ernste und edle Gesinnung das jugendliche Gemüth befruchtet. Die Erziehung, die sie in der Werkstatt des Vaters empfangen — ihre Mutter war früh verstorben — hatte darin bestanden, daß sie genährt, gekleidet und in die Volksschule geschickt worden war. Zur Herstellung dessen, was man die sittliche Grundlage zu nennen pflegt, war nicht einmal der Versuch gemacht worden, und an Allem, was sich auf diese stützt und nur von ihr aus sich erheben kann, war gänzlicher Mangel. Die einzige Pflicht, die sie vollkommen begriffen hatte, war die: daß sie ihren Contract innehalten müsse, da sie sonst eine Conventionalstrafe zu zahlen habe. So war sie, trotz ihres das Mittelmaß überragenden Verstandes, nichtig. Aber diese seelische Nichtigkeit war durch die ihr angeborene körperliche Anmuth verhüllt. Ihre Erscheinung hatte einen bestrickenden Liebreiz. Dieser Macht war sie sich vollkommen bewußt, und ihr natürlicher Instinct lehrte sie den geschickten Gebrauch dieser gefährlichen Waffe. Wenn sie sich nicht ganz geheuer fühlte, so schwieg sie, die überhaupt nicht schwachhaft war, und überließ das Weitere der Wirkung ihres anmuthigen Wesens.

Dieses Schweigen war für Klaus eine Höllequal, und wenn sich in der starren Ausdruckslosigkeit des Antlitzes dessen unheimlicher, ihm bald bekannt gewordener Vorbote ankündigte, so überkam ihn ein Grauen. Er wollte ja gern Alles ertragen, er wollte offenbare Unbill willig erdulden, nur schweigen sollte Kathi nicht — nur nicht schweigen! Er hatte sich doch nicht einem leblosen Bildniß vermählt! Er wollte Alles, nur nicht in die Wüste predigen.

Ob er im Unrecht war, oder nicht, darüber ließ sich ja reden; aber es sollte nicht darüber geschwiegen werden.

War er denn ein Tyrann, vor dem ein jeder Widerspruch auf der Lippe ersterben mußte?

Und er ereiferte sich allmählich und redete sich schließlich in blinden Zorn hinein. In einer solchen Gemüthsstimmung sagte er dann Dinge, die er wirklich zu bereuen hatte. Durch ihr Schweigen brachte es Kathi fertig, daß er schließlich wirklich im Unrecht war, daß er sein Unrecht einsah, und die Frau, die ihm wehe gethan, noch um Vergebung bitten mußte. Und er machte sich Vorwürfe, daß er das arme Wesen, das ja nichts Anderes auf der Welt habe als ihn, durch seine Launen und seine Heftigkeit martere.

Mit der Zeit wurde der Riese so klein und schwach, daß ein Kind sich seiner hätte erbarmen mögen. Er zitterte vor einem jeden ehelichen Zwiste, da ein jeder derselben sich zu einem Zerstürniß erweiterte, das zu der Geringfügigkeit der Veranlassung in keinem Verhältnisse stand. Er zitterte vor der kleinen Kathi wie ein Sklave vor der erzürnten Gebieterin.

„Und da draußen hießen sie mich den König von Sumatra!“ sagte er einst mit bitterm Lächeln.

Kathi, die zunächst aus Unbehülfslichkeit geschwiegen hatte, schwieg später aus Princip, nachdem sie die Macht des Schweigens erkannt hatte.

Fremdblos verliefen die ersten Wochen der Ehe, unerquidlich im Großen und Ganzen, wenn es auch an sonnigen Stunden nicht gebrach. Wenn sich nach einer der leider nicht seltenen häuslichen Scenen Kathi an den Flügel setzte und mit ihrer hübschen Stimme und dem Temperamente der Vollblut-Wienerin, — die freilich im Sang und Tanz von diesem Temperamente so viel verausgabte, daß für das Andere wenig übrig blieb, — eines der zahlreichen österreischen Volkslieder sang, und Klaus den köstlichen Weisen mit innigstem Wohlbehagen lauschte, dann hatte er Alles vergessen, was ihn seit einiger Zeit so schwer bedrückte, dann war er aufrichtig überzeugt, daß er trotz alledem und alledem doch das Rechte gethan habe. Das Weib, das er liebte, war sein. Was hatte dieser Wahrheit gegenüber Alles Andere zu bedeuten?

Er vertraute auf die Zeit, die seine Rauheiten abschleifen und ihren Sinn gefügig machen würde. Er hatte es sicherlich nicht richtig angefangen. Er sagte sich, daß ihn die eigenthümlichen Bedingungen seines bisherigen Daseins gewiß zu einem Egoisten gemacht hätten. Er habe sich seit Jahren daran gewöhnt, seinen Willen unter allen Umständen durchzusetzen. In der Fremde sei er dem Verkehr mit Seinesgleichen, und vor allem dem Verkehr mit Frauen entfremdet und unter den Wilden halb verwildert. Er habe an sich viel gut zu machen. Die arme Kathi könne keine Schuld treffen. Wenn sie anders sei, als er es sich gedacht, so sei das doch nicht ihr Fehler. Von der Kirche dürfe er nicht verlangen, daß sie den Schlag der Mactigall habe.

„Ich muß mir mein Haus zimmern mit dem Material, das vorhanden ist. Das Wesentliche ist, daß wir unter Dach und Fach kommen. Freilich

gestaltet sich mein Leben anders, als ich gemeint, aber es braucht darum nicht schlimmer zu sein. Kathi ist keine schlechte Natur! Wir verstehen uns noch nicht recht, das ist Alles! Wir müssen uns Mühe geben, uns verstehen zu lernen. Darauf allein kommt's an."

So argumentirte Klaus. Er suchte den Schaden immer nur in sich. Mit unübertwindlicher Scheu ging er der Frage aus dem Wege: ob denn Kathi keine Schuld treffe? Und wo der Keim zu der Verschuldung liege? Es widerstand ihm, das beiderseitige Verhältniß in seiner Gesamtheit in's Auge zu fassen und zu untersuchen, ob denn dessen Grundlage eine richtige und gesunde sei. Es überschlich ihn wohl das unheimliche Gefühl, als ob er da bemerken müsse, daß er sich mit dem Zurechtzimmern seines Hauses überstürzt, die Basis nicht genügend geprüft und auf Sand gebaut habe. Das aber wollte und konnte er sich auf keinen Fall eingestehen. Den großen Fehler wollte er nicht zugeben, und er redete sich ein, daß genug geschehe, wenn er kleine Fehler ablege. Nur sich selbst habe er zu ändern; denn daß an Kathi nicht viel zu ändern war, ward ihm bald zur Gewißheit.

Es war ihm auch längst klar geworden, wie sich die kleinen Zwistigkeiten, die die junge Ehe so unerfreulich machten, am Einfachsten und Bequemsten dadurch vermeiden ließen, daß er als der Verständigere nachgab. Nachdem er alles Mögliche vergeblich experimentirt, hatte er sich die vollkommene Willfährigkeit zum Grundsatz gemacht; und da Kathi eigentlich nie etwas Unvernünftiges verlangte, so war es ihm auch nicht schwer geworden. Dabei hatte er sich auch leidlich wohl befunden, denn in der allerletzten Zeit war der häusliche Friede kaum erheblich gestört worden. Der Friede war freilich da, aber nicht die Einigkeit. Thatsächlich lebte ein Jedes für sich. Das Standesamt hatte in aller Form copulirt, aber das geistige und seelische Band hatte sich zwischen den Beiden nicht geknüpft. Kathi konnte aus dem Kreise ihrer Anschauungen und Empfindungen, wie ihn ihre Geburt und Erziehung gezogen hatte, nicht heraustreten, und dieser Kreis war eben ein ganz anderer als der des in den strengsten Principien der Sittlichkeit aufgewachsenen, von einem weisen und edlen Vater liebevoll erzogenen Lübecker Patriziersohnes. Kathi begriff nicht, wie sich Klaus über gewisse Aeußerungen von ihr alteriren konnte, deren harmlose Unbildung sie nicht empfunden hatte, und Klaus stand jeden Augenblick einer Unbegreiflichkeit gegenüber, mit der er paktiren mußte, um deren verletzende Wirkung abzuschwächen.

Kathi nahm die Zwistigkeiten viel weniger tragisch als Klaus. Sie kamen ihr mitunter sogar nicht ungelegen, da sie in das Einerlei einige Abwechslung brachten. Aber auch sie war nicht glücklich. Sie war an der Seite des Mannes, der sie aus vollem Herzen liebte, und im Ueberflusse des aller materiellen Genüsse gewährenden Reichthums sogar weniger glücklich, als sie es in der dürftig möblirten Stube der Frau Wilde und in der Gesellschaft leichtsinniger Courtmacher gewesen war. Denn sie langweilte sich fast immer. Vier- undzwanzig Stunden Tag ein Tag aus immer mit demselben Manne zusammen —

es war ihr ein bißchen zu viel! Sollte denn das ewig so weitergehen? Die Männer anderer Frauen hatten doch irgend ein Geschäft, das diese täglich auf längere oder kürzere Zeit vom Hause entfernte. Jene anderen Frauen waren doch während dieser größeren oder geringeren Frist sich selbst überlassen, sie konnten sich mit Bekannten ausplaudern. Sie hatte keine Freundin, mit der sie verkehren durfte, keinen Bekannten, den sie in den eleganten Salons begrüßte. Sie hatte eben nur ihren Mann, der auf Gottes weiter Welt nichts andres zu thun hatte, als sich um sie zu bekümmern. Deswegen quälte er sie gewiß auch durch seine merkwürdigen Schrullen. Er war unbeschäftigt, und das taugte dem im rüstigsten Alter stehenden und an Thätigkeit gewöhnten Manne gewiß nicht! Wenn sie sich erst zur Ruhe gesetzt hätten, so müßte Klaus wieder eine Thätigkeit beginnen, die einen ordentlichen Theil seiner freien Zeit in Anspruch nehme, um ihr die entsprechende freie Zeit zu gewähren. Das war nicht mehr als recht und billig.

Klaus, der seine Frau in alle seine Angelegenheiten eingeweiht hatte, war nicht wenig erstaunt über die Theilnahme, die Kathi an der Auflösung des Geschäftes auf Sumatra nahm. Diese ging viel langsamer von statten, als Klaus erwartet und gewünscht hatte. Die letzte Post hatte ihm einen Brief des umsichtigen und zuverlässigen Procuristen gebracht, in welchem dieser ihm mittheilte, daß er es vor seinem kaufmännischen Gewissen nicht verantworten könne, wenn er den Befehlen, die ihm Klaus bei seiner plötzlichen Abreise gegeben, buchstäblich nachkomme. Die überstürzte Liquidation würde unter den gegenwärtigen Conjunctionen sehr bedeutende Verluste nach sich ziehen, die mit Leichtigkeit bei einer rationellen und ruhigen Abwicklung zu vermeiden seien. Er erbitte sich daher die Genehmigung, freie Hand zu behalten und das Geschäft nach seinem bestem Ermessen so zu führen, daß dessen Liquidation sich glatt bewerkstellige. Wenn darüber längere Zeit verginge, anderthalb Jahre oder zwei, so sei das ja kein Unglück.

Klaus erklärte sich mit umgehender Post mit allen Maßnahmen des Procuristen einverstanden und freute sich, welches Interesse Kathi an diesen Geschäften nahm, von denen sie doch gar nichts verstand.

„Wer weiß,“ sagte Kathi mit sehr klugem Ausdruck, „ob es nicht am besten wäre, wenn Du selbst an Ort und Stelle die Sachen ordnetest!“

„Aber Kind,“ entgegnete Klaus gutmüthig lächelnd, „meinst Du denn, daß ich Dir die Beschwerlichkeiten einer solchen Reise zumuthen werde?“

Nein. So hatte es Kathi nicht gemeint.

Der Herbst war vorüber. Das junge Paar hatte eine schöne Reise durch Süddeutschland gemacht und hatte sich, nach allen möglichen Projecten, plötzlich entschlossen, seinen festen Wohnsitz in Berlin zu nehmen. Klaus hatte diese Eventualität schon früher in's Auge gefaßt und schon vor einigen Wochen wegen Ankaufs eines kleinen eleganten Hauses in der Hildebrandtstraße, das für ein junges Ehepaar wie geschaffen war, Unterhandlungen angeknüpft.

Es war von dem Besitzer ganz neu und sehr geschmackvoll für seine junge Frau mit aller Liebe eingerichtet, aber nie bezogen worden, da die junge Frau auf der Hochzeitsreise in Rom von dem tödtlichen Fieber dahingerafft worden war. Klaus machte nun den Kauf perfect und stattete Leo mit einer umfassenden Vollmacht aus, Alles, was etwa noch fehle, zu ergänzen, Unschönes zu ändern, zu dem Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen und namentlich Kathis Gemächer mit Kunstgegenständen zu schmücken.

Kathi war wirklich ein merkwürdiges Geschöpf! Sie war doch tiefer, als er glaubte! Denn eine solche Uneigennützigkeit, wie sie sie jetzt wiederum bewährte, ließ sich mit der Oberflächlichkeit des Charakters nicht vereinbaren. Er hatte sie ihr, ehrlich gesagt, nicht zugetraut. Und hatte es nicht etwas Rührendes, wie sie sich weit weniger um den Comfort und Luxus ihrer Zimmer kümmerte, als gerade um die Einrichtung eines schönen, ruhigen, von den übrigen Räumen abgelegenen Büreaus, in dem er recht ungestört arbeiten könne?

Leo war nicht umsonst ein Jahr bei den Meinungen engagirt gewesen. Er hatte ein gebildetes künstlerisches Auge und guten Geschmack. Er entledigte sich des Auftrags seines Freundes mit wahrer Freude und mit großem Geschicke. Mitte November war das Nest gebaut, und acht Tage darauf flogen die Vögel ein.

Kathi war von ihrem neuen Heim aufrichtig entzückt. So Reizendes hatte sie nie gesehen, nie gedacht. Zum erstenmal empfand sie etwas wie Dankbarkeit für den Mann, der keinen Dank begehrte und sich belohnt genug wähnte, wenn sie nur zufrieden war. Die Zeit verging ihr hier auch schneller als auf der Reise. Sie machte sich im Hause zu schaffen, und dann kam ja auch Leo oft zum Besuch.

Sie hatte ihn doch falsch und ungerecht beurtheilt. Er war wirklich ein unterhaltender und liebenswürdiger Mensch. Er hatte sich auch in seinem Benehmen ihr gegenüber zu seinem Vortheil verändert. Seitdem sie Frau Bower war, sprach er immer im Tone respectvoller Höflichkeit mit ihr und gestattete sich keine ungehörige Vertraulichkeit. Das „gnädige Frau“ kam ihm ganz ungezwungen über die Lippen. Und dann verbreitete sein ganzes Wesen einen gewissen unbeschreiblichen Duft von Couffinen und Garderobe, der ihr angenehm war. Es war eine Thorheit von ihr gewesen, daß sie Klaus den Umgang mit diesem heiteren Menschen hatte verleiden wollen. Im Gegentheil, dieser Umgang mußte gepflegt werden. Leo mußte ihr discreter Verbündeter werden; er mußte Klaus bisweilen zu einer Belustigung außer dem Hause verleiten, zu einem Garçon-Abend bei Dressel oder dergleichen. Dann sei sie auf einige Stunden ungestört, und dann könne sie auch ihre alten Freundinnen einmal wiedersehen, ohne daß Klaus, der davon nichts hatte hören wollen, darum zu erfahren brauche.

Es that sich vor Kathis Geist die Perspective von kleinen Heimlichkeiten auf, die ihr sehr verlockend erschienen. Schon der Gedanke, daß sie etwas unternehmen wolle, was Klaus nicht wissen solle und nicht wissen dürfe,

beschäftigte sie in angenehmer Weise und belustigte sie. Sie war vergnügter als gewöhnlich und gegen Leo sehr freundlich.

Klaus war glücklich über die Veränderung, die er im Wesen seiner Frau beobachtete. In dieser guten Stimmung empfing er noch eine Nachricht, die ihn innig erfreute. Es war ein Brief von Wilhelm, der so lautete:

Hamburg, Hotel zum Kronprinzen, 18. December 1878.

Lieber Klaus!

In Begleitung meiner Frau, meines zweijährigen Sohnes und einer pechschwarzen Negerin, bin ich gestern hier angekommen. Ich habe hier nur wenige Tage zu thun. Meine Geschäfte rufen mich nach Berlin, wo ich mit den Meinigen am 23. einzutreffen gedenke. Dort haben wir auch meiner Schwägerin Bella, der Schwester meiner Frau, Rendezvous gegeben, die in sechs bis acht Wochen, nachdem sie nun ihre dreijährige Pensionszeit in Dresden abgeschlossen hat, mit uns zugleich in ihre Heimat zurückkehren wird. Wenn Dich dieser Brief also in Berlin trifft, und wenn es Dir und Deiner Frau so paßt, so können wir allesammt den heiligen Abend zusammen feiern. Wir freuen uns aufrichtig, unsere schöne Schwägerin kennen zu lernen. Meine Frau ist von Eurem Bilde ganz begeistert. Tausend Grüße

Dein

Wilhelm.

Kathi theilte durchaus die Freude ihres Mannes über diesen Brief. An ein so frohes Weihnachtsfest hatte sie nicht denken können. Nun hatte sie doch einmal etwas Anderes von ihrem reizenden Heim, als die eigene Freude darüber. Nun konnte sie es ihren AVerwandten zeigen. Nun war sie auch zum erstenmale Wirthin. Alles das reizte sie und sagte ihr zu. Sie ließ sich Wilhelm noch einmal sehr genau schildern und bedauerte, daß Klaus von der ihm selbst noch unbekannten Schwägerin nichts weiter wußte, als daß sie noch jung und die Tochter eines hochangesehenen Kaufmanns in San Francisco sei, der alle möglichen Vertrauensstellungen bekleide, zum Ehrenpräsidenten verschiedener Corporationen erwählt sei und dergleichen. Von der Existenz der Schwägerin Bella hatte Klaus erst durch den Brief Kenntniß erhalten.

Am liebsten hätte Kathi die lieben amerikanischen Verwandten bei sich aufgenommen. Man könne sich ja auf ein paar Wochen behelfen, und sie verstehe sich so gut auf's Einrichten! Ungern ließ sie das Project, nach der bestimmten Erklärung ihres Mannes, daß Wilhelm diese Einladung auf keinen Fall annehmen werde, fallen. Aber zu Weihnachten überrascht müßten die Amerikaner doch werden. Und das werde sie besorgen. Klaus mußte sehr diplomatisch vorgehen, um Kathi klar zu machen, daß sie gewisse Grenzen nicht überschreiten dürfe, wenn der Zweck: den Gästen eine Freude zu bereiten, erfüllt werden sollte.

Eine halbe Stunde später erschien Kathi mit Pelz und Muff im Saale. Klaus sah erstaunt auf.

„Wohin des Wegs?“ fragte er.

„Das geht Dich nichts an,“ antwortete sie schelmisch. „Vor dem Feste darf man nicht neugierig sein.“

„Du bist wirklich ein Kind,“ entgegnete Klaus lächelnd. „Du wirst doch nicht allein fahren?“

„Gustel begleitet mich.“

„Sehr wohl.“

Kathi verabschiedete sich mit einem herzlichen Kusse. Klaus brachte sie bis an den Wagen und schärfte dem Kutscher noch besondere Vorsicht ein.

Kathi legte sich behaglich in den Wagen zurück. Gustel saß ihr terzengrade gegenüber.

Zum ersten Male seit dem Tage ihrer Vermählung war Kathi so von ihrem Manne getrennt, daß dieser nicht jeden ihrer Schritte überwachen konnte. Sie hatte die volle Empfänglichkeit für diese ungewohnte Annehmlichkeit. Es war ihr zu Muthe wie einer streng gehaltenen Pensionärin, die in die Ferien reist. Es regte sich auch sogleich das Verlangen in ihr, die süße Freiheit auszunützen. Hinter dem dichten Schleier lächelte sie höchlich vergnügt.

„Höre, Gustel,“ sagte sie plötzlich, „glaubst Du, daß der Friedrich schwagt?“

„Kutscher sind gewöhnlich verschwiegen, aber den unsrigen kenne ich noch nicht genug. Ich würde doch der gnädigen Frau Vorsicht anempfehlen.“

„Ich möchte nämlich die Levini einmal wiedersehen. Aber Du weißt ja, Er ist komisch und hat's nicht gern. Die Levini wohnt aber in der verfluchten Puttkamerstraße, in der kein Laden zu Weihnachtseinkäufen ist. Fahre ich nun dahin, und kommt mein Mann auf den Einfall, den Friedrich zu fragen, so weiß er gleich Alles, und dann habe ich die Bescheerung, Du verstehst?“

„Vollkommen,“ erwiderte Gustel, und mit erstaunlicher Schlagfertigkeit entwarf sie, ohne einen Augenblick zu stocken, folgenden Kriegsplan: „Wenn gnädige Frau Fräulein Levini zu sehen wünschen, so kann ich ihr ja schreiben oder ihr mündlich ausrichten, daß sie morgen Nachmittag zu einer bestimmten Stunde zu meiner Mutter kommt. Gnädige Frau haben gewiß morgen auch noch Besorgungen. Und zu meiner Mutter können gnädige Frau doch ganz unbesorgt fahren. Wenn der gnädige Herr es wirklich erführe, würde er es ganz natürlich finden, daß gnädige Frau Ihrer alten Wirthin irgend eine Kleinigkeit zu Weihnachten schenken. Und bei meiner Mutter können gnädige Frau ganz ungenirt mit Fräulein Levini zusammentreffen, — oder mit wem gnädige Frau sonst wollen.“

Die in den letzten Worten nicht einmal versteckte unverschämte Insinuation, die auch ganz richtig verstanden wurde, berührte Kathi gar nicht. Sie war sehr erfreut über Gustels Klugheit.

„Also gut,“ sagte sie. „Geh im Laufe des Abends zur Levini und

zu Deiner Mutter und bringe die Geschichte in Ordnung — für morgen Nachmittag um drei.“

„Zu Befehl, gnädige Frau. Also wirklich zu Fräulein Levini?“

„Ja doch, zu wem denn sonst?“ entgegnete Kathi halb unwillig.
„Schwaz keine Albernheiten.“

Kathi kaufte allerlei unnütze Sachen für die beiden Damen und ihren Schwager und einen ganzen Spielladen für den Jungen. Sie weigerte sich hartnäckig, Klaus die erworbenen Gegenstände zu zeigen,

Am anderen Nachmittage wiederholte sich dieselbe Scene. Klaus mußte sich wiederum von Kathi trennen, und diese kaufte wieder ein und unterhielt sich mit Gustel.

Einige Minuten nach Drei hielt das elegante Coupé vor dem Hause in der Zimmerstraße, an dem wieder der Bettel „herrschaftlich möblirtes Zimmer“ hing. Gustel hatte, gegen die Etiquette, aber auf Befehl ihrer Herrin, den Vortritt genommen. Sie sah sich schnell auf der Straße um und reichte darauf der tiefverschleierten Kathi mit den Worten: „Die Luft ist rein, bitte, gnädige Frau,“ die Hand zum Aussteigen.

Kathi blieb einen Augenblick an der Treppe stehen. Es gewährte ihr eine wirkliche Freude, das alte Haus wiederzusehen. Nur kam es ihr so vor, als ob der Hausflur enger und finsterner geworden sei, und als ob die Treppe weniger sauber gehalten würde. Gustel öffnete mit dem Drücker die bekannte Thür, und mit einem übermüthigen Hopsen sprang Kathi der Levini entgegen und schloß sie leidenschaftlich in ihre Arme.

Kathis Freundschaft für Vittoria Levini hatte, seitdem sie die Collegin verlassen, merkwürdige Fortschritte gemacht. Die Levini war von der Herzlichkeit der Begrüßung ganz überrascht, aber sie erwiderte dieselbe ebenso herzlich.

Auch ihr Zimmer fand Kathi beim ersten Anblick verändert; Frau Milde müsse wohl einige Möbel hinausgenommen und weniger gute hereingebracht haben. Aber gleichviel, es war doch gar zu gemüthlich.

Und nun mußte die Levini erzählen! Und das war ein Geschwätz, als ob Einer mit der Heßpeitsche dahinter gestanden hätte! Und da wurde laut gelacht! Und die Freundinnen amüsirten sich königlich.

„Also die blasse Toni gefällt nicht? Das habe ich mir gleich gedacht.“

„Sie reicht Dir auch nicht das Wasser, Kathi! Sie singt ihre Nummern herunter wie eine Vitanei. Da ist kein Pli, kein Chic!“

„Wo sollt' sie's auch her haben, Tori? Gelt, ich konnt's besser!“

„Gar kein Vergleich! Das giebt selbst der Prinz zu, der sich übrigens immer noch angelegentlich nach Dir erkundigt.“

„Er soll mich in Frieden lassen, er ist mir zu faß! Das hab' ich schon dem Albersdorff gesagt. Nein, wie ich mich gefreut habe, den wiederzusehen, so ganz unerwartet — in einer festlichen Réunion . . . Und denke Dir nur, mein Mann war eifersüchtig auf ihn und gab nicht zu, daß wir zusammen

soupirten. Kannst Du das begreifen? Als ob eine Freundin einer andern so etwas anthäte!“

„Quält er Dich oft?“

„Ja und nein! Er ist herzensgut, aber er versteht halt nicht, was Einem eine Freude macht. Er schenkt mir Alles, was ich mag. Aber ich langweile mich, Tori! Mich verlangt's wieder einmal nach einer Feh', und er weiß gar nicht, was das ist. Aber warte nur, im neuen Jahr, wenn der Besuch fort ist — ich bekomme jetzt den Besuch meines Schwagers und meiner Schwägerin, sie ist eine Tochter des Präsidenten von Amerika — wenn die fort sind, dann wollen wir wieder einmal einen lustigen Abend verbringen, wollen lachen! Gustel ist ein kluges Mädel, und ich kann mich auf sie verlassen. Nun muß ich Dir aber Adieu sagen. Es könnte dem Kutscher auffallen, wenn ich zu lange bliebe. Ich will nur noch der Frau Milde ein kleines Präsent machen.“

Die Levini benutzte die günstige Gelegenheit, um ihrer lieben Freundin Kathi in aller Eile noch 40 Mark zu entleihen; sie habe etwas zu besorgen und in der Eile ihr Portemonnaie auf dem Tisch liegen lassen. Kathi besaß für die Situation das vollste Verständniß, das vergessene Portemonnaie der Levini kannte sie schon von früher her.

Frau Milde trocknete mit der Rechten die Thränen der Rührung und Dankbarkeit, während ihre Linke den schönen Sammet des Pelzes zwischen Daumen und Zeigefinger prüfte. Kathi stieg in das Coupé, Gustel folgte ihr, ohne eine Miene zu verziehen, mit tadellosem Anstand.

„Nun,“ sagte Klaus, dem die Zeit, die pfeilschnell für Kathi dahingesaust, unendlich lang geworben war, „bist Du mit Deinen geheimnißvollen Besorgungen nun endlich fertig?“

„Ja,“ meinte Kathi lustig, während ihr Gustel mit correcter Ausdruckslosigkeit Hut und Pelz abnahm, „nun bin ich fertig! Ich hoffe wenigstens.“

„Nun, der Himmel sei gepriesen! Und ist's wiederum verboten zu fragen, wo du gewesen bist?“

„Überall — in allerhand Läden. Und dann habe ich auch einer armen Frau eine kleine Weihnachtsfreude gemacht. Aber was fragst du nur danach!“

Gustel gestattete sich bei diesen Worten der Herrin den Ausdruck einer temperirten Ergriffenheit, sowie die Freiheit, der gnädigen Frau die Hand zu küssen.

„Ich frage nicht mehr,“ sagte Klaus, der an sie herangetreten war; und er streichelte ihr weiches schwarzes Haar.

Es war ein bitter kalter, grauer Tag. Durch die Straßen, die der Frost gesäubert hatte und die zum Ueberflusse noch ein scharfer, höchst unangenehmer Ost segte, liefen die Leute mit rothen Nasen und thränenden Augen, in kleineren Schritten als gewöhnlich und mit vorgebeugtem Körper, um für

den Heiligabend noch ihre Einkäufe zu machen. Schon um 4 Uhr mußten die Lichter angezündet werden.

Kathi war in nicht geringer Aufregung. Ihr Mann hatte sie eben verlassen, um Wilhelm und dessen Familie von der Hamburger Bahn abzuholen, die mit dem Schnellzug um halb fünf erwartet wurden. Auf halb sieben war das Diner bestellt, das erste in ihrem Hause, bei dem das große Meißener Service eingeweiht werden sollte — ein Diner zu fünf. Kathi hatte durchaus auch Leo einladen wollen, und die Bemerkung ihres Mannes, daß das erste gemeinsame Mahl füglich der Familie gehöre, war eindrucklos geblieben. Der Conflict löste sich indessen zu Kathis Ungunsten dadurch von selbst, daß Leo Abends im Theater beschäftigt war. Kathi ging zum vierten Male in die Küche, und ließ sich von der robusten, stets mit überlegener Milde lächelnden Köchin zum vierten Mal bestätigen, daß sie ganz unbesorgt sein könne, und daß nichts versäumt werde. Darauf ging sie in ihr Toilettenzimmer, wo Gustel ihrer harrete, und kleidete sich langsam an. Sie wählte ein einfaches, sehr geeignetes Kleid, das ausgezeichnet saß und den reizenden Wuchs unter den günstigsten Bedingungen zeigte. Sie widerstand der Neigung ihren Hochzeitsschmuck anzulegen und begnügte sich damit, einen kleinen Strauß prachtvoller blühender Rosen auf der Brust zu befestigen. Ganz gleiche Sträuße hatte sie für die Damen auf deren Plätze legen lassen. Sie musterte noch einmal die Zimmer, die nichts von der Ungemüthlichkeit einer neuen Einrichtung hatten, und war mit deren lauschiger Behaglichkeit und der gleichmäßigen angenehmen Temperatur und Beleuchtung zufrieden. Sie ging unruhig hin und her und trat mehrere Male an das Fenster, um zu horchen, ob die Wagen noch nicht von der Thiergartenstraße einlenkten, obwohl ein einfacher Blick auf die Uhr sie hätte überzeugen können, daß dies gar nicht möglich war. Die Silbebrandtstraße blieb auch still wie gewöhnlich. —

Klaus war fünf Minuten vor Ankunft des Zuges in den Wartesaal getreten. Seiner Gewohnheit gemäß hatte er sich nicht umgesehen und daher auch nicht bemerkt, wie ein schlankes, großes, junges Mädchen von auffallender Schönheit, mit edel geschnittenem Profil, mit blühenden Farben, großen braunen Haugen und gewelltem aschblondem Haar, seit seinem Eintritt keinen Blick von ihm gelassen hatte. Als Klaus an der Glashür stehen blieb, die dicht bereiften Glasscheiben behauchte und in gedankenloser Spielerei ein Guckloch auf den Perron herzustellen suchte, erhob sich das junge Mädchen und trat resolut auf ihn zu.

„Herr Klaus Bewer?“

„Zu Befehl, mein Fräulein,“ erwiderte Klaus etwas erstaunt, indem er den Hut lüftete.

„Wella White,“ sagte das junge Mädchen und reichte dem Bruder ihres Schwagers freundlich die Hand. „Sie können nun gehen, Fräulein,“ fügte sie hinzu, indem sie sich an ihre Begleiterin wandte. „Ich habe Schutz Ich habe mir das Mädchen aus dem Hotel mitgenommen,“ erklärte sie Klaus,

der von der Schönheit seiner Anverwandten überrascht war. „Ich habe Sie an der Ähnlichkeit mit Ihrem Herrn Bruder auf den ersten Blick erkannt.“

Sie hatten wenige alltägliche Worte gewechselt, als die Glasthür geöffnet wurde. Der Zug fuhr ein, die Räder kreischten unter der Bremse, heuchend paffte die Locomotive die letzten Stöße des Dampfes aus, noch ein Ruck, und die Wagen hielten.

Langsam stieg Wilhelm aus und blickte sich um. Er sah allerdings Klaus sehr ähnlich. Er war ebenso groß und ebenso vierstüdtig. Nur war sein Bart etwas dunkler, und er trug ihn kürzer. Die Beiden hatten ihn sofort gesehen und eilten auf den Wagen zu. Bella sprang voran, umarmte ihn in aller Eile und stieg dann in das Coupé, um von den Blicken der Umstehenden nicht belästigt zu werden und ihre Schwester Ellen und den Jungen, den sie himmlisch fand, nach Herzenslust abküssen zu können. Die Männer hatten sich auch umarmt, sie hielten sich die Hände, schüttelten sie kräftig, ohne ein Wort zu sagen und betrachteten sich gegenseitig. Beide waren erstaunt, wie sie sich verändert hatten, und wie ähnlich sie sich geworden waren. Die Schwestern lagen sich noch immer in den Armen und fanden eine jede von der andern, daß sie viel hübscher geworden seien und ausgezeichnet aussähen.

„Nun kommt, Kinder! Ellen, das ist Klaus!“ sagte Wilhelm.

Ellen war keine Schönheit wie Bella. Aber sie war doch sehr hübsch. Ihr Gesicht hatte etwas überaus Herzliches, Sympathisches, das sofort für sie einnahm. Sie war etwas kleiner als Bella und voller. Sie sah einige Jahre älter aus, als sie war. Man würde sie für fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt gehalten haben.

Ellen bot gemüthlich dem Schwager die Stirn zum Kusse dar und machte auch sogleich eine freudige Bemerkung über die Ähnlichkeit der Brüder. Komisch und reizend sah es aus, als die Negerin mit dem Kinde aus dem Coupé stieg. Sittah war tiefbraun, beinahe schwarz; um die krausen Haare hatte sie ein feuerrothes Tuch geschlungen. Alles glänzte an ihr: die dunkle Haut, das lebhaftes Auge, die prachtvollen Zähne. An dieses glänzende schwarze Gesicht lehnte sich nun zärtlich das milchweiße, entzückende Vödelköpfchen des hellblonden Jungen, der ganz weiß gekleidet war. Er war ein Genrebild.

Während der Lohndiener das Gepäck auslöste, bestiegen Ellen, Klaus und Sittah mit dem Kinde den großen Hotelwagen. Wilhelm und Bella nahmen in Klaus' Wagen Platz, und die ganze Gesellschaft begab sich in das Hotel Royal.

Die Damen zogen sich in ihre Zimmer zurück, um Toilette für das Diner zu machen. Klaus leistete seinem Bruder beim Umkleiden Gesellschaft.

„Nun erzähle mir vor Allem von Deiner Frau!“ sagte Wilhelm, „Du kannst Dir denken, wie gespannt wir sind.“

„Du wirst sie ja sehen und kennen lernen.“

„Auf dem Bilde sieht sie allerliebste aus, wie eine Nippfigur, die man mit Sammethandschuhen anfassen muß. Behandle sie nur gut! Aber Du bist verliebt? Da hält's nicht schwer. Zankt Ihr Euch oft?“ fragte Wilhelm, ohne besondere Betonung, indem er sich suchend nach dem Kragenknope umsah, den er wie gewöhnlich verlegt hatte.

„Ob wir uns zanken?“ wiederholte Klaus. „Wie kommst Du darauf?“

„Ich habe keine besondere Veranlassung dazu. Es interessirt mich nur festzustellen, ob es eine Bemer'sche Familieneigenthümlichkeit ist, daß unsere Ehen mit stürmischer Witterung beginnen, um bald in ungetrübten Sonnenschein zu verlaufen.“

„Also bei Dir war's auch so?“ fragte Klaus wie erleichtert.

„Natürlich. Wir haben in den ersten drei Wochen mehr Streit gehabt, als in den folgenden drei Jahren . . . Gott sei Dank!“ rief Wilhelm, der den Knopf endlich gefunden hatte.

„Gott sei Dank!“ sagte auch Klaus leise vor sich hin.

„Du bist ja mein Senior an Jahren, aber in der Ehe habe ich die Rechte der Anciennetät, und da kann ich Dir sagen, soweit meine Erfahrung reicht, ist jeder Mann in den Flitterwochen ein Thor! Ueberhaupt gibt's nichts Verlogeneres als die Verherrlichung der Flitterwochen. Die Weiber sind reizbarer und launischer denn je, und die Männer wollen durch überlegene Klugheit imponiren, wollen schulmeistern und die Direction angeben. Und da wird die Empfindlichkeit verletzt, da fällt ein unüberlegtes Wort, da gibt's sogar Thränen — und man wird irre an sich und den andern, und meint allen Ernstes, daß man das Glück seines Lebens verlieren werde, wenn man es nicht schon verscherzt habe. Das kenn' ich, Klaus! Und wenn Du die Krisis noch nicht überwunden haben solltest, so beunruhige Dich nicht, lieber Junge. Es scheint zur Ehe zu gehören wie zur Marienbader Kur der Brunnenschwindel, von dem uns der Alte immer erzählte.“

„Und Du bist jetzt ganz glücklich?“ fragte Klaus.

Wilhelm, der, während er Toilette machte, beständig mit bedächtigen Schritten das Zimmer durchgemessen hatte, blieb vor dem Bruder stehen und sagte mit tiefer Stimme:

„Ganz glücklich, Klaus! So glücklich, wie man sein kann! Und ich weiß, was das heißt. Ich habe das beste und edelste Weib, das es giebt. Eine vornehme, tiefe, reine Seele, die nie ein unlauterer Hauch berührt hat, ein klarer Verstand und ein volles, warmes Herz. Ich sage Dir, was Du mir eben sagtest: Du wirst sie ja kennen lernen! Denn sie versteckt sich nicht, wenn es ihr auch nicht in den Sinn kommt, zu prunken. Sie ist schlicht und gut. Und Du wirst begreifen, daß sie mir die liebste und treueste Genossin ist. Wir verstehen uns auf den ersten Blick, verstehen uns, ohne uns anzublicken. Eine enge und wahre Gemeinsamkeit vereinigt uns, trotz mancher Verschiedenheit. Wir stehen eben auf demselben Niveau. Sie hat Verständniß für das, was mich bewegt, sie denkt und fühlt mit mir zusammen.“

Und wenn wir auch oft nicht einer Meinung sind, so sind wir doch immer ein Herz und eine Seele."

"Du Glücklicher!" sagte Klaus.

Wilhelms halb scherzhafter Vortrag über die Flitterwochen hatte ihm sehr wohl gethan. Er hatte unwillkürlich ein jedes Wort auf sein Verhältniß zu Kathi bezogen und eine erfreuliche Nutzenanwendung davon gemacht. Als aber Wilhelm Ellens Eigenschaften mit der Wärme des Liebenden und der Ueberzeugung des Mannes schilderte, da beschlich ihn eine tiefe Traurigkeit. Wieder drängte sich ihm die Parallele mit Kathi auf, aber diesmal, nur um ihn zu peinigen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß keine der Tugenden, die Wilhelm an Ellen pries, und die für die Beiden das Fundament des ehelichen Glücks geworden, seiner Frau zu eigen war. Wenn er an Kathi dachte und sich fragte, wodurch sie sein Herz gewonnen, so konnte er keine andere Antwort finden, als die: daß sie es ihm durch die Anmuth ihrer Erscheinung, durch den Wohlklang ihrer Stimme, durch den Reiz ihrer Sprache angethan habe. An den Adel, die Tiefe und Reinheit ihrer Seele dachte er dabei nicht; er konnte daran nicht denken, weil er aufrichtig war. Er dachte noch weniger an die Gleichheit des geistigen und sittlichen Niveaus, die eben positiv nicht vorhanden war. Und gerade davon mußte Wilhelm arglos sprechen! Gerade das, was er nie hatte berühren wollen, mußte der unkundige Bruder als die einzige Bürgschaft für die Dauer des harmonischen Zusammenlebens und -Empfindens rühmen!

"Es wäre mir lieb," sagte Klaus nach einer Pause, "wenn sich unsere Frauen befreundeten."

"Das wird keine Schwierigkeiten haben, Ellen kommt Deiner Kathi mit wahrer Sympathie entgegen."

"Aber Kathi ist eine ganz eigene Natur, zwar nicht verschlossen, aber auch nicht leicht zugänglich. Sie ist geweckt und geschmeidig, aber etwas ungelenk in ihren Gefühlen — oder doch in dem Ausdruck ihrer Gefühle," setzte Klaus beglütigend hinzu.

"Das hat nichts auf sich. Junge Frauen verständigen sich leicht und schnell, wenn sie wollen. Und da Deine Kathi die jüngere und hübschere ist, so wird ihr Ellen nicht unangenehm sein. Und wenn sie erst gute Freundinnen sind, so werden sie's bleiben. Und Ellen wird Frau Kathi, wenn sie einmal unartig sein sollte, gehörig in's Gebet nehmen, und wir wollen Alle herrlich und in Freuden leben, wir Vier — und Bella dazu! Alle Wetter, ist das Mädchen hübsch geworden!"

Wilhelm pochte mit der Faust an die Thür und rief mit erhobener Stimme.

"Bist Du fertig, Ellen?"

"Ja," kam es aus dem Nebenzimmer.

"Und Bella?"

"Wartet schon im Salon."

„Noch eine Eigenschaft meiner Frau, die ich vorhin vergessen hatte,“ sagte Wilhelm zu Klaus. „Sie ist pünktlich. Ich brauche nie auf sie zu warten. Das ist aber keine Naturanlage, das ist ein Resultat meiner Erziehung.“

Ellen und die beiden Männer betraten fast gleichzeitig den Salon, in dem Bella mit dem blonden Kinde spielte. Sittah stand lachend daneben und zeigte ihre glänzenden Zähne.

Als Kathi die Wagen vor der Thür halten hörte, war sie doch in einiger Erregung. Sie betrachtete sich schnell noch einmal im Spiegel, rechte sich, indem sie die Taille mit den beiden ausgepreizten Daumen und Zeigefingern einpreßte, und hauchte die Pompadourfalte auf dem Rücken auf.

Die Begrüßung war sehr warm, beinahe herzlich. Ellen war von der Kleinen Schwägerin, die im Leben noch tausendmal hübscher sei als auf dem Bilde, ganz entzückt, und Kathi war angenehm davon berührt, daß die Amerikanerin trotz ihrer Jugend einige Anlage zum Embonpoint zu besitzen schien. Das schöne Mädchen, das in der vollen Frische der Gesundheit und in der Blüthe der übermüthigsten Jugend prangte, gefiel ihr nicht ganz so gut.

Kathi saß zwischen Wilhelm, der sie, und Ellen, die Klaus geführt hatte. Klaus hatte zu seiner Linken Bella, auf deren anderer Seite Wilhelm saß.

Die Unterhaltung war sehr animirt. Sie hatten sich ja auch genug zu erzählen; waren sie doch lange genug von einander getrennt gewesen, die Schwestern drei, die Brüder gar elf Jahre! Das Gespräch sprang in muthwilligen Sätzen von San Francisco nach Bremen und von Dresden nach Sumatra, über lange Jahre hin und zurück. Die vier daran Hauptbetheiligten hatten gleichermaßen den Wunsch, Kathi mit hineinzuziehen, aber es wollte nicht recht glücken. Ellen bemühte sich vergeblich, alle möglichen Themata anzuschlagen, von denen sie voraussetzen durfte, daß sie eine junge Frau interessieren würden, Kathi reagierte nicht darauf. Sie erwiderte einige Worte, die ganz verständig waren, die aber nicht dazu anregten, die Unterhaltung fortzusetzen. Ellen machte ihr Complimente wegen der geschmackvollen Einrichtung, die immer mehr oder minder das Werk der Hausfrau sei; sie sprach von der Extravaganz der amerikanischen Moden und rühmte die schlichte Eleganz des Kathi'schen Kleides; sie fragte, ob sie, die Wienerin, sich schon in das Berliner Leben eingelebt habe, und ob der Unterschied zwischen Nord und Süd in Deutschland ebenso bemerkbar sei wie drüben, — nichts wollte recht verfangen. Ellen, die nicht sehr musikalisch war, hielt sich sogar für verpflichtet, Interesse für die Tonkunst zu heucheln. Sie fragte, wie einer Sängerin zu Muth sei, wenn diese vor das Publikum trete, und ob sie, Kathi, nicht befürchte, vom Bühnenweh befallen zu werden.

Kathi blieb keine Antwort schuldig, aber mit der Antwort war auch die Frage voll bezahlt. Sie war durchaus nicht unartig, sie war auch nicht

verlegen, sie hatte einfach kein Interesse zur Sache. Die Vier breiteten die Arme aus, um sie zu umfassen; sie aber fand nicht den Weg zu ihnen und blieb abge sondert von den Uebrigen.

Ellen suchte und fand für die Haltung ihrer hübschen Schwägerin die freundlichste Erklärung. Die junge Frau sah zum ersten Male Leute bei sich und drei wilb fremde Menschen auf einmal, die den Anspruch darauf machten, mit ihr ganz gemüthlich wie mit einer alten Bekannten zu verkehren. Die kleine Frau war gewiß von häuslichen Dingen präoccupirt. Ihre Befangenheit war so erklärlich! Ellen sah Kathi noch herzlicher mit einem gewissen Mitgeföhle an und fühlte die Verpflichtung, ihr beizustehen und gemeinsame Sache mit ihr zu machen. Mit Vorliebe gebrauchte sie Redewendungen wie: „wir Frauen“ und „Ihr Männer“ und forberte die unbeholfene Verbündete durch die Schlußfrage: „nicht wahr, Kathi?“ gewöhnlich zur Zustimmung auf.

Kathi fühlte ganz richtig, daß Ellen es gut mit ihr meinte, und ihre Schwägerin, vor der sie schon den unwillkürlichen Respekt der Unbildung vor Bildung empfunden hatte, wurde ihr dadurch noch angenehmer. Es war wirklich sehr artig von dieser Dame, daß sie sich so bemühte. Aber weshalb bemühte sich die Dame? Ihr wär's am liebsten gewesen, wenn man sie ganz unbehelligt gelassen hätte. Wozu all das Gerede über Dinge, die sich entweder von selbst verstanden, oder die sie ganz und gar nicht verstand? Die Vier schwapten in Einem fort und schienen sich zu amüsiren und lachten, wo doch nicht zu lachen war! Kathi machte sich ganz klar, daß sie zu diesen Leuten gar nicht gehöre, daß zwischen diesen und ihr ein Etwas liege, das sie trenne und sich nicht überbrücken lasse. Sie wußte nur nicht, was? Es waren zusammen ihrer Fünf am Tisch. Kathi mußte lächeln und sagte sich ohne Groll: daß fünfte Rad am Wagen!

Die schöne Bella war ihr fatal. Deshalb Die auch mit den Andern mitmachte? Deshalb Die nur den Klaus immerzu ansah und mit ihm ganz ungenirt sprach, als ob er gar nicht verheirathet wäre? Wie kam diese Bella dazu, so unbefangen mit den Andern zu lachen? Weil sie drei Jahre im Institut zugebracht und da gebildet sei? Das sei auch etwas Recht's! Die Bildung kenne man ja! Es sei gar nicht schicklich, daß so ein junges Ding, das eben flügge geworden sei, das große Wort führe, wenn verheirathete Frauen dabei seien, die sich ruhig verhielten.

Das Diner war zu Ende. Alle hatten empfunden, daß es gewissermaßen ein Quartett mit einem Zuhörer gewesen war, aber Alle hatten den richtigen Takt, keine Bemerkung darüber zu machen und die Fiction von der Gleichbetheiligung der Fünf aufrechtzuerhalten. Keiner empfand das Gewollte dieser Täuschung tiefer als Klaus. Die Damen beglückwünschten Kathi zu ihrem ersten Debut als Wirthin, das ein voller Erfolg gewesen sei. Ellen schlang ihren Arm um die runde Taille ihrer hübschen Schwägerin und führte sie mit den Worten: „Nun wollen wir Frauen einmal für uns ein vernünftiges Wort reden,“ in das an den Salon stoßende Boudoir, das zum Ausplaudern wie geschaffen war.

Klaus, Wilhelm und Bella setzten sich in eine Ecke des Salons, wo ihnen der Kaffee servirt wurde. Die Herren rauchten.

Bella ließ sich von Wilhelm noch tausend Dinge erzählen, nach denen sie sich bisher noch nicht hatte erkundigen können; ob der Vater sich noch jeden Tag mit Mr. Jefferson beim Kartenspielen zante, wie weit das neue Haus, das Wilhelm sich gebaut, vom elterlichen Hause entfernt, wie die erste Kinderkrankheit des Jungen verlaufen sei, wie der Mann ihrer Freundin Harriett aussehe u. s. w. Sie erzählte dagegen auf Wilhelms Fragen, wie es ihr in Dresden ergangen war, welche Freundinnen sie gefunden, daß sie, wie sie ohne Unbescheidenheit sagen dürfe, im Malen Fortschritte gemacht und zwei niederländische Stillleben in der Galerie copirt, über die ihr Director Hübner sehr freundliche Worte gesagt habe.

Klaus hörte das Alles mit Interesse an, obgleich er an diesen Dingen persönlich eigentlich gar keine Interesse hatte. Er betheiligte sich an dem Gespräche gerade wie die beiden Andern, ja, er machte sogar einige Scherze, die namentlich an Bella ein ungemein dankbares Publikum fanden. Wie kam es nur, daß ihm, der seinem geliebten Weibe gegenüber so wortkarg war, in dieser Gesellschaft die Zunge gelöst war? Und er durfte sich nicht einreden, daß er durch die Nachbarschaft des gleich empfindenden Bruders angeregt war. Er sprach im Gegentheil fast nur mit Bella. Und diese Bella stand ihm doch eigentlich sehr fern. Sie war achtzehn Jahr jünger als er, in seinen Augen fast ein Kind. Sie war aus einem andern Lande und gehörte einer andern Race an. Er fühlte nichts für sie, was auch nur nach der Richtung auf die Liebe hin gestrebt hätte. Er war für die Schönheit des blühenden Mädchens zwar nicht blind, aber keine noch so verborgene Regung der Sinne wurde durch diese Schönheit in ihm entfacht. Sie erregte sein Wohlgefallen, seine Bewunderung, nichts weiter. Bella war ihm angenehm, nicht mehr und nicht minder.

Wie konnte es nur geschehen, daß er mit diesem jungen Mädchen zwanglos und in froher Gemüthsstimmung plaudern konnte, und daß er wider seinen Willen Kathi beständig geistig mitbetheiligte und sich gestehen mußte, wie diese, das von ihm heißgeliebte Weib, neben diesem Mädchen, das er gar nicht liebte, auch nach seiner Auffassung eine undankbare Rolle spielte; daß das Mädchen ihm näher stand als die Frau?

Wie es geschehen konnte? — Bella gehörte eben zu den Eingeweihten, die das Freimaurerzeichen der Sittlichkeit und Bildung verstehen. Für Kathi waren das aber nur Zeichen und Geberden ohne Sinn.

Diese unheimlichen Gedanken wollten auch in Klaus immer wieder und wieder aufsteigen, aber sie wurden verschucht, wenn der helle Blick aus Bellas braunen Augen den seinen traf. Wie frei und rein dieses schöne Mädchen in die Welt blickte, wie kindlich keck und keusch dabei! Und wie er, der in Kathis Gesellschaft immer bangte, daß irgend etwas Fremdes, Verlegendes aus ihrem Munde, ihren Blicken oder Geberden ihn zurückschrecke,

— wie er sich hier in der Gesellschaft der scherzenden Jungfrau sorglos und sicher fühlte!

Klaus wurde plötzlich sehr ernst. „Mein Gott!“ sagte er sich, „sollte ich mich wirklich getäuscht haben!“

Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, und er erhob sich schnell. Er wollte Bella nicht mehr ansehen, die ihm ja gleichgültig war, und die nur seine Gefühle für Kathi verwirrte. Ja, Kathi war allerdings klein bei Tische gewesen. Aber wie konnte man auch von ihr verlangen, daß sie gleich den richtigen Ton treffen werde? Daß ihr bisher die Gelegenheit zur Aneignung der gesellschaftlichen Gewandtheit nicht geboten worden war, das wußte er ja. Er hatte sie ja nicht aus einem Dresdener Pensionate geholt. Aber sie hatte doch andere Eigenschaften, mit denen sie glänzen konnte, — andere ...

Welche?

Nun sie war z. B. sehr musikalisch. Weshalb sollte sie ihr Licht unter den Scheffel stellen? Klaus hatte das Bedürfnis, Kathi vor den Seinigen zu heben und ihnen-begreiflich zu machen, wie in dieser anscheinend so apathischen kleinen Frau doch viel mehr stecke, als der Unkundige ahnen könne.

Er trat an die Thür des Boudoirs. Er schien den Damen sehr gelegen zu kommen; sie erhoben sich beide mit dem Ausdrücke von Passagieren, die aus dem Wartezimmer vom Portier zum Einsteigen in den Schnellzug abgerufen werden.

„Willst Du mir eine Freude bereiten, Kathi? Bitte, singe uns etwas vor!“

„Ich mag jetzt nicht,“ antwortete Kathi.

„Aber weshalb denn nicht?“ fragte Klaus langsam und etwas überrascht.

„Weil ich nicht mag.“

Es entstand eine peinliche Stille.

„Man ist doch bisweilen in der Stimmung, daß man nicht mag,“ fügte Kathi hinzu, die doch bemerkte, daß sie noch irgend etwas sagen mußte.

„Aber quälen Sie doch die arme Frau nicht,“ warf Ellen ein. „Wir Frauen thun und unterlassen mancherlei ohne Angabe von Gründen, und wir haben jedes Mal Recht. Kathi singt uns ein ander Mal etwas vor. Nicht wahr, Kathi?“

„Ich sage kein Wort mehr,“ sagte Klaus und versuchte einen scherzhaften Ausdruck anzunehmen, „sonst kommt Fräulein Bella auch noch dazu, und drei Weibern gegenüber gebe ich den Kampf von vornherein auf. Ich hätte nur gern etwas Musik gehört, ein Volkslied, und Kathi singt gerade die österreichischen Lieder, nach meinem Geschmack, ganz reizend.“

„Ich singe zwar nicht, ich singe wenigstens nicht vor,“ nahm Bella das Wort, „aber wenn Sie gern Musik hören, anstatt der Singstimme ein Instrument, und anstatt eines österreichischen Liedes einen Nigger-song hören wollen, so stehe ich gern zur Verfügung.“

Klaus dankte verbindlich, öffnete das Instrument und führte Bella zum Flügel. Gleich bei dem Anschlage der ersten Accorde und Läufe ward es Klaus klar, daß Bella eine natürlich reich veranlagte und vorzüglich gebildete Dilettantin war.

Klaus konnte nicht umhin, ihr wegen dieses neuen Talentes, das sie bisher verborgen hatte, einige artige Worte zu sagen. Er sprach über die Fertigkeit und den Geschmac ihres Spieles seine Ueberraschung aus.

„Es wäre schlimm, wenn es anders wäre,“ sagte Bella heiter. „Wenn man drei Jahre das Conservatorium besucht und fleißig übt, muß man doch wenigstens etwas lernen.“

Sie prälubirte unbefangen weiter, und bald kündigten sich in contrapunktistischer Umhüllung die ersten Motive einer der charakteristischen wehmüthigen Negerweisen an. Ellen und Wilhelm, die nun etwas Bekanntes zu begrüßen hatten, traten neben Bella und wiegten den Kopf nach dem Takte, indem sie leise die halbe Strophe, die Bella im Präludium angeschlagen hatte, mitsummten. Klaus stand dem musicirenden Mädchen gegenüber hinter dem Flügel, auf den er sich mit beiden Armen lehnte. Kathi saß abseits.

Bella spielte das Niggerlied ganz meisterhaft, knapp im Rhythmus, mit einfachen ungesuchten Harmonien und mit scharfer Hervorhebung der eigenartigen Melodie. Ellen und Wilhelm summten erst leise die bekannte Melodie mit, und sangen dann zuverlässiger und lauter, sogar mit mimischen Andeutungen. Sie legten offenbar mehr Werth auf Deutlichkeit des Vortrags als auf Schönheit des Gesanges. Wenn sie stockten, soufflirte Bella nickend, und als sie gar nicht weiter konnten, sang Bella mit heller, ganz anspruchsloser, aber nicht unangenehmer Stimme, eine ganze Strophe zu Klaus hinüber, dem das musikalische Intermezzo sichtlich Vergnügen machte. Bella spielte, ohne sich nöthigen zu lassen, noch anderes: in liebenswürdiger Willkür ernste und heitere Musik, und sie schloß mit dem Vortrage verschiedener Theile Strauß'scher Walzer, die sie mit solcher Verbe und dem echten Temperament eines tanzlustigen Mädchens so ausgezeichnet spielte, daß selbst Kathi, die sonst Bellas Wesen und Leistungen überaus unliebsam beurtheilte, mit hing gerissen wurde, daß es ihr in den Füßen zuckte, und daß sie unabsichtlich die Sohle auf dem Boden hob und taktmäßig auf den Teppich schlug.

So bildete, ganz wider den Willen von Klaus, der die Wirkung des schönen, keuschen und liebenswürdigen Mädchens hatte abschwächen wollen, hingegen seine Frau in der berechtigten Eitelkeit des Gatten auf ein höheres Piedestal zu stellen und in der Beleuchtung einer originellen Natur glänzen zu lassen bemüht gewesen war, Bella ohne ihr Zuthun und ohne Vordringlichkeit seit einer Weile den Mittelpunkt der Gesellschaft, während Kathi in keineswegs rosigter Stimmung abseits saß, wie eine Heilige ohne Anspruch, ein Bild ohne Gnade.

Es war ihr sehr erwünscht, daß sich die Gäste nun endlich zurückzogen.

Kathi sagte ihrem Schwager und Ellen freundlich: „Auf Wiedersehen

morgen," als ihr aber Bella die Hand reichte, war es ihr nicht möglich, den Ausdruck einer gewissen Gereiztheit und Verkniffenheit aus ihren Zügen zu bannen. Bella war indessen zu vollkommen unbefangen und harmlos, um darauf zu achten.

Als die jungen Eheleute wieder allein waren, verging geraume Zeit, bis ein Wort gesprochen wurde. Kathi hatte sich wieder auf den in einer Ecke verborgenen Fauteuil gesetzt, auf dem sie während Bellas Spiel gesessen hatte. Klaus ging, in Gedanken versunken, langsam auf und ab. Der Diener löschte die Kerzen und trug das Kaffeegeschirr hinaus. Es brannte nur noch eine Lampe auf dem Tisch vor dem Sopha, und der Salon sah jetzt fast dunkel aus.

"Macht Dir so etwas nun Spaß?" fragte Kathi endlich, ohne sich die Mühe zu geben, ihr Gähnen zu verbergen.

"Ich habe mich herzlich gefreut, meinen Bruder nach langer Trennung wiederzusehen und dessen Familie kennen zu lernen. Wenn Du das nicht mitfühlst, so bitte ich Dich freundlich, keine Bemerkung darüber zu machen. Es würde mich empfindlich berühren, vielleicht kränken."

"Wie werde ich denn!" sagte Kathi gelangweilt. "Dein Bruder gefällt mir ja sehr gut, und Deine Schwägerin ist eine liebe Frau. Aber mit dem vorwichtigen Dinge, der Bella, laß mich ungeschoren! Der würde es gar nichts schaden, wenn sie noch auf ein paar Jahre in's Stift zurückgeschickt würde, um zu lernen, wie man sich benehmen soll."

"Ich bitte Dich, Kathi . . ."

"Natürlich wirst Du ihre Partei ergreifen. Sie ist ja bis über die Ohren in Dich verschossen, und das macht jedem Manne Spaß . . ."

"Kathi!" rief Klaus mit starkem Unwillen.

"Ob Du schreiest oder nicht, das ändert an der Sache nichts, und was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. Es schiedt sich nicht, daß ein junges Mädel einem verheiratheten Manne solche Augen macht! Ich brauche mir das nicht gefallen zu lassen! Und ich will's in meinem Hause nicht dulden!"

Klaus war sprachlos. Er blieb vor Kathi stehen und athmete schwer.

"Du weißt nicht, was Du sagst," brachte er endlich über seine Lippen, „aber es ist schlimm, daß Du es nicht weißt!"

"Ich weiß schon ganz gut! Ich bin überhaupt nicht so dumm, wie Ihr allesammt meint! Und sie soll mich nicht für dumm halten, diese Bella! Macht sie morgen den Versuch, ihre kleinen Späße fortzusetzen, so nehme ich sie bei Seite und sage ihr meine Meinung, kurz und gut!"

"Schweig!" donnerte Klaus.

Kathi sah erstaunt auf und fuhr erschrocken zurück, als sie den großen Mann zitternd, mit gerötheten Wangen und flammenden Augen vor sich sah.

"Nun?" sagte sie gedehnt, „was soll's?"

"Du wirst gar nichts sagen," fuhr Klaus in ruhigerem Tone fort,

„denn ich werde dafür sorgen, daß so ungeheuerliche Mißverständnisse nicht mehr vorkommen können.“

Er wandte sich ab und ging wieder im Zimmer auf und ab. Kathi rührte sich nicht. Es war das erste Mal, daß Klaus heftig, beinahe zornig geworden war. Verstoßen und scheu blickte sie mehrmals zu ihm hinüber, wenn er ihr beim Durchschreiten des Zimmers den Rücken wandte, und die große, starke Gestalt schloß ihr beinahe Furcht ein. Jetzt fühlte sie sich bedrückt und bedrückt, daß er schwieg, und sie suchte nach einem Worte, um die unheimliche Ruhe zu unterbrechen.

Aber sie war ja eine Thürin, daß sie sich Gedanken machte! Worüber hatte sich Klaus so erbozt? Ueber nichts anderes, als daß sie gute Augen gehabt hatte. Sie brauchte es sich nicht gefallen zu lassen, daß eine zugereste Amerikanerin unter ihren Augen, in ihrem Hause mit ihrem Manne liebäugelte. Alles Recht war auf ihrer Seite. Also Trotz gegen Trotz! Sie wollte doch einmal sehen!

Sie erhob sich und wandte sich der Thür zu.

„Wohin willst Du?“ fragte Klaus sehr ruhig.

„Ich will mich schlafen legen. Zum Nachtmahl ist mir der Appetit vergangen.“

„Ich bitte Dich, noch zu bleiben. Ich habe mit Dir zu sprechen.“

„Damit Du mich noch einmal ansährst, wie eben?“

„Ich werde sehr ruhig sein.“

„Nun, so sprich! Aber Du wirst mir doch nicht einreden, daß weiß schwarz und daß schwarz weiß ist; und was ich gesehen habe, das habe ich gesehen, und dabei bleib' ich.“

„Ich will Dir nichts einreden und Dir nichts ausreden. Ich will mich mit Dir berathen. Ich habe bemerkt, daß Du Dich mit meinen Anverwandten nicht behaglich fühlst, und Du hast meine Wahrnehmung soeben bestätigt. Du kannst Dich nicht beherrschen, und es wäre bei Deinem Naturell sehr wohl möglich, daß es zu einem ärgerlichen Ausritte käme, den ich um jeden Preis vermeiden möchte. Wenn Du, um nur ein Beispiel anzuführen, Fräulein Bella gegenüber Deinen völlig unbegründeten Verdacht äußertest, so würde der Bruch zwischen uns und den Amerikanern die natürliche Folge sein. Denn ich kann mich ebenso wenig von Dir loslösen, wie sich Wilhelm von den Seinen trennen kann. Ich habe Wilhelm sehr lieb, und ein Bruch mit ihm würde mir schmerzlich sein. Du kannst Dich nicht auf meinen Wunsch hin umändern, aber Du kannst auch nicht den Wunsch hegen, mir einen tiefen Kummer zu bereiten. Also bitte ich Dich, Dich meinen Anordnungen zu fügen, die einzig mit Rücksicht auf Dich getroffen werden. An das gemüthliche Zusammenleben mit Wilhelm, das ich geträumt hatte, ist nicht zu denken. Es braucht aber darum keine gewaltsame und dauernde Scheidung zu sein. Wir müssen es so einrichten, daß unser Verkehr aufrecht erhalten bleibt, ohne zu intim zu werden. Wilhelm werde ich die Wahrheit

andeuten, daß Ihr Frauen Euch nicht sympathisch seid, und daß es daher besser ist, wenn wir behutsam aneinander vorübergehen. Er wird mich verstehen, und zwischen uns wird's beim Alten bleiben. Wir müssen also zunächst zu einer Nothlüge greifen. Ich werde heute Abend noch einige Zeilen an Wilhelm richten und ihm schreiben, daß Du Dich nicht wohl fühlst, daß Du morgen wahrscheinlich das Bett hüten mußt, und daß wir daher auf die Freude, den heiligen Abend zusammen zu verbringen, leider verzichten müssen. Das wollte ich Dir sagen."

"Wie Du meinst!" sagte Kathi, und sie setzte hinzu: „Schade um die schönen Sachen!" Nach einem weiteren wunderbaren Gedankenstrunge bemerkte sie: „Du solltest doch auch dem Leo Schneider schreiben und ihn zu morgen Abend bitten. Zwei Menschen vor dem großen Tannenbaum, — das ist doch gar zu trist!"

Klaus wunderte sich nicht mehr. Ein trübes mitleidiges Lächeln überflog seine Lippen.

"Nun gut," sagte er mit weicher, trauriger Stimme. „Ich werde auch an Leo schreiben."

"Und dann wollen wir zu Dreien recht vergnügt sein," sagte Kathi, die plötzlich wieder ganz heiter geworden war, „und ich bin nicht mehr eigensinnig, und singe Dir Alles vor, was Du magst."

"Gut, gut, Kind," sagte Klaus. Er hatte die redlichste Absicht, recht freundlich zu sein, aber ein fein gebildetes Ohr würde doch den Ausdruck des Unwillens und der Ungebuld aus dem Klange seiner Stimme vernommen haben. Zum ersten Male hatte der geheimnißvolle Zauber, der in Kathis Wesen lag, keine Gewalt über ihn. Er machte nicht den Versuch, sie zurückzuhalten, und er vermischte sie nicht, als er allein im Salon war.

Dem Diener, der ihn fragte, wo der gnädige Herr den Thee nehmen wolle, die gnädige Frau habe ihn in ihr Toilettenzimmer befohlen, sagte er, er habe keinen Appetit; in sein Arbeitszimmer solle eine Lampe gebracht werden. Klaus begab sich dorthin und setzte die beiden Briefe, den Absagebrief für die Seinigen und die Einladung für Leo schnell auf. Als er die Briefe schloß, sagte er mit bitterem Lächeln: „So weit hat sie es nun schon gebracht! Aber mich allein trifft die Schuld!"

Er wollte die Briefe sofort besorgen lassen. Als er aber von dem Thermometer 12 Grad unter Null ablas, hatte er ein menschliches Nühren. Es war erst halb zehn Uhr. Er konnte die Kälte gut vertragen, er hatte überdies einen warmen Pelz, die Bewegung würde ihm wohl thun, und in der Luft würde er auf andere Gedanken kommen.

"Wenn meine Frau nach mir fragen sollte," sagte er dem Diener, der ihm beim Anziehen des Pelzes half, „so bestellen Sie nur: ich hätte die Briefe selbst besorgt."

Er schlug den Kragen auf und trat aus dem Hause.

Inzwischen hatte sich Kathi von Gustel entkleiden lassen. Sie war ge-

sprächiger denn je gewesen. Es war ihr, als müsse sie das unten Versäumte oben nachholen.

„Die Amerikaner habe ich mir für morgen Gottlob vom Halse geschafft. Ich wär' vor langer Weile ungelommen, wenn ich mit denen noch einen langen Abend hätte verbringen müssen. Die Frau ist noch die netteste. Aber sie schwatzt beständig in Einen hinein und ist neugierig über alle Begriffe. Der Schwager — von dem ist nicht viel zu sagen. Weißt Du, gerade wie der Herr. Aber das Mädel, die Bella, habe ich auf dem Strich! So eine rechte Pierpuppe aus der Pension — Du verstehst schon? Und verliebte Augen macht sie wie eine richtige Kofette! Sie war drei Jahre im Institut, um Bildung zu lernen,“ fügte Kathi mit Ironie hinzu, und sie trällerte:

„Gebildet ist Marie,
Aber fragt mich nur nicht, wie!“

„Die bekommst's auch noch einmal von mir,“ fuhr sie fort. „Ein hübsches Mädchen ist es — Alles, was recht ist. Aber sie weiß es auch.“

„Sie hat große Füße, gnädige Frau,“ sagte Gustel.

„Hat sie große Füße?“ fragte Kathi erfreut. „Das ist mir gar nicht aufgefallen. Wie hast Du's denn bemerkt, Gustel?“

„Ich habe ja Fräulein Bella die Ueberschuhe angezogen. Sie hat große Füße.“

„Und breite und platte, gelt? Ja, ja, so sieht sie aus. Deshalb trägt sie auch so lange Kleider. Schau, Gustel, große, plumpe Füße — das ist grad' genug für mich, um mir das schönste Gesicht zu verleiden.“

Kathi hatte das rechte Bein übergeschlagen. Sie zupfte den Schlafrock etwas auf und betrachtete mit Wohlgefallen ihren zarten kleinen Fuß, der in den niedlichen Schuhen noch reizender aussah. Sie ließ den Fuß muthwillig tanzen und hatte eine wirkliche Freude daran. Sie veränderte ihre Stellung nicht, als der Diener den Thee brachte und die Bestellung des gnädigen Herrn ausrichtete.

Sie wunderte sich, daß Klaus ganz wider seine Gewohnheit allein und noch dazu am späten kalten Abend ausgegangen war. Vielleicht wollte er ihr eine Falle legen? Sie lachte bei dem Gedanken laut auf.

„So leicht fängt man uns nicht, gelt, Gustel?“ Und sie betrachtete mit ungetrübter Heiterkeit den lustig springenden zierlichen Fuß. Sie ließ sich die Tasse reichen und nippte daraus.

„Die große Schreibmappe aus Krokodilhaut mit schwerem Silberbeschlag — sie kostet ein Vermögen, und ich hatte sie eigentlich für Klaus bestimmt, aber der bekommt nun das Rauch-Recessaire, das Wilhelm haben sollte, und der Wilhelm bekommt nichts — wie wär's, wenn ich die nun dem Leo Schneider schenkte?“

Gustel fand die Transaction ganz praktisch.

„Und die Bella kriegt auch nichts!“ fügte Kathi lustig hinzu. „Ich müßt' ihr denn grad' ein paar Schuh' nach Maß schenken — ein paar recht be-

queme Schuß'!" Sie lachte herzlich über ihren Einfall, und Gustel betheiligte sich an der Heiterkeit innerhalb der Grenzen ihrer Stellung.

„Mir kommt ein Gusto. Ich habe seit Monaten nicht geraucht. Der Herr ist nicht da. Hol' mir von unten eine Cigarette — oder zwei.“

Klaus war durch die Hildebrandtstraße gegangen. Als er am Ende angelangt war, hörte er von rechts Schritte und Stimmen. Es war ihm unbequem, jetzt Menschen zu begegnen. Er schritt über den fest gefrorenen Damm und schlug den engen Fußweg durch den Thiergarten ein. Unter seinen Schritten knirschte und ächzte der harte Schnee. Die Bäume starrten in eisiger Kruste, und das Geäst in phantastischen Verschlingungen glitzerte im Mondschein. Trotz der sehr empfindlichen Kälte ging Klaus ziemlich langsam.

Es war derselbe Weg, den er in der schwülen Hochsommernacht gewandelt war, und er war ihn nicht wieder gegangen. Auch damals war sein Sinn beschwert gewesen. Aber damals war er noch glücklich gewesen im Vergleich zu heute. Ach, jene trübe Ahnung, die in jener Nacht so schwül auf ihm gelegen, hatte ihn nicht getäuscht! Was sollte er sich noch mit Scheingründen trösten? Es war ja wahr, unerbittlich wahr: er war tief unglücklich, und unglücklich durch sein Verschulden. Er hatte sein Loos mit dem eines Weibes verknüpft, das nie die Seinige werden konnte. Sie war nicht bloß ungebildet, sie war bildungsunfähig. Sie verstand ihn nicht und that ihm wehe, ohne daß sie es böse meinte. Sie gehörte einem anderen Menschenstamme an, in dem andere Begriffe von dem, was recht und gut, was schicklich und sittlich ist, herrschen. Daß er das erst jetzt einsehen mußte, — jetzt, da es zu spät war!

War er denn ein Thor gewesen? ein unbesonnenes Kind? Hatte er denn den wichtigen Schritt, den er damals zu thun im Begriffe stand, gar nicht überlegt?

O doch! Er hatte Alles wohl erwogen, Alles reiflich durchdacht. Aber seltsamer Weise, die völlige Verschiedenheit der Herkunft, der sittlichen Schulung und der geistigen Bildung hatte ihn damals am wenigsten gekümmert. „Das gleicht sich alles aus,“ hatte er sich gesagt. „Des Weibes Werth bestimmt der Mann.“ Was ihn damals besorgt gemacht hatte, das war die Angst vor der ihm unbekannten Vergangenheit, über die er auch bis zu dieser Stunde sich niemals genaue Kunde hatte verschaffen wollen. Das leicht hingeworfene Wort Leos: Sie wird nicht gewartet haben, bis Du aus Sumatra kommst — das hatte ihn gequält.

Wie war nun Alles ganz anders gekommen, als er gedacht hatte! Nicht das, was vordem etwa geschehen sein mochte, beunruhigte ihn; nicht die Vergangenheit, die Gegenwart machte ihn elend, und wenn er der Zukunft entgegen sah, so überfiel ihn das Grauen.

Er dachte ohne Groll an Kathi, er dachte an sie mit Mitleid und Schmerz. Das arme Geschöpf war ja wirklich unschuldig an seinem Leid.

Und wenn sie auch die schönsten Toiletten, Haus und Wagen und Pferde hatte, ihr Loos war doch auch nicht beneidenswerth. Er hatte sie eben aus der Sphäre herausgerissen, in der sie geathmet und gelebt und gelacht hatte und gediehen war; und sie in die seinige zu erheben hatte er nicht vermocht. Niemals hatte er die Luft, die zwischen diesen beiden Welten lag, so tief und grausam empfunden wie heute. Was half's, daß er das Selbstgeständniß gewaltsam ersticken wollte, es brach doch heraus und zeichnete sich wie die rothen Spuren der größten Insulte auf die Wange: er hatte sich seiner Frau geschämt!

Wie es ihr unmöglich gewesen war, Fühlung mit seinen Anverwandten zu gewinnen! Wie es ihr gänzlich an Verständniß gebrach für das Gewöhnliche, Schlichte und Rechte! Sie hatte doch Augen wie er, Ohren wie er! Mußte sie denn nicht gerührt sein von Ellens herzlicher Güte und freundlicher Bundesgenossenschaft? Mußten ihr nicht die blühende jungfräuliche Schönheit und die vornehme Feiterkeit Dellas wohlthun? Mußte sie nicht ein Vergnügen dabei empfinden, mit so edlen und liebenswerthen Wesen zusammen zu sein? Dasselbe Vergnügen, das ihm die anmuthigen Schwestern gewährt hatten?

Nichts von alledem hatte Rathi empfunden! Nur eine niedrige Gesinnung, die sich in naiv-brutaler Weise Lust gemacht hatte.

Klaus seufzte tief auf.

„Es ist ein Abgrund, in den ich mein Glück geworfen habe. Ich bin blind gewesen, aber ich habe sie herzlich geliebt!“

Der Frost trieb ihm die Thränen aus den Augen, die über die Wangen liefen und in dem bereiften Barte vereisten.

„Wir sind nun schon vier Monate verheirathet — erst vier Monate! . . .“ Seine Gedanken machten einen jähen Sprung. „Ja, wenn sie mich liebte, dann wäre Alles anders! Die Liebe sittlicht und macht gelehrt. Aber sie liebt mich ja nicht, die arme Frau! Ich weiß es ja längst! . . .“

Er bog in eine Hauptallee ein und ging nun schnelleren Schritts auf das Brandenburger Thor zu. Auf dem Pariser Plage wurde er von einem kleinen Mädchen angebettelt, das ihm in weinerlicher Stimme Streichhölzer zum Verkauf anbot. Das Mädchen, das etwa fünfzehn Jahre alt sein mochte, lebte vor Frost in dem dünnen schwarz und rothcarvirten Tuche, das es über den Kopf geschlagen hatte, und das kaum bis zur Hüfte reichte. Das arme Ding that ihm leid. Er trat unter eine Gaslaterne, um dem Mädchen eine Kleinigkeit zu geben, und da er im Portemonnaie zufällig kein Silber hatte, warf er ihr ein goldenes Fünfmarkstück in die blaurothe Hand. Das Mädchen dankte so zudringlich und sah ihn mit so frechen Augen an, daß er sich unwillig abwandte. Er hatte das Gesicht nur flüchtig gesehen, aber er mußte, während er weiter ging, an den grinsenden Ausdruck beständig denken. Zu seinem wahren Schrecken machte er auf einmal die Wahrnehmung, wie dieses Mädchen eine gewisse, häßliche Aehnlichkeit mit Rathi hatte.

Rathis Schwester hätte so aussehen können. Und nun übertrug er das Grinsen, daß er noch immer vor Augen sah, unwillkürlich auf Rathis Gesicht. Es war eine abscheuliche Hallucination. Er strich mit der Hand über die Augen, um sie los zu werden. Zum Glück war das Hotel nur wenige Schritte entfernt.

Als er eintrat, hörte er hinter sich die schlürfenden Schritte des Mädchens und unverständliche Laute, die wie Flehen klangen. Er wagte nicht sich umzusehen.

Vom Portier hörte er, daß die Herrschaften im Salon seien.

Klaus klopfte. Wilhelm rief herein.

Es war das Bild des Friedens und der vollsten Behaglichkeit, das sich ihm darbot. Ellen hatte das Talent, überall einen Zauberfreis von Gemüthlichkeit um sich zu ziehen. Nichts erinnerte an den Wechsel und das Unstäte des Hotels. In einem angenehmen temperirten, von zwei großen Lampen genügend beleuchteten, wohnlichen Raume saßen um den runden Tisch, auf dem ein Samowar brodelte, Wilhelm im Hausrock und mit Pantoffeln und die beiden Damen, die es sich gleichfalls bequem gemacht und die knappen Diner-toiletten mit haushigen Schlafrocken vertauscht hatten. Alle drei saßen dicht neben einander, in der Mitte Ellen, an deren Schulter Bella den Kopf lehnte.

„Halloh!“ rief Wilhelm erstaunt aus, als er Klaus erkannte.

„Der Weihnachtsmann!“ scherzte Bella, die sich schnell aufrichtete. Das Bild war treffend. Der große Mann auf der Thürschwelle mit dem langen grauen Pelz und der Pelzkappe, mit dem bereiften Vollenbart, der unter der Nase sogar zu kleinen Bäden gefroren war, und der nun unter dem Hauche der Zimmerwärme sich mit glitzernden Thautropfen bedeckte, sah wirklich aus wie die Märchengestalt des Knechtes Ruprecht.

Wilhelm stand auf und ging seinem Bruder entgegen.

„Willkommen also! Und was führt Dich hierher? Doch nichts Unangenehmes?“

„Nichts besonders Unangenehmes! Ich erzähle es Dir gleich. Laß mich erst aufthauen.“

„Ganz wie Du willst, lieber Junge.“

Klaus hatte Kappe und Pelz abgelegt. Die Damen waren ihm inzwischen gleichfalls entgegengekommen.

Er drückte ihnen die Hände.

„Trinken Sie eine Tasse Thee mit uns, um sich zu erwärmen,“ sagte Ellen. „Darf ich Ihnen sonst noch. . .“

„Eine Tasse Thee, nichts weiter, wenn ich bitten darf.“

Bella hatte einen Stuhl herangerückt und reichte Klaus die Tasse, die Ellen gefüllt hatte.

„Also,“ nahm Klaus zögernd das Wort, „ich hatte Euch schon geschrieben. . . ich wollte den Brief selbst in den Kasten werfen, aber da bin ich in Gedanken immer weiter gegangen, bis ich in die Nähe des Hotels gekommen bin, und da hab' ich mir gesagt, daß ich es auch mündlich ausrichten könne. . . Also. . . meine Frau ist nicht ganz wohl. . .“

Es war ein Glück, daß die Kälte sein Gesicht geröthet hatte, und daß es daher nicht zu sehen war, wie bei der Lüge das Blut ihm in die Wangen schoß.

„Doch nichts Bedenkliches?“ fragte Ellen mit wirklicher Theilnahme.

„Nichts Bedenkliches. Aber sie wird doch vielleicht morgen das Bett hüten müssen. Und da habe ich denn gedacht, daß es wohl am besten sei. . .“

Er stockte und schluckte. Der große hülflose Mann war mittheiderweßend.

„Ja, lieber Freund,“ unterbrach ihn Ellen, „dann müssen Sie vor allen Dingen dafür sorgen, daß Ihre Frau wieder gesund wird. Bei der jetzigen Witterung ist nicht zu spaßen, und Kathi war schon heute bei Tisch etwas angegriffen. Sie hat sich gewiß zu sehr angestrengt. Sie dürfen ihr nicht zumuthen, morgen noch einmal und noch mehr Trubel im Hause zu haben. Also werden wir auf die Freude, den heiligen Abend zusammen zu feiern, verzichten müssen. Das ist kein Unglück, wir sind ja Alle nicht sentimental, und die Hauptsache ist, daß sich die hübsche Frau Kathi so schnell wie möglich erholt.“

„Natürlich,“ sagte Wilhelm, „das ist die Hauptsache.“

„Eigentlich,“ fuhr Ellen fort, deren Gesprächigkeit mehr durch das Verlangen, Klaus die Situation zu erleichtern, als durch das eigene Bedürfniß der Mittheilbarkeit entsacht wurde, „und wenn ich ganz ehrlich sein soll, ist's mir so auch gar nicht unlieb — des Jungen wegen, von dem ich mich morgen Abend nicht trennen und den ich auch nicht aus dem Zimmer lassen möchte.“

Klaus trank langsam den Thee und sagte, ohne von der Tasse aufzublicken: „Nun ja, dann wird aus dem Zusammensein also nichts werden. Es thut mir sehr leid.“

Er sprach mit schwerer Zunge und wiegte schwerfällig den Oberkörper nach vorn und hinten.

„Wir erkundigen uns morgen, wie es Ihrer lieben Frau geht,“ sagte Bella.

„Ach, mein Fräulein,“ entgegnete Klaus noch immer stockend und schwer, „bitte, bemühen Sie sich nicht! Es wird wirklich nicht nöthig sein. Ich schide so wie so in die Stadt und werde Ihnen durch den Boten Nachrichten zukommen lassen, oder selbst bringen.“

„Komm selbst, mein Junge! Das wird Dich zerstreuen. Sieh Dir unsern Jungen an. Das beruhigt und erfrischt.“

„Ich danke Dir, Wilhelm. Ich glaube, ich werde wohl selbst kommen können.“

Er hatte noch immer nicht aufgesehen. Die drei andern wechselten flüchtige Blicke des Einverständnisses und Bedauerns.

„Du könntest mir noch einen kleinen Gefallen thun,“ fügte Klaus in demselben Tone hinzu, indem er sich beständig auf dem Stuhle wiegte und tief Athem holte. „Bitte, laß den Brief durch den Commissionär des Hotels heute Abend noch oder morgen in aller Frühe an seine Adresse befördern.“

„Sogleich,“ sagte Wilhelm. Er wollte aufstehen, aber Bella war ihm zuvorgekommen und drückte den Knopf der elektrischen Klingel.

„Fühlst Du Dich nicht wohl, Klaus?“ fragte Wilhelm, indem er die Hand auf das Knie des Bruders legte.

„Mir fehlt nichts Besonderes. Ich habe etwas Kopfschmerz. Aber das hat nichts auf sich.“

Bella hatte dem Kellner den Brief für Leo mit der betreffenden Weisung übergeben.

Klaus stöhnte leise und erhob sich.

„Aber Sie werden doch nicht schon wieder gehen wollen?“ sagte Ellen freundlich.

„Doch, ich will gehen. Halten Sie mich nicht zurück! Ich will lieber gehen.“

Es war etwas so tief Trauriges in dem Tone seiner Stimme, daß Keiner ein Wort zu erwidern vermochte. Klaus ging mit schweren Schritten auf den Stuhl zu, auf den er seinen Pelz gelegt hatte. Wilhelm leistete ihm hülfreiche Hand.

„Es ist wirklich besser, wenn ich gehe,“ sagte Klaus noch einmal. „Es ist besser so!“

Er grüßte Alle und verschwand.

Die Vier blieben eine Weile schweigend.

„Der arme Mensch!“ sagte Bella.

„Mir thut er auch in der Seele leid,“ fügte Ellen hinzu. „Er leidet wirklich.“

„Uebertreibt nur nicht, Kinder,“ bemerkte Wilhelm gemüthlich. „Ja doch, der arme Junge ist in diesem Augenblick vielleicht kreuzunglücklich, aber es wird vorübergehen. Was wird's gewesen sein? Eine häusliche Scene, und so etwas sieht immer schlimmer aus, als es ist. Frau Kathi wird sich über irgend etwas geärgert haben, vielleicht über Dein Kleid, Ellen, oder über Dein Klavierspiel, Bella, oder über mein spärliches Haupthaar, oder über eine verdorbene Pastete, die wir nicht gesehen und auch nicht vermisst haben. Vielleicht auch hat Klaus seine Kathi abgekanzelt, weil sie nicht hat singen wollen, — was weiß ich! Und da hat ein Wort das andere gegeben, und vielleicht hat Kathi geweint und einen Schwäche-Anfall bekommen. Und das ist das große Malheur, das die Fische niederbeugt.“

„Nein, Wilhelm, so leicht fasse ich die Sache nicht auf.“

„Aber so leicht ist es — hoffentlich! Und wenn ich meine zierliche und niedliche Schwägerin richtig beurtheile, wird's auch bald vorübergehen. Die Leidenschaftlichkeit scheint mir nicht die hervorstechendste Eigenschaft ihres Charakters zu sein. Sie ist für ihr Alter merkwürdig besonnen und gelassen. Wenn ich an sie denke, fällt mir immer der Titel der Bach'schen Präludien- und Fugensammlung ein: Das wohltemperirte Klavier. . .“

„Aber ohne Resonanzboden,“ fiel Ellen ein. „Ich habe Dir schon vor-

hin gesagt, Klaus gefällt mir ungewöhnlich. Ich habe ihn beinahe schon lieb. Es ist eben Blut von Deinem Blut. Mir ist, als kennen wir uns seit langen Jahren. Aber aus Kathi werde ich nicht klug, und ich gehöre doch sonst eben nicht zu den Unklügsten. Ich weiß nicht, was ich aus ihr machen soll. Sie sagt nichts Ungeheueres und Thörichtes, sie schwätzt auch nichts nach, aber sie sagt auch nichts Eigenes, das über sie im guten oder bösen Sinne Auskunft gäbe. Sie kommt mir vor wie eine Fremde, die die Sprache, in welcher die Unterhaltung geführt wird, nicht gut beherrscht. Man hört ihr nicht an, daß sie mit gebildeten und klugen Leuten verkehrt, daß sie vernünftige Bücher gelesen hat. Ich habe das nicht weiter untersuchen mögen, denn ich habe kein Recht dazu, sie vor mir ein Examen bestehen zu lassen. Aber mir ist doch der Verdacht aufgestiegen,“ setzte sie leiser und zögernd hinzu, „daß sie ganz ungebildet ist. Dann würde ich ihren natürlichen Tact und ihre Klugheit bewundern, sie würde mir dadurch vielleicht noch sympathischer werden, — denn ich gestehe: ihr liebes Gesichtchen hat's mir angethan, ich habe sie gern — aber Klaus — der arme Klaus würde mir dann sehr leid thun.“

„Das wäre auch ein rechttes Unglück,“ sagte Wilhelm, indem er sich gemächlich in den Sessel zurücklegte. „Wenn es wirklich so wäre, — unangenehm, störend wäre es, das will ich gern zugeben. Aber ein Unglück wäre es nicht. Als ob Bildung Alles wäre! Auf die Natur kommt's doch zu aller=allererst an.“

„Das verstehst Du wirklich nicht, denn Du sprichst als Theoretiker. Du hast eben eine gebildete Frau,“ sagte Ellen.

„Bella“, scherzte Wilhelm, „mach' vor Deiner Schwester die schönste Reverenz, die Du in Dresden gelernt hast.“

„Ich spreche ganz ernsthaft. Wir haben in unserer nächsten Verwandtschaft ein Beispiel vor Augen gehabt: Pappas Bruder, Onkel John. Er hat eine Frau geheirathet, die tief unter ihm stand. Er hat sie zu sich erheben wollen, sie hat ihn zu sich herabgezogen — durch das Schwergewicht der Unbildung, durch nichts anderes, denn sie war eine brave, achtenswerthe Frau — er hat sie in die Gesellschaft hineinführen wollen, sie hat ihn herausgetrieben. Onkel John ist an dieser Ehe zu Grunde gegangen. Bildung ist gewiß nicht Alles, aber es ist sehr viel. Wenn wir unsern Jungen nicht das Gehen gelehrt hätten, würden ihm seine gesunden Beinchen nichts nützen, sie würden ihm nur eine Last sein, die er zu schleppen hat; und eine Natur, die nicht gebildet ist, bring't's auch nicht darüber hinaus, auf dem Boden zu kriechen. Ich weiß wohl, das Bild stimmt nicht ganz, aber Du wirst mich schon verstehen. Ich verlange keine gelehrten Weiber. Es ist auch nicht nöthig, daß sie wie Bella einen dreijährigen Cursum durchmachen, obwohl das eben kein Schaden ist; aber Art gehört zu Art! Die Frau eines gebildeten Mannes muß, wenn sie eins mit ihm sein will, wenn sie ihn anregen und fördern soll, in demselben, oder doch einem ähnlichen Bildungsklima aufgewachsen sein, muß schon als Kind, das, was in dem gebildeten Aether

herumschwirrt, unbetrübt in sich aufgenommen haben, die Keime, aus denen sich Alles entwickelt: Glaube, Sitte, Liebe, Freundschaft, Treue — Alles, was schön und richtig ist, mit Einem Worte. Auf die äußere Lebensstellung kommt's dabei natürlich nicht an. Das, was die Gesellschaft als hochstehend und als niedrig bezeichnet, ist dabei ganz gleichgültig. Ich kenne Millionäre, die jenseits der für sie unüberschreitbaren Linie stehen bleiben, und Kinder von verkommenen, hungerleidenden Tagelöhnern, die sie achtlos überschritten haben. Ein Paar, bei dem der Eine von dieiseits, der Andere von jenseits kommt, — das ist die einzig wahre Mesalliance! Und wenn jener Millionär die Tochter dieses Tagelöhners heimführt, so ist es die letztere, welche eine Mißheirath macht.“

„Du sprichst wie ein Buch!“ sagte Wilhelm lächelnd. Er klopfte ihre Wangen und setzte hinzu: „Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß Du mich ganz und gar nicht überzeugt hast. Aber, Kinder, nun wollen wir uns schlafen legen. Wir sind fünf Stunden gefahren, haben zwei Stunden dinirt, eine Stunde musiciert, Ellen hat uns eben noch eine erbauliche Predigt gehalten. Ich fange an, müde zu werden.“

Bella hatte, seitdem Klaus von ihnen gegangen war, außer dem bedauernden Ausrufe nichts mehr gesagt und gedankenvoll zugehört. Sie erhob sich still, küßte ihre Schwester, bot ihrem Schwager die Stirn zum Kusse und ging mit dem Wunsche für eine gute Nacht geräuschlos aus dem Zimmer.

Sie verabschiedete das Mädchen, das in ihrer Stube auf sie gewartet hatte, und entkleidete sich langsam. Sie löste ihr wundervolles aschblondes Haar und bürtete es lange, lange Zeit, weit länger als sonst, viel länger, als es nöthig war. Sie that es wie ein Automat, ohne darum zu wissen. Sie dachte an etwas anderes. Sie hatte unausgesetzt das Bild eines großen blonden Mannes vor Augen, der schwerbekümmert seinen mächtigen Oberkörper auf dem Sessel wiegte. Sie schloß die Augen, als wollte sie es nicht mehr sehen, oder besser sehen; und ein sanftes Lächeln hob ihre Lippe und zeigte die herrlichen weißen Zähne. Ihr Busen hob sich. Sie schlug die braunen Augen wieder auf, schüttelte sich, und eine tiefe Falte des Unwillens zeichnete sich auf der klaren keuschen Stirn.

„Dummes Zeug!“ murmelte sie vor sich hin. Sie beendigte schnell ihre Nachttoilette. Als sie das Licht ausblies, sagte sie leise: „Nein, es wäre sogar sündhaft!“

Sie betete wie jeden Abend, warf sich noch einige Male hin und her, dann lag sie still. Ihr Athem wurde ruhig und gleichmäßig, und, den schönen Kopf in der Rechten ruhend, den linken Arm ausgestreckt, versank die Jungfrau in süßen Schlummer.

Die Streichhölzverkäuferin hatte auf gut Glück den Herrn, der ihr das Goldstück geschenkt hatte, am Pariser Plage erwartet. Als sie die große Gestalt an der Ecke der Wilhelmstraße dem Thore zuschreiten sah, lief sie Klaus

entgegen, ging einige Schritte neben ihm her und sagte wieder, in demselben weinerlich bittenden und dabei verschmitzten Tone wie vorher, Unverständliches.

„Nach Dich fort!“ rief Klaus so barsch, daß das Mädchen auf dem Flecke stehen blieb.

Es sah dem fremden Herrn noch einen Augenblick nach. Darauf machte es eine freche Geberde, sagte mit lauter, heiserer Stimme: „Denn nicht!“ kehrte um und ging mit schlürfenden Schritten in der Richtung auf das Café Bauer zu.

Klaus nahm eine Droschke und fuhr nach Hause.

Es war Weihnachten.

„O du selige,
O du fröhliche
Gnadenbringende
Weihnachtszeit!“

Klang es in Klaus aus der Kindheit herüber. Er saß allein in seinem Arbeitszimmer, den Kopf auf die beiden Hände gestützt, und stierte auf das grüne Leder des Schreibtisches. So saß er schon seit langer Zeit und brütete vor sich hin. Seit gestern hatte sich eine entscheidende Wandlung in ihm vollzogen. Bis gestern war er blind gewesen. Nun war es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen.

Er hatte den tiefen und tiefinnern Gegensatz zwischen sich und seiner Frau erkannt, und er hatte sich klar gemacht, daß es keinen wahren Ausgleich gab; denn sie liebte ihn nicht.

Sie liebte ihn nicht — erst gestern hatte er sich diese grausame Wahrheit gestanden. Er hatte es sich nie eingestehen gewagt. Das flüchtige Geständniß hatte ihn selbst gewissermaßen beim Schopfe gefaßt und überrumpelt. Er hatte es bisher als selbstverständlich vorausgesetzt, daß sie ihn liebe, ihn lieben müsse, — liebte er sie doch von Herzen, und hatte es ihr gesagt und gezeigt, daß sein Leben von keinem anderen Verlangen erfüllt sei, als von dem: das ihre zu beglücken. Nun aber durchflog sein Geist die Strecke, die er mit Kathi zusammengegangen war, wie der Adler die Wüste, hungernd und beutegierig. Nichts, nichts war da, was für Kathis Liebe gesprochen hätte. Sie hatte eine aufrichtige Freude über schöne Geschenke, eine gewisse oberflächliche Dankbarkeit empfunden — nichts weiter. Sie hatte sich in das Zusammenleben mit ihm aus Gründen der Bequemlichkeit und der jugendlichen Eitelkeit geschickt, von einem Herzensbedürfnisse war nicht die Rede gewesen. Kathi, die er bisher beständig an seiner Seite gefühlt hatte, war ihm durch diese nüchternen Erwägungen wie entrückt. Zwischen sie und ihn traten andere Gestalten: er sah das offene Gesicht seines Bruders, das milde Lächeln seiner Schwägerin, er sah das morgenfrische Antlitz der schönen Bella mit den Rehagen und den mattblonden Haaren. Und er empfand es wie eine Erleichterung, wie einen Trost, daß er mit der zierlichen, anmuthigen Kathi,

die ihn nicht verstand und die nicht viel von ihm wissen wollte, nicht mehr allein war. Bisweilen regte sich auch schon in ihm der Gedanke: so kam es nicht weiter gehen! Aber das, was darüber hinauslag, das mochte und konnte er nicht berühren.

In seinen unerquicklichen Grübeleien wurde Klaus durch den eintretenden Diener unterbrochen, der ihm einen Brief mit den Worten übergab, daß der Bote auf Antwort warte. Klaus öffnete das Couvert und las:

B. 24. December 78.

Es ist sehr liebenswürdig von Dir, lieber Freund, und von meiner schönsten Gönnerin, daß Ihr Euch eines einsamen Junggesellen erinnert und ihm auf Eurem Tische den grünen Tannenbaum anzünden wollt. Aber ich muß mit Behemuth im Herzen absagen. Ein guter Freund und alter College von mir, Arnold Specht, der Dir dem Namen nach als einer unserer hervorragendsten Liebhaber bekannt sein wird, und der augenblicklich am hiesigen Residenztheater gastirt, hat sich mit mir verabredet, und es wäre unverantwortlich von mir, wenn ich dem eigenen Vergnügen die Pflicht der Freundschaft opferte. Specht ist übrigens ein reizender Mensch, den ich Dir in diesen Tagen zuführen werde. Nochmals herzlichen Dank Euch Lieben, Edlen! Und schmerzdurchwühltes Bedauern! Bei Philippi sehen wir uns wieder, oder in der Hilbebrandtstraße.

Dein

tiefgebeugter Waisenknabe

Leo S.

Der Dienstmann ist bezahlt.

„Man wartet auf Antwort?“ fragte Klaus.

„Zu Befehl, gnädiger Herr.“

Klaus zuckte die Achseln.

„Ach so!“ sagte er auf einmal. Er hatte nun erst verstanden, daß Leo für den Freund eine Einladung mitbegehrte.

„Ist meine Frau in ihrem Zimmer?“

„Im Salon, gnädiger Herr.“

Kathi und Gustel waren mit dem Ausputz des Baumes beschäftigt.

„Leo sagt ab,“ redete Klaus seine Frau an.

„O je!“

„Da ist sein Brief.“

Kathi durchflog ihn schnell und hatte dessen verborgenen Sinn sofort erfaßt.

„Was Du Einen erschrickt! Er sagt nicht ab. Der Arnold Specht muß mit eingeladen werden. Du hast doch nichts dagegen? Der Specht ist einer unsrer Besten. Ich hab' schon für ihn geschwärmt, als ich so groß war! Ich freue mich sehr, ihn kennen zu lernen. Schau nicht so murrköpfig drein, lieber Freund, und schreib ihm ein paar Worte.“

„Wenn Du meinst,“ sagte Klaus. Er besann sich einen Augenblick.

„Es wäre mir lieb, wenn Du mir den Brief abnähmst. Ich schreibe vielleicht nicht freundlich genug.“

„Gut, ich besorg's.“

Sie sprang in's Nebenzimmer und schrieb in großer Hast, indem sie jedes zweite Wort ein- oder zweimal unterstrich, das Wort „herzlich“ sogar viermal, eine überschwängliche Einladung für Specht. Sie wollte das Billet Klaus zeigen, aber dieser hatte den Salon bereits wieder verlassen, war in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt und hatte sich auf die Chaiselongue ausgestreckt.

Der bezahlte Dienstmann überbrachte Leo die Antwort, die ihn erfreute, ohne ihn zu überraschen.

Kathi und Gustel machten sich mit dem Weihnachtsbaume weiter zu schaffen.

„Ich weiß nicht, was dem Herrn heut in die Quere gekommen ist,“ sagte Kathi, während sie eine Bruthenne aus Schokolade mit Marzipaneiern an dem Tannenzweig befestigte, „seit gestern ist er wie ausgewechselt.“

„Die Männer sind so launenhaft,“ sagte Gustel mit mütterlicher Erbweisheit.

„Ich habe mir schon gedacht, . . . aber das wäre zu thöricht! — Die liebe Verwandte mit den großen Galoschen . . .“

„Bewahre, gnädige Frau!“

„Sage doch nicht: bewahre! wenn ich etwas behaupte! Gustel, Du nimmst Dir Freiheiten mir gegenüber heraus, die ich auf keinen Fall dulde,“ sprach Kathi würdevoll.

„Aber gnädige Frau haben mich mißverstanden, ich meinte nur . . .“

„Lassen wir's gut sein! Sage, Gustel,“ fuhr sie unmittelbar darauf in gemüthlichem Tone fort, „was schenken wir dem Arnold Specht? Er ist doch unser Gast, und der Herr denkt an nichts. Nun möchte ich dem die große Schreibmappe aus Krokodilhaut schenken, der Leo bekommt das Rauch-Recessaire, und meinem Mann gebe ich die Meißener Figuren, die ich für Ellen bestimmt hatte und eigentlich für mich behalten wollte.“

„Die werden dem Herrn gewiß große Freude machen, gnädige Frau.“

„Sie sind auch sehr theuer — namentlich die Spizendame mit der Muffe. Die Muffe ist auch mit Spizen besetzt. Was glaubst Du wohl, was das für Mühe macht! Und dann geb' ich ihm doch auch noch das Etui für den Haus Schlüssel . . .“

Der Baum war fertig und auf den großen, in die Mitte des Salons gerückten Tisch gesetzt. Auf dem weißen Tischtuche standen die Teller mit Äpfeln, Nüssen und Zuckerwerk und daneben lagen die Geschenke für Klaus und die beiden Gäste. Es machte einen dürftigen Eindruck. Es war nichts, und sah so aus, als ob es was sein sollte. Es war ein verständniß- und liebloser Weihnachtstisch.

Klaus hatte während der letzten Wochen Alles zusammengekauft, was

ihm irgendwie für Kathi passend erschienen war. Der Wandschrank in seinem Arbeitszimmer war mit Packeten aller Formate angefüllt. Er hatte sich auf den Aufbau gefreut und schon vor einigen Tagen eine wundervolle Blumen-garnitur für Kathis Tisch bestellt, der feierlich, nachdem sie bescheert hatte, in den Salon getragen werden sollte. An Alles das wurde er erst erinnert, als ihm nun der Diener geheimnißvoll meldete, daß der Gärtner mit den Körben warte. Klaus hatte jetzt nicht mehr Lust, sich selbst um die Sache zu kümmern, die ihm in seiner Gemüthsverfassung beinahe kindisch erschien. Ohne sich von der Chaiselongue zu erheben, gab er dem Diener die erforderlichen Weisungen. Auf dem geschmückten Tisch sollten die Packete, die im Wandschrank lagen, aufgehängt werden. Es sei nicht nöthig, die Sachen auszupacken, der Gärtner möge das Weitere arrangiren.

Dem künstlerischen Sinne des Gärtners wurde da eine schwierige Aufgabe gestellt. Kopfschüttelnd betrachtete der brave Mann die glänzenden Cartons, die papiernen Rollen und bebänderten Düten — unschön in der Form und in der Farbe. Er half sich damit, daß er die langweiligen Packete unter Blättern und Blüthen möglichst verbarg und durch blühende Rosen und Kamelien dem Ganzen noch einen fröhlichen und festlichen Anstrich zu geben bemüht war.

Die Gäste waren um sechs Uhr zum Diner geladen. Die Bescheerung war auf acht Uhr angesetzt.

Leo und Arnold Specht erschienen mit schauspielerischer Pünktlichkeit Schlag sechs Uhr. Leo dankte den Freunden in übertriebener Weise für die unendliche Freundlichkeit, die ihn ebenso überrascht wie beschämt hätte. Specht war von so viel unverdienter Güte ganz gebeugt. Er lächelte süß, bewegte langsam den interessanten Kopf und war so überwältigt, daß er nichts weiter sagen konnte als: „Ah!“

Arnold Specht war im wahren Sinne des Wortes ein schöner Mann. Er war etwa vierzig Jahr alt, ziemlich groß — wenn er durch die Riesengestalt Klaus' nicht gedrückt wäre, so würde man ihn sogar recht groß gefunden haben — schlank gebaut, mit kleinen Füßen und sorgsam gepflegten Händen. Den Nagel am kleinen Finger der linken Hand hatte er zu einer wohlgebildeten Kralle heranwachsen lassen und zurechtgeschnitten. Seine Haltung war die eines Mannes, der daran gewöhnt ist, daß man ihn durch das Opernglas betrachtet: straff, mit vorgereckter Brust, die Arme anmuthig gerundet, den Kopf selbstbewußt aufgeworfen. Er war von tiefbraunem Colorit, seine Augen waren dunkel und ausdrucksvoll, seine Haare durch die Hand des Friseurs gelockt. Eine Hamletlocke fiel schwermüthig auf die Stirn. Sein Organ hatte er nach dem Vorbilde Emil Devrients auf Weichheit und Wohlklang hin geschult. Er sprach langsam, deutlich und rollte das „r“.

Nachdem Arnold seiner Bewegung Herr geworden war, die er dadurch veranschaulichte, daß er die rechte Hand auf's Herz legte, konnte er nicht genug Worte des Dankes finden.

„Und gerade der heutige Tag muß mir so viel Glück bringen — ah! Wer könnte da noch über den schönen Kindererglauben an's Christkindl lachen? Haben Sie mir nicht die Pforten erschlossen zum traulichen Palaste der Weihnachtsfee?“

Er war tief gerührt, seine Stimme erzitterte, er hätte weinen können; aber dazu war es wohl noch zu früh am Tage.

Klaus kam seinen Gästen schlicht und artig entgegen. Er bemühte sich seine Stimmung zu beherrschen, aber Leo's scharfes Auge bemerkte doch die starke Veränderung in seinem ganzen Wesen. Er nahm den Freund etwas bei Seite.

„Fehlt Dir etwas? Du siehst so verstört aus.“

„Ich leide seit gestern an Migräne,“ antwortete Klaus, und indem er mit Leo sich Kathi und Specht näherte, fuhr er laut fort: „ich muß mich von vornherein bei meinen Gästen entschuldigen und sie um Nachsicht bitten, wenn ich heute ein wenig liebenswürdiger Wirth bin. Ich bin etwas unwohl.“

Specht war von dieser Mittheilung so tief ergriffen und sah so aufrichtig betrübt aus, als ob ihm die Kunde zugegangen sei, daß er das Liebste verloren habe.

„Meine Frau wird das, was ich schlecht mache, gut zu machen suchen. Ich bitte Sie also freundlich, sich durch meine Schweigsamkeit nicht in Ihrem Vergnügen stören zu lassen, und ich will mir Mühe geben, Ihnen den Spaß nicht zu verderben. Und nun also, zu Tisch! Herr Specht, darf ich Sie bitten, meine Frau zu führen?“

Specht verneigte sich tief und bot mit dem süßesten Lächeln, das ihm zu Gebote stand, und sanftem Augenaufschlag Kathi den Arm.

Kathi — war es dieselbe, die gestern wie leblos dageessen hatte? — war in rosigster Laune, sie blühte auch wie eine Rose, sie war vielleicht nie so entzückend gewesen. Beim dritten Gange hatte auch Specht die sentimentale Maske abgelegt und dafür die feurige, leidenschaftliche gewählt. Er ließ die Nasenflügel spielen, seine Augen schossen Blitze, er sagte nicht mehr: Ah! er sagte jetzt: Hei!

„Hei! der gute Tropfen!“ rief er, als er den Römer von den Lippen absetzte. „Und nun, Freunde,“ sprach er, indem er sich erhob und sein Gesicht in jene verhängnißvoll lächelnden Falten legte, welche dem Ausbruche eines Toastes vorherzugehen pflegen, „da der Wein des Menschen Herz erfreut, weshalb sollten wir nicht fröhlich sein? Mir ist das Herz voll von Dankbarkeit für unsere lieben Wirth, die ich, vor einer Stunde noch ein Fremdling in diesem Hause, nun als Freunde habe ansprechen können, — und weiß das Herz voll ist . . . Wie meinst Du, Leo?“ unterbrach er sich.

Leo hatte sich nicht gerührt.

„Und weiß das Herz voll ist, — davon schweigt der Mund.“

Er sah sehr klug aus und machte eine Kunstpause.

„Ich werde also nicht sagen, daß ich stets mit inniger Dankbarkeit

dieser gastlichen Aufnahme gedenken werde; ich werde nicht sagen, daß das beste Weihnachtsgeschenk, das ein armer Mann wie Hamlet an diesem Herde niederlegen kann, sein Segensspruch ist für des Hauses Wohl und Gedeihen; ich werde nicht sprechen von der Biederkeit des Wirthes, die da steht fest und treu wie die Wacht am Rhein; ich werde nicht sprechen von der mädchenhaften Anmuth einer jungen Frau, die jetzt lächelnd mir zur Seite sitzt, und der ich die Hand auf's Haupt legen möchte, betend, daß Gott sie erhalte so fromm, so rein, so hold. Ich werde gar nichts sagen, ich werde Sie nur bitten, in diesem Sinne die Gläser zu erheben und hoch leben zu lassen die liebenswürdigen Wirthin und — (Kunstpause) — was wir verschweigen!"

Die Gläser klangen zusammen. Leo bemerkte zu seiner unangenehmen Ueberraschung, wie sich beim Anstoßen die beiden etwas vorgestreckten kleinen Finger von Kathi und Arnold suchten und berührten, während Arnold die fromme, reine und holde Wirthin sehr schmachkend ansah.

Lächelnd wie er gesprochen, schwieg Arnold. Er setzte sich mit selbstgefälligem Ausdruck. Er war mit seinem Toaste sehr zufrieden. Er fand ihn originell und geistvoll. Der Toast war auch neu. Er war eine Premiere. Kathi war sehr erbaunt davon. Leo tagirte ihn auf eine brave Mittelleistung. Klaus hatte nach dem zweiten Saße des saden Geschwäzes genug gehabt und nicht mehr zugehört.

Beim Braten war die Stimmung der drei, die sich durch die Theilnahmlosigkeit des Wirths in der Gemüthlichkeit wirklich nicht stören ließen, so animirt, daß Arnold auf Leos dringliches Zureden und auf Kathis unwiderstehliche Witten, die Würde seiner Kunst und die Bedeutung seiner Stellung aus den Augen setzend, alle gesellschaftlichen Kunststückchen, die er kannte, zum Besten gab. Er imitirte das Geräusch der Werkstatt, er hobelte und sagte mit dem Zeigefinger; der ganze Viehhof marschirte auf, er gaderte wie die Henne, krächte wie der Hahn, grunzte wie das Schwein, blökte wie die Kuh, brüllte wie der Stier, wieherte wie das Pferd, mederte wie die Ziege und bellte dazwischen wie der Hund, der schließlich getreten wird und mit kläglichem Geheul und Gewinsel davon läuft.

Kathi lachte Thränen. So göttlich hatte sie sich lange nicht amüfirt. Und Arnold hatte noch nicht einmal sein Hauptstück aufgeführt: die summende Fliege, die sich auf die Nase eines betrunkenen Schnarchers setzt, von diesem im Schlaf beständig verjagt wird und immer wieder auf die Nase zurückkehrt. Das war großartig! Kathi war ganz unbändig vor Freude und hätte den reizenden Menschen umarmen mögen.

Leo hatte seine Pfeile noch im Köcher. Er wartete auf den Kaffee. Als er die Tasse Mokka in der Hand hielt, begann seine Production. Er fingirte einen Kampf mit einem Unsichtbaren, der ihm die volle Tasse zu entreißen sucht, und balancirte nun die Tasse auf der Untertasse, die er unausgesetzt hin- und herschwenkte, mit großem Geschick, so daß diese beständig auf der Rippe stand, ohne umzufallen, und ohne daß auch nur ein Tropfen

Abgelaufen wäre — ein wahres Jongleurstückchen. Arnold lachte als neidischer College für drei, Rathi war auch ganz befriedigt; aber die Fliege — das war doch das Höchste!

Nebenbei wurden während des Kaffees auch noch einige Anekdoten erzählt, deren Held jedesmal ein polnischer Jude war. Die Drei waren seelenvergnügt.

Klaus saß abseits, auf demselben Sessel, auf dem Rathi gestern gegessen hatte, als Bella Klavier spielte.

„Das sind nun meine Weihnachten!“ sagte er zu sich. „Zwei Komödianten und —“ er stockte — „und meine Frau! Und die, die zu mir gehören, die ich bei mir haben möchte und sollte, und bei mir haben könnte, wenn es anders wäre — die sind hier, unter meinem Dache, unmöglich; und ich danke dem lieben Gott, daß sie nicht hier sind, um diese entsetzliche Dede nicht zu fühlen!“

„O, du fröhliche
Weihnachtszeit!“

Klang es wieder aus den Tagen seiner Kindheit in der alten Rathsstadt zu ihm herüber.

„Du bist aber heut ganz unmöglich, Mann,“ schmollte Rathi, die an ihn herangetreten war. „So warst Du ja noch nie! Und das gerade am heutigen Tage! Ärgert's Dich, daß wir lustig sind?“

„Im Gegentheil, Rathi. Ich habe Dir ja schon gesagt: ich bin nicht wohl.“

„Du möchtest zu Deinen Leuten? Gesteh's nur! Ich nehme es Dir gar nicht übel. Mit dem Bruder möchtest Du zusammen, gelt? Ich verstehe das. Weißt Du was? Ich wollte just die Sachen für den Kleinen in's Hotel schicken. Ich hab', ehrlich gesagt, ganz daran vergessen. Laß anspannen, und bring' die Sachen selbst! Da wirst Du Freude haben, und hier hast Du keine. Wozu soll man sich geniren unter Eheleuten? Verschwinde, sag' kein Wort, ich werde Dich bei Deinen Freunden schon entschuldigen. Der Baum ist angezündet. In fünf Minuten ist die Bescheerung, und dann gehst Du sachte aus der Thür. Das soll mein Weihnachtsgeschenk sein; im Uebrigen, lieber Schatz, habe ich nicht viel. Nur eine Kleinigkeit, die Dir sagen soll, daß heut Weihnacht ist. Also abgemacht!“

Sie trat wieder zu den Herren. Klaus war zugleich empört und herzensfroh. Er hatte sich allerdings von hier weggefehnt, und er freute sich, daß ihm dies nun möglich und leicht gemacht war, aber es erregte doch sein Innerstes, daß seine Frau in die Trennung an diesem Abende nicht bloß ohne Ueberwindung, sondern sogar mit unverhohlener Befriedigung willigte. Er hegte das Verlangen, von ihr zu gehen, und war zugleich ungerecht genug sich darüber zu erzürnen, daß sie ohne ihn zu bleiben wünschte.

Leo und Arnold waren von den schönen Geschenken ganz gerührt. Arnold betheuerte unausgesetzt: es sei zu viel, zu viel, er habe nie eine

schönere und geschmackvollere Mappe gesehen, und er sagte wieder einige Male: „Ah!“ Klaus dankte für die Meißener Figuren und war gutmüthig genug, die Kostbarkeit der Spitzen an der Muffendame, auf die ihn Kathi besonders aufmerksam machte, zu bewundern. Nachdem Kathi um den mit Blumen decorirten Tisch, der nun hereingebracht wurde, kindisch herumgehüpft war, dann das kunstvolle Werk des Gärtners zerstörend, ein kostbares Stüd nach dem andern unter lauter Freude und der lebendigen Antheilnahme der Freunde aus den verbergenden Hüllen herausgeschält und endlich Alles noch einmal überschaut hatte, und wirklich glücklich über die kostbaren Ueberschungen, nach ihrem Mann suchte, um ihm zu danken, bemerkte sie, daß dieser lautlos verschwunden war.

„Ach so!“ sagte sie. Und sich an die Freunde wendend, fügte sie übermüthig hinzu: „Kinder, nun wollen wir lustig sein! Mein Mann ist wirklich nicht wohl. Ich habe ihn fortgeschickt. Es ist besser so für ihn. Und nun, lieber Specht, machen Sie noch ein Mal den Drummer! Ich bitte!“

Die unbedeutende Episode, das Verschwinden des Hausherrn, beeinträchtigte die Stimmung in der That durchaus nicht, nur Leo war vorübergehend davon unangenehm berührt. Arnold machte den Drummer auf vielseitiges Verlangen noch ein Mal, und Leo erzählte, mit kunstgerechter Steigerung, eine Anekdote von drei polnischen Juden.

Arnold machte der hübschen Wirthin ganz regelrecht die Cour. Er überschüttete sie mit den heftigsten Complimenten, sah sie mit sehnsuchtsvollen Blicken an und rückte ihr so nahe wie irgend möglich. Kathi machte das Spaß, und sie war so freundlich, wie sie nur sein konnte. Leo faßte die Sache so harmlos auf, wie sie wirklich noch war; und da sie ihn langweilte, öffnete er den Flügel und spielte sein Lieblingsstück, die Gavotte.

Arnold sang darauf mit tiefem Gefühl: „Ich wollt', ich wär' des Mondes Dicht.“ Kathi begleitete ihn, rühmte seine Stimme und besonders seinen seelenvollen Vortrag. Sie selbst gab einige der übermüthigsten Lieber ihres früheren Repertoires zum Besten. Dem Sect wurde fleißig zugesprochen. Und so verging die Zeit in heiterster Stimmung.

„Leo, spielt einen Walzer, einen seßchen Walzer! Wir wollen tanzen,“ rief Kathi.

Der große Tisch des Speisezimmers wurde bei Seite geschoben, der Teppich aufgehoben, der Flügel an die Thür gerückt, und Leo paukte darauf los.

Arnold und Kathi rasten durch den Saal, daß die Gläser auf dem Büffet klirrten. Arnold hielt Kathi fest an sich. Sie hatte den Kopf etwas zurückgeworfen, die Leidenschaftlichkeit des Tanzes durchloberte sie mit unheimlichem Feuer, der Sect hatte das Blut schon schneller durch die Adern gejagt, sie schloß halb die Augen, und im wilden Wirbel schwand ihr fast die Sinne, als sie einen heißen Kuß auf ihrer glühenden Wange fühlte.

„Was fällt Euch denn ein?“ sagte sie, ohne den Tanz zu unterbrechen.

„Kathi, ich liebe Sie,“ hauchte ihr Arnold in's Ohr.

„Schon gut! Aber seid vernünftig! Was sollen denn die Leute denken? Da schaut nach der Thür! da steht Jemand!“

Leo hatte den Ruß gleichfalls bemerkt. Er fühlte sich in der Würde seines abwesenden Freundes gekränkt, wollte aber keinen ärgerlichen Austritt herbeiführen und spielte den Theil der Walzers zu Ende. Dann stand er auf.

„Weiter, weiter!“ riefen die Tänzer.

„Fällt mir gar nicht ein! Der Specht macht Dummheiten, und ich soll Musik dazu machen? Fällt mir gar nicht ein!“

Rathi entwand sich der Umarmung und trat auf die halboffene Thür, die nach den Hinterräumen führte, zu. Es hatte da Jemand durch die Thürspalte dem Feste zugeschaut. Und richtig, sie sah, wie sich Jemand schnell entfernte. Blißschnell durchfuhr sie ein Verdacht, aber sie ging resolut und hurtig der Gefahr entgegen. Sie lief aus dem Salon, sprang dem Flüchtling nach und erwischte Gustel, die sich gerade in der Küche verstecken wollte.

„Du bist's! Gott sei Dank! Du hast mir einen schönen Schreck eingejagt! Weißt Du, Gustel, stell Dich in den Erker des Eßzimmers und schau ein wenig aus. Wenn der Herr kommt — er hat doch unser Coupé genommen? — dann sag' mir's. Ich schenke Dir auch was Schönes.“

Gustel war vergnügt, daß sie so davontam. Sie lachte verschmigt und zog auf Vorposten.

Inzwischen hatte Leo den feurigen Liebhaber abgefanzelt.

„Erstens ist es an und für sich nicht schön, in einem anständigen Hause, in das man durch einen Freund des Hauses eingeführt ist, beim ersten Besuche die Wirthin zu küssen. Und zweitens ist es unvorsichtig. Mein Freund Bewer ist, wie ich ihn kenne, nicht der Mann, der in dem Punkte Spaß versteht. Du hast ihn gesehen. Er hat reichlich das Militärmaß. Er ist zehn Jahre da ganz unten gewesen, wo von europäischer Cultur nicht die Rede ist. Du verstehst! Wenn er dahinterläme, würde er Dich einfach niedererschlagen.“

Die Eröffnung dieser Perspective verfehlte ihre Wirkung nicht. Arnold hatte jetzt weder seine sentimentale, noch seine feurige Maske, er machte ein ehrlich betroffenes Gesicht, das nicht eben klug aussah.

„So?“ sagte er langsam. „Also Du meinst, daß er ohne Weiteres?“

„Ohne Weiteres. Verlaß Dich darauf.“

„So?“ wiederholte Specht.

Rathi war mit hochrothen Wangen zu der Gesellschaft zurückgekehrt.

„Noch einen Schnell-Galopp, Leo!“

„Bedauere sehr.“

„Wenn ich Euch recht schön darum bitte.“

„Bedauere sehr.“

„Ihr seid ungeschick! Dann helfen wir uns so! Kommt Specht! Ich finge dazu.“

Sie hatte sich an Specht gelehnt, so daß diesem, obwohl ihm die Lust zum Tanzen eigentlich vergangen war, nichts anderes übrig blieb, als seinen Arm um Kathis Hüfte zu legen und mit ihr, die das Presto der Tanzweise sang, in betäubender Schnelligkeit davonzufahren. Wenn ihr auch der Athem fast versagte, so stieß sie die Töne doch noch freischend hervor; und sie war es, die nun ihren Tänzer, der pausiren wollte, mit sich riß und an ihr stürmisch pochendes Herz drückte. Sie war wie außer sich, als ob die Bestie in ihr entfesselt wäre. Und sie jagte in Arnolds Arme dahin, und ihre ganz erschöpfte Stimme klang wie schmerzliches Wimmern.

„Der Herr!“ schrie Gustel in den Saal und verschwand.

Das Wort wirkte wie ein elektrischer Schlag auf Arnold, dem schon der Tanz den Schweiß auf die Stirn getrieben, und dessen dunkles Gesicht sich geröthet hatte. Er wurde olivengrün, seine Beine zitterten.

Kathi warf sich auf einen Sessel und röchelte: „Mir ist nun schon alles eiskalt! So oder so!“

Leo allein war ruhig. Er hatte das richtige Gefühl, dem heimkehrenden Freunde wenn möglich einen verhassten Anblick zu ersparen. Er rief Arnold, schob mit diesem, der freilich nicht viel half, den Flügel an die alte Stelle, führte, schleppte beinahe Kathi in den Salon und schloß die Thür zum Speisezimmer. Kathi nahm aus dem Champagnerkühler ein Stück Eis, rieb sich damit Stirn und Wange und sächelte sich.

Klaus hatte einige wirklich erfrischende Stunden mit Wilhelm und dessen Familie verbracht. Er hatte auf diese wenigen Stunden beinahe vergessen können, was ihn so tief betäubte. Sie hatten gemüthlich geschwätzt, sich alter Zeiten erinnert, mit wehmüthiger Freude von den Weihnachten in dem schönen Patrizierhause und von dem geliebten Vater, dem ehrsamem Senator, Großkaufmann und Aheber Jakob Bemer zu Lübeck, gesprochen, von dem edlen Manne, dessen Bild mit der Zeit immer leuchtender und lauterer in der Erinnerung der dankbaren Söhne glänzte; Vella hatte gespielt, — und so waren die Stunden froh und glücklich gemessenen Flugs dahingeschwebt, und ihr sanfter Flügel Schlag hatte Klaus Mühlung und Frische zugefächelt.

„Mein Gott, was fehlt Dir denn, und wie siehst Du denn aus?“ fragte Klaus, der beim Anblick Kathis ganz verblüfft auf der Schwelle stehen blieb.

„Was soll mir fehlen?“ antwortete Kathi mit rauher, heiserer Stimme und kurzem Athem. „Nichts fehlt mir. Wir haben ein bißchen getanzt, nichts weiter.“

Klaus maß die Herren mit kalten Blicken. Als er den fremden Mimen betrachtete, den er in majestätischer Pose verlassen hatte, und den er nun als eine von der Feigheit geknickte Jammergestalt wieder traf, überfiel ihn ein Gefühl des Ecks, das er mit Mühe unterdrückte.

„Getanzt?“ wiederholte Klaus, der sich schnell gefaßt hatte. „Nun, wenn ich's auch nicht liebe, so beweist es mir doch, daß ich nicht vermißt worden bin, und daß Du meinen Wunsch, Deine Liebenswürdigkeit zu verdoppeln,

erfüllt hast. Wollen die Herren nicht Platz nehmen? Ich hoffe doch, daß ich Sie nicht verjage."

"Wir hatten uns schon zum Abschiede erhoben," sagte Leo, der sich ebenso unbehaglich fühlte wie Arnold, obgleich er der viel Unschuldigere war.

"Sawohl, wir wollten gerade gehen," brachte dieser mit Anstrengung hervor.

"Du nimmst es doch nicht übel? Es ist wirklich schon spät . . . Klaus," fügte Leo mit leiser, von wahrer Erregung zitternder Stimme aufrecht hinzu, "sei mir nicht böse! Ich habe nichts gethan, was Du mir verübeln könntest, nichts, so wahr Gott im Himmel . . ."

"Ich glaube es ja, Leo!"

"Glaubst Du es wirklich? Siehst Du, es wäre mir schrecklich, wenn Du meinen könntest . . ."

"Ich meine gar nichts, Leo!"

"Ich bin eine treue Seele, Klaus, und Du bist mein Freund! Der Himmel soll mich . . ."

"Ich glaube es Dir ja! Laß es nur gut sein! Wenn Du mir etwas zu sagen hast, so sage es mir ein andermal. Es ist wirklich spät. Gute Nacht!"

Klaus reichte ihm die Hand, die Leo so fest drückte, daß es selbst dem starken Manne unangenehm war.

"Glaube mir!" wiederholte Leo. "Ich bin Dein Freund! Gute Nacht!"

Arnold machte eine ganz correcte Verbeugung vor Kathi, die noch immer hastig athmete, und verabschiedete sich dann von Klaus. Als er den Versuch machte, seinen Dank in überschwänglicher Weise zu erneuern, unterbrach ihn dieser, und Klaus that so, als ob er nicht bemerkte, wie Specht ihm die Hand reichen wollte.

Die Beiden gingen mit der Schreibmappe und dem Rauch-Neccessaire von dannen, weniger vergnügt, als sie gekommen waren.

Klaus betrachtete eine Weile seine Frau. Ihr Gesicht brannte in hochrother Färbung, ihre Haare waren in Unordnung, ihr Auge war matt, ihr Busen hob sich ungestüm, jeder ihrer schnellen Athemzüge war von einem keuchenden Tone begleitet. Und soeben hatte er in das sanfte, tiefe Auge seiner Schwägerin geschaut und an dem Maß und der Ordnung in der edlen Schönheit der keuschen Bella sich geweidet. Er wandte sich von Kathi, wie von einem fremden Wesen, ab und sagte kein Wort.

"Klaus!" rief diese ihm nach.

Er verließ den Salon, ohne sich umzuwenden, und schloß sich in sein Zimmer ein. Er blieb halb entkleidet eine Weile vor dem Bette sitzen, ohne an etwas besonderes zu denken, und ohne tiefere Erregung. Er wunderte sich, wie wenig die Scene im Salon ihn angegriffen hatte. Das Nebensächliche hatte einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht als die Hauptsache. Er lächelte über Leos Freundschaftsbethuerungen und über die Weißener Figuren, die schöne Muffendame mit den Porzellanspitzen, den eleganten Schäfer mit den

rosigen Wangen und den Bagoden, der die Zunge herausstreckte. Bei Kathi weilten seine Gedanken nicht. Alles, was er dachte und empfand, wurde übersummt von einer schlichten Melodie, die ihm gar nicht aus dem Kopf wollte. Was war es nur? Hatte Bella die Weise gespielt? War es ein Lied aus der Kindheit? Nachdem er längst das Licht gelöscht, sumnte es noch immer in ihm weiter. Und in den Schlaf sumnte ihn das einfache Lied, dessen Melodie ihm so vertraulich klang, und zu dem ihm die Worte fehlten.

Er träumte unruhig und wirres, krauses Zeug. Er hatte Händel mit rauflustigen Gesellen, die ihm den Weg vertraten. Einen derselben kannte er genau. Dieser hatte eine Hamletlocke, einen langen Nagel am kleinen Finger der linken Hand und rollte das r. Aber es war nicht Specht, es war der Prinz Demeter Strusa. Dieser Prinz, der ganz wie der Mime aussah, erlaubte sich Bella, die Klaus am Arme führte und die eine mit feinen Spitzen besetzte Muffe trug, unziemlich zu begegnen. Klaus bebt vor Wuth. Da trat ihm ein anmuthiger Schäfer, Leo Schneider, zur Seite und bekräftigte ihm mit tausend Eiden, daß er ihn nicht verlassen werde. Die Schaar der Strolche schien sich zu vermehren, und als Klaus sich nach seinem Bundesgenossen umsah, war dieser verschwunden. Auch Bella war ihm auf unerklärliche Weise abhanden gekommen. Er war verlassen, verlassen. Da bückte er sich und hob einen Stein von der Straße auf, den er mit Gewalt gegen Strusa schleuderte. Mit Klirrendem, Klapperndem Geklingel brach dieser zusammen wie eine Porzellanfigur, die zerbricht. Bei diesem Geräusch erwachte Klaus. Das Lied klang ihm noch immer in den Ohren.

Es war um die Mitte des Monats Februar. Das gesellschaftlich Leben und Treiben der Hauptstadt stand auf seinem Höhepunkte. Wilhelm war mit seinen Damen durch den Gesandten der Vereinigten Staaten in verschiedene Kreise eingeführt worden, und die schönen und liebenswürdigen Amerikanerinnen waren überall gern gesehen.

Eine mehrtägige Reise nach Greifswald und Lübeck hatte ihnen nicht die erwartete Freude bereitet. Gottlieb sat tief in einer schwer wissenschaftlichen Arbeit, die ihn ganz in Anspruch nahm und für seine Mitmenschen noch ungenießbarer als gewöhnlich machte. Er war zwar sehr glücklich, den Bruder aus San Francisco wiederzusehen und dessen Familie kennen zu lernen; aber er fühlte sich den Damen gegenüber befangen, unbeholfen und linksch und wußte nicht, was er mit den drei auffälligen Personen in Greifswald anfangen sollte. Er war froh, als er ihnen die Hand zum Abschied reichen und an sein Pult zurückkehren konnte. Beinahe unbehaglich war der Aufenthalt in Lübeck und die Begegnung mit den ältesten Brüdern. Für diese war Wilhelm noch immer der leichtsinnige junge Mensch, den der Vater auf's Schiff gebracht hatte. Sie hatten ihm gegenüber überdies das Gefühl, ihm Unrecht gethan zu haben, und sie empfingen ihn und die Damen so kalt und mit so knapp bemessener Brüderlichkeit, daß

Wilhelm es bei dem einmaligen Besuche bewenden ließ und seine Dispositionen in der Weise abänderte, daß er den Aufenthalt in Lübeck auf einen Tag reducirte, die Reise nach Husum, — um sich und den Seinigen nicht noch eine Enttäuschung zu bereiten, — aufgab und nach Berlin, wo er seinen wirklichen Bruder wiederfand, zurückkehrte. Da fühlten sich auch die Damen am wohlsten.

Als Wilhelm diesen eines Tages erklärte, daß seine europäischen Geschäfte nunmehr vollkommen erledigt seien, und daß man nun an die Heimkehr denken müsse, waren sie aufrichtig betrübt. Es that ihnen leid, Berlin verlassen zu müssen, nicht bloß der Gesellschaften wegen. Sie hatten Klaus, der fast jeden Tag ohne Ausnahme einige Stunden mit ihnen verbracht hatte, aufrichtig lieb gewonnen. Und es war ihnen schmerzlich, den lieben Verwandten, den sie als ganz zu sich gehörig zu betrachten sich gewöhnt hatten, allein zurückzulassen. Von Kathi hatten sie seit geraumer Zeit nicht mehr gesprochen. Nachdem sie die Wahrnehmung gemacht hatten, daß Klaus eine Wiederholung ihres Besuches in seinem Hause nicht wünsche und eine Erwiderung des ihrigen von Seiten Kathis nicht für nothwendig halte, war die hübsche Schwägerin fast spurlos aus ihrem Kreise verschwunden. In der Weihnachtswoche hatten sie sich noch Anstands halber nach Kathis Befinden erkundigt, dann war auch diese Frage unterblieben; und in der gemeinsamen Unterhaltung, die immer herzlich und erfreulich war, erinnerte nichts mehr daran, daß Klaus verheirathet war.

War er es denn noch? Insofern gewiß, als die Scheidung nicht beantragt und demgemäß auch nicht ausgesprochen war, als er für das materielle Wohlbefinden Kathis sorgte, mit ihr unter einem Dache wohnte, mit ihr täglich mehrere Stunden verbrachte und unweigerlich die Mahlzeiten mit ihr gemeinsam einnahm.

War er es überhaupt je gewesen? Dem Buchstaben des Gesetzes nach unzweifelhaft. Und so war es bis zur Stunde geblieben.

Kummervoll aufregende Scenen kamen nicht mehr vor. Er war freundlich und zuvorkommend gegen Kathi, er schulmeisterte nicht mehr an ihr, er unterdrückte die unliebsamen Bemerkungen, zu denen er wohl mitunter durch irgend eine ihrer Aeußerungen gereizt wurde, er suchte ihr alle erlaubten Vergnügungen zu bereiten, führte sie in die Theater und in den Circus, schenkte ihr, was ihr Herz begehrte, und achtete nur darauf, daß nichts geschehen konnte, was er mit seiner Ehre nicht hätte vereinbaren können.

Kathi war mit dieser Wandlung höchlich zufrieden. Sie hatte jetzt viel mehr freie Zeit als sonst und benutzte diese Zeit, um heimlich zu Frau Milde zu fahren, wo sie mit der Levini regelmäßig zusammentraf und von dieser sich regelmäßig bestätigen ließ, daß sie ganz unverdientes Glück gehabt und die beste Partie von der Welt gemacht habe. Kathi war davon auch ganz überzeugt; und wenn sie der Levini, die sehr oft eine dringliche Besorgung

zu machen und unglücklicherweise ihr Portemonnaie in der Eile auf dem Tische vergessen hatte, aus ihrer kleinen Börse einige Goldstücke in die Hand stecken konnte und in ihrem reizenden Wagen ihrem eleganten Heim zurollte, fühlte sie sich große Dame und ganz glücklich. Es machte ihr aufrichtiges Vergnügen, wenn sich die Operngläser auf sie richteten, sobald sie in der Vorderreihe der Loge erschien, während Klaus im dunkeln Hintergrunde verblieb, und wenn sie bemerkte, wie die vornehmsten Damen die schlichte Eleganz und den discreten Reichtum ihrer Toilette musterten. Es gewährte ihr eine große Befriedigung, als sie sich sagen durfte, daß sie in die Reihe der beachteten Persönlichkeiten gerückt sei; und als eines Morgens Gustel ihr ein Zeitungsblatt brachte, in dem sie als die Perle im Publikum bei der letzten Premiere mit liebevollster Genauigkeit geschildert war, jubelte sie laut auf, wenn sie es auch zu bedauern hatte, daß ihr Name nur mit den Initialen, als die „graziöse Frau R. B.“, bezeichnet war.

Die größte Zerstreuung boten ihr natürlich die Heimlichkeiten, die unerlaubten Besuche bei Frau Milde. Da blieb es auch nicht bei dem tête-à-tête mit der Levini. Da kamen auch andere Freundinnen von früher mit ihr zusammen. Es wurden förmliche Kaffeekränzchen abgehalten, bei denen viel erzählt, viel geklatscht und gelacht, viel gegessen und getrunken wurde. Kathi trug die Kosten; ihre Mittel erlaubten es ihr ja. Sie wurde, da ihr übrigens wirklich harmloses Vergnügen nie gestört wurde und Friedrich sich als ein ganz zuverlässiger Kutscher bewährt hatte, mit der Zeit immer zuversichtlicher und konnte dem Reize nicht widerstehen, die Levini auch einmal bei sich zu empfangen. Sie mußte ihrer Freundin einmal zeigen, wie sie wohnte, wie sie eingerichtet war, wie sich ihre Truhe mit Schmuck gefüllt hatte. Die Levini war von all der Pracht ganz geblendet und konnte gar keine genügend starken Ausdrücke für das aufrichtige Entzücken finden. Kathi war gemessen und befriedigt.

Von alledem hatte Klaus keine Ahnung. Hätte er es aber selbst gewußt, es würde ihn schwerlich tief bekümmert haben. Er war eben abgespannt und abgestumpft. Nur manchmal kam es mit unheimlicher Macht über ihn, und es wurde ihm zu seinem wahren Jammer klar, daß sein Gefühl für Kathi nicht erstorben, daß es nur gewalttham zertreten und verkümmert sei, aber noch immer Wurzeln mit treibender Kraft in seinem Herzen habe. Sie war ja nicht schlecht, nicht grausam, die arme Kathi! Sie war nur eine Andere, als er gedacht hatte. Ihr Liebreiz war ja bestrickend, und sie hatte ihn ja nie kränken wollen. Sie hatte ja nichts verschuldet. Ihn allein traf die Schuld, sie an sich gezogen und mit sich verbunden zu haben, bevor er ihr inneres Wesen erkannt hatte. Fügt er dieser alten Schuld nicht noch eine neue hinzu, wenn er jetzt die Lösung überstürzte, wie er die Vereinigung überstürzt hatte? War es recht von ihm, daß er nach den ersten gescheiterten Versuchen, sie in den höheren Kreis seiner sittlichen Anschauung und seiner Bildung emporzuheben, von jedem weiteren Beginnen abstand

und sie ihrer Nichtigkeit überließ? Mußte er den Versuch dieses erhebenden und befreienden Werkes nicht zu jeder Stunde, unbesümmert um die bisherige Mißerfolge, erneuern? Aber nein, unmöglich, ganz unmöglich! Sie liebte ihn nicht, sie verstand ihn daher auch nicht und fühlte sich am wohlsten, wo sie war. Und ohne den Widerstand der beschwingten Liebe und wider ihren Willen sie aufzuheben — dazu genügte keines Sterblichen Kraft.

Er war noch freundlicher gegen Kathi, er fühlte für sie warmes Mitgefühl, klopfte ihr die Wangen wie ein schwacher Vater dem verzogenen Liebling, der einen dummen Streich gemacht hat, und dem er gleichwohl nicht gram sein kann, und ging den gewohnten Weg den Linden zu.

Mit der Abreise war es nun Ernst geworden. Die Witterung war in den letzten Tagen umgeschlagen. Es war starkes Thauwetter eingetreten und die Sonne, die sich in der Jahreszeit geirrt zu haben schien, hatte die Feuchtigkeit aufgesogen. Es war milde, helles Wetter, ein Vorfrühling im Winter. Damit war auch der letzte Vorwand, den die Damen vorgebracht hatten, um die Abreise hinauszuschieben, beseitigt, daß nämlich dem Kinde, dem der Aufenthalt in Deutschland übrigens gut angeschlossen, die Fahrt in der strengen Witterung vielleicht nicht bekommen werde. Die großen Koffer wurden gepackt. Am 15. sollte der Steamer den Hamburger Hafen verlassen.

Klaus war sehr wehmüthig gestimmt. Die Freunde, die nun von ihm scheiden wollten, konnten nicht wissen, was sie von ihm mit sich nahmen. Sie waren in den letzten Wochen seine Familie, sein Heim, sein Trost, seine Aufrichtung, sein wahres Leben gewesen. Mit Wilhelm war er wieder ganz eins geworden. Er hatte Ellen und Bella liebgewonnen wie Schwestern, und er liebte den blonden Jungen, der ihm unbewußt so viel Gutes gethan hatte, wie der leibliche Vater. Und das Alles sollte ihm nun wieder entziffen werden. Es war ihm zu Muth, als würde der Inhalt seines Daseins mit einem Male geleert.

Bella und Ellen hatten Thränen in den Augen. Sie hatten Kathi ein freundliches Abschiedswort gesandt und erwarteten nun Klaus, der um 3 Uhr kommen wollte, um ihnen Lebewohl zu sagen. Sie saßen schweigend am Fenster und blickten auf die Linden. Wilhelm ging, ebenfalls ohne ein Wort zu sagen, im Zimmer auf und ab. Der Junge spielte mit Sittah. Das Gepäck war schon auf der Bahn. Der sonst so behagliche Salon sah sehr ungemüthlich aus. Die Thüren der Schränke standen offen, die Schubladen waren aufgezo- gen. Auf den Stühlen lagen die Mäntel und Plaid's. Auf dem Tische standen die Handtaschen, nach denen der Junge immer wieder griff, so oft ihm auch Sittah es wehrte.

Da kam Klaus. Er hatte eine Reisetasche in der Hand.

„Ich habe es mir überlegt,“ sagte er nach der Begrüßung, „ich bringe Euch auf's Schiff. Ich begleite Euch bis Hamburg.“

Die Freude war groß.

„Morgen Abend kann ich wieder hier sein. Und ich denke doch, bis dahin wird nichts passiren.“

Um 4 Uhr verließen die Sechß die Hauptstadt. Die Abreise wurde von einem jungen Mädchen, das im Wartezimmer dritter Klasse geblieben war, beobachtet.

Kathi war durch die Mittheilung ihres Mannes, daß er seinem Bruder bis Hamburg das Geleit geben werde, auf das Freudigste überrascht. Seit acht Tagen hatte sie sich besonnen, wie sie es wohl anfangen könne, um den Abend des 14. für sich zu haben. Auf den 14. war nämlich das Benefiz der Levini angesetzt, und sie hatte ein unwiderstehliches Gelüste, an dem Ehrenabend ihrer Freundin wieder einmal in der Walhalla zu sein, die sie seit sieben Monaten nicht wieder gesehen hatte. Sie hatte schon die Absicht gehabt, ihrem Manne ganz ehrlich die Wahrheit zu sagen und ihn zu bitten, mit ihr in die Walhalla zu gehen. Aber sie sagte sich doch, daß dieser Wunsch wahrscheinlich nicht erfüllt werde, und daß sie vielleicht schon Unannehmlichkeiten davon haben könne, denselben überhaupt ausgesprochen zu haben. Und dann — mit dem Manne war es auch nicht das Rechte! Da fehlte ja der Hauptreiz des Verbotenen und der Heimlichkeit. Nun wurden alle Schwierigkeiten mit einem Male durch den Mann selbst aus dem Wege geräumt. Sie sprang vor Vergnügen in die Höhe, als Klaus die Thür geschlossen hatte. Sie war ein Glückskind.

Sobald sie Klaus in den Wagen hatte steigen sehen, rief sie Gustel.

„Schnell, das »Fremdenblatt.«“

Sie sah nach, ob Specht, der „als Gast für die Saison“ am Residenztheater engagirt war, am Abend spiele, und ob Leo beschäftigt sei. Das Glück blieb ihr hold. Arnold war frei, Leo hatte eine große Rolle.

„Erfundige Dich, wann der nächste Zug nach Hamburg geht, aber tummle Dich! Ich glaube, im Bureau des Herrn liegt ein Kursbuch.“

Sie schrieb an Specht, er solle sie Schlag acht Uhr an der Ecke der Charlotten- und der Besselsstraße erwarten und sich den Abend frei halten. Es sei keine Unannehmlichkeit zu befürchten. Als sie das letzte Wort geschrieben hatte, kam Gustel mit dem Bescheide zurück, daß der nächste Zug Schlag vier Uhr abgehe.

„Jetzt ist's drei. Da haben wir also noch reichlich Zeit. Gustel, ich traue dem Frieden mit der Abreise noch nicht recht. Also, nun sei ein geschiedtes Mädel und höre zu! Seß' Dir einen Hut mit Schleier auf. Wenn Du keinen hast, kannst Du einen von mir nehmen. Setze Dich in eine geschlossene Droschke erster Klasse und fahre nach der Hamburger Bahn. Beige Dich dort nicht, paß aber gut auf. Wenn die Gesellschaft den Zug benutzt, kannst Du sie nicht übersehen. Achte aber bloß auf den Herrn, ob der auch ganz gewiß mitfährt. Ist Alles in Ordnung, dann fährst Du zu Dressel und erkundigst Dich beim Ebi, ob der Specht da noch regelmäßig verkehrt. Wenn nicht, suchst Du zu erfahren, wo er zu treffen ist. Da ist der Brief, den er schnell haben muß. Du verstehst? Dann fährst Du bei Schmidts vorbei, kaufst ein Bouquet für 20 Mark, das nach mehr aussieht,

und dann nach der Walhalla und verschafft Dir die kleine Orchesterloge, rechts oder links, womöglich die links. Sie werden beide noch zu haben sein. Und dann kommst Du sofort hierher zurück. Da hast Du 60 Mark für die Loge, die Blumen und den Wagen. Den Rest kannst Du für Dich behalten. Wenn Du Dich beeilst und nicht zu viel verführst, bleiben Dir 20 Mark übrig.“

Gustel war um halb sechs wieder zu Hause. Der Herr war thatsächlich abgereist, auf Specht hatte sie bei Dressel zehn Minuten gewartet, ihm selbst den Brief übergeben, und von ihm den mündlichen Bescheid bekommen: die Wünsche der gnädigen Frau seien ihm Befehl; da waren die Blumen, und da war die kleine Loge links.

Um acht Uhr hielt eine Droschke erster Klasse an der Ecke der Besselstraße. Da stand seit einigen Minuten eine sehr auffällig in einen langen Mantel gehüllte Gestalt, mit tief in das Gesicht gedrücktem weichem, breitkrämpigem Hute, der man das getheilte Verlangen: unbemerkt erscheinen und bemerkt werden zu wollen, auf fünf Schritt ansah. Arnold warf einen Blick in den Wagen und stieg ein. Er legte sofort seinen Arm um Kathi und wollte sie an sich drücken. Diese sträubte sich aber sehr entschieden.

„Keinen Unsinn machen, lieber Specht!“ sagte sie sehr ernst. „Das bitt' ich mir aus! Sonst giebt's was auf die Finger!“

„Unsinn?“ wiederholte Arnold in der weichsten Stimmlage seines modulationsfähigen Organs. „Sie wissen, daß ich Sie liebe, Sie rufen mich, ich komme — ist das Unsinn? Weshalb rufen Sie mich, holde Sirene?“

„Ich muß doch einen Begleiter haben! Wir fahren in die Walhalla. Der Kutsher hält. Da ist die Loge, nun nehmen Sie das Bouquet. Aber vorsichtig!“

Arnold war sehr ernüchtert. Er führte Kathi, die ihr Gesicht mit einem völlig undurchsichtigen Schleier bedeckt hatte, in die Loge. Sie nahmen im Hintergrunde Platz, wo sie nicht gesehen werden konnten, aber auch nicht viel sahen. Arnold wollte noch einige Mal zärtlich werden. Kathi wurde sehr ungehalten.

„Nun lassen Sie mich endlich zufrieden, oder bei Gott, ich sag's meinem Mann.“

Das Wort wirkte, und Arnold entschied sich sofort für die erste Alternative. Er spielte den Gekränkten. Kathi war das ganz einerlei. Beide langweilten sich.

„Aber, meine Gnädige, der Aufenthalt in diesem heißen, finstern Loche, wo man nichts sieht und nur die Posaune hört, an der Seite einer grausamen Schönen, — das ist doch kein menschenwürdiges Dasein! Wollen wir noch lange hier bleiben?“

„Ich hab's mir auch viel lustiger gedacht. Sie haben ganz Recht! — Was man sich Alles einredet, wenn man nichts zu thun hat! Es ist hier wirklich nicht zum Aushalten. Aber die Levini muß ich doch abwarten, deswegen bin ich ja gekommen. Sie sollen ihr ja den Strauß werfen.“

„Ich?“ fragte Specht mit dem vollen Metall der Mittellage. „Ich soll ein Bouquet werfen? Verlangen Sie Alles, was Sie wollen, aber . . . das nicht!“

Eine süperbe Geste der Ablehnung begleitete die letzten Worte.

„Wir können's ihr auch auf die Bühne bringen. Das ist sogar das Geschickteste! Dann brauchen wir hier nicht mehr zu schwitzen. Sie sieht, daß ich aufmerksam gewesen bin, und dann können wir gleich abfahren.“

Arnold war mit dieser Modificirung des Programms sehr einverstanden. Sie verließen die Loge. Die Corridore waren leer, da sich irgend ein Jongleur auf der Bühne producirte. Kathi eilte den ihr wohlbekannten Weg voran, Arnold folgte mit dem Bouquet. Die Leute auf der Bühne bemerkten an der Sicherheit, mit der Kathi voranschritt, daß sie eine Ortskundige vor sich hatten, und machten den Weiden Platz. Kathi und Arnold stiegen die kleine Treppe hinauf. Kathi klopfte stark an die Thür der Garderobe.

„Herein!“ rief Vittorias Stimme.

„Darf ein Herr mitkommen?“

„Ja, wir sind fertig,“ antwortete eine andere Stimme.

„Aber Kathi! Seh' ich denn recht?“ rief die Levini begeistert aus. „Nein, ist das liebenswürdig! Du machst mir eine unsagbare Freude.“

„Da hast Du auch einen schönen Busch zu Deinem Abend . . . Ach so, Ihr kennt Euch noch nicht? Herr Arnold Specht, meine Freundin Tori Levini.“

„Dem Namen nach und von der Bühne her natürlich längst bekannt,“ sagte Vittoria lächelnd und mit einer Verbeugung.

„Ah!“ erwiderte Arnold, beschämt ablehnend.

„Und wie hast Du es nur ermöglichen können . . .“

„Eine Mordgeschichte, die ich ganz genau erzählen werde, zum Todtlachen.“

Die Beiden schwanken mit erstaunlicher Zungenfertigkeit.

Wenige Schritte von ihnen saß ein blaßes Mädchen mit Sommersprossen, dem man es an dem ungeduldrigen Klopfen mit den Füßen und an dem Trommeln mit den langen dünnen Fingern anmerken konnte, daß es sich über irgend etwas ärgerte.

„Wird's Dir denn nicht gefällig sein, mir wenigstens 'guten Tag' zu sagen, wenn Du hier mit einem fremden Herrn, der mir nicht vorgestellt ist, in meine Garderobe kommst?“ fragte die Blasse im Tone der äußersten Gereiztheit.

„Was will denn Die da?“ entgegnete Kathi mit einer Gleichgültigkeit, die die Blasse aus aller Fassung brachte.

„Die da will sich von einem Mädel, das nicht mehr ist als sie, nichts bieten lassen! Die da will sich von einer Frau, die ihrem Manne entwischt und mit ihrem Galan in die Walhalla läuft, nicht beleidigen lassen! Verstehst Du mich, Kathi? Versuch's, Dich mir gegenüber auf's hohe Pferd zu

setzen, ich werde dich schon herunterbringen. Ich kenne Dich ja lange genug! Mit Deinen Brillantknöpfen in den Ohren imponirst Du mir doch nicht! Ich habe Dich ja gesehen, als Du noch mit zerrissenen Schuhen über das Pflaster von Klausenburg liefst. Und ich könnte noch anderes erzählen. Also die Nase nicht gar zu hoch getragen, mein Herzchen!"

Kathi hatte während der ganzen Zeit gelächelt.

"Ja so," sagte sie im spitzesten Tone. "Das ist ja die blasse Toni! Nun erkenn' ich Dich erst. Freut mich ja ungemein, Dich wiederzusehen; freut mich, daß Du an meinem Schuhwerk so viel Interesse nimmst, in Klausenburg und — hier! Denn die lichtblauen Atlasstiefel mit rothen Hacken, die Du trägtst, kommen mir sehr bekannt vor. Ich glaube mich zu erinnern, daß ich sie hier gelassen habe. Hat nichts weiter auf sich! Ich freue mich, daß Du mit meinen abgelegten Schuhen Staat machst, und ich könnte Dir noch einige Paar schenken. Oder soll ich lieber bei dem Strusa, den ich mit den Schuhen abgelegt habe, ein gutes Wort für Dich einlegen, daß er Dir ein Paar neue kauft?"

Die Blasse bebt vor Wuth an allen Gliedern.

"Dir tränk ich's ein! Wart' nur!" stöhnte sie.

"Aber meine Damen!" beschwichtigte Arnold im klangvollen Baryton. "Ich beschwöre Sie . . . um Ihrer selbst willen . . . um Ihrer eigenen Würde . . ."

"Sie haben Recht," sagte Kathi lachend. "Lassen wir die Gans! — Und nun leb' wohl, meine liebste Toni! die schönsten Erfolge, die größte Einnahme! Wir sehen uns in diesen Tagen. Kommen Sie, Specht."

Sie wandte sich zum Gehen. Die blasse Toni erhob sich und trat auf sie zu.

"An die Gans sollst Du denken! Die soll Dir noch schwer im Magen liegen."

"Wenn Dir der Magen leer ist, magst Du mich nur auffuchen. Ich schenk' Dir gern eine Kleinigkeit . . . Adieu, Herzens-Toni!"

Kathi hatte sich nicht besonders aufgeregt. Sie fühlte sogar eine gewisse Befriedigung darüber, daß sie ihre Garderoben-Schlagfertigkeit, die alle ihre früheren Colleginnen bewundert hatten, sich noch bewahrt und über die blasse Toni den Sieg davon getragen hatte. Aber ein bißchen bereute sie die Scene, deren Brutalität Arnold voll empfunden hatte, doch.

"Ich hätte mich mit der Toni lieber gar nicht einlassen sollen. Mit so einem ungebildeten Mädel ist kein Durchkommen," sagte sie zu Arnold.

"In der That," bemerkte dieser mit einem Tone der Wichtigkeit, als ob er nun das entscheidende Wort gesprochen habe. "Aber lassen wir das! Dem Sturme folge die Zbylle! Was wollen wir nun beginnen?" fragte er, als sie auf die Straße getreten waren.

Kathi hatte schon einen Fuß auf das Trittbrett der Droschke gesetzt.

"Nun fahren Sie mich zu Hause!"

An der Ecke der Thiergarten- und Hildebrandt-Straße ließ sie halten. "Nun, gute Nacht, lieber Specht! Angenehme Ruh' und schönsten Dank!"

Sie legte die wenigen Schritte bis zu ihrem Hause zu Fuß zurück. Specht sah ihr träumerisch nach und fuhr allein zu Dreffel.

Freundlicher war der Abend im Hotel zum Kronprinzen in Hamburg verlaufen. Eine stille wehmüthige Stimmung hatte sich der Bier bemächtigt, die sich Eins fühlten, die durch das feste Band einer tiefen und herzlichen Sympathie an einander gefesselt waren, und von denen nun ein Glied losgelöst werden sollte. Die Trennung war nur zu gewiß, die Wiedervereinigung so fraglich, daß man davon nicht einmal zu sprechen wagte. Nur noch wenige Stunden des Zusammenseins. Aber man war doch froh, daß es noch Stunden waren. Bis tief in die Nacht hinein saßen die Vier traulich beisammen, und als sie sich gute Ruhe wünschten, hatte keiner das Bedürfniß danach.

Um halb zwölf Vormittags des nächsten Tages standen sie am Hafen, und schüttelten sich nochmals die Hände und sahen sich traurig an und sprachen wenig.

Der Kessel brummte und sumnte monoton, und der ruffige Rauch wirbelte aus dem Schlot. Das unruhige Treiben um sie her lenkte sie von dem einen Gedanken nicht ab. Als Klaus das majestätische Schiff vor sich sah, auf dessen Deck schon zahlreiche Passagiere auf- und abschlenberten, während die Schiffsleute mit der Befrachtung, der Unterbringung des Gepäcks und den letzten Vorbereitungen zur Abfahrt alle Hände voll zu thun hatten, — da sagte er zu seinem Bruder schmerzlich:

„Ach, Wilhelm, ich wollte, ich könnte mit Euch segeln — weg von hier! In die Freiheit! Mir ist's, als müßte ich in das Gefängniß zurück.“

„Mein lieber, alter Junge, ich wollte es auch! Und nun noch ein Wort, das letzte. Quält Dich etwas, das sich bessern läßt, dann laß den Kopf nicht hängen, mein Junge, dann vorwärts mit aller Kraft, bis es gut wird! Läßt sich's aber nicht ändern, dann quäle Dich nicht länger, als es nöthig ist. Dann ist ein kurzer Entschluß ein guter Entschluß. Du verstehst mich schon! Mit Gott!“

Das Signal zur Abfahrt wurde gegeben. Sie gingen über die Landungsbrücke. Der kleine Steg wurde eingezogen. Das Schiff stieß ab. Wilhelm, Ellen und Bella standen an der Brüstung und winkten mit den Tüchern. Das gewaltige Fahrzeug dampfte großartig dahin. Noch konnte Klaus sie erkennen, noch sah er drei Tücher winken, dann wurde es ihm undeutlich vor den Augen, und er wandte sich betrübt ab und ging still in das Hotel zurück.

Auch Die auf dem Schiffe sprachen nicht. Bella warf sich auf einmal laut schluchzend an die Brust ihrer Schwester und weinte bitterlich.

„Meine arme Bella, beruhige Dich!“ sagte Ellen. „Vor mir kannst Du Dein Herz ausschütten, Du armes, armes Kind!“

Bella weinte lange. — —

Um halb zehn Uhr Abends stieg Klaus vor seinem Hause ab. Er hatte seiner Frau die Stunde seiner Ankunft telegraphisch mitgetheilt, und diese

kam ihm schon auf der Treppe entgegen und empfing ihn mit ungewohnter Herzlichkeit.

„Nichts vorgefallen?“ erkundigte sich Klaus arglos.

„Nichts besonderes,“ antwortete Kathi. „Nun, und Deine Leute sind fort? Es thut mir wirklich leid, Deinetwegen. Es war Dir doch eine große Berstreuung, sie hier zu haben. Und Deine Schwägerin war so eine liebe Frau! Und so artige Briefe haben sie mir geschrieben!“

Klaus dankte mit gutmüthigem Lächeln für die freundliche Theilnahme.

Sie aßen zusammen zu Nacht. Klaus zog sich gleich nach der Mahlzeit in sein Arbeitszimmer zurück, um noch einige dringliche Briefe, die seit mehreren Tagen der Erledigung harreten, zu beantworten. Er hatte nicht einmal Zeit gefunden, dem Justizrath Felix Quintus, der ihm vor vier Tagen bereits den glücklichen Ausgang eines langwierigen, verwickelten und bedeutenden Processes mitgetheilt hatte, zu danken. Er schrieb ihm einige entschuldigende Zeilen und schloß damit, daß er sich in den nächsten Tagen die Ehre geben werde, seinem scharfsinnigen und umsichtigen Vertreter persönlich zu danken, um endlich die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der ihm aus der geschäftlichen Correspondenz seit langem werth geworden sei, und dessen Lebenswürdigkeit von aller Welt gerühmt werde. Er schrieb einen langen Brief an sein Haus auf Sumatra und empfahl seinem Procuristen, nichts zu überstürzen, da die Gründe, die ehemals für eine sofortige Liquidation gesprochen hatten, hinfällig geworden seien. Die zweite Morgenstunde war vorüber, als er das Licht ausblies. Er versank in tiefen, traumlosen Schlaf.

Mit schwerem Kopfe wachte er am andern Morgen auf, es lag ihm in allen Gliedern wie Blei.

Die Morgenpost brachte ihm verschiedene Briefe, — geschäftliche und andere. Einen derselben, der sehr schlecht geschrieben war, las er mehrmals. Er runzelte die Stirn, faltete ihn mit dem Nagel des Daumens sorgfältig, schob ihn in das Couvert zurück und steckte ihn in die Tasche.

Als er beim Frühstück Kathi gegenüber saß, sagte er:

„Warst Du vorgestern Abend in der Walhalla?“

Kathi's blaßes Gesicht bedeckte sich mit flammender Röthe.

„Nein!“ sagte sie.

Klaus legte Messer und Gabel hin, klopfte bedächtig und leise mit beiden Händen auf den Tisch und sah sie ruhig an.

„Ja, ich war da! ich mag nicht lügen. Nun sage mir aber auch die Wahrheit: wer hat mich verflucht?“

Klaus gab ihr den Brief.

„Die blasse Toni! die Glende!“

Der Berrath der Collegin empörte sie derart, daß sie das Unbehagliche der Situation ihrem Manne gegenüber kaum noch spürte. Klaus klopfte etwas schneller und etwas lauter auf das Tischtuch.

„Du wirst begreifen, daß ich das nicht dulden kann, und daß ich die

volle Wahrheit erfahren muß. Ich will ruhig bleiben, aber reizt mich nicht durch Widerspruch und Umgehung der Wahrheit!"

In dem Töne des Mannes lag so etwas Gebieterisches, daß Kathi ganz angstvoll in ihrem Schuldbewußtsein zu ihm aufschaute.

"Also was ist geschehen?"

"Mein Gott, gar nichts, nichts Unrechtes, ich schwör's Dir zu! Die Levini hatte ihr Benefiz, ich habe ihr einen Strauß in die Garderobe gebracht, und da habe ich mich mit der elenden Person verzanft, die den Brief geschrieben hat. Das ist Alles!"

"Es ist da aber auch von einem Begleiter die Rede. . ."

"Das ist eine niederträchtige Verleumdung, ich schwör's Dir zu! Ich kann mich Deinetwegen doch nicht schlechter machen, als ich bin. Sollte mir einfallen — gerade mit Dem! Ich habe mir nichts vorzuwerfen als die Heimlichkeit. Wenn Du mir nicht glaubst, ist's Dein Schade. Und wenn Du mich hier auf der Stelle todtschlägst und mir Alles nimmst, was Du mir gegeben hast, ich könnte doch nichts Anderes sagen als Dir wiederholen: ich habe Dir nichts angethan."

"Sind derartige Heimlichkeiten schon mehrfach vorgekommen?"

"Das schon! Aber nie etwas Unrechtes. Ich habe die Levini einige Male besucht, ohne Dich darum zu fragen. Man will sich doch auch einmal aussprechen! Und Du sperrst mich ja von Allem ab, was mir Spaß macht. Aber es ist nichts geschehen, nichts Unrechtes, das magst Du mir nun glauben oder nicht!"

Klaus blieb sehr ruhig. Er glaubte den wahrhaften Versicherungen Kathis, er glaubte, daß in der That seine Ehre als Gatte noch nicht befleckt war. Aber welchen Händen war diese Ehre anvertraut? Nicht den Grundstücken seines Weibes, dem Zufall hatte er es zu danken, daß ihm die äußerste Kränkung noch erspart geblieben war. Die Ente flog nach ihrem Pfuhl zurück, und seine Frau verkehrte hinter seinem Rücken mit den Bänkeljüngern.

Ein kurzer Entschluß, ein guter Entschluß, hatte ihm Wilhelm beim Abschied gesagt.

Er erhob sich und verließ den Salon.

Kathi blieb noch eine Weile sitzen. Sie nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal und zerknitterte ihn dann.

"So eine elende Creatur!" rief sie. "Aber Die kommt mir schon noch einmal in den Weg! Und dann — Zug um Zug!"

Sie ging nachdenklicher als gewöhnlich in ihr Zimmer.

"Ich bin nur begierig, was er nun anfangen wird. Was kann er mir groß anthun? Ich habe ja nichts verbrochen! Er mag mich nicht mehr. Geht's auseinander, auf der Straße werde ich nicht bleiben! Ich nehme wieder Engagement an und werfe die Toni zum Tempel hinaus! Denn besser als Die kann ich's noch immer! Ein Unglück wär's nicht! Da habe

ich mich weniger gelangweilt als hier in der saden Hildebrandtstraße. Mir ist nun schon Alles eins! So oder so! . . ."

Um 1 Uhr Mittags schickte Klaus durch einen Schreiber seine Visitenkarte in das Arbeitskabinet des Justizraths Felix Quintus. Er wurde sofort vorgelassen.

Klaus war überrascht, als er an der Stelle des ehrwürdigen Mannes, als welchen er sich seinen Rechtsbeistand immer vorgestellt hatte, einer merkwürdig jugendlich wirkenden Erscheinung gegenübertrat.

Auf den ersten Blick hätte man den Herrn, der am Stehpult stand, für einen ganz jungen Menschen halten können. Das ganz rasirte Gesicht hatte etwas jovial Burleskes und die Figur eine auffallend elastische Eleganz. Er wirkte zunächst wie ein Corpsstudent oder Attaché; betrachtete man ihn etwas genauer, so hätte man ihn auch für einen dramatischen Künstler oder katholischen Weltgeistlichen halten können. Erst bei ganz sorgfältiger Prüfung erkannte man, daß er nach dem Geburtscheine über das Alter der Jugendstrieche hinaus war. Ein frühliches Wohlleben hatte doch schon an den braunen, etwas krausen Haaren gezaust und einige Falten auf die hohe Stirn und um die großen, geistvollen blauen Augen gezeichnet. Er trug einen goldenen Kneifer auf der Nase. Die schmalen Lippen seines wohlgebildeten Mundes zeigten Entschlossenheit. Seine Gesichtsfarbe war blühend und gesund. Er war sehr elegant gekleidet, vielleicht etwas zu jung.

Der Justizrath war in allen Kreisen der Berliner Gesellschaft eine der beliebtesten Persönlichkeiten. Er war zuborkommend und galant gegen die Damen, er war gern gesehen bei den Herren, sein Humor und Geist brachten Leben in jeden Salon. Er hatte eine feine Zunge und einen gut ausgebildeten Gaumen, er rauchte die besten Cigarren, er spielte alle Spiele wie ein Meister und Cavalier: Regel, Billard, Quinze, Macao, Bezique, Piquet, Skat, — gleichviel. Er war bei allem dabei und nie ein Spielverberber. Dabei stand er wegen seines erstaunlichen Wissens, das ihm der Laie nicht anmerkte, wegen seines Scharfsinns und Geistes auch bei seinen Collegen in höchstem Ansehen, für die es ein ungelöstes Räthsel blieb, wie dieser Mann, der sich keiner gesellschaftlichen Zerstreuung zu entziehen brauchte, der keine Einladung zu einem amüsanten Diner ablehnte und keinen interessanten Abend im Salon oder im Club versäumte, den ungeheueren Anforderungen seines Berufs und seiner großen Praxis vollkommen gerecht werden konnte.

"Eben habe ich Ihren Brief bekommen, Herr Bemer!" redete der Justizrath den Eintretenden an, indem er ihm die Hand reichte. "So schnell habe ich Sie nicht erwartet."

"Ich habe lange genug mit meinem Danke gezögert, Herr Justizrath," erwiderte Klaus, der die dargebotene Hand kräftig schüttelte. "Lassen Sie mich nun das Versäumte nachholen. Sie haben mir einen sehr großen Dienst erwiesen."

"Ich bitte Sie! . . . Rauchen Sie? Und sind Sie Kenner? Ich habe

da noch einen kleinen Posten stehen . . . So etwas bekommt man gar nicht mehr. Es giebt's einfach nicht mehr! Es ist nicht mehr da!"

Er hatte vom Tisch eine Kiste geholt und bot sie Klaus. Klaus und der Justizrath zündeten die Cigarren an.

"Mich führt noch etwas anderes zu Ihnen, als die Pflicht Ihnen zu danken," sagte Klaus. "Ich habe noch einmal in einer für mich sehr wichtigen Sache, sogar in der allerwichtigsten, Ihren Rath, Ihre Erfahrung und Ihr Wissen in Anspruch zu nehmen."

"Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung."

"Haben Sie jetzt Zeit für mich, und werden wir nicht gestört werden?"

"Das wollen wir gleich in Ordnung bringen."

Er drückte auf die Klingel und sagte dem eintretenden Schreiber, daß er für Niemand zu Hause sei. Wer komme, solle durch den Bureauvorsteher abgefertigt werden. Der Schreiber erlaubte sich darauf aufmerksam zu machen, daß er dem Baron Seiden Rendezvous gegeben habe.

"Ja so! Sagen Sie dem Baron, ich wäre plötzlich abgerufen worden, — um ein Testament aufzunehmen, oder so etwas. Ich würde ihn um 6 Uhr bei Poppenberg aufsuchen, dann könnten wir seine Angelegenheit bei Tisch erledigen. . . . Nun also zur Ihrigen," fügte er, sich an Klaus wendend, hinzu, nachdem sie wieder allein waren.

"Ich komme im Interesse meiner Frau."

"Hören Sie, das ist eine charmante Dame! Ich habe die Ehre gehabt, Sie neulich zusammen im Circus zu sehen, und die graziöse und elegante Frau fiel mir sofort in's Auge. Als ich ihren Namen erfuhr, nahm ich mir gleich vor, Sie gelegentlich um die Ehre zu bitten, mich ihr vorzustellen. Pardon, wegen der Abschwelung! Also womit kann ich Ihrer Frau Gemahlin dienen?"

"Ich stehe im Begriff, mich von meiner Frau zu trennen."

Der Justizrath sah plötzlich ernst aus und sagte ruhig, mit einer gewissen Wärme:

"So? Das thut mir leid."

"Der Entschluß ist mir nicht leicht geworden. Ich allein habe mir Vorwürfe zu machen. Meine Frau trifft keine Schuld. Es besteht zwischen uns ein unversöhnlicher Gegensatz, eine völlige Verschiedenheit der Charaktere und der Auffassungen. Die seelische Trennung ist längst vollzogen, und das Uebel ist unheilbar. Unser Zusammenleben ist nur noch eine Dual für beide Theile. Und ich halte es für das einzig Richtige, das innerlich morsche Band nun auch äußerlich zu lösen. Da meine Frau aber, wie ich Ihnen schon sagte, nichts begangen hat, was mich zu berechtigten Klagen veranlassen könnte, so will ich, daß sie unter der Trennung materiell keinen Schaden leide. Diese soll vielmehr unter solchen Bedingungen vollzogen werden, welche sie gesellschaftlich rein hinstellen und ihr die Mittel bieten, das Leben, in das ich sie gebracht habe, fortzuführen. Ich besitze ein ziemlich bedeutendes

Vermögen und bin zu Allem bereit. Meine Frau ist vollkommen geschäftsunkundig. Ich bitte Sie, ihr Interesse wahrzunehmen und mir gegenüber geltend zu machen."

"Also es ist Ihr fester Entschluß? Nun, mein verehrter Herr Beyer, ich habe nicht die Aufgabe, denselben zu erschüttern, ich habe mich einfach auf den Boden zu stellen, den Sie mir anweisen. Also, ist die Ehe kinderlos?"

"Ja. Wir sind überhaupt erst seit dem ersten September vergangenen Jahres verheirathet."

"Ach so! Wie alt ist Ihre Frau?"

"Sie wird im Juni einundzwanzig Jahr."

"Sie sprachen von Trennung. Verstehen Sie darunter die gesetzliche Scheidung?"

"Das würde ich meiner Frau überlassen. Mir genügt die Trennung."

"Wird Ihre Frau ohne Weiteres darein willigen?"

"Ich glaube wohl. Ich wäre aber auch gegen ihren Willen entschlossen, sie zu verlassen."

"Und Sie wollen uns die Sache möglichst bequem machen?"

"So bequem wie möglich."

"Schön! Also gesetzlich ist einstweilen noch gar nichts zu machen. Da müssen noch verschiedene Fristen innegehalten werden. Das einfachste ist die desertio malitiosa oder böswillige Verlassung. Sie reisen von hier ab und erklären Ihrer Frau, daß Sie nicht wieder zu ihr zurückkehren, und daß Sie sie nicht zu sich nehmen wollen. Ich rathe Ihnen nach Nizza zu gehen, da ist es jezt noch sehr hübsch."

"Ich nehme einen weiteren Weg."

"Das können Sie auch. Der Einfachheit halber fordere ich Sie dann noch einmal kategorisch auf, zu Ihrer Frau zurückzukehren und bedrohe Sie im Weigerungsfalle mit der Einleitung der Scheidungsklage, worauf Sie mir — um die Sache abzukürzen — gefälligst recht bald in dürren Worten erklären, daß Sie nicht daran denken. Dann haben wir einen guten Unterbau, und wenn dann Ihre Frau Gemahlin Lust hat, sich von Ihnen scheiden zu lassen, so wird zur Zeit die Scheidung ausgesprochen, und Sie werden für den schuldigen Theil erklärt werden. Nichts einfacher als das! Die Geschichte wird aber allerdings selbst unter diesen günstigsten Bedingungen immerhin etwas länger dauern, als Ihre Frau Gemahlin glauben mag; und ich würde ihr dazu rathe, zeitig damit anzufangen, damit sie nicht zu lange zu warten braucht, wenn ihr die Wiedererlangung ihrer Dispositionsfreiheit von Werth sein könnte. Nebenbei würden wir also unsere materiellen Ansprüche zu machen haben. Da ich Ihre Verhältnisse nicht kenne, müssen Sie schon die Güte haben, mir mit einigen Worten anzudeuten, wie weit wir gehen können."

"Ich habe ein hypotheckenfreies Haus in der Hildebrandtstraße, das ich meiner Frau überlasse — eingerichtet, wie es ist, und mit allem Zubehör mit Wagen und Pferden. Zur Aufrechterhaltung des Hausstandes, zur Bestreitung der Toilette u. s. w. wird nach meiner Schätzung eine Jahreseinnahme von 70 bis 75000 Mark erforderlich sein. Ich werde ein Capital

in preussischen Staatspapieren, welches eine Minimal-Jahresrente von 75000 Mark abwirft, in der Reichsbank deponiren und auf den Namen meiner Frau übertragen lassen. Da ich sie aber für eine schlechte Wirthschafterin halte, wünsche ich Bestimmungen getroffen zu sehen, welche es ihr unmöglich machen, das Capital anzurühren.“

„Lassen Sie sich nicht auf so etwas ein! Das giebt Weiterungen! Ihre Vorschläge sind die eines Gentlemans, und wir acceptiren sie. Nun aber keine sentimentalen Vorkehrungen für eine ferne Zukunft! Sie machen Ihre Frau zu einer reichen Frau, das ist Alles, was Sie thun können. Sind Sie von ihr geschieden, so haben Sie nicht mehr die Pflicht, Sie haben auch nicht die Macht und nicht das Recht, deren etwaige verschwenderische Launen zu bekämpfen. Dafür lassen Sie sie selbst sorgen, oder Andere, die ihr dann vielleicht näher getreten sind. Denn eine so schöne, junge, reiche Frau wird ihr Leben nicht in Einsamkeit vertrauern. Das müssen Sie sich doch selbst sagen. Also bringen Sie gefälligst die Geschichte mit dem Hause und der Reichsbank in Ordnung. Creditiren Sie inzwischen Ihrer Frau, so lange sie noch Ihre Frau ist, bis zur Höhe von so und so viel monatlich bei einem hiesigen Bankier — denn das Capital auf der Reichsbank soll doch erst nach vollzogener Scheidung zur Verfügung der Frau Vetter stehen? — geben Sie mir die betreffenden Urkunden, sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin, daß ich gänzlich zu ihren Diensten stehe, und dann steht Ihrer Abreise nichts mehr im Wege . . . Die Sache ist nun also so weit in schönster Ordnung. Es thut mir leid, daß unsere Bekanntschaft demnach von kurzer Dauer sein wird. Vielleicht essen Sie um 6 Uhr mit mir bei Poppenberg?“

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Justizrath. Ich werde morgen, — wenn es Ihnen recht ist — um dieselbe Zeit die Ehre haben, Sie wiederum zu besuchen, um die Documente in Ihre Hände zu legen, resp. von Ihnen ausfertigen zu lassen.“

„Charmant! Darf ich Ihnen noch eine Cigarre anbieten?“

„Ich danke Ihnen, Herr Justizrath. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen.“

Klaus kehrte geraden Wegs nach seiner Wohnung zurück. Er traf Kathi in ihrem Toilettenzimmer in Gesellschaft ihrer Schneiderin, die ihr gerade ein neues Kleid anprobirte. Kathi war mit der Leistung zufrieden.

„Wenn Du fertig bist, bitte ich Dich, in den Salon zu kommen. Ich erwarte Dich dort.“

„Ich bin fertig.“

Kathi warf noch einen Blick in den Spiegel, verabschiedete die Schneiderin und folgte ihrem Manne.

Sie stellte sich hinter einen niedrigen Lehnstuhl, auf dessen Polster sie ihre beiden Hände legte und mit etwas gesenktem Haupte, wie eine Angeklagte vor dem Verhör, sah sie den Eröffnungen entgegen, die Klaus ihr zu machen hatte. Sie ahnte, daß es sich um Wichtiges handelte.

„Kathi,“ sagte Klaus, der ihr gegenüber trat, „wir müssen uns von einander trennen.“

Kathis blaßes Gesicht wurde fahl. Es zuckte um ihre Mundwinkel. Sie konnte aber so gut schweigen, und sie schwieg. Die Stimme des starken Mannes zitterte.

„Wenigstens für einige Zeit..“ setzte er hinzu. „Ich habe Dir schon früher gesagt, daß die Geschäfte draußen unter meiner Abwesenheit leiden, und ich habe mich wohl oder übel zu der langen Reise entschließen müssen. Ich reise natürlich nicht, ohne alles zuvor geordnet und namentlich ohne alle Vorsorge für Dich getroffen zu haben. Vor einer so langen Fahrt muß man an Alles denken, sogar an's Nimmerwiedersehen. Ich werde also dafür sorgen, daß Du unabhängig bist, keine Noth zu leiden hast und Dir selbst gewähren kannst, was ich Dir bisher gewährt habe. Du sollst meine Abwesenheit nicht bemerken und sollst auch für den äußersten Fall geborgen sein. Einem bewährten, treuen und liebenswürdigen Manne, dem Herrn Justizrath Quintus in der Behrenstraße, habe ich Deine Interessen anvertraut. Er wird Dir in jedem Falle mit Rath und That zur Seite stehen. Das Haus und Alles, was darin und daran ist, ist Dein Eigenthum. Du wirst es auf demselben Fuße, wie bisher, weiter führen können. Ich bleibe noch ungefähr drei bis vier Wochen in Europa, um zu erledigen, was noch zu erledigen ist. Acht Tage etwa bleibe ich noch hier; Du magst Dich vertrauensvoll mit jeder Bitte an mich wenden. Dann wird der Justizrath für mich eintreten, dem ich noch ganz besonders anempfehlen werde, sich Deiner anzunehmen. Ich verlange von Dir nichts weiter, als daß Du der Pflichten, die das Weib dem Manne schuldet, eingedenk bist, so lange Du mir gegenüber noch Pflichten zu erfüllen hast. Darum bitte ich Dich, und Du wirst diese Bitte erfüllen, denn Du bist nicht schlecht. Ich werde eine lange Reise machen — eine sehr lange Reise! Findest Du, daß sie gar zu lange währt, und willst Du Deine volle Freiheit wieder erlangen, so wird Dich auch für diesen Fall Dein Rechtsfreund berathen und Dir ein treuer Beistand sein. Und nun lebe wohl, Kathi! Wir werden uns in diesen letzten Tagen nicht mehr viel sehen können, da mich die Vorbereitungen zu meiner Abreise ganz in Anspruch nehmen. . . lebe wohl, Kathi!“

Begungslos war Kathi hinter dem Sessel stehen geblieben, ihre Hände hatten sich nicht bewegt. Bei den letzten Worten ihres Gatten ließen große Thränentropfen über ihre blassen Wangen. Sie schluchzte.

„Ich verstehe schon ganz gut! . . Aber ich habe doch nichts gethan! . .“ Die Thränen ersticken ihre Stimme.

„Du hast nichts gethan. Ich mache Dir ja auch keinen Vorwurf. Aber glaube mir, es ist besser so! Mach uns den Abschied nicht schwer! . . Ich könnte Dir mancherlei sagen, aber Du würdest es kaum recht verstehen. . . Du bist ja auch nicht froh gewesen. Es ist besser so! . .“

„Und daß Du so einer Person mehr glaubst, als mir,“ sagte Kathi unter heftigem Schluchzen, „daß ist's, was mich noch am meisten verbrießt.“

„Du verstehst mich wirklich nicht recht,“ sagte Klaus gutmüthig. „Ich glaube Dir ja! Aber es ist doch besser so!“

Er wandte sich langsam ab und ging in sein Zimmer. Dort schloß er sich ein und verließ es erst in der Dunkelheit.

Kathi schluckte sich aus und setzte sich dazu bequem in den Sessel zurecht. Endlich trocknete sie die rothgeweinten Augen und sagte wieder: „Nun ist mir schon Alles eins!“

Vor fünf Stunden hatte der schöne Dampfer der französischen Messageries die Rhebe von Marseille verlassen. Es war zufällig dasselbe Schiff, das im Hochsommer des vergangenen Jahres den „König von Sumatra“ nach der Heimat zurückgeführt hatte. Nun lenkte es der sachliche Steuermann, der sich um keinen Passagier bekümmerte, wieder einmal ostwärts. Die Sonne stand hoch an dem wundervollen, tiefblauen Maienhimmel, auf dem glänzende weiße Wolken in abenteuerlichen Bildungen dahinsagelten. Das Meer war ruhig und grandios.

Klaus stand in der Nähe des Radkastens und starrte in das tiefgrüne Wasser, das die Schaufeln zu krausen, mit weißlichen Kämmen besetzten Wellen aufpeitschten. Sein Auge wurde nicht müde, das sich immer wiederholende Schauspiel zu beobachten, wie der aufschäumende Gischt aufspritzte, zerfloh und in Perlen und Blasen zurückfiel. Sein Ohr horchte beständig auf das Klatschen der Räder und das gleichmäßige Hämmern der monoton summanden Maschine.

Der Abschied von Kathi war ihm schwer geworden, viel schwerer, als er gedacht hatte.

„Es ist besser so!“ hatte er sich beständig getröstet. „Es muß sein!“

Aber nichts hatte ihn über die Wahrheit hinwegzutäuschen vermocht, daß er das Weib verließ, daß er über Alles geliebt hatte.

Die Maschine keuchte und brummte weiter, und die Schaufeln klatschten den Takt dazu. Klaus starrte noch immer in das Wasser. Und aus dem brausenden Summen des Kessels bildete sich ganz leise eine Melodie heraus, die der einsame Mann zwischen den Zähnen mitsummte.

Es war ein einfaches, rührendes Lied — dasselbe, das ihm an dem traurigen Weihnachtsabend in den Ohren gesungen, ihn eingewiegt und im Traume begleitet hatte — eine volksthümliche Weise, zu der ihm damals die Worte fehlten. Er lächelte trübe. Jetzt wußte er's. Es war das Lied, das er am ersten Abend von Kathi gehört hatte. Und leise sang er vor sich hin:

„Verlassen, verlassen,
Verlassen bin ich
Wie der Stein auf der Straßen . . .“



Hermann Helmholtz

und die wissenschaftlichen Grundlagen der Musik.

Von

Felix Auerbach.

— Breslau. —

I.

Den geneigten Leser, welcher sich anschickt, den folgenden Betrachtungen seine Aufmerksamkeit zu schenken, habe ich zunächst um eine große Gefälligkeit zu ersuchen. Ich muß ihn bitten, sich nicht in die Stimmung zu versetzen, in welcher er sich befinden würde, wenn er soeben einer Musteraufführung von Bachs Matthäuspassion oder Beethovens neunter Symphonie, von Schumanns Faust oder Wagners Lohengrin beigewohnt hätte. Denn ich fürchte, daß er in diesem Falle, durch den contrastirenden Klang des Wortes „wissenschaftlich“ zurückgeschreckt, meiner Darstellung der wissenschaftlichen Grundlagen der Tonkunst ohne Weiteres den Rücken zuwenden würde. Den günstigsten Fall angenommen, würde er vielleicht vorerst noch eine Frage an mich richten. „Was verstehen Sie unter den wissenschaftlichen Grundlagen der Tonkunst? Meinen Sie etwa die ästhetischen, die kunstwissenschaftlichen Grundlagen derselben? Das ließe sich hören.“ Wenn ich ihm nun aber, wie es für mich als aufrichtigen Menschen unumgänglich nothwendig wäre, von vornherein erklärte, daß es sich, gerade umgekehrt, um die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Tonkunst handeln solle, und daß ich mich auf ästhetische Betrachtungen in des Wortes üblicher Bedeutung überhaupt nicht einlassen würde, so wäre, fürchte ich, immer noch jene Lohengrin-Stimmung vorausgesetzt, das Tisch Tuch definitiv zwischen uns zerschnitten.

Ich selbst habe etwas Aehnliches, freilich in den ersten Jugendjahren, an mir erfahren. Der Primaner hatte zum ersten Mal den Lohengrin gehört, bis in seine Träume hinein verfolgten ihn die Harmonien und Melodien dieses wunderbaren Tongemäldes, und selbst noch am nächsten Morgen fiel

es ihm schwer, anhaltend seine Gedanken auf andere Dinge zu concentriren. Da sah er auf dem Tische ein Buch liegen, welches der Buchhändler seinem Vater zur Ansicht gesandt hatte. Es handelte in umfassender, gründlicher Darstellung von dem, wovon hier skizzenhaft die Rede sein wird. Wenn ich unumwunden eingestehe, daß ich das Buch, für dessen Titel und Gegenstand ich nichts weniger als Sympathie empfand, anfangs ungeöffnet wieder aus der Hand legte, und daß ich es alsdann nur der Curiosität halber wieder zur Hand nahm, um, wie ich mich ausdrückte, zu sehen, wie man es zu Wege bringen könne, so ideale Dinge so prosaisch zu behandeln. — wenn ich das Alles unumwunden eingestehe, so glaube ich das jetzt thun zu dürfen, zu einer Zeit, wo ich hinzuzufügen in der Lage bin, daß aus der Neugierde gar bald Wißbegierde, aus der Antipathie gegen den Stoff gar bald das denkbar höchste Interesse für denselben wurde, und daß, als ich bald darauf das Gymnasium verließ, dieses Interesse nicht einer der untergeordneten Factoren war, welche mich bestimmten, mich der Naturforschung zu widmen.

Ich muß wegen der Rolle, welche mein eigenes Ich bei dieser Vorrede spielt, um Verzeihung bitten. Ich hielt diese Vorrede nicht für überflüssig in Rücksicht auf den Umstand, daß noch heutzutage nicht bloß unter den Laien Kunst und Wissenschaft für ein Europa und Asien gelten, welche man nicht wagen darf durch eine Brücke über den trennenden Bosporus zu verbinden, sondern auch unter den Künstlern selbst die Zahl derer nicht gering ist, welche dem Forscher, wie Archimedes einst dem römischen Barbaren, ein „Noli turbare circulos meos!“ zurufen. Letzterem immerhin, dem Künstler, kann ich es nicht allzusehr verdenken, wenn er mit einer gewissen Verachtung auf die Versuche herabblickt, auf dem an Mühsamkeit der Alpenwanderung vergleichbaren Wege der exacten Forschung des Begriffes des Schönen theilhaftig zu werden, den sein an Leichtigkeit des Fluges dem Luftschiffe vergleichlicher künstlerischer Geist bei jedem neuen Gedanken mit neuer Augenblicklichkeit erfaßt. Aber der Laie, welchem das Schöne als ein von außen gegebenes Kleinod gegenübersteht, sollte bei dem bloßen Genuße nicht stehen bleiben. Freilich das Höchste wird und soll ihm der Genuß selbst sein und bleiben. Nächstdem aber auch in die Tiefe zu dringen, ist ein lohnendes und, was mir hervorzuheben wünschenswerth erscheint, ungefährliches Unternehmen. Ungefährlich insofern, als die von vornherein nicht unwahrscheinliche Vermuthung, eine mit der Strenge der Naturwissenschaft geführte Untersuchung über den Begriff des musikalisch Schönen möchte den idealen Genuß beeinträchtigen, durch die Erfahrung vollständig widerlegt wird. Im Gegentheil kann ich einem Jeden die Versicherung geben, daß, obwohl ich mich eingehend mit der naturwissenschaftlichen Theorie der Tonkunst beschäftigt habe, der Eindruck, den ihre wahrhaft classischen Werke auf mich ausüben, nicht nur derselbe ist, wie ehebem, sondern ein wesentlich erhöhter. Und wenn ich andererseits dahin gelangt bin, das wahrhaft Classische anders und strenger als früher zu definiren, so darf das jedenfalls nicht als eine üble Folge jener Beschäftigung bezeichnet werden.

Das Buch, von welchem oben die Rede war, ist inzwischen nicht nur zum vierten Male in deutscher, sondern auch in denjenigen beiden Sprachen erschienen, deren sich neben der unsrigen die Wissenschaft heutzutage mit Vorliebe bedient. Es hat den Mann zum Verfasser, dessen Bildniß dieses Heft unserer Zeitschrift ziert. Hermann Helmholtz, in allen seinen Arbeiten das Bestreben offenbarend, das Fundament seiner Bauwerke tiefer als üblich zu legen, um sie desto höher in's Freie hinaufführen zu können, hat doch dieses Bestreben und seine eminente Fähigkeit, es durchzuführen, in keinem Werke so bedeutungsvoll dargethan, wie in seiner Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik, und durch kein Werk hat er sich demzufolge so weite Kreise zu Danke verpflichtet. Zuerst praktischer Arzt, alsdann Physiologe, hat er sich schließlich der Physik zugewendet, jener Disciplin, deren mehr und mehr zur Anerkennung gelangender Beruf es ist, aller Naturwissenschaft die feste Grundlage zu verleihen. Gleich genial im Experiment wie in der strengen Speculation, hat er doch in der letzteren seine hervorragende Originalität am glänzendsten entfaltet. Von jenem wie von diesem giebt seine musikalische Kunstfertigkeit beides Zeugniß. Von der ureinfachsten Frage, was ein Ton sei, bringt sie an der Hand der Erfahrung und durch die Kraft zergliedernder und Schluß an Schluß reihender Logik bis in das lustige Reich der Kunst hinaus; kein Wunder, daß sie gerüsteter auf dem eigentlichen Kampfsplatze erscheint als die philosophische Aesthetik, welche den Boden der Erfahrung nie ernstlich betrat.

Dem Laien ein Bild von Helmholtz, dem Manne der Wissenschaft, zu geben, dürfte ein schwieriges Unternehmen sein, schwierig wegen des Umfanges der Gebiete, welche sein Geist durchzog, schwierig wegen der abstracten Natur der Endprobleme, bis zu welchen er überall glaubte vordringen zu sollen, um befriedigt Halt machen zu dürfen. So abstract ist die Natur dieser Probleme, daß der Laie kaum ihren Sinn zu begreifen vermag, und daß selbst unter den Forschern, welche sie von verschiedenen Standpunkten aus in Angriff nahmen, ein Streit entbrannte über die Anwendung, welche man auf sie von den einfachsten Principien der Logik zu machen habe. Wenn auf Raumgebiete anderer Art als das, in welchem wir leben, wenn auf Wesen von zweidimensionaler oder auf Wesen von vierdimensionaler Beschaffenheit das Gespräch führt, dann bekommt die Mehrzahl der Laien das Gruseln; und doch verlohnt es sich, gerade im Gegensatze zu der phantastischen Ausbeutung, welche diese Idee von anderer Seite erfahren hat, die ruhigen, ernsten und strengen Betrachtungen von Helmholtz über diesen Gegenstand zu lesen. Sie sind in seinen populären Vorträgen enthalten, einem Werke, welches besser als alle Polemik den Beweis führt, daß es nur auf das Wie ankommt, um die Frage nach der Berechtigung populärer Wissenschaft in bejahendem Sinne zu entscheiden. Helmholtz' Untersuchungen über unsere Raumanschauung bilden gewissermaßen den Abschluß seiner Arbeiten über unseren Gesichtssinn überhaupt und lassen

deutlich den Gang erkennen, welchen die Geistesthätigkeit dieses Forschers in allen Gebieten genommen hat. Die erste Frucht dieser Thätigkeit, die Erfindung des Augenspiegels, war von eminent praktischer Bedeutung; an sie schlossen sich die physiologischen Untersuchungen an, welche in seinem großen auch für Laien hochinteressanten Werke über physiologische Optik niedergelegt sind; und die Abstreifung alles Speciellen, die Lösung des Sehvorganges von Allem, was auf seine materiellen Mittel und auf specielle Bedingungen Bezug hat, stellen jene Betrachtungen über die Axiome der Geometrie dar, deren oben Erwähnung gethan wurde. Einen ähnlichen Gang nahmen Helmholtz' Arbeiten überall, in der Electricitätslehre, in der Lehre von der Bewegung der Flüssigkeiten und nicht minder in der Lehre von den Töneempfindungen, der wir uns nummehr zuwenden wollen.

II.

Die Musik ist das Reich der Töne. Was also ist ein Ton? Auf diese Frage läßt sich auf zweierlei Weise antworten. Ein Ton, so kann man sagen, ist eine uns durch unser Gehörorgan übermittelte Empfindung. Aber dieser Empfindung muß etwas außerhalb unseres eigenen Ichs Befindliches zu Grunde liegen, und dieses außerhalb Befindliche kann man auch einen Ton nennen. Jenes ist ein Ton im physiologischen oder subjectiven, dieses ein Ton im physikalischen oder objectiven Sinne des Wortes.

Alles, was außerhalb unseres eigenen Ichs vorgeht, ist Bewegung; also ist auch der Ton Bewegung. Die Erfahrung zeigt uns weiter, daß diese Bewegung von hin- und hergehender, zitternder Natur ist; man nennt sie eine Schwingungsbewegung. Ein Ton ist also immer eine Schwingungsbewegung. Aber nicht immer ist eine Schwingungsbewegung ein Ton. Die Theilchen des wellenförmig bewegten Wassers führen Schwingungen aus, ohne zu tönen; und wenn zwei Kinder ein Seil an den beiden Enden erfassen und mehr oder weniger geschwind es auf und ab schwingen lassen, so empfängt wohl unser Auge, nicht aber unser Ohr einen Eindruck. Es liegt das daran, daß jene Wassertheilchen und dieses Seil zu langsam schwingen. Der Vorgang ist in beiden Fällen principiell ganz derjenige eines Tones; aber er stellt keinen Ton dar, weil unser Ohr nicht die Fähigkeit hat, ihn zu empfinden. Die Fähigkeit des Ohres also, eine Schwingungsbewegung wahrzunehmen, macht diese zu einem Tone. Es ist, beiläufig bemerkt, durchaus nicht nöthig, daß diese Wahrnehmung wirklich stattfindet; und so ist die Bemerkung, die einmal gemacht worden ist, die Brandung am Strande einer unbewohnten Insel töne nicht, weil kein Ohr vorhanden sei, um sie zu hören, zwar geistreich aber nicht zutreffend.

Wie schnell müssen nun die Schwingungen auf einander folgen, um auf das Gehörorgan einzuwirken? Diese Frage läßt sich offenbar nur durch das Experiment entscheiden. Aber es ist ein merkwürdiges Ergebniß dieses Experimentes gewesen, daß sich gezeigt hat: nicht an einer willkürlichen Stelle

beginnt die Fähigkeit des Ohres; nein, sie tritt in Wirkung gerade da, wo sie von Nöthen wird, gerade da, wo die Fähigkeit des Schwesterorgans, des Auges, verschwindet. Unser Auge ist im Stande, in einer Secunde zehn, ja fünfzehn Eindrücke getrennt zu empfinden. Mit Hilfe andauernder Übung kann man es wohl noch ein wenig, aber jedenfalls nicht beträchtlich weiter bringen. Führt eine Saite mehr als zwanzig Schwingungen in der Secunde aus, so kann kein Mensch mehr ihre Bewegungen verfolgen. Es vereinigen sich die Gesichtseindrücke der Saite in allen ihren verschiedenen Lagen, und man sieht eine lanzettförmige Fläche, begrenzt durch die beiden äußersten Lagen, welche die Saite bei jeder Schwingung einnimmt. Hier, wo des Auges Wirkungssphäre ihre Grenze findet, tritt das Gehörorgan ein, um uns das Wesen des Naturvorgangs deutlich zu machen. Wir hören einen Ton; einen Ton, welcher uns über jede Einzelheit der stattfindenden Bewegung Rechenschaft zu geben im Stande ist; einen Ton, welcher in jeder seiner Eigenschaften eine Eigenschaft jener Bewegung widerspiegelt. Diese Qualitäten des Tones wollen wir uns nunmehr ansehen.

Ein Ton hat zunächst eine bestimmte Höhe. Diese Höhe ist es gerade, welche auf der Geschwindigkeit der Schwingungen beruht. In dem oben vorgestellten Falle, in welchem eine Saite zwanzig Schwingungen in der Secunde ausführt, würden wir einen äußerst tiefen Ton zu hören bekommen. Je rascher die Schwingungen, desto höher würde der Ton werden, und schließlich würden wir zu einem Punkte gelangen, wo der Fähigkeit unseres Gehörorgans eine zweite Grenze gesteckt ist. Diesen Punkt, und somit den höchsten Ton würden wir ungefähr erreichen, wenn wir jene Saite statt zwanzig, zwanzigtausend Schwingungen in der Secunde, also tausendmal so viele ausführen ließen, wie in dem Falle des tiefsten Tones. Wir können also sagen: ein Ton ist eine Schwingungsbewegung, bei welcher mindestens zwanzig und höchstens zwanzigtausend Schwingungen in der Secunde erfolgen. Wir müßten wohl eigentlich noch etwas hinzufügen; wir müßten sagen: eine regelmäßige Schwingungsbewegung; denn wenn die Schwingungen unregelmäßig und von schwankender Dauer sind, so entsteht kein eigentlicher Ton, sondern ein Geräusch, ein Schall schlechthin. Indes ist es einleuchtend, daß die Grenze zwischen Ton und Geräusch schwer zu ziehen ist, daß sie mit den Umständen und besonders mit dem Geschmaç variirt. Der Geschmaç selbst aber ist bekanntlich schwankend wie nur irgend etwas auf der weiten Erde. Wenn alle möglichen Blasinstrumente gleichzeitig oder minutenlang hintereinander ertönen, so wird dem Ohre die Entscheidung zwischen Ton und Geräusch in der That schwer gemacht; und wenn ein hervorragender Tenorist unserer Zeit seine Bravour außer durch seine Stimme auch durch den Knall seiner Peitsche darthun zu sollen glaubt, so ist — der Rest Schweigen.

Die Höhe eines Tones hat, außer der Zahl der Schwingungen, noch ein anderes charakteristisches Merkmal; und um zu ihm zu gelangen, müssen

wir uns vergegenwärtigen, wie ein Ton von seinem Entstehungsorte, also von dem schwingenden Körper aus, in unser Ohr gelangt. Die Fortpflanzung der Schwingungen ist eine Folge des innigen Zusammenhanges der kleinsten Theilchen aller Körper und der verschiedenen Körper unter einander. Es ist nicht möglich, daß, zum Beispiel bei einer Saite, nur ein einziger Punkt Schwingungen ausführe. Selbst wenn ich nur diesen einen Punkt, sei es mit dem Finger oder mit einem Stifte zupfe oder mit einem Hammer schlage, so wird sich doch in sehr kurzer Zeit die Schwingungsbewegung über die ganze Saite ausgedehnt haben. Es ist das ein Vorgang, ganz ähnlich demjenigen, welchen man beobachtet, wenn man ein Steinchen in einen Teich wirft. Da, wo der Stein die Wasserfläche trifft, entsteht zunächst eine Vertiefung, ein Thal. Ringsum entsteht im nächsten Momente, da das Wasser nach allen Seiten ausweicht, ein ringförmiger Wellenberg, welchem wiederum ein ringförmiges Wellenthal sich anschließt, u. s. f. Der einzige Unterschied zwischen dem Beispiele der Saite und dem Beispiele der Wasserfläche ist der, daß bei jener die Fortpflanzung nur nach einer einzigen Richtung, bei dieser dagegen nach allen Richtungen einer Fläche vor sich geht. Noch allgemeiner findet die Fortpflanzung des Schalles in der Luft statt. In der Luft verbreitet sich der Schall von einem Punkte aus nicht nur nach einer Linie, auch nicht in einer Fläche, sondern nach allen Richtungen des Raumes. Die Folge davon ist, daß die Schwingungen etwas anderer Natur sind, als bei der Saite und bei der Wasserfläche. Bei der Saite erfolgen die Schwingungen quer zur Längsrichtung der Saite, bei der Wasserfläche von oben nach unten, also ebenfalls quer zum Niveau des Teiches; in der Luft dagegen pflanzt sich der Schall in der Richtung selbst, in welcher die Lufttheilchen schwingen, fort. Bei der Saite wie bei dem Wasser bleibt demgemäß die innere Beschaffenheit des Stoffes dieselbe, aber seine Gestalt ändert sich: bei der Luft dagegen, welche gar keine Gestalt hat, ist es die innere Beschaffenheit, mit anderen Worten die Dichtigkeit, welche sich ändert; was dort Wellenberge und Wellenthäler, das sind hier die Stellen größter Luftanhäufung und die Stellen größter Luftzerstreuung. Das ist aber ein Unterschied, welcher für die Hauptsache nicht wesentlich ist. Wesentlich und der besonderen Aufmerksamkeit werth ist vielmehr gerade das Gemeinsame aller dieser Wellenbewegungen; nämlich die Thatfache, mit der zuweilen der Augenschein im Widerspruch steht, daß bei der Fortpflanzung der Schwingungen die Stofftheilchen selbst, also die Theile der Saite, die Wassertheilchen, die Lufttheilchen, zwar ein wenig sich hin und her bewegen, im Durchschnitt aber an ihrem Platze bleiben. Beim Wasser sieht es so aus, als ob die Wassertheilchen sich mit den Wellen fortbewegten; aber ein hineingeworfenes Korkstückchen überzeugt Jeden von dem Gegentheil. Noch schlagender ist ein anderes Beispiel, welches deutlich zeigt, wie eine Menge von hin und her schwingenden Theilchen den Eindruck einer Fortbewegung hervorrufen kann. Ich meine ein Aehrenfeld, über welches der Wind hinstreicht. Diesen wunder schönen Anblick wird

gewiß Jeder, namentlich im Gebirge, genossen haben, und Keinem wird hierbei die Erinnerung an das Wogen des Wassers fern gelegen haben.

Nur die Bewegung selbst ist es also, welche sich fortpflanzt. Wählen wir ein Gleichniß aus dem praktischen Leben unserer Zeit, so ist der Schall nicht der Briefpost zu vergleichen, bei welcher der Brief, also ein Materielles, von einem Ort zum andern übertragen wird, sondern der Telegraphie, welche eine Botschaft übermittelt, ohne daß auch nur ein Atom Stoffes von der Aufgabestation zur Empfangsstation hinüberwandert. Was hinüberwandert, das ist nur ein eigenthümlicher Bewegungszustand; ein Bewegungszustand, der hier bei der Telegraphie ein durch kein besonderes menschliches Sinnesorgan wahrnehmbarer elektrischer, dort beim Schall hingegen ein vom Ohr erfaßbarer akustischer ist.

Die Geschwindigkeit der Fortpflanzung des Schalles ist wohl eine große; aber Zeit erfordert sie immerhin. In der Zeit, während deren ein Theilchen einmal hin und her schwingt, pflanzt sich die Schwingungsbewegung um eine gewisse Strecke fort, und diese Strecke nennt man eine Wellenlänge. Es ist die Entfernung zwischen zwei Wellentheilchen, welche gleichzeitig die Gipfel benachbarter Wellenberge bilden, oder zweier Lufttheilchen, welche zu gleicher Zeit am Orte zweier benachbarter Stauungspunkte oder Anhäufungspunkte der Lufttheilchen sich befinden. Je schneller ein Theilchen hin und her schwingt, desto geringer wird die Strecke sein, um welche während der Dauer einer Schwingung die Schallbewegung sich fortpflanzt; mit andern Worten: Schwingungsdauer und Wellenlänge gehen Hand in Hand. Das ist es, worauf ich hinauswollte und was neben der Schwingungsdauer die Höhe eines Tones charakterisirt: es ist seine Wellenlänge. Der tiefste Orgelton, das Contra-C, hat Wellen von mehr als zehn Meter Länge, die höchsten Töne der Flöte gehen weit unter eine Wellenlänge von zehn Centimetern herab. Jene sind den Wogen vergleichbar, in welchen bei manchem der verhängnißvollen ostindischen Wirbelstürme oft ganze Schiffe versinken, diese den leichten Kräuselungen, welche man auf der Oberfläche des Weines beobachtet, wenn man mit angefeuchteter Hand, den Rand des Glases streichend, dieses zum Tönen bringt.

Der Ton, das Grundelement der Musik, besitzt aber außer seiner Höhe noch andere Eigenschaften. Eine zweite, welche von ähnlicher Einfachheit und Faßlichkeit wie seine Höhe ist, ist seine Stärke. Je weiter man eine Saite aus ihrer Gleichgewichtslage durch Zupfen, Schlagen oder Streichen entfernt, desto stärker tönt sie. Die Stärke des Tones hängt also von der Weite des Hin- und Herschwingens, oder, wie man auch sagen kann, von der Höhe der Wellen ab. Bei den Schwingungen der Luft freilich, bei denen Gestaltsänderungen gar nicht auftreten, kann man von einer Höhe der Wellen nicht eigentlich sprechen. Bestehen doch die Schwingungen hier nur in Verdichtungen und Verdünnungen der Luft. Aber wenn man sich diese Verdichtungen und Verdünnungen in diesem Falle gering, in jenem beträchtlich vorstellt, so kann man bildlich in diesem Falle von niedrigen, in jenem von hohen Wellen sprechen.

III.

Weit schwieriger ist es, das Wesen einer dritten Eigenschaft, welche jeder Ton besitzt, und welche einen musikalischen Ton eigentlich erst zu dem macht, was er ist, vollständig und klar zu erfassen. Zwei Töne können gleiche Höhe und gleiche Stärke haben und doch so wesentlich von einander verschieden sein, daß jedes Kind mit geschlossenen Augen den Unterschied empfindet. Daß eingestrichene *a*, einmal auf dem Clavier, ein anderes Mal auf der Geige, beide Mal aber gleich stark angegeben, erzeugt zwei gar nicht zu verwechselnde Empfindungen. Was ist ihr Unterscheidendes? Welche Differenz können zwei gleich lange und gleich hohe Wellen aufweisen? Sie können verschiedene Form haben! sie können schön oder unschön geschwungen; sie können eckig oder abgerundet, spitz oder stumpf sein; sie können tausenderlei Gestalten besitzen. Diese verschiedene Gestalt der Wellen ist, wie man schon frühzeitig erkannte, die Ursache des verschiedenen Klanges der Töne, die Ursache der Verschiedenheit zwischen den Tönen der Geige und des Claviers, der Orgel und der menschlichen Stimme. Man kann diesen Gegenstand noch weiter verfolgen und von der Verschiedenheit der Wellenform zur Verschiedenheit der Schwingungsweise zurückgehen. Eine Schwingung, selbst wenn ihre Weite und ihre Dauer von vorn herein gegeben sind, kann noch eine sehr verschiedenartige sein. Denken wir uns eine Allee, und in der Mitte ihrer Länge einen Baum, von welchem wir unsere Promenade, immer auf der Allee hin und her, beginnen. Wir können dann beispielsweise fortwährend in gleichem Tempo gehen, also beim Passiren des Baumes ebenso schnell wie in der Nähe der Enden der Allee, wo wir umkehren. Wenn ein Punkt einer Saite in ähnlicher Weise hin und her geht, so ist die Schwingungsform und Hand in Hand mit ihr auch die Wellenform, d. h. die Form der Saite eine geradlinig eckige, wie man sie in der That erzeugt, wenn man sie zupft. Der Wellenberg besteht aus zwei geradlinigen Abhängen und einem eckigen Gipfel. In ganz anderer Weise geht ein Uhrpendel hin und her. Am schnellsten geht es durch die Lage hindurch, welche es einnimmt, wenn die Uhr steht; am langsamsten bewegt es sich zu beiden Seiten, kurz bevor es umkehrt und kurz nachdem es umgekehrt ist; man kann sogar sagen, daß es einen Moment, aber auch wirklich nur einen Moment, stehen bleibt, ehe es umdreht. Wenn ein Punkt eines tönenden Körpers in dieser Weise schwingt, so ist die Form der Welle eine sehr schöne, gleichmäßig abgerundete; die Welle hat diejenige Gestalt, an welche man so recht eigentlich bei dem Worte Wellenlinie denkt. Es kommen in der Musik auch Wellen vor, welche den Wellen der Brandung nicht unähnlich sind, und noch unzählig viele Wellenformen.

Wie gesagt, eine mehr oder weniger bestimmte Vorstellung davon, daß auf dieser Wellenform, oder auf der Art und Weise der Geschwindigkeitsvertheilung innerhalb jeder einzelnen Schwingung der Klang eines Tones beruhe, hatte man schon seit längerer Zeit gehabt. Diese Erklärung hat nur

den großen Uebelstand, daß sie die Frage gänzlich offen läßt, wie man es denn zu Wege bringe, den Klang zweier Töne so spielend leicht, wie es thatsächlich der Fall ist, zu unterscheiden. Wie ist das Ohr im Stande, verschiedene Wellenformen verschieden zu empfinden? Daß es die verschiedene Häufigkeit der Luftverdichtungen zu empfinden und demgemäß die Höhe der Töne zu beurtheilen vermag, daß es ferner im Stande sei, die Stärke der Luftverdichtungen zu empfinden und demgemäß die Stärke der Töne zu beurtheilen, das läßt sich einsehen; daß es aber fähig sein solle, aus der Schwingungsform Schlüsse zu ziehen, das erscheint von vornherein und ist bei dieser Betrachtungsweise in der That kaum faßlich.

Da war es Helmholtz, welcher Licht in den Gegenstand brachte. Eine ganz unscheinbare, längst bekannte Thatsache war es, von welcher er ausging. Wenn man auf dem Clavier einen Ton angiebt und recht aufmerksam hört, so nimmt man außer dem Ton, welcher angegeben wurde, noch eine Reihe anderer wahr, welche nach erlangter Uebung oder bei Anwendung gewisser, hier nicht näher zu beschreibender, Hilfsmittel, sogar kaum noch zu überhören sind: Die Octave des angegebenen Tones, seine Duodecime, seine Doppeloctave, deren Terz und Quinte und wohl noch einige höhere Töne.

Auch bei anderen Instrumenten kann man diese Töne, die sogenannten Obertöne, mehr oder weniger deutlich erkennen. Wie wäre es, wenn diesen scheinbar unbedeutenden Tönen die wichtige Rolle zukäme: je nach der geringeren oder größeren Stärke ihres Mitklings, dem Haupttone, oder, wie man sagt, dem Grundtone seinen eigenthümlichen, charakteristischen Klang zu geben? Wer zuerst sich dieser Frage gegenüberbefindet, wird sich nicht leicht mit ihr zu befreunden vermögen. Er wird die Schwäche jener Töne in keinem Verhältniß stehend finden mit der fundamentalen Charakteristik, welche ein Ton durch seinen Klang erhält. Indes ist zunächst darauf aufmerksam zu machen, daß es eine große Reihe von Tönen ist, welche mitklingen; bei diesem Grundtone mehr, bei jenem weniger; bei diesem die ersten stärker als die letzten, bei jenem umgekehrt; bei diesem fehlen vielleicht die ersten gänzlich, bei jenem gerade die letzten; bei noch andern fehlt vielleicht — und dieser Fall kommt in der That vor — der erste, der dritte, der fünfte mitklingende Ton u. s. w. Es ist also eine äußerst große Mannigfaltigkeit für die Bildung verschiedener Klänge, verschiedener Klangfarben, wie man auch sagt, gegeben. Sodann möchte ich als zweites vorbereitendes Argument einen Satz anführen, welcher bei den verschiedensten Fragen Anwendung findet. Ich meine den Satz: Kleine Ursachen, große Wirkungen. Man kann diesem Satze noch einen andern hinzufügen, welcher sich in unserem Falle mit jenem zu einem äußerst mächtigen Princip vereinigt. Besonders wirksam ist nach einer vielfach verbreiteten und in der Dichtung aller Völker ausgesprochenen Ueberzeugung die Kraft, die im Verborgenen schafft. In der That ist die Thätigkeit der mitklingenden Töne vor unserem Bewußtsein verborgen. Wir hören sie unter gewöhnlichen Umständen nicht, theils, weil sie schwächer sind als der Grundton, theils, weil

wir auf letzteren allein unsere Aufmerksamkeit concentriren, theils endlich und hauptsächlich deshalb, weil sie eben mit dem Grundtone zu einem Ganzen verschmelzen, zu einem Ganzen, dessen Wesen wir als Klang empfinden. Und umgekehrt, gerade weil wir die Obertöne nicht hören, verspüren wir ihre Wirkung in einer eigenthümlichen Art und Weise, welcher wir nur Ausdruck zu geben vermögen, indem wir dem gehörten Tone ein eigenthümliches Attribut, einen ganz bestimmten Klang beilegen. Ist diese Erklärung richtig, so wird man, wenn man seine Aufmerksamkeit nicht wie gewöhnlich auf das Ganze der Erscheinung, sondern auf die einzelnen Elemente derselben, d. h. auf die Obertöne richtet, wohl lauter getrennte Tonempfindungen, aber keine einzige Klangempfindung gewinnen. Ein Jeder kann sich durch das Experiment überzeugen, daß dem wirklich so ist.

Diesen Erwägungen steht die Erfahrung bestätigend zur Seite. Man kann die Rolle, welche die Obertöne spielen, bei allen Instrumenten, einschließlich der menschlichen Stimme nachweisen, und man hat in den meisten Fällen die Zahl und die Stärke der mitwirkenden Obertöne zu ermitteln vermocht. Der Höhe nach, im Vergleich zum Grundtone, sind diese Obertöne bei allen Instrumenten genau dieselben, nur daß nicht immer alle vorhanden sind. Der erste Oberton ist die Octave des Grundtons, und die Octave eines Tones ist bekanntlich derjenige Ton, bei welchem die Schwingungen doppelt so rasch ausgeführt werden; Grundton und erster Oberton stehen also in einer sehr einfachen Beziehung zu einander. Der nächste Oberton, die Duodecime, oder die Quinte der Octave führt dreimal so viel Schwingungen in gleicher Zeit wie der Grundton aus. Man sieht also, daß die Anzahl der Schwingungen pro Secunde, welche man die Schwingungszahl der Töne nennt, in dem Verhältniß der ganzen Zahlen stehen. Man nennt deshalb die mitklingenden Töne die harmonischen Obertöne des Grundtones; alle zusammen aber die Theiltöne des zusammengesetzten Tones. Sehr viele und starke Obertöne hat die Geige, namentlich die höheren Obertöne sind hier in relativer Mächtigkeit vertreten. Ihnen verdankt die Geige ihren markirten, ausdrucksvollen Klang und damit ihre Stellung an der Spitze des Orchesters. Verschiedene Klänge vereinigt die Orgel, aber noch viel verschiedenartigere die menschliche Stimme. Jeder Vocal hat seinen eigenen Klang, und selbst das A des Norddeutschen ist verschieden von dem A des Süddeutschen. Töne, welchen es gänzlich an Obertönen fehlte, kommen kaum vor; am meisten nähern sich ihnen die Töne, welche man durch Pfeifen mit dem Munde erzeugt, sowie diejenigen, welche man erhält, wenn man Stimmgabeln über die Oeffnung passend gewählter Flaschen hält und anschlägt. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß man den Klang dieser Töne, welche also der Obertöne fast vollständig ermangeln, von jeher in der Sprache, des gewöhnlichen Lebens als leer bezeichnet hat. Fast ebenso 'unwillkürlich' zutreffend äußert sich Mancher über diese Töne, wenn er sagt: sie sind schön, aber es fehlt ihnen ein bestimmter Charakter. Ganz richtig; schön sind sie, weil es einfache Töne sind und jedes Einfache

die Vorstellung des Schönen in uns erweckt; des Charakters aber entbehren sie, weil sie der Obertöne entbehren, und weil diese es sind, welche den Tönen ihren Charakter verleihen. Mit Hilfe solcher Stimmgabeltöne ist es Helmholtz gelungen, die Vocale der menschlichen Stimme künstlich zu erzeugen. Dabei bediente er sich immer nur solcher Stimmgabeln, welche einen gewissen Ton, seine Octave, seine Duodecime u. s. w. lieferten, und änderte, behufs Erzeugung der verschiedenen Vocale, nur die Stärke ihrer Schwingungen ab oder ließ auch einige gänzlich bei Seite.

Die Erklärung des Klanges aus dem Mitschlingen von Obertönen hat vor der zuerst gegebenen durch die Form der Schwingungen den Vorzug, daß sie die Beantwortung der Frage möglich macht: wie kommen wir zur Erkenntniß der verschiedenen Klänge?

Denn wenn unser Ohr im Stande ist, Tonhöhen und Tonstärken zu unterscheiden, so muß es, wenn der Klang nichts Anderes ist, als die Vereinigung verschiedener Tonhöhen in verschiedenen Stärken, auch im Stande sein, Klänge zu unterscheiden. Aber diese zweite Erklärung ist doch jener ersten gegenüber in anderer Hinsicht im Nachtheil. Jeder Ton wird durch die Vermittlung eines Mediums, meistens der Luft, unserem Ohre zugeführt, und zwar durch die schwingenden Bewegungen dieses Mediums. Wird die Luft durch einen bestimmten Ton erregt, so geräth sie in Schwingungen von bestimmter Stärke und Dauer. Wird sie durch mehrere Töne gleichzeitig erregt, so wird sie, da sie die verschiedenen Bewegungen nicht getrennt ausführen kann, dieselben sämmtlich vereinigen. Eine solche Vereinigung von Schwingungen findet, wenn ein musikalischer Ton aus vielen Theiltönen besteht, offenbar immer statt. Man kann bei den Wasserwellen ganz ähnliche Erscheinungen häufig studiren, wenn sich die Wellen des Windes mit den Wellen der Brandung, zu denen vielleicht noch die Wellen eines hineingeworfenen Steines hinzukommen, vereinigen, um Wellen von oft ganz eigenthümlicher Gestalt hervorzurufen. Man sieht, auch bei der Annahme, daß der Klang eines Tones eine Folge seiner aus vielen Theiltönen zusammengesetzten Natur sei, kommt man darauf zurück, daß sein charakteristisches Merkmal in der Luft nichts anderes ist, als die, bildlich verstandene, Form der Wellen. Eben die Zusammensetzung aus vielen einfachen, einfach geformten Wellen ist es, welche die Form der musikalischen Tonwellen so mannigfaltig macht. Jedenfalls ist klar, daß zum Ohr nicht die Welle jedes Theiltones für sich, sondern daß zu ihm in jedem Augenblicke nur eine einzige Welle gelangt; und die Frage, wie das Ohr im Stande sei, aus dem Anpralle dieser einen Luftwelle uns die Vorstellung eines Klanges zu verschaffen, erscheint von Neuem ungelöst.

Die Entschleierung dieses Geheimnisses verdanken wir den neuesten Entdeckungen der Anatomie, in Verbindung mit einer höchst eigenthümlichen physikalischen Erscheinung, von welcher das besprochene Mitschwingen der Obertöne ein specieller Fall ist. Die anatomische Entdeckung, welche ich meine, und welche

vom Marchese Corti gemacht worden ist, ist die, daß im Innern unseres Ohres, in der sogenannten Schnecke, sich ein äußerst feines und doch äußerst zusammengesetztes Organ befindet, das Cortische Organ, welches die überraschendste Aehnlichkeit mit einem Clavier besitzt. Es sind unzählige, mikroskopisch kleine Plättchen, welche wie Tasten regelmäßig nebeneinander liegen, in ihrem einen Ende mit den Fasern des Hörnerven in Verbindung stehen, mit dem andern an der Membran hängen, welche der Länge nach in dem mit Wasser gefüllten Schneckengange ausgespannt ist. Ehe ich auf die Wirkungsweise, welche man diesem Organe zuschreibt, eingehe, will ich nun die gedachte physikalische Erscheinung anführen. Es ist die Erscheinung des Mitschwingens oder der Resonanz. Wenn in einem Raume, in welchem sich ein Clavier befindet, ein Ton angegeben wird, so klingt auf dem Clavier der gleiche Ton mit. Daß dieser Ton mitklingt, läßt sich in Betracht des Umstandes, daß die Luft die Schwingungen überall hin durch das ganze Zimmer verbreitet, leicht einsehen. Aber auch, daß gerade nur derselbe Ton und nicht auch alle übrigen mitklingen, ist unschwer zu begreifen. Verschaffen wir uns einen Bindfaden, an welchem ein Gewicht hängt, und fassen wir das obere Ende des Fadens an; wenn wir es gleichmäßig mit irgend einer Geschwindigkeit hin und her bewegen, so wird zwar das Gewicht am unteren Ende anfangs mit in Bewegung gerathen, aber es wird im Allgemeinen nicht zu regelmäßigen Schwingungen gelangen. Nur in einem Falle wird dies stattfinden; nämlich dann, wenn die Dauer der einzelnen Hin- und Hergänge des oberen Endes gerade übereinstimmt mit der Dauer der Schwingungen, welche Faden und Gewicht, als ein Pendel behandelt, ausführen würde. Jeder kann diesen Versuch ohne Schwierigkeit anstellen; mancher wird den erforderlichen Apparat in Gestalt seines Augenglases sammt Schnur bei sich führen; und wohl Niemand wird sich dann die Rechenschaft über den Grund der Erscheinung schuldig bleiben. Nur wenn ich oben die Bewegung in dem Tempo ausführe, in welchem das Pendel zu schwingen vermag, ertheile ich ihm gerade immer denjenigen Stoß, welchen es im Augenblicke nöthig hat. In jedem anderen Falle wird es wohl hin und wieder vorkommen, daß ich seine Bewegung fördere; noch viel häufiger aber werde ich sie hemmen und so verhindern, daß eine regelmäßige, irgend wie beträchtliche, Schwingungsbewegung zu Stande kommt. Auf diese Erfahrung baut der Glöckner, wenn er mit seiner schwachen Kraft, indem er wiederholt in abgemessenem Tempo zieht, die mächtige Glocke in Schwingungen versetzt. Ganz analog verhält es sich bei den tönenden Schwingungen der Luft. Der erste von dem angegebenen Tone ausgegangene Luftstoß setzt in der That alle Saiten des Claviers in Bewegung; aber der zweite zerstört sie mehr oder weniger bei den meisten wieder und verstärkt sie nur bei derjenigen Saite, welche inzwischen gerade einen Hin- und Hergang oder, wie hinzugefügt werden muß, gerade zwei, gerade drei u. s. f. Hin- und Hergänge gemacht hat. Es tönt daher mit dem angegebenen Tone nur der an Höhe

ihm gleiche Ton des Claviers, außerdem aber noch die Octave und die übrigen harmonischen Obertöne mit. Wieder ein Beispiel eigener Art, daß kleine Ursachen oft die größten Wirkungen hervorrufen.

Nun lehre ich zum Ohre zurück, fasse die in seiner Schnecke aufgestellte Claviatur in's Auge und denke mir, daß eine Tonwelle anlangt, welche von complicirter Gestalt ist, also einer ganzen Reihe einfacher Töne entspricht. Jede Faser des Cortischen Organs vermag, wie jede Saite des Claviers nur einen Ton aufzunehmen. Diesen Ton, falls er überhaupt in der ankommenden Tonmasse enthalten ist, sucht sich jede Faser heraus. Einige geraten dadurch in Schwingungen, die meisten gehen leer aus und bleiben in Ruhe; wir hören eine ganze Reihe von Tönen, die sich, wenn wir die Aufmerksamkeit nicht besonders auf sie richten, zu einem einzigen Ton von charakteristischem Klange vereinigen. Diese Wirkungsweise des Ohres zu veranschaulichen, ist wiederum das Clavier vortrefflich geeignet. Man hebe Decke und Dämpfer auf und singe in den Hohlraum einen Vocal hinein; man wird ihn, und zwar nicht etwa als ein Echo, aus dem Hohlraum herausklingen hören. Die Luftstöße, welche die Saiten des Claviers trafen, bildeten die Vereinigung einer großen Reihe einfacher Wellen, deren jede eine andere Saite des Claviers erregte, und zwar in demselben Grade, in welchem sie in dem Vocalklange enthalten waren. In der That kann man jeden dieser Theiltöne für sich hören, wenn man das Ohr über die betreffende Saite neigt. Thut man es nicht, so gehen sie alle in einem Klange auf und zwar gerade in dem Klange des Vocales, welchen man hineinrief.

IV.

Ich muß den geneigten Leser nun daran erinnern, daß ich am Eingange unserer Betrachtungen die Frage stellte: was ist ein Ton? und ihn darauf aufmerksam machen, daß wir mit der Beantwortung dieser scheinbar so einfachen Frage erst jetzt zu Ende gelangt sind. Ich thue dies, um mich im Voraus zu rechtfertigen, wenn ich mich bei der wachsenden Schwierigkeit der weiteren Fragen im Folgenden auf das Wesentliche beschränke.

Der Ton, das Grundelement der Musik, besitzt drei Qualitäten: Eine bestimmte Stärke, eine bestimmte Höhe und einen bestimmten Klang. Was die erste Eigenschaft betrifft, so werden in der Musik so ziemlich alle Stärkegrade vom kaum hörbaren Pianissimo bis zum kräftigsten Fortissimo angewendet, und es spielt gerade die allmähliche Steigerung oder die allmähliche Verminderung der Tonstärke eine Hauptrolle bei der Erzielung schönen und mannigfaltigen musikalischen Ausdrucks. Nicht so verhält es sich mit der Tonhöhe. Zwischen dem tiefsten und dem höchsten überhaupt hörbaren Ton giebt es zwar ebenfalls eine stetige, ununterbrochene Reihenfolge von Tonhöhen, der Sturmwind im Ofen heult vom tiefsten Waß bis hinauf zur höchsten Höhe, und es giebt manche, welche diese Sturmwindmusik nicht als unschön empfinden. In der Kunst selbst findet eine stetige Aenderung

der Tonhöhe ebenfalls zuweilen, leider häufiger als wünschenswerth statt, namentlich bei den Streichinstrumenten und bei der menschlichen Stimme; man nennt dieß das Hinüberziehen der Töne ineinander, und es hat, wie das allmähliche Anschwellen und Abschwellen der Tonstärke, eine gewisse Berechtigung. Aber es braucht nur um ein Weniges übertrieben zu werden, um einen höchst unangenehmen Eindruck zu erzeugen. In allen andern Fällen, also im Großen und Ganzen immer, findet in der Musik die Aenderung der Tonhöhe nicht allmählich, sondern plötzlich statt. Auf einen Ton von ganz bestimmter Tonhöhe folgt ein anderer von wesentlich verschiedener Tonhöhe. Hier erhebt sich nun die zweite, für die wissenschaftliche Begründung der Musik wesentliche Frage: wenn die Musik in ihren Harmonieen und Melodieen nicht alle Töne der ununterbrochenen Tonreihe benutzt, sondern nur gewisse: nach welchem Gesetz sind diese gewissen ausgewählt? und weiter: warum sind sie in dieser und keiner andern Weise ausgewählt? Wie schwierig die Beantwortung dieser Frage ist, ergiebt sich am besten aus der Erwägung, daß sie, seit den ältesten Zeiten der Gegenstand des Nachdenkens ausgezeichneten Männer, noch heutzutage keine vollständige oder zum Mindesten keine solche ist, die sich allgemeiner Anerkennung erfreute. Die Schwierigkeit der Frage liegt wesentlich darin, daß der Begriff des Schönen bei ihrer Beantwortung offenbar die Hauptrolle spielt. Denn, wenn unter allen Tönen gewisse ausgewählt werden, so sind das offenbar diejenigen, welche in ihrer Verbindung, sei es zu Harmonieen oder zu Melodieen, den Eindruck des Schönen erwecken. Man kann also die Frage, ohne sie in ihrem Sinne zu ändern, auch so stellen: Welche Tonverbindungen sind schön? Ich sage Tonverbindungen; denn so lange es sich nur um einen einzigen Ton handelt, ist die Wahl ganz gleichgiltig. Man kann also irgend einen Ton in Bezug auf seine Höhe willkürlich wählen. Gegenwärtig ist man noch nicht ganz einig über die Wahl dieses festen Tones. Man hat eine Pariser Stimmung, eine deutsche Stimmung und in manchem Ländchen unseres lieben Vaterlandes auch wohl noch eine eigene particularistische Stimmung. Es ist zu hoffen, daß die Pariser Stimmung sich möglichst bald einer allgemeinen Einführung erfreue. Nach ihr ist das eingestrichene *a* derjenige Ton, bei welchem in der Secunde 435 Schwingungen ausgeführt werden. Aber wie gesagt, das ist willkürlich und hat mit unserer Frage nichts zu thun. Bei ihr handelt es sich vielmehr darum: wenn irgend ein Ton, z. B. das eingestrichene *c* gegeben ist, wie wählt die Musik die andern Töne, welche sie zur Herstellung ihrer Harmonieen und Melodien braucht? Die strenge richtige Antwort hierauf lautet so: zu verschiedenen Zeiten hat die Musik die Auswahl ihrer Töne nicht nach genau derselben, sondern nach etwas abweichenden Regeln getroffen. Das Schöne ist kein unveränderliches, ewig feststehendes; es schwankt von Zeit zu Zeit und von Ort zu Ort. Sehr erklärlich; denn wie bei allem Seelischen hat man beim Schönen zwei Momente zu unterscheiden: Das Angeborene und das Angewöhnte. Und zwar hat man hierbei nicht nur an den

einzelnen Menschen, nicht nur an die Völker für sich, sondern vorzugsweise an das Menschengeschlecht als Ganzes zu denken. Was uns Menschen als schön erscheint, das hängt von jenen beiden Momenten ab; und gerade weil diese sich in einer oft unberechenbaren Weise combiniren, ist die Lehre vom Schönen so verwickelt und schwierig.

Wie dem auch sei: Es ist von hohem Interesse, zunächst dasjenige in's Auge zu fassen, was das Schöne wäre, wenn die Angewöhnung keine Rolle spielte; mit andern Worten: aus der Natur der äußern Vorgänge, deren Eindruck wir empfangen, das Schöne abzuleiten. Man kann dieses Schöne das *objective Schöne* nennen; *objectiv* natürlich nur im Vergleich mit dem, wozu es durch Gewöhnung wird; denn an sich ist ja alles Schöne *subjectiv*.

Das Schöne in der Musik kann kein andres sein als das Schöne im Weltall überhaupt. Man gelangt also unmittelbar zu der Erkenntniß: Das Einfache ist das Schöne. Nicht das Einfache im absoluten, wörtlichen Sinne. Läßt sich doch nichts Zusammengesetzteres denken, als das Weltgebäude, und im engen Rahmen des Hörbaren nichts zusammengesetzteres als die Musik. Aber auf die Art der Zusammensetzung kommt es an; diese muß so einfach wie möglich sein, wenn das aus ihr Hervorgehende so schön wie möglich sein soll. Im Bereiche der Töne ist diese Wahrheit schon frühzeitig geahnt worden; aber selbst bei Pythagoras, der ihr zum ersten Male unverkennbaren Ausdruck verleiht, erscheint sie noch im phantastischen Gewande, die Harmonie der Klänge wird zur Sphärenharmonie; und erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, in klarer Weise, wie es der Naturforschung würdig ist, auszusprechen, wie in der Musik das Einfache zum Schönen wird.

Hier stehen wir vor Helmholtz' zweiter epochemachender Leistung. Welche Harmonie ist schön, welche ist unschön? Welche Harmonieen sind Consonanzen, welche sind Dissonanzen, welche endlich sind musikalisch gänzlich unbrauchbar? Die Schwierigkeit dieser Frage liegt zum großen Theile in dem Umstande, daß die Person des Angeredeten höchst zweifelhaft bleibt. Ist es der Naturforscher oder ist es der Philosoph? Diese Schwierigkeit nicht verkannt zu haben, ist vielleicht Helmholtz' größtes Verdienst. Auf seinem verlockenden, aber gefährlichen Pfade ist er da stehen geblieben, wo ihm die Natur der Dinge stehen zu bleiben gebot. Wenn bei dem Auftreten epochemachender Ideen sich im Kreise der Beurtheiler, wie es fast stets geschieht, zwei Parteien besonders hervorthun: die Partei derer, welche zweifeln, oder theilweise verwerfen, und die Partei derer, welche sich nicht befriedigt fühlen, welche, so unfähig sie selbst gewesen wären, auch nur einen Schritt des eröffneten Weges zu bahnen, doch meinen, es sei nicht weit genug gegangen worden — so gestehe ich: die Zweifler, so bedauernswerth sie auch sind, weil die Geschichte über sie zur Tagesordnung übergeht, ich ziehe sie den Ungenügsamen ohne Zaudern vor. Helmholtz hat beiderlei Gegner in reichem Maße gefunden, und das ist das sprechendste

Zeugniß für die Großartigkeit seiner Gedanken. Von der Partei der Unbefriedigten einen zu citiren, unterlasse ich; die Schaar der Materialisten ist hinlänglich bekannt, und sie bleiben sich gleich, um welchen Gegenstand es sich auch handeln würde. Die Partei der Zweifler und Gegner zählt ihre Anhänger natürlich größtentheils unter den Musikern selbst. Als ihren Vertreter nenne ich den berühmten Verfasser der „Histoire de la Musique“ und der „Biographie des Musiciens“, Fétis, welcher in dem letztgenannten Werke den Artikel über Helmholtz mit den Worten einleitet: „... Nous n'avons à nous occuper ici que de ses recherches et découvertes, relatives à l'acoustique, et surtout de sa théorie de la perception des sons, théorie, extrêmement remarquable, qui suffirait seule, à lui faire un nom dans la science, et qu'il a eu le tort de vouloir étager de tout un système harmonique, dont les éléments sont absolument inadmissible. Comme tous les savants, qui se sont occupé d'acoustique, M. Helmholtz a voulu en remontrer aux musiciens; il a prétendu annuler les sensations si délicieuses de l'oreil artistique au profit de calculs essentiellement brutaux, et il aurait gâté ainsi comme à plaisir l'excellence de son système, si celui-ci n'avait été assez solide, pour résister de lui-même aux erreurs et aux spéculations au moins hasardées de son inventeur.“

Das ist der Pessimismus in seiner nacktesten Gestalt. Das ist ein Ignorabimus an einer Stelle, wohin es durchaus nicht gehört. Das ist ein Ergebnis, welches freilich aus dem Ideenkreise heraus seine Entschuldigung findet, in welchem sich Musiker fortwährend bewegen. Um aber auch einen Gelehrten ähnlicher Richtung anzuführen, nenne ich den durch Untersuchungen auf andern Gebieten in Fachkreisen berühmt gewordenen elsässischen Gelehrten, Hirn, welcher mir in seinem sonst übrigens höchst lezenswerthen Essay „La Musique et l'Acoustique“ zuweilen in den Stimmungsfehler zu verfallen scheint, vor welchem ich in meinen einleitenden Worten den Leser zu warnen mir erlaubte. Wenigstens glaubt er an verschiedenen Stellen seine Ansicht, Helmholtz sei zu weit gegangen, nicht besser darthun zu können, als durch verzückte Aeußerungen über die göttlichen Eingebungen der Meister der Tonkunst; Aeußerungen, welche gewiß von einer wahren und tiefen Begeisterung zeugen, und welche um so interessanter sind, als sie sich auch auf Werke der Tonkunst ausdehnen, für welche die meisten Franzosen — und Hirn ist, wenn auch Elsässer, so doch Franzose — kein Verständniß haben; Aeußerungen, welche aber zur Erledigung des vorliegenden Problems sicherlich keinen Beitrag zu liefern im Stande sind.

Nächst dem Unifono, d. h. dem Zusammenklange zweier Töne von gleicher Höhe, ist die vollkommenste Harmonie die Octave. Zwei Töne, welche im Verhältniß der Octave zu einander stehen, haben aber, wie schon erwähnt, die Eigenschaft, daß der höhere doppelt so schnell schwingt wie der tiefere; die Schwingungszahlen stehen in dem einfachen Verhältniß von 1 : 2. An die Octave schließen sich einige andere Harmonieen, welche ebenfalls noch

zu den schönen, zu den Consonanzen gehören, die Quinte, die Quarte, die große Terz und die kleine Terz, und noch einige andere; bei der Quinte ist das Verhältniß der Schwingungszahlen $2 : 3$, bei der Quarte $3 : 4$, bei der großen Terz $4 : 5$, bei der kleinen Terz $5 : 6$. Das heißt also: bei der kleinen Terz macht der höhere Ton sechs Schwingungen in derselben Zeit, in welcher der tiefere deren fünf ausführt. Erinnern wir uns jetzt an die Beschaffenheit eines musikalischen Tones! Derselbe hat einen Grundton und eine Reihe von Obertönen. In der Zeit, in welcher der Grundton eine Schwingung ausführt, führt, wie wir sahen, der erste Oberton deren zwei, der zweite deren drei u. s. w. aus. Es bildet also, wie wir nunmehr sehen, der Grundton mit dem ersten Oberton eine Octave, der erste Oberton mit dem zweiten eine Quinte, der zweite mit dem dritten eine Quarte u. s. w. Das kann kein Zufall sein, daß dieselben Intervalle, welche schon im Schooße eines einzigen musikalischen Tones, zwischen den einzelnen Bestandtheilen desselben verborgen sind, daß diese selben wiederkehren, wenn sich mehrere Töne zu wohlklingenden Accorden vereinigen. Hier wie dort sind es grade diejenigen Intervalle, bei welchen die Verhältnisse der Schwingungszahlen äußerst einfach sind. Die sechs kleinsten Zahlen genügte, um diese Verhältnisse auszudrücken. Und was die Sache noch merkwürdiger gestaltet, ist dies, daß die kleinste Verstimmung des einen der beiden zusammenklingenden Töne genügt, um die Harmonie unerträglich zu machen. Zwei Töne, deren Schwingungszahlen sich wie $2 : 3$ verhalten, erwecken in uns das Gefühl höchsten Wohlgefallens; zwei Töne dagegen, deren Schwingungszahlen sich wie zwei zu drei und ein hundertstel verhalten, klingen zusammen unschön im höchsten Grade; und doch würden die beiden Töne, deren Schwingungszahlen sich wie drei zu drei und ein hundertstel verhalten, wenn sie einzeln erklingen, absolut nicht unterscheidbar sein.

Hier stehen wir vor einer Beziehung zwischen Mathematik und Musik, zwischen zwei Gebieten, denen Niemand, wenn er eine Landkarte des menschlichen Geisteslebens entwerfen sollte, die entgegengesetztesten Plätze anzuweisen zögern würde. Und doch ist die Rolle der Mathematik in der Tonkunst keine geringfügige. Wer sich irgendwie auch nur mit den Anfangsgründen des Generalbasses und der Harmonielehre befaßt hat, wird das bestätigen können. „Es hat mich immer,“ sagt Helmholtz in einem zu Bonn gehaltenen Vortrage, „als ein wunderbares und besonders interessantes Geheimniß angezogen, daß gerade in der Lehre von den Tönen, in den physikalischen und technischen Fundamenten der Musik, die unter allen Künsten in ihrer Wirkung auf das Gemüth als die stoffloseste, flüchtigste und zarteste Urheberin unberechenbarer und unbeschreiblicher Stimmungen erscheint, sich die Wissenschaft des reinsten und consequentesten Denkens, die Mathematik, so fruchtbar erwies. Mathematik und Musik, der schärfste Gegensatz geistiger Thätigkeit, den man auffinden kann, und doch verbunden, sich unterstützend, als wollten sie die geheime Consequenz nachweisen, die sich durch alle Thätigkeiten unseres Geistes hinzieht, und die uns auch in den Offenbarungen des künstlerischen Genius unbewußte Aeußerungen geheimnißvoll wirkender Vernunftmäßigkeit ahnen läßt.

Und die Enthüllung dieser geheimnißvoll verschleierte Beziehung? Hier muß ich den Leser ersuchen, auf eine neue physikalische Erscheinung mit mir einzugehen, welche ähnlich wie die Erscheinung des Mitschwingens von fundamentaler Wichtigkeit für die Theorie der Musik ist. Wenn gleichzeitig zwei gleich hohe einfache Töne von gleicher Stärke angegeben werden, so werden beide in der zu meinem Ohre leitenden Luftmasse gleichzeitig Verdichtungen und gleichzeitig Verdünnungen erzeugen. Jene wie diese werden dadurch verdoppelt und ich werde die Empfindung eines doppelt starken einfachen Tones haben. Denken wir uns nun — das Experiment ist in dieser Form nur vorstellbar, nicht ausführbar, — denken wir uns, der zweite der beiden Töne werde nicht gleichzeitig mit dem ersten angegeben, sondern erst nachdem der erste Ton bereits eine halbe Schwingung ausgeführt hat, nachdem also die erregten Lufttheilchen einen Hingang, aber noch keinen Hergang gemacht haben. Unausführbar ist das, weil die zu einem Hingange d. h. zu einer halben Schwingung erforderliche Zeit ganz außerordentlich klein ist; man müßte den zweiten Ton dem ersten spätestens nach einer hundertstel Secunde folgen lassen. Aber angenommen, es sei ausführbar, — und mit Hilfe gewisser Kunstgriffe kann man das Experiment machen, — so werden die zu meinem Ohre leitenden Lufttheilchen in diesem Falle von dem einen Ton eine Verdichtung erfahren, zu derselben Zeit, wo sie von dem andern eine Verdünnung erfahren; die Lufttheilchen werden zu gleicher Zeit durch eine Kraft vorwärts, durch die andere rückwärts getrieben; und wenn die beiden Töne, also auch diese beiden Kräfte, gleich stark sind, so werden die Lufttheilchen in Ruhe bleiben, ich werde überhaupt keinen Ton wahrnehmen. Diese Erscheinung nennt man die Interferenz der Töne. Bei Wasserwellen kann man die entsprechende Erscheinung leicht beobachten; läßt man zwei Steinchen an verschiedenen Stellen in eine ruhende Wasserfläche fallen und verfolgt die sich ausbreitenden Wellen, so wird man wahrnehmen, daß an gewissen Stellen, wo ein Wellenberg des einen Ringsystems mit einem Wellenthal des andern zusammentrifft, das Wasser gänzlich in Ruhe bleibt. Wellenberg und Wellenthal gleichen sich aus. So hier im Reich der Töne.

Das Alles gilt, wenn die beiden Töne gleiche Höhe haben, also in gleich langen Wellen durch die Luft sich fortpflanzen, oder, wie auch gesagt werden kann, wenn die Lufttheilchen durch beide Töne zu gleich langdauernden Schwingungen veranlaßt werden. Wie gestaltet sich nun aber die Erscheinung, wenn die Töne verschiedene Höhe haben? Nehmen wir zunächst an, ihre Tonhöhe sei nur um eine Kleinigkeit verschieden. Während der eine Ton 100 Schwingungen ausführt, möge der andere deren 101 ausführen. Die beiden Töne mögen zu gleicher Zeit angegeben werden; die erste Schwingung des einen und die erste des andern werden sich dann offenbar verstärken; auch die nächstfolgenden noch, und ich höre die ersten Schwingungen als einen lauten Ton, gerade wie in dem ersten der beiden oben besprochenen Beispiele; da aber die Schwingungsdauern bei beiden Tönen etwas verschieden

sind, so wird allmählich die Luftbewegung, welche durch den einen Ton veranlaßt ist, hinter derjenigen, welche durch den andern erzeugt wird, zurückbleiben; und sobald der erste Ton 50 Schwingungen ausgeführt hat, hat der zweite offenbar deren schon 50 und noch eine halbe ausgeführt. Die beiden Töne sind also jetzt der Zeit nach um eine halbe Schwingung auseinander, und das ist gerade unser zweites obiges Beispiel; die Töne verhalten sich jetzt so, als ob der eine um die Dauer einer halben Schwingung später angegeben worden wäre, als der andere. Der eine Ton erzeugt jetzt nicht mehr, wie anfangs, gleichzeitig mit dem andern Luftverdichtungen und Luftverdünnungen, sondern, während der eine eine Verdichtung, ruft der andere eine Verdünnung hervor und umgekehrt. Verdünnung und Verdichtung gleichen sich theilweise oder, wenn die beiden Töne gleich stark angegeben wurden, gänzlich aus, und ich höre eine Zeit lang gar keinen Ton. Eine Zeit lang, sage ich, denn nach weiteren 50 Schwingungen sind die beiden Töne nicht mehr bloß um eine halbe, sondern um eine ganze Schwingung auseinander. Der eine Ton hat 100 hinter sich, der andere 101; und nun werden wiederum durch beide gleichzeitig Luftverdichtungen und durch beide gleichzeitig Luftverdünnungen erzeugt, so daß ich von neuem einen starken Ton höre. In den Zwischenzeiten, das wird der Leser ohne weiteres einsehen, höre ich einen Ton, dessen Stärke allmählich zunimmt oder allmählich abnimmt. Die Erscheinung ist also eine höchst eigenthümliche: ich höre statt der beiden angegebenen Töne einen einzigen, welcher abwechselnd stark und schwach, stark und schwach wird. Diese Schwankungen in der Stärke des Tones nennt man Schwebungen oder Stöße. In dem betrachteten Beispiele, in welchem der eine Ton 100, der andere 101 Schwingungen in der Secunde macht, wird man offenbar in jeder Secunde eine Anschwellung und eine Abschwellung, also gerade eine Schwebung empfinden. Sind die Schwingungszahlen 100 und 102, so hört man in jeder Secunde zwei Schwebungen, und so geht das fort. Derartige Schwebungen wird Jeder schon häufig wahrgenommen haben. Besonders bei Glocken und den Schlagwerken von großen Uhren sind sie auffallend. Es ist nicht oder sehr schwer möglich, eine Glocke so zu gießen, daß sie überall, in allen ihren Theilen dieselbe Dichtigkeit und Elasticität besitze. In Folge dessen wird sie, angeschlagen, nicht in allen ihren Theilen denselben Ton, sondern einige der Höhe nach ein klein wenig verschiedene Töne geben; und so ist es einleuchtend, daß Schwebungen entstehen müssen. Am Clavier kann man die Schwebungen selbst erzeugen, wenn man von den drei Saiten, welche für jeden Ton vorhanden sind, die eine durch stärkere Spannung etwas verstimmt und nun die betreffende Taste anschlägt. Je mehr man die Saite verstimmt, desto schneller werden die Schwebungen, und man gelangt bald zu einem Punkte, wo sie so schnell werden, daß man sie nicht mehr wahrnimmt. Wir können, ohne diesen Versuch anzustellen, von vornherein wenigstens ungefähr angeben, wann dies eintreten wird. Wir wissen bereits, daß das Ohr anfängt,

Schwingungen als Töne zu empfinden, wenn deren 20 in der Secunde erfolgen. Also bei 20 Aufstößen in der Secunde empfindet es dieselben nicht mehr einzeln, sondern als ein Ganzes, als einen Ton; es ist zu erwarten, — und dieser Schluß wird durch die Erfahrung bestätigt, — daß unser Ohr ebenso auch die Schwebungen nicht mehr einzeln wahrzunehmen im Stande sein wird, wenn ihrer mehr als 20 in der Secunde erfolgen.

Nun mache ich den Leser darauf aufmerksam, daß wir uns unserem wichtigen Ziele nähern. Die Schwebungen, man wird es zugeben, machen keinen angenehmen Eindruck, im Gegentheil, sie verletzen das Ohr im höchsten Grade. Daraus folgt: Die Musik kann nur solche Töne oder, richtiger gesagt, nur solche Tonverbindungen gebrauchen, welche keine hörbaren Schwebungen geben; das kleinste Intervall, welches eine musikalische Consonanz liefert, ist hiernach das Intervall 100 : 120, oder einfacher ausgedrückt, 5 : 6. Und das ist gerade das Intervall einer kleinen Terz, der letzten unter den Consonanzen, welche wir oben betrachtet haben, und welche wir zuerst in den Bestandtheilen eines musikalischen Tones vorfinden,

Ich will mich nun kurz fassen und nur darauf aufmerksam machen, daß ich den wichtigen Grundsatz, zu dem wir gelangt sind, durch die obigen Betrachtungen selbstverständlich nicht in seiner Allgemeinheit, sondern nur an einem speciellen Beispiele dargethan habe. Nur andeutungsweise will ich bemerken, daß für die Auswahl der musikalischen Tonverhältnisse und damit für den Aufbau der Harmonieen und Melodieen nicht nur die Schwebungen der Töne selbst maßgebend sind, sondern auch die Schwebungen der Overtöne und die Schwebungen einer weiteren höchst eigenthümlichen Klasse mitklingender Töne, der sogenannten Combinationstöne, welche zum Theil bereits von dem berühmten Geiger und Componisten Tartini, zum Theil aber erst von Helmholtz entdeckt worden sind, und welche aus den Schwebungen in ähnlicher Weise hervorgehen wie die Töne gewöhnlicher Art aus den Schwingungen.

Alles zusammengefaßt, ergiebt sich, daß in der That Octave, Quinte, Quarte, die beiden Terzen und etwa noch die beiden Sexten diejenigen Intervalle sind, bei denen die Schwebungen wenig oder gar nicht sich geltend machen; daß ferner die übrigen, in der Musik gebräuchlichen Intervalle: die Secunde, die Septime und diejenigen, welche sich auf halben Tonintervallen mit Hilfe von Kreuzen oder B's, aufbauen, zwar durchaus nicht mehr von der Wirkung der Schwebungen frei sind, daß aber bei ihnen die Schwebungen noch nicht einen unerträglichen Eindruck machen; und daß endlich drittens alle übrigen Intervalle musikalisch unzulässig sind, weil durch die, bei ihnen im Vordergrund der Erscheinung stehenden Stöße das Ohr im höchsten Grade verletzt wird. Die beiden ersten Classen von Intervallen sind also allein die musikalischen; und zwar umfaßt die eine die Consonanzen, die andere die Dissonanzen. Die Dissonanzen sind in der Musik ebenso unentbehrlich wie in allen andern Gebieten des Schönen; sie dienen dazu, dem

Schönen ein besonders hervortretendes Relief zu verleihen. Wer wird von der Figur des Christus auf Raphael's Transfiguration nicht doppelt wunderbar ergriffen, weil die lichtumflossene Gestalt von den Dissonanzen tief unten contrastlich sich abhebt?

Wie bei der Erklärung der Klangfarbe aus dem Mittlingen von Obertönen, so sehe ich auch hier, bei der Erklärung der Dissonanzen durch die Schwebungen, so manchen meiner Leser den Kopf schütteln und höre ihn sagen: so unbedeutende Erscheinungen, die man gar nicht beachtet und meist nur mit Mühe wahrzunehmen vermag, sollen so außerordentliche Wirkungen hervorbringen? Ich antworte wiederum: gerade, weil man sie nicht beachtet, weil sie im Verborgenen wirken, wie die Obertöne, bringen sie wie diese Mächtiges zu Stande. So lange man die Schwebungen noch deutlich hört und mit dem Bewußtsein klar aufnimmt, also etwa bis zu zehn Schwebungen in der Secunde, so lange spielen sie in der That gar keine irgendwie hervorragende Rolle. Sie machen den Accord einfach unerträglich, er wird als unbrauchbar erkannt, bei Seite geworfen und damit basta. Aber wenn der Schwebungen mehr werden, so viele, daß man sich außer Stande sieht, sie getrennt aufzufassen, da beginnt ihr Amt. Wir hören einen Accord, der uns durch eine unangenehme Dualität auffällt; wir sagen: „in diesem Accorde liegt etwas, was uns nicht gefällt; dieser Accord ist eine Dissonanz“. Geübte musikalische Ohren aber empfinden in der That Dissonanzen als rauhe, Consonanzen als glatte Eindrücke. Bei den Dissonanzen muß die psychische Thätigkeit fortwährend der schwankenden Quantität ihrer Nahrung sich anpassen, bei den Consonanzen fließt sie gleichmäßig dahin.

V.

Auf die Einzelheiten, welche die angedeutete Theorie der musikalischen Harmonie erst in helles Licht setzen, kann ich hier nicht eingehen. Ich will vielmehr zu dem Ausgangspunkte unserer Betrachtungen über dieselbe zurückkehren und daran erinnern, daß es das objective Schöne, das dem Menschen geschlecht angeborene Schöne ist, wovon hier die Rede war. Dieses Schöne ist das Einfache, und speciell in der Musik sind die Harmonieen — weshalb, wissen wir jetzt — desto schöner, je einfacher die Verhältnisse ihrer Theile sind. Ist dieses Princip wirklich das herrschende, das ausschließlich herrschende in der Musik? Führt uns die Musik das objective Schöne in seiner völligen Reinheit vor? Diese Frage, welche mich auf das schwierige Capitel der musikalischen Tonleitern führt, ist zu verneinen. Die Verhältnisse, in welchen die Töne unserer Musik zu einander stehen, sind nicht durchweg einfache; sie weichen größtentheils, wenn auch nicht sehr beträchtlich, von dieser Einfachheit ab, und bei einigen ist die Abweichung sogar keine geringe. Wir haben uns zu fragen: erstens, weshalb dem so ist, und zweitens, weshalb dem so sein darf und kann.

Weshalb also bilden die Töne unserer Musik nicht die einfachen Verhältnisse, welche das entwickelte Princip verlangt? Einfach deshalb, weil die

Aufgabe, auf einfachen Verhältnissen eine Tonleiter, also eine natürliche Tonleiter aufzubauen, scheitert, oder, wie ich mich nach den neuesten, weniger mißglückten Versuchen ausdrücken muß, auf große Schwierigkeiten stößt.

Bilden wir, um dies einzusehen, die Tonleiter in C-Dur nach natürlichen Verhältnissen. Die Intervalle, aus welchen sich die Dur-Tonleiter zusammensetzt, sind bekanntlich Secunde, große Terz, Quarte, Quinte, große Sexte, Septime, Octave. Es gehören dazu acht Töne, von denen in derselben Zeit, in welcher der erste 24 Schwingungen ausführt, die übrigen der Reihe nach 27, 30, 32, 36, 40, 45, 48 Schwingungen ausführen. Das sind äußerst einfache Zahlenverhältnisse, die Secunde zeigt das Verhältniß 24:27 oder einfacher ausgedrückt 8:9. Die große Terz das Verhältniß 24:30 oder 4:5 in Uebereinstimmung mit dem Obigen; die Quarte das Verhältniß 24:32 oder 3:4; die Quinte das Verhältniß 24:36 oder 2:3; u. s. f.; bis zur Octave, welche das Verhältniß 1:2 aufweist. Das c, der Grundton der Tonleiter, steht also zu allen anderen Tönen derselben in sehr einfachen Zahlenverhältnissen. Wie verhalten sich aber diese übrigen Töne untereinander? Bilden z. B. die Töne d und a, d. h. die Secunde und die Sexte der Tonleiter, bilden sie, wie es doch der Fall sein müßte, wenn die Tonleiter musikalisch brauchbar sein sollte, ebenfalls eine reine Quinte, wie es die beiden Töne c und g thun? Das läßt sich durch eine einfache Rechnung entscheiden. In der Zeit, in welcher der Ton d 27 Schwingungen macht, führt a nach der obigen Angabe, deren 40 aus, und wenn das Intervall d bis a eine reine Quinte wäre, so müßte sich 27:40 verhalten wie 2:3. Das ist aber, wie man sieht, nicht der Fall; denn nicht zur Zahl 40, sondern zu 40 und ein halb verhält sich 27 wie 2:3. Das a ist also im Vergleich zum d zu tief, die Quinte unrein, und in der That, wenn man nach Construction einer natürlichen Tonleiter diese zweite Quinte untersucht, so hört man Schwebungen, welche als fast unerträglich empfunden werden. Noch unreiner gestalten sich die Intervalle der natürlichen chromatischen Tonleiter, d. h. der Tonleiter, welche die Töne cis, dis, u. s. w. oder die Töne ces, des, u. s. w. aufnimmt, kurzum, es ist ersichtlich, daß es unmöglich ist, eine brauchbare Tonleiter aus reinen Intervallen zu construiren. Und, wenn das Schöne von Stein wäre, unwandelbar für alle Zeiten, unnahbar allen Einflüssen, so wäre hiermit das Schicksal der Tonkunst besiegelt: sie würde in ihrem Fundament zusammenstürzen.

Es ist ein eigenthümliches und, wie ich glaube, noch nicht ausgesprochenes Factum, daß wir die schönste aller Künste wesentlich dem Umstande verdanken, daß der Begriff des Schönen ein wandelbarer, daß er der Macht der Gewöhnung unterworfen ist. Wie aber kommt nun die Tonleiter wirklich zu Stande? Haben wir uns an die falschen Intervalle der natürlichen Scala, für welche uns die Quinte d—a ein Beispiel lieferte, allmählich gewöhnt? Nimmermehr wäre dies möglich gewesen. Die Gewöhnung ist eine Macht; aber sie wirkt innerhalb bescheidener Grenzen, und die Unreinheit jener Tonverhältnisse geht über diese Grenzen hinaus. Man hat eine andere Scala

an die Stelle jener natürlichen gesetzt; man hat die Unreinheiten jener Intervalle auf Kosten der völligen Reinheit der übrigen gemäßigt. Man hat sie temperirt. In Frankreich war es Rameau, der berühmte Gelehrte und Componist, in Deutschland der Altmeister unserer modernen Harmoniemusik, Sebastian Bach, welcher dieser temperirten Scala Geltung verschaffte. Das Princip, nach welchem unsere Tonleiter aus der natürlichen hergestellt worden ist, ist das folgende: Man hat die schönsten Consonanzen, auf welche es am wesentlichsten ankommt, also namentlich Octave und Quinte möglichst rein erhalten oder gemacht, und alle Abweichungen von der reinen Stimmung, welche hierzu erforderlich waren, da angebracht, wo sie am unschädlichsten sein mußten, also vorzugsweise bei den dissonanten Tönen, in erster Linie bei der Secunde und Septime. Die ganze Octave ist in zwölf gleiche Intervalle, welche man halbe Töne nennt, eingetheilt, d. h. die Schwingungszahl jedes Tones steht zu derjenigen des vorhergehenden in demselben Verhältnisse wie die Schwingungszahl des nächstfolgenden zu seiner eigenen. Die Octave ist bei dieser sogenannten gleichschwebenden Temperatur ungetrübt; ihr Schwingungszahlverhältniß ist wie bei der reinen Stimmung das von 1 : 2. Aber schon die Quinte ist falsch: sie ist etwas zu niedrig und zwar um ungefähr eine Schwingung auf je tausend; d. h. während das c zweitausend Schwingungen ausführt, führt das g deren nicht dreitausend aus, wie bei der reinen Stimmung, sondern drei weniger. Das ist aber ein Fehler, welcher weit unter der Empfindlichkeitsgrenze unseres Gehörorgans liegt. Schon zwei Töne, welche sich um eine Schwingung auf je 100 unterscheiden, kann man, wenn sie nacheinander angegeben werden, nur bei äußerster Uebung unterscheiden. Ebenso gering ist der Fehler der Quarte in der gleichschwebenden Temperatur. Beträchtlicher dagegen ist der Fehler der Terz; schon in der Zeit, in welcher das c 100 Schwingungen ausführt, führt das temperirte e nicht 125 sondern 126, also eine mehr aus als das reine e, welches zum c sich wie 5 : 4 verhält. Aber man sieht, für die Melodie kommt auch dieser Fehler noch kaum in Betracht, wenn er sich auch der Grenze, wo man ihn empfinden würde, schon beträchtlich nähert. Dagegen ist dieser Fehler schon sehr hervortretend in der Harmonie, im Zusammenklange der Töne. Die Schwebungen, welche die Verstimmung der temperirten Terz hervorruft, sind in der That so beträchtlich, daß nur geringe Aufmerksamkeit dazu gehört, um sie zu erkennen. Die Falschheit der Terzen ist es, welche die gegenwärtig so allgemein verbreitete Herrschaft des temperirten Systems in eigenthümlichem Lichte erscheinen lassen muß. Sie ist es, welche diese Herrschaft uns ganz unerklärlich machen müßte, erinnerten wir uns nicht des Umstandes, daß das Schöne, wie überall, so auch in der Musik, dem Zauberstabe der Gewöhnung gehorcht. Wir haben uns an die falschen Terzen dermaßen gewöhnt, daß wir sie wirklich schön finden, und daß wir kein Verlangen tragen, sie durch reine Terzen zu ersetzen.

Aber ist diese Zufriedenheit mit dem Vorhandenen, die auf andern Ge-

bieten des menschlichen Lebens so wünschenswerth wäre, hier im Reiche der Kunst, welche nach dem Ideale der Schönheit strebt, angebracht? Sollen des Dichters Worte:

„Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme“ —

uns ewig mahnen? Ist es nicht vielmehr eine heilige Pflicht des menschlichen Geistes, erst am Ziele die Flügel zu senken? Völlig erreichbar ist freilich das Ziel, wie wir sahen, im vorliegenden Falle nicht. Die reine Stimmung, vollständig correct durchgeführt, fällt sich selbst zum Opfer. Aber ist es nicht möglich, ihr näher zu kommen, als die gleichschwebende Temperatur es thut? Diese Frage mag von Manchem gestellt worden sein; aber sie thatkräftig in die Hand genommen und mit einem freudigen Ja beantwortet zu haben, ist das dritte unter den besonders hervorragenden Verdiensten, welche Helmholtz in unserem Gebiete sich erworben hat. Ich kam von der neuen, der reinen außerordentlich nahe kommenden Tonleiter, welche Helmholtz erfunden oder vielmehr aus alten vergessenen Fragmenten gebildet und an einem großen Harmonium zur Ausführung gebracht hat, hier nur das wesentliche Merkmal hervorheben, daß bei ihr nicht nur die Quinten und Quartan, sondern auch die Terzen fast gar nicht von den reinen Intervallen abweichen, und daß es hierzu erforderlich war, die Octave, statt aus zwölf, aus vierundzwanzig Tönen zusammen zu setzen. Nicht ganz leicht wäre freilich die Einführung dieser Tonleiter für die Instrumente mit festen Tönen, namentlich für Clavier und Orgel; aber sie wäre nicht undenkbar, und von jeder Schwierigkeit frei ist sie für alle übrigen Instrumente, welche theils, wie z. B. die Hörner und die Trompeten schon über reine Töne verfügen, theils, wie die Streichinstrumente und die menschliche Stimme, ihre Töne sich nach Willkür selbst herstellen. Und der Erfolg? Nach Helmholtz' eigener Angabe ist er ein überraschender. Man braucht nur kurze Zeit abwechselnd auf dem neuen Harmonium mit reiner und auf dem alten mit temperirter Stimmung zu spielen, um sich zu überzeugen, daß bei der reinen Stimmung die consonanten Accorde voller und wohlklingender, die dissonanten schärfer und markirter werden, alle aber ein viel eigenthümlicheres, ausdrucksvolleres Gepräge erhalten. Manche feine Schattirungen, welche bei der gleichschwebenden Temperatur fast verschwinden, werden hier fühlbar. Die gleichschwebenden Accorde, unmittelbar mit den reinen verglichen, erscheinen rauh, trübe, zitternd und unruhig. Der Unterschied ist so groß, daß Jeder, er mag musikalisch gebildet sein oder nicht, ihn gleich bemerkt. Wenn ein Jahrhundert genügt hat, um uns an die Unschönheiten der temperirten Musik zu gewöhnen, so würde ein Jahrzehnt, wenn nicht gar ein Jahr des Genusses reiner Stimmung hinreichen, um uns jene, wie sie es verdiente, wieder zu verleiden.

VI.

Bei der Beschränktheit des Raumes, welcher mir zu Gebote steht, habe ich es vorgezogen, einige wenige fundamentale Punkte mindestens einigermaßen ausführlich zu behandeln, um mich nun, in Bezug auf das Uebrige, welches an sich freilich ungleich umfassender ist, kurz zu fassen. Wir haben uns mit dem Tone beschäftigt, wir haben ihn physikalisch und physiologisch definirt, seine Qualitäten bestimmt und zuletzt untersucht, welche Töne, welche Tonverhältnisse hiernach musikalisch brauchbar und zwar mehr oder weniger brauchbar, dem Ideale der musikalischen Schönheit mehr oder weniger zweckdienlich sind. Die Tonstärke fanden wir durch die Stärke der Schwingungen, die Tonhöhe durch deren Schnelligkeit, den Klang durch das Mitschwingen von harmonischen Obertönen bedingt; Consonanzen und Dissonanzen fanden wir durch das Fehlen und Auftreten unbewußt, aber um so charakteristischer empfundener Schwebungen charakterisirt. Das Wesen der Harmonie ist damit auf natürliche Weise aufgeklärt. Der Harmonie aber steht die Melodie gegenüber, und wie steht es mit dieser? Da die Elemente, aus denen die Melodie wie die Harmonie sich zusammensetzt, d. h. die Töne hier zeitlich getrennt auftreten, so können Schwebungen wie bei jener hier unmöglich entstehen. Und doch ist die Melodie an dieselben Bausteine, an dieselben Tonverhältnisse gebunden wie die Harmonie. Läßt sich dieses neue Räthsel auf natürlichem Wege auflösen? Ja und nein; je nachdem als natürliche Wege nur solche bezeichnet werden, welche der menschliche Geist betreten und geebnet hat, oder auch solche, welche, noch unerreicht, doch ihrer Lage und ihrer Beschaffenheit nach die Hoffnung in uns erwecken, sie dereinst zu bahnen. Die Töne der Melodie, zeitlich getrennt dem Ohre zugeführt, können die Gesetze ihrer Wechselbeziehung erst da finden, wo sie zeitlich verschmelzen; also nicht, wie die Harmonie, im Gehörorgane, sondern in dem Centralorgane menschlicher Geistesthätigkeit überhaupt, im Gehirn; und die räthselhafte Kraft, welche den Unterschied der Zeiten aufzuheben vermag, welche im Stande ist, Beziehungen zwischen nacheinander auftretenden Empfindungen herzustellen, ist die Erinnerung. Vielleicht wird die Physiologie uns einst sagen, was die Erinnerung sei. Für jetzt wollen und dürfen wir uns an ein Bild halten, welches von der Wahrheit möglicherweise nicht allzu sehr abweicht. Denken wir uns die Stofftheilchen des Gehirns durch jede Thätigkeit — und wann wären sie unthätig? — in Schwingungen versetzt; in Schwingungen, welche andauern, so lange wir der Eindrücke, die uns trafen, gedenken, so sehen wir ein, daß die Töne der Melodie, von denen im Ohr jeder folgende erst die Schwingungen des Cortischen Organs erweckt, nachdem die durch den vorhergehenden erweckten Schwingungen schon fast erloschen sind, daß die Töne der Melodie im Centralorgane sich vereinigen und je nach ihrer Beziehung, je nach ihrem Schwingungsverhältniß Schwebungen erzeugen oder nicht, Schwebungen eigener Art, die uns als solche verborgen bleiben, wie die Schwebungen des Septimen-Accords, die

aber die Stimmung des Mißvergnügens in uns erwecken und so die betreffenden Tonsolgen entweder musikalisch gänzlich unmöglich machen oder, wenn der Grad des Mißbehagens weniger hoch ist, doch mindestens wie der erwähnte Accord zur Auflösung, zum baldigen Ersatze durch wohlgefälligeren Tonverbindungen drängen. Das Princip, welches in dieser Weise die Gesetze der Melodie regelt, kann man mit Helmholtz das Princip von der Verwandtschaft der Klänge nennen. In seinem großen Werke führt er es nicht nur im Allgemeinen aus, sondern durchschreitet, von ihm geleitet, das große Gebiet der Tunkunst. Er deckt beispielsweise den Charakter des Dur und Moll auf, jener einzigen beiden Tongeschlechter, welche sich aus der großen Zahl der in früherer Zeit üblich gewesenen erhalten haben. Er gelangt endlich auch hier vom Standpunkte der Melodie zu der Forderung, die gleichschwebende Temperatur sei, wenn die Musik ihrer Aufgabe näher rücken wolle, durch die reine Stimmung zu ersetzen. Ja, er findet für diese Forderung hier eine Stütze, der man einiges Gewicht nicht absprechen wird, in dem Umstande, daß, wie eine Untersuchung ergeben hat, gerade die hervorragendsten Sänger und Geiger, wenn sie auf die Begleitung keine Rücksicht zu nehmen haben, ihre Melodien nach reinen Intervallen singen, beziehungsweise spielen. Diese und eine große Reihe anderer Specialuntersuchungen, welche für den Musiker wie für den Laien von höchstem Interesse sein müssen, führen Helmholtz endlich vor die Pforte des Tempels der Kunst selbst.

Ist es des Forschers Beruf, in den Tempel selbst einzudringen? Des Forschers vielleicht, des Naturforschers nicht. Der Naturforscher wirft noch einen prüfenden Blick auf den Tempel, zu dem er sich durch mühevollen Arbeit den Weg gebahnt, und erklärt seine Aufgabe, soweit sie für ihn lösbar, gelöst.

„So viel ich übersehe,“ sagt Helmholtz, „habe ich meine Arbeit so weit fortgeführt, als die physiologischen Eigenthümlichkeiten der Gehörempfindung einen directen Einfluß auf die Construction des musikalischen Systems ausüben, so weit als die Arbeit hauptsächlich einem Naturforscher zufallen mußte. Denn wenn sich auch naturwissenschaftliche Fragen mit ästhetischen mischten, so waren die letzteren doch von verhältnißmäßig einfacher Art, die ersteren jedenfalls viel verwickelter. Dies Verhältniß muß sich nothwendig umkehren, wenn man versuchen wollte, in der Aesthetik der Musik weiter vorzuschreiten, wenn man zur Lehre vom Rhythmus, von den Compositionsformen, von den Mitteln des musikalischen Ausdrucks übergehen wollte. In allen diesen Gebieten werden die Eigenthümlichkeiten der sinnlichen Empfindung hin und wieder einen Einfluß haben, aber doch wohl nur in sehr untergeordneter Weise. Die eigentliche Schwierigkeit wird in der Verwickelung der psychischen Motive liegen, die sich hier geltend machen. Freilich beginnt auch hier erst der interessantere Theil der musikalischen Aesthetik, — handelt es sich doch darum, schließlich die Wunder der großen Kunstwerke zu erklären, die Aeußerungen und Bewegungen der verschiedenen Seelenstimmungen kennen zu lernen! So

lodend aber auch das Ziel fein möge, ziehe ich es doch vor, diese Untersuchungen, in denen ich mich zu sehr als Dilettant fühlen würde, Anderen zu überlassen, und selbst auf dem Boden der Naturforschung, an den ich gewöhnt bin, stehen zu bleiben.“

VII.

Wo ein Helmholtz stehen bleibt, da würde es mir weder anstehen, weiter zu gehen, noch auch, dem Leser ein weiteres Vorschreiten zuzumuthen. Wenn ich trotzdem in Bezug auf eine bestimmte, für die allgemeine Erkenntniß des Wesens der Tonkunst nicht irrelevante Frage mir zum Schlußse meiner Betrachtungen noch die Bemerkung erlaube, daß es mir scheint, man könne hier noch einen Schritt weiter gehen, so muß ich mich dieserhalb rechtfertigen. Meine Rechtfertigung liegt in dem Umstande, daß der Schritt, wie mich dünkt, eine nothwendige Consequenz von Helmholtz' System ist, und daß, wenn Helmholtz ausdrücklich diesen Schritt vermeidet, dies nur in der zwischen ihm und mir verschiedenen Fassung der Begriffe seinen Grund findet.

Die Frage, welche ich meine, ist die nach dem Fundament der Tonkunst. Ohne Fundament keine Bauernhütte, und die Tonkunst entbehrte des Fundamentes? Gewiß nicht. Im Gegentheil, sie scheint deren zwei zu besitzen, und das ist nicht minder undenkbar, als daß sie keines hätte. Das Material des Fundamentes sind die Töne; aber wie aus den Ziegelsteinen Fundament und Pfeilerwerk sich aufbauen, so erzeugen die Töne Harmonie und Melodie.

Ist also die Harmonie oder die Melodie die Grundlage der Musik? Wenn Harmonie und Melodie zwei aus demselben Einfachen in verschiedener Weise zusammengesetzte Dinge wären, dann wäre die Entscheidung ohne Weiteres zu fällen. Man müßte mit Helmholtz sagen, und bei der gewöhnlichen Fassung der Begriffe von Harmonie und Melodie muß man es in der That: die Basis der Musik ist die Melodie. Das folgt einfach daraus, daß es Jahrhunderte lang Musik ohne Harmonie gegeben hat, und daß weitere Jahrhunderte hindurch die Harmonie nur eine höchst untergeordnete Rolle spielte, während sie erst seit kaum zwei Jahrhunderten der Melodie ebenbürtig zur Seite steht. Aber von zwei von einander unabhängigen Begriffen ist der zeitlich frühere stets auch der logisch fundamentale. Aber verhält es sich wirklich so, wie oben angenommen wurde? Sind Harmonie und Melodie aus einem Einfachen zusammengesetzt? Sind die Töne der Musik einfach? Jetzt erinnere ich an den Nachdruck, mit welchem ich oben die Thatfache hervorgehoben habe, daß die Töne der Musik nichts Einfaches, daß sie zusammengesetzt, daß sie selbst schon Accorde, also Harmonieen sind. Und daß diese zusammengesetzte Natur der Bausteine geradezu wesentlich, geradezu die Existenzbedingung für die Melodie ist, das beweist nichts besser als Helmholtz' Theorie von der Verwandtschaft der Klänge. In der That kann man von der hohen Bedeutung der Obertöne nicht nur für die Harmonie, sondern auch für die Melodie sich nicht besser überzeugen, als wenn man eine und dieselbe

Melodie zuerst aus Tönen, welche der Obertöne nahezu ermangeln, und sodann aus Tönen, welche reich an Obertönen sind, herstellt, wenn man z. B. dieselbe Melodie erst pfeift und dann singt. Es ist, wie Helmholtz treffend vergleicht, ungefähr derselbe Unterschied, wie zwischen einer einzelnen Photographie einer Landschaft und dem stereoskopischen Anblick eines entsprechenden Paares von Photographien. Jene einzelne erlaubt mir, mit Hilfe meines Gedächtnisses, eine Vorstellung von den Tiefendimensionen des gesehenen Objectes zu bilden, die unter Umständen recht genügend sein kann; die stereoskopische Vereinigung dagegen giebt mir den wirklichen sinnlichen Eindruck wieder, den mir das Object in Bezug auf seine Formen gegeben haben würde. Aehnlich verhält es sich mit den in einfachen Tönen ausgeführten Melodien: der unmittelbar sinnliche Eindruck des musikalischen Reizes fehlt ihnen entschieden; und daß sie im Stande sind, mit Hilfe lebhafter musikalischer Einbildungskraft eine Vorstellung davon zu geben, wie sie von Instrumenten mit Obertönen ausgeführt, klingen würden, will nicht viel sagen; denn so weit bringt man es mit einiger Uebung auch durch das bloße Lesen der Noten.

Man sieht also: wie nach dem Sprüchworte zwei Hälften noch lange kein Ganzes ergeben, so bilden lauter einfache Töne noch lange keine musikalische Melodie; es fehlt, um mit dem Dichter zu reden, das geistige Band. Dieses geistige Band, welches sich durch die Glieder der Melodie hindurchziehen muß, wenn wir sie erkennen sollen, und zwar als schön oder unschön, als ernst oder heiter, als feierlich oder ausgelassen, kurz, wenn wir sie in ihrer ideellen Charakteristik erkennen sollen, dieses geistige Band bilden die gemeinsamen Obertöne. Und indem wir somit einsehen, daß die Melodie, streng genommen, nur aus zusammengesetzten Tönen sich aufbauen läßt, daß sie also den Begriff der Harmonie voraussetzt, sind wir, ohne den Boden unserer Betrachtungen verlassen zu haben, zu der Erkenntniß gelangt, daß die Harmonie die Grundlage der Musik, und daß, wie das Pfeilerwerk das aufstrebende Fundament, so die Melodie fortstrebende oder, wie man zu sagen pflegt, fortschreitende Harmonie ist. Mir scheint, zu demselben Ergebnisse ist gerade auch in der unsrigen Zeit die Kunst selbst gelangt. Denn wenn ich die herrlichsten Schöpfungen lebender Meister betrachte, so kommt es mir vor, als ob in den Symphonieen wie in der Kammermusik von Johannes Brahms, in den Opern von Richard Wagner, wie in den Gesängen von Robert Franz, die Harmonie mit gleicher Unumschränktheit das Scepter führe.

Ob dieses Zusammentreffen ein Spiel des Zufalls ist?





Groebeu und Siethen.

Ein märkisches Kapitel

von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

(Schluß.)

Frau Johanna v. Scharnhorst, geb. Gräfin v. Schlabrendorf.

Diese noch lebende Schwester des Grafen Leo war Frau Johanna von Scharnhorst, geb. Gräfin v. Schlabrendorf. Sie trat ihr Erbe (Gut Groeben) an und da sie, wie weiterhin erzählt werden wird, einige Jahrzehnte vorher auch in den Besitz von Siethen gekommen war, so waren jetzt beide altschlabrendorffschen Güter wieder in Händen einer geborenen Schlabrendorf vereinigt. Freilich nur auf kurze Zeit. Ein Jahr nur von 1858 bis 59. Oh ich aber von diesem Wiederaufgeben des Gesamt-Besitzes spreche, sprech' ich, zurückgreifend, über den Lebensgang der Frau von Scharnhorst bis zu jenem Zeitpunkt (1858) wo Groeben ihr zufiel.

Comtesse Johanna wurde, wie schon hervorgehoben, am 22. April 1803 aus der zweiten Ehe des Grafen Heinrich v. Schlabrendorf, die derselbe mit einem Fräulein v. Mecklenburg geschlossen hatte, geboren. Es scheint, die Mutter starb früh und überließ Erziehung und Fürsorge dem excentrischen Vater, der sich dieser Aufgabe denn auch auf seine Weise, d. h. widerspruchsvoll unterzog. Er liebte die Kleine schwärmerisch und duldete beispielsweise nicht, daß sie von jemand anderem als von ihm oder einer ihr beigegebenen Bonne berührt wurde. Sollte sie spazierensfahren, so stand er bereit, um ihr cavaliermäßig die Hand zu reichen, oder sie, so lange sie noch klein war, in den Wagen hinein zu heben. Aber diese Galanterien erfuhren doch auch wieder Ausnahmen und waren jedenfalls von nicht allzu langer Dauer. Als die Reisepassion über ihn kam, schwand ihm die Lust, sich um das Comteßchen noch weiter zu kümmern, und er begnügte sich von nun an damit, sie noch

hierhin und dorthin in allerlei Pensionen zu geben, am liebsten in ländliche Pfarrhäuser, in denen oft die wunderlichsten Zustände herrschten und Albernheiten und Unpassendheiten um den Vorrang stritten. Aber all dies berührte sie wenig, und glücklichere Tage kamen, als der alte Graf mehr und mehr zurücktrat, und die mütterliche Verwandtschaft der immer reizender werdenden Comtesse sich dieser anzunehmen begann. In Sommerzeit war sie mit in den Ostseebädern, am häufigsten in Dobberan, und in einer Bierschimmel-Equipage ging es dann über die Felder hin oder auch wohl bis an den Heiligen-Damm, wo zweierlei gleich Wichtiges und gleich Großes zu sehen war: der Hof und das Meer.

Aber dies Alles liegt unbestimmt zurück und klarere Bilder treten uns aus dem Jugendleben der Gräfin erst von dem Tag an entgegen, wo sich die gesammte Familie, Geschwister und Vetterchaft, in Trier zusammenfand, um im Hause des alten General v. Kyffel die Vermählung zwischen Emilie v. Kyffel und Graf Leo von Schlabrendorf zu feiern. Unter den Schlabrendorfs, die mit erschienen waren, war auch Comtesse Johanna, damals erst 17 Jahr alt, und der alte Spruch sollte sich bei dieser Gelegenheit aufs Neue bewahrheiten „auf jeder Hochzeit eine neue Verlobung.“ Ihr Tischnachbar war August v. Scharnhorst, Rittmeister in dem damals zu Trier in Garnison stehenden 8. Ulanen-Regiment, und ungefähr um dieselbe Zeit, in der Graf Leo das schwiegerelsterliche Haus in Trier aufgab, um das kurz zuvor erstandene Groeben zu beziehen, erfolgte die Verlobung und bald danach auch die Verheirathung des tischnachbarlichen Paares: des Rittmeisters August v. Scharnhorst und der Comtesse Johanna v. Schlabrendorf.

Aber auch die Tage dieses Paares waren in Trier gezählt. Wie Groeben so gerieth auch Siethen, das seine Besitzer innerhalb der letzten dreißig Jahre mehrfach gewechselt hatte, 'mal wieder zu Verkauf und Graf Leopold, als er davon hörte, fragte sofort bei Schwester und Schwager an, „ob sie vielleicht geneigt seien, das plötzlich wieder frei gewordene Siethen käuflich an sich zu bringen?“ Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde die Frage wahrscheinlich mit einem „nein“ beantwortet oder noch viel wahrscheinlicher gar nicht gestellt worden sein, in Trier aber lagen die Dinge bereits außerhalb des Gewöhnlichen, indem August von Scharnhorst durch einen Sturz vom Pferde sich sehr erheblich und zwar bis zur Dienst-Unfähigkeit verlegt, auch in Folge davon sein Entlassungsgesuch bereits eingereicht hatte. So wurde denn freudig zugestimmt und 1825 der Ankauf von Siethen bewerkstelligt, das nun — so wenigstens ging der Plan — für das junge Scharnhorst'sche Paar eine gleich glückliche Heimstätte werden sollte, wie das Schwesterdorf Groeben es für das Schlabrendorf'sche bereits war. Aber dieser Plan scheiterte. Des um diese Zeit bereits als Major aus dem Dienste geschiedenen Rittmeisters von Scharnhorst gesundheitliche Störungen waren größer als geglaubt, er kränkelte viel, und schon ein halbes Jahr nach Uebernahme des Gutes, starb er in Berlin, wohin er sich in ärztliche Behandlung

begeben, und ließ in Siethen ein kaum einjähriges Töchterchen und eine 23jährige Wittve zurück.

Ein hartes Loos war dieser gefallen. Und doch hatte sie dreierlei, was ihr das Leben allmählig wieder lebenswerth machte: das Kind, die Schwägerin drüben in Groeben und als Drittes den Wetteifer mit dieser in allen guten Werken. Im Beglücken Anderer erhob sie sich zu neuer Kraft und als die Tochter (auch eine Johanna) zu Jedermanns Freude heranwuchs und immer mehr das Licht ihres Lebens wurde, da kam ihr auch ein Gefühl des Glückes wieder und in und mit ihm die Hoffnung, die mehr ist als das Glück.

Aber diese Hoffnung erbläste vor der Zeit und schwand endlich hin für immer. Die Tochter erkrankte, von einem hitzigen Fieber befallen, und starb im schwäbischen Wildbad, wohin sie sich in Begleitung ihrer damals noch lebenden Groebener Tante begeben hatte.

Das war im Herbst 1857. Untröstlich war die Mutter, die nun in Einsamkeit den Rest ihres Lebens durchlebte.

Oh' ich aber diesen Lebensausgang schildere, versuch' ich zuvor ein Bild der zu früh heimgegangenen Tochter zu geben.

Johanna v. Scharnhorst.

(Nach Aufzeichnungen einer Kaiserswerther Diakonissin.)

Johanna v. Scharnhorst war eine Marien-Natur. Ihre Erscheinung schon gewann die Herzen und war der Ausdruck selbstsuchtsloser Güte. Mutter und Tochter glichen sich in diesem Punkte vollkommen und leben um dieser selbstsuchtslosen Güte willen in der Erinnerung der Groeben-Siethener Gemeinde fort.

Im October 1854 kam Fräulein Johanna nach Kaiserswerth, um Diakonissin zu werden. Was sie dazu bestimmte, waren zunächst wohl unerfüllt gebliebene Hoffnungen, Enttäuschungen, über die sie sich nur einmal in Andeutungen wenigstens zu mir aussprach; aber weit über eine solche nächste Veranlassung hinaus, ruhte der eigentliche Grund zu diesem Schritt in ihrer ganz auf Barmherzigkeit und Liebe gestellten Natur. Sie war, wie wenige, zum Diakonissendienst bestimmt.

In ihrer ersten Jugend schon, so hört' ich später, nahm sie sich der Armen und Verlassenen an, und wenn sie durch das Dorf ging und die Kinder mit stumpfem Gesichtsausdruck in der Hausthür sitzen sah, sagte sie: „Die Kinder sehen aus, als ob sie keine Seele hätten. Wie helf ich ihnen?“

Es war wohl ein Erinnern daran, was sie jetzt, nach einem schmerzlichen Erlebnis, unsrer Kaiserswerther Anstalt, deren Einrichtung und Dienst sie kennen lernen wollte, zuführte. Noch entsinn' ich mich des Tages, als sie kam. Ich empfing gleich den Eindruck von ihr, etwas so Lieblichem noch nie begegnet zu sein, und wurde nicht müde sie anzusehen. Auch weiß ich noch, daß ich in allen Briefen an die Meinigen immer nur von ihr erzählte, trotzdem sie noch kein einzig Wort zu mir gesprochen hatte. Sie trat

als Pensionairin ein, beschränkte sich jedoch nicht, wie diese sonst zu thun pflegen, auf Krankenpflege, sondern griff überall ein; sie nahm Theil an den Stunden der Seminaristinnen, war in der Kleinkinder-Schule thätig und wirkte mit im Asyl. Ihre Hauptarbeit freilich gehörte den Kranken, und hier stand sie bald einzig da. Sie war unermüdblich, daneben freundlich und fröhlich, und schon ihre bloße Nähe beglückte.

Nach Ablauf eines Jahres kehrte sie von Kaiserswerth nach Siethen zurück, um daselbst ein Kinder-Asyl in's Leben zu rufen. Ein bereits in dem reizenden Ueß bei Potsdam befindliches Haus, darin schon zwei Kaiserswerther Diakonissinnen in Thätigkeit waren, sollte zum unmittelbaren Vorbilde genommen werden. Und dies geschah auch. Es war aber ein schweres Beginnen, am schwersten in Folge von allerlei Kritik, die das Unternehmen gerade von befreundeter oder doch halb befreundeter Seite her zu erfahren hatte. „Das solle Hülfe sein,“ hieß es, „aber es sei keine. Für die Tagelöhner sei nun mal das Beste, wenn ihre Kinder auch wieder aufwachsen wie sie selber aufgewachsen seien. Und was die Mütter angehe, so taug' es nichts, ihnen die Sorge für ihre Kinder abnehmen zu wollen.“ All dies traf um so tiefer, als ihm ein Theil Alltags-Wahrheit zur Seite stand, aber sie kämpfte treu gegen alle laut werdenden Zweifel an, besonders auch gegen die eigenen, und rang sich immer wieder zu dem schönen Glauben durch, daß sich ihr Wunsch mit dem Willen Gottes vereinige.

Ich hatte das Glück gehabt, ihr in den letzten Monaten ihres Kaiserswerther Aufenthaltes näher zu treten, und so kam es, daß sie mich bei sich zu sehen wünschte. Sie schrieb in diesem Sinne von Siethen aus an Pastor Fliedner und ich selbst erhielt einen Brief, aus dem ich hier folgende Stelle gebe: „Nichts ist schwerer, als in Einsalt des Herzens bleiben; es muß vor allem erbeten werden, und das wollen wir treulich für einander thun.“

In diesen wenigen Zeilen spricht sich ihr allereigenstes Wesen aus; sie hatte von dieser HerzensEinsalt mehr denn irgendwer, den ich kennen gelernt, aber freilich zugleich auch die vollkommenste Demuth und sah in sich nichts von all' dem Schönen und Bevorzugten, das ihr durch Gottes Gnade so reichlich zu Theil geworden war. Es war ihr eben Bedürfniß, andre Menschen höher zu stellen als sich selbst, und nichts lag ihr ferner als die Vorstellung, daß sie selber ein Vorbild sei.

Ich durfte der an mich ergangenen Aufforderung folgen und traf noch zur Einweihung der Anstalt in Siethen ein. Es war zur Begründung derselben ein Müllerhaus angekauft worden, dessen Besitzer, ein streng kirchlicher Mann, einige Jahre vorher nach Amerika ausgewandert war. Alles gedieh in diesem seinem ehemaligen Heim, und als er nach einiger Zeit davon hörte, schrieb er zurück: „Wie freut es mein altes Herz, daß meine vier Wände nun die Heimstätte für so viel Gutes geworden sind.“ Und er rief den ferneren Segen Gottes dafür an.

Ich sagte, daß ich noch zur Einweihung eintraf. Diese fand im August

statt. Es war ein schöner Tag und der Geistliche sprach über die Wichtigkeit unsres Berufes, und daß dieser Beruf des Erziehens zu Gott ein Glück und eine Ehre für uns sei. Von der Gemeinde fehlte niemand und unter den erschienenen Gästen war auch Agnes v. Scharnhorst (eine Cousine Johanna's) und der Verlobte derselben, Baron von Münchhausen. Als Schlußgesang war Johanna's Lieblingslied gewählt worden, und während die Kinderstimmen es intonirten, wurde sie, der es galt, tief bewegt und sie weinte lang und schmerzlich. Gedachte sie doch, wie sie mir später in vertraulichem Gespräche mittheilte, nunmehr zurückliegender Tage, deren Schmerz sich ihr, in diesem Augenblick erneuerte. Sie nahm eben Abschied von Manchem, was ihr lieb gewesen, und erbat sich Kraft und Muth und Ausdauer zu dem Wege, der nun dunkel vor ihr lag.

Aber er hellte sich auf, dieser Weg, und es kamen auf eine gute Weile, wenn auch freilich nicht auf lange genug, jene glücklichen und gesegneten Tage, die der alte Müller für uns erbeten hatte. Mutter und Tochter wetteiferten alsbald und halfen überall. Es war ein frisches, fröhliches Arbeiten, und ich konnte nach Haus und nach Kaiserswerth hin schreiben, „daß mir ein lieblich Loos gefallen sei.“ Wir hatten vorsorglich und ängstlich fast mit einer Kleinkinder- und Sonntagschule begonnen, aber der Feuereifer beider Scharnhorst'schen Damen konnte sich kein Genüge thun, und ehe noch viel Zeit in's Land gegangen war, war aus jenen ersten Anfängen auch schon ein Kranken- und bald danach auch ein Waisenhaus geworden.

Unter den vielen Gaben, die Johanna für ihren Beruf mitbrachte, war auch die des Erzählens. Sie wußte Geschichten aller Art mit einer ihr eigenthümlichen, zu Herzen gehenden Einfachheit vorzutragen und dabei jeden Ton zu treffen, am glücklichsten vielleicht den humoristischen. Es war eine Lust, ihr zuzuhören, wenn sie Grimmsche Märchen oder Glaubrechts hübsche Geschichte von Rüppels Michel erzählte.

Dieser heitre Zug, in den sich selbst ein Anflug von Ironie mischen konnte, sprach sich auch sonst noch aus. Einmal hatt' ich Urlaub in meine westphälische Heimath genommen. Ich schrieb von dort aus und erhielt alsbald einige Zeilen, in denen es hieß: „Es freut mich, daß Sie so treulich an unser kleines und einsames Siethen denken, von dem ich Sie nur noch bitte, den lieben Thieren kein allzu sibirisches Bild entwerfen zu wollen.“ Sie kannte die komisch-falschen Vorstellungen, die man wenigstens damals noch in Süd- und Westdeutschland von der Mark Brandenburg unterhielt, und widerstand dem Anreize nicht, diese Vorstellungen zu persifliren.

Ja, sie hatte diesen humoristischen Zug, aber er streute doch nur ein wenig an Frohsinn und Heiterkeit über ihr Leben aus, und was sie, wenn wir über Feld gingen, am liebsten sah: ein weißes Mohnfeld mit ein paar rothen Mohnblumen dazwischen — das war recht eigentlich sie selbst. Der Grundton ihrer Seele war elegisch und blieb es auch in ihrer glücklichsten Zeit.

In dieser standen wir jetzt, in jenen Wochen und Monaten, die der

Gründung der Anstalt unmittelbar folgten, und wie Jegliches um uns her gebieh, so gebieh auch Fräulein Johanna selbst. Es erschien uns oft, als ob ihr unter immer neuer Arbeit auch neue Kräfte kämen. Sie sah frisch aus, frischer als sonst, und als nach einjähriger Thätigkeit ihr Geburtstag unter Theilnahme vieler lieber Gäste gefeiert wurde, flüsterte mir eine Nachbarin zu: „Wie blühend Johanna aussieht.“ Und es war so. Freilich täuschten diese blühenden Farben und bargen recht eigentlich die Gefahr, aber noch waren wir ahnungslos und der Tag selbst verlief uns in ungestörter Freude. Die Kinder sangen ihre Lieder und weil Johanna selber nicht singen konnte, sagte sie scherzend: „ich könnte böse sein, keine Stimme zu haben.“ „Ach, Du willst zu viel,“ antwortete ihr ihr ehemaliger Lehrer und Erzieher in liebevollem Vorwurf. „Man muß auch nicht Alles haben wollen.“ So vergingen die Stunden in schöner und gehobener Heiterkeit, was ihr aber im Laufe des Tages die größte Freude gemacht hatte, das waren ein paar Spät-Rosen gewesen, die man ihr für den Geburtstagsstisch von den schon überschneiten Stämmen geschnitten hatte. Denn es war der 25. November.

Und der Winter verging und der Frühling kam. Und als der Sommer da war, da war sie matt, so matt, daß sie, was sie sonst nicht kannte, zu klagen begann. Auch von ihrem Tode sprach sie häufiger und bestimmte, welches Lied an ihrem Grabe gesungen werden solle. So ging es durch Wochen und durch Monate hin. Aber freilich auch hoffnungsreichere Stunden kamen wieder und als im Juli die Tante Schlabrendorf in Groeben auf ärztlichen Rath in's Wildbad reiste, gehorchte Johanna gern dem Wunsche der alten Gräfin und schloß sich ihr als Begleiterin an.

Anfangs erhielten wir nur gute Nachrichten, sehr gute sogar, und mit einer großen und beinahe kindlichen Freude sprachen ihre Briefe von ihren Erlebnissen, auch von den Auszeichnungen und Ermuthigungen, die man ihr hatte zu Theil werden lassen. „Und so sehen Sie denn, wie viel Liebes mir begegnet ist.“

„Aber,“ so hieß es eine Woche später „es sind auch schwere Tage für mich angebrochen; ich habe sehen müssen, wie leicht es ist, mich aus der Sammlung heraus und in die Zerstreuung hinein zu bringen, und wie lieb ich noch die Welt habe. Die dunklen Tiefen unseres Herzens können uns ordentlich erschrecken, und ist kein anderer Trost als der einzig eine, daß Er, der diese Dunkelstiefen in aller Deutlichkeit erkennt, auch so viel Geduld und Liebe hat.“ Und daran reichten sich dann Worte der Sehnsucht nach Sietzen und dem ihr lieb gewordenen Wirkungskreise.

Das war Anfang September. Aber schon am 6. hörten wir allerlei Beunruhigendes über ihr Befinden, und am 9. eilte Frau von Scharnhorst an das Krankenbett ihrer Tochter. Sie fand sie besser, als zu hoffen gewesen war, und ich empfing gleich danach einen Brief, der dies bestätigte: „Johanna ist noch recht schwach, aber alles Fiebers unerachtet ruhig. Meine Pflege besteht eigentlich in nichts andrem, als sie vor Allem Stören-

den zu hüten. Ich sitze neben ihr und wehre die Fliegen und richte dann und wann ein beruhigendes Wort an sie. Bitten Sie Gott, daß er uns gnädig ist und seinen Willen thut nach seinem Rath und nicht nach unserem verkehrten Denken.“

Und dieser Rath und Wille war, daß sie von uns genommen werden sollte. Wenige Tage, nachdem dieser Brief geschrieben, stellten sich heftige Fieberphantasien ein, in denen die Kranke wunderbare Gesichte hatte; sie sah Gott und Christum und sprach mit ihnen, und nach einer dieser Erscheinungen sagte sie fest und freudig: „Und wenn Du gefragt wirst, ob die Herrlichkeit des Herren wirklich so groß sei, dann sage getrost und getreulich: ja.“

Wir aber waren daheim mit unseren Gedanken unausgesetzt um sie, getheilt zwischen Furcht und Hoffnung. Und auch am 12. October Abends versammelten wir uns Alt und Jung wieder in der erleuchteten Kirche zu Siethen und beteten unter vielen Thränen um Erhaltung ihres theuren Lebens. Aber um eben diese Stunde ging ihre Seele in die ewige Heimath ein.

Ihre Hülle wurde nach Siethen übergeführt und im Beisein vieler Hunderte von nah und fern begraben. Auch das alte Fräulein von Goerzke kam von Groß-Beuthen her herüber und sagte bewegt: „Es war doch ein reich gesegneter Tag, an dem sie auf diese Erde kam.“

* * *

Alles, was der Mutter noch an Lebensfreude geblieben war, war nun dahin, und das einfache Haus, das seitens der Tochter vor wenig Jahren erst zum Troste Verwaister gegründet worden war, es war jetzt wie mitgegründet für sie. Denn sie war auch verwaist, eine verwaiste Mutter, und der Tochter zu folgen der einzige Wunsch, der sie noch erfüllte. Sie sehnte sich nach Wiedervereinigung und als der Todes-Jahrestag gefeiert werden sollte, sagte sie: „Mir ist, als ob wir heut ihren Geburtstag feierten. Ich fühle mich fremd und allein hier und möchte sie doch nicht wiedersehen auf dieser armen Erde.“

Von Aufgaben war ihr nur noch eine geblieben: Ausführung alles dessen, was der Tochter einst ein Wunsch gewesen. Und sie begann damit. Aber eh ein Jahr um war, unterbrach ein neuer Todesfall das eben erst Begonnene: die verwittwete Gräfin Schlabrendorf starb und hinterließ ihr, der Schwägerin, das Groebener Erbe. Dies hätte nun unter Umständen eine Freude sein können, aber es entsprach wenig den Frau v. Scharnhorst'schen Ansprüchen und Neigungen, und von dem Augenblick an, fast wo sie das Erbe hatte, beschäftigte sie der Wunsch, es wieder los zu sein. Sie fühlte sich durch dasselbe nicht gefördert und gehoben, sondern nur beengt und gebunden in dem, was ihr einzig und allein noch am Herzen lag, und so kam sie denn zu dem Entschlusse, beide Güter zu verkaufen. Aber an wen? „Nur an einen Wohlhabenden,“ so schrieb sie, „der meinen braven Leuten, wenn sie des Beistandes bedürftig sind, diesen Beistand auch leisten kann und leisten will — nur an einen wohlhabenden Mann von ehrenwerther

und frommer Gesinnung will ich die Güter verkaufen, ohne Rücksicht auf einen höheren oder geringeren Preis.“ Einen solchen Käufer glaubte sie schließlich in Herrn v. Jagow-Rühstaedt, Erbjägermeister der Kurmark Brandenburg, gefunden zu haben, der denn auch, nach längeren Unterhandlungen, die beiden Güter für die Summe von 120,000 Thalern an sich brachte. Sie selbst erhob nur noch den Anspruch: in Groeben das Herrenhaus beziehen und es auf Lebenszeit als ihren Wittwensitz ansehen zu dürfen. Diese Bedingung wurde gern erfüllt, und im Frühjahr 1860 erfolgte Frau v. Scharnhorsts Uebersiedlung aus dem Herrenhause zu Siethen in das zu Groeben. Es ward' ihr sehr schwer, dieser Umzug und Ortswechsel, und ich finde darüber in einem mir vorliegenden Schwestern-Briefe das folgende. „Frau v. S. ließ mich rufen, und wir waren nun das letzte Mal in dem traulichen Siethner Herrenhause zusammen, in dem sie 34 Jahre lang in Segen gewirkt hatte. Sie war sehr ernst, las mit mir das 42. Hauptstück aus Thomas a Kempis Nachfolge Christi und rief dann ihre Leute herein, um sich von ihnen zu verabschieden. Alles weinte. Danach erhob sie sich, sah sich noch einmal in den alten Räumen um und ging endlich, meine Hand ergreifend, mit mir nach dem Asyl-Hause hinüber. Da legte sie sich nieder und erst als sie wieder Fassung gewonnen hatte, fuhr sie nach Groeben, das nun, wider ihren Willen, ihr neues Heim geworden war.“

In diesem lebte sie noch sieben Jahr, all jenen Aufgaben hingegeben, die die schöne Hinterlassenschaft ihrer Tochter Johanna bildeten. An die Stelle des alten Fachwerkhäuses, das fünf Jahre lang und länger als Zuflucht- und Pflegestätte gedient hatte, trat jetzt ein massiver Neubau, der den Namen „Tabea-Haus“ erhielt, auf dem Kirchhof entstand um dieselbe Zeit fast eine Grabcapelle nebst einer daran anschließenden geräumigen Leichenhalle, vor allem aber ward' ein Capital angesammelt und deponirt, aus dem, nach Ablauf einer bestimmten Frist, ein Pfarrhaus und eine selbstständige Siethner Pfarre gegründet werden sollte. Die Durchführung all dieser Pläne bot ihr das, was ihr ein immer einsamer werdendes Leben überhaupt noch bieten konnte: den Trost und die Freude der Arbeit. Ebenso wuchs ihre Liebe zu den Kindern, deren Heiterkeit sie suchte, wie der Fröstelnde die Sonne sucht.

Endlich aber war die Stunde da, nach der sie sich seit lange gesehnt. „Als ich von Siethen herüber kam und ihre Hand faßte, kannte sie mich nicht mehr, sie war ohne Bewußtsein. Der Geistliche las ihr, wie sie's in gesunden Tagen eigens gewollt hatte, Bibelsprüche vor, von denen sie den schönen Glauben unterhielt, daß sie selbst ihren umnachteten Geist durchdringen, ihr Herz erheben und Trost und Heil ihr spenden mußten. Und unter diesen schönsten und schlichsten Litaneien schloß sie hinüber.“

„An geistiger Bedeutung,“ so darf ich brieflichen Mittheilungen entnehmen, „stand Frau v. Scharnhorst der Gräfin Leo Schlabrendorf nach, aber

sie war dieser an Gemüth und Zartheit überlegen. Und dieser Zartheit unerachtet auch an Originalität. Es war dies der Schlabrendorffsche Zug in ihr, etwas Geniales, Sprunghaftes und Blühendes, das, so gemildert es auftrat, doch gelegentlich an den excentrischen Vater erinnerte.

Ihrer Liebenswürdigkeit vermochte nicht leicht wer zu widerstehen, und Personen gegenüber, zu denen sie sich hingezogen fühlte, bezeugte sie sich von einer Anmuth, von der schwer zu sagen war, ob sie mehr aus ihrer Gefühls- oder ihrer Denkart entsproß. Sie hatte den ganzen Zauber der Wahrhaftigkeit und einer christlich edlen Gesinnung.

Am ausgesprochensten aber erwies sich ihr Wesen in ihrer Pflichterfüllung, in einer Hingebung, die vielfach den Charakter absoluter Selbstverleugnung an sich trug. Es war ihr Bedürfniß, ihr eignes Glück dem andrer zum Opfer zu bringen. Vielleicht (wenn dies je möglich ist) ging sie hierin um einen Schritt zu weit.“

Ein andrer Zug ihres Charakters war ihre Gleichgültigkeit gegen irdischen Besitz, ja fast ihre Verachtung desselben, und noch ihre letzten Lebensjahre gaben einen glänzenden Beweis davon. In derselben Stunde fast, in der seitens des Herrn v. Jagow die Kaufsumme für Groeben und Siethen an sie gezahlt worden war, erschien ein Anverwandter vor ihr, um ihr seine Verlegenheiten zu schildern, Verlegenheiten, die nicht klein waren und ungefähr wenigstens an die Höhe der eben empfangenen großen Summe heranreichten. Einen Augenblick zögerte sie, weil die Plöblichkeit und Berechnetheit des Ueberfalls ihr eine nur zu begreifliche Mißstimmung bereitete, dann aber holte sie mit nervöser Hast alle die kaum erst in ihren Taschen untergebrachten Päckchen und Päckchen aus eben diesen Taschen wieder hervor und schob sie hastig und stoßweise dem fast eben so verbucht wie verhimmelnd Dastehenden zu, der aus jeder dieser Bewegungen entnehmen mußte, daß sie das Geld aber freilich auch den Empfänger so bald wie möglich los zu sein wünsche.

Hieran knüpft ich noch, was ich den Aufzeichnungen einer schon an anderer Stelle citirten Kaiserswerther Schwester entnehmen konnte: „Mit Frau von Scharnhorst zu verkehren oder sie zu kennen, ohne sie zu lieben, wäre für jeden Menschen unmöglich gewesen. Wenn eins unserer Kinder erkrankte, bestand sie darauf, die Nachtwachen mit uns zu theilen. Ein andermal, als Fräulein Johanna noch spät am Abend nach einem eine Stunde Wegs entfernten Dorfe gerufen wurde, wollte sie die Tochter bei so später Stunde den einsamen Weg nicht machen lassen, und als diese hinwiederum nicht abließ, auf die Hilfe hinzuweisen, die zu bringen ihre Pflicht sei, ging die Mutter selbst, aller Tagesmüdigkeit unerachtet.

„Unter dem vielen, was ihr oblag, war auch das Dekonomische, die gesammte Wirthschaftsführung, und es zählte mitunter zu den allerschwierigsten Aufgaben, alle Kranken und sonstigen Hausinsassen aus ihrer, der Frau v. Scharnhorst Küche, mit zu versorgen. Als ich dann später selbst das Wirthschaftliche lernte, schien es mir mitunter, als sei sie zu peinlich und accurat

und mache mir die Lehrzeit schwerer als nöthig. Aber später hab' ich einsehen gelernt, wie dankbar ich ihr gerade für diese strenge Schule zu sein hatte.

„Schön war auch das an ihr, daß sie durch Enttäuschungen und Fälle von Vertrauensbruch — immer vorausgesetzt, daß es ein Sachliches war und nicht allerummittelbarst ihre Person traf — in ihrem Allgemein-Vertrauen nicht erschüttert wurde. Sie beklagte dann wohl das einzelne Vorkommniß, aber ließ es keinen Einfluß auf ihre nur auf Trost und Hilfe gerichteten Entschlüsse gewinnen.“

Selbstverständlich mischten sich auch menschliche Schwächen in ihr Thun, und das Nachstehende, das ihrem Bildniß ein paar Schattentöne giebt, wird dasselbe nur um so sprechender und anziehender machen.

„Unzweifelhaft, Frau v. S. war eine durchaus vornehme Natur und ausgerüstet mit allen Tugenden eines edlen und großmüthigen Herzens. Aber Eines fehlte ihr: die rechte Freude der Seele, was ich doch mehr als einmal als einen wirklichen Mangel empfunden habe. Sie stand nicht nur in der Melancholie, nein, sie pflegte sie direct, und das alte Fräulein v. Görpke traf es durchaus, als sie mal in ihrer humoristisch treuherzigen Weise sagte: „Frau Johanna fühlt sich nur wohl, wenn sie neben ihrer alltäglichen Sorge noch ein ganz besonderes Unglück in der Tasche hat.“ In der That, es war ihr von Jugendtagen an viel auferlegt worden, indessen doch nicht so viel, daß nicht ein glücklicheres Naturell es hätte bemeistern können. Sie wollt' es aber nicht und suchte nur umgekehrt nach allem Bitteren des Daseins, das für sie längst das Süße geworden war. In ihrem feinen Nervenleben auf jedes Kleinste reagirend, leicht empfindlich und verletzt, und als echte Schlabrendorf auch Stimmungen und selbst Launen unterworfen, gelang es ihr nicht zu jenem schönen Frieden der Seele durchzudringen, nach dem sie sich beständig sehnte. Sie verzieh Kränkungen völlig, aber sie vergaß sie nicht, und so blieb ihr beständig ein Stachel im Gemüthe, der sein Wesen dadurch nicht einbüßte, daß er sich zumeist und in erster Reihe gegen sie selber richtete. So wurde sie denn, alles Kämpfens und Strebens unerachtet, von Jahr zu Jahr immer bitterer, und viele kleine Züge legen Zeugniß davon ab. Einer, als besonders charakteristisch, mag hier eine Stelle finden. Es existirten zwei Bilder von ihr, die der Düsseldorf'sche Professor Hilbrandt in den Tagen seiner und ihrer Jugend gemalt hatte. Das eine dieser Bilder besaß sie selbst, das andere war eine Copie, die sich ihr Bruder, Graf Leo, bei demselben Maler bestellt hatte. Auch dies zweite Bild kam in ihren Besiß, als sie, nach dem Tod ihrer Schwägerin, der Gräfin Emilie Schlabrendorf, die Grobner Erbschaft angetreten. Aber davon ausgehend, daß ihr Andenken und Gedächtniß in keinem Herzen, ihre Siethner Gemeinde vielleicht ausgenommen, liebevoll fortleben werde, war es ihr widerwärtig, ihre Bilder in die Hände fremder und gleichgültiger Menschen übergehen zu sehen. Und so ließ sie denn im Sommer 66, in demselben Sommer der ihrem Tode

vorausging, beide Bilder wohlverpackt in eine Gondel bringen, stieg selbst hinein, fuhr mitten auf den Groebner See hinauf und versenkte sie daselbst. Mit den Bildern zugleich allerhand Brieffschaften und Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit.“

Auf dem Siethner Kirchhofe ruht sie neben der ihr vorausgegangenen Tochter, und die Schöpfungen beider umstehen ihr Grab. An den Schluß ihrer Lebensschilderung aber stell' ich folgende Worte: „Zu dem seltenen Glück einer harmonischen Uebereinstimmung in Lebensauffassung, häuslichem Verkehr und Freundesumgang gesellte sich hier als seltenste der Gnaden eine jeden Tag neu gesegnete Thätigkeit, eine Wirkungssphäre, wie sie sich einer stillen und hingebenden Liebe zwar nicht ohne Müh und Arbeit, aber doch ihrer ganzen Natur nach fast wie von selber erschloß.“

III.

Herr Carl v. Jagow, Erbjägermeister der Kurmark, hatte, wie hervorgehoben, Groeben und Siethen im Herbst 1859 erworben. Er blieb aber persönlich auf seiner väterlichen Besizung Nühstaedt bei Wilsnad in der Briegniß und übertrug die Verwaltung der beiden Teltow-Güter einem ausgezeichneten Landwirth, der denn auch ohne Verzug allerlei Verbesserungen einleitete. Diese waren in der That nöthig geworden, da, seit dem Tode Graf Leoß alles zurückgegangen oder doch ins Stoden gerathen war. Das Interesse der Frauen drehte sich eben um andere Fragen als landwirthschaftliche. Mit Wiesen-Culturen und Bruch-Entwässerungen, an die sich bald auch eine lohnendere Behandlung der Forstreviere schloß, wurde begonnen und in rascher Reihenfolge folgten Wirthschaftsgebäude, Tagelöhner-Häuser und Etablissements. Auch eine neue Brennerei ward als unerläßlich hergerichtet, da daß, was sich so nannte, kaum noch diesen Namen verdiente.

Sämmtliche Veränderungen fallen in die Zeit von 1859 bis 79.

Inzwischen aber war der Wunsch des Herrn v. Jagow, eines Besitzes los und ledig zu sein, der viel Anforderungen und wenig Erträge mit sich brachte, von Jahr zu Jahr gewachsen, und er verkaufte deshalb beide Güter im Jahre 79 für die Summe von 180,000 Thalern an den Engros-Kaufmann Wadewitz in Berlin. Seitens dieses Letzteren ist, der kurzen Spanne Zeit unerachtet, bereits viel geschehen und um nur eines zu nennen, ein geschmackvolles und modernen Ansprüchen mehr entsprechendes Herrenhaus in Siethen errichtet worden.

Groeben jetzt.

Groeben gilt bei seinen Bewohnern und fast mehr noch bei seinen Sommerbesuchern als ein sehr hübsches Dorf. Ich kann aber dieser Auffassung, wenn es sich um mehr als seine bloße Lage handelt, nur bedingungsweise zustimmen. Groeben, als Dorf, hat ein märkisches Durchschnitts-Ansehen, ist ein Dorf wie andre mehr, und alles was als bemerkenswerth

hübsch in seiner Erscheinung gelten kann, ist seine von einem hohen Fliedergebüsch, darin die Nachtigallen schlagen, umzirkte Kirche.

Diese Kirche wurde gegen Schluß des 13. Jahrhunderts erbaut, und zwar aus Feldstein, wie die meisten unserer Dorfkirchen aus jener Epoche. Wie viele Wandlungen dieselbe während einer vielhundertjährigen Zeit erfahren hat, ist schwer festzustellen, und ich beschränke mich auf Hervorhebung der zuletzt erfolgten. Es war dies ein vollständiger Um- und Neubau, der in den fünfziger Jahren auf Veranlassung der Gräfin Schlabrendorf geb. v. Ryffel durch den damaligen Baumeister, jetzigen Geheimen Baurath Adler begonnen und 1860, zwei Jahre nach dem Tode der Gräfin, beendet wurde. Baumeister Adler, bekanntlich auch Archäolog, hatte sich seiner Aufgabe pietätvoll unterzogen und nicht nur das alte Feldsteinmauerwerk aus dem 13. Jahrhundert beibehalten, sondern auch alles Neu-herzustellende, wie Kanzel*), Altar, Taufe, dem frühgothischen Stile jener Epoche nachzubilden gemußt. In eben diesem Stile wurde zuletzt auch eine jetzt rechts neben dem Altar hängende, vom Generallieutenant Grafen Dohna herrührende Tafel angebracht, auf der wir folgender Inschrift in Goldbuchstaben auf dunklem Grunde begegnen: „Frau Gräfin Emilie v. Schlabrendorf, geb. v. Ryffel, stiftete durch Testaments- Legat den Neubau der Kirche. Frau Johanna v. Scharnhorst, geb. Gräfin v. Schlabrendorf ließ den Bau der Kirche ausführen und 1860 vollenden.“

Von so bemerkenswerther Schönheit alle diese Details sind, so werden sie doch an Interesse von dem übertroffen, was Seitens des Baumeisters aus der alten Kirche mit in die neue hinüber genommen wurde: Grabsteine, Glasfenster, Schildereien.

In Grabsteinen war, als es an ein Abtragen und Niederreißen ging, eine Fülle vorhanden, die nur noch durch die Fülle von Särgen übertroffen wurde, die, dicht nebeneinander, in einer unterm Altar in Kreuzesform angelegten Gemölde-Reihe standen. Alle diese Gemölbe, weil sie mit Einsturz drohten, mußten zugeschüttet werden und so kam es, daß uns verschiedene mit mehr oder weniger interessanten Inschriften und Emblemen versehene Särge verloren gingen. Von den Grabsteinen dagegen sind uns an zehn oder zwölf erhalten geblieben, die, der Mehrzahl nach, in den Chor-Umgang eingemauert.

*) In dieser in Portlandcement ausgeführten Kanzel befinden sich die Statuetten von Luther, Melancthon und Calvin, was unmittelbar vor Einweihung der Kirche eine Controverse herbeiführte. Da Groeben, von den Tagen der Reformation an, immer lutherisch gewesen war, so protestirte der Geistliche, trotz seiner intimen Stellung zur Patronin, aufs Entschiedenste gegen die Zulassung Calvins. Aber Frau v. Scharnhorst bestand darauf und drang mit ihrem Willen durch. Es scheint mir indessen unzweifelhaft, daß der Geistliche (Pastor Henschke, Freund und Erzieher Fräulein Johanna's) im Rechte war. Es würde doch beispielsweise sehr auffallen und dem entschiedensten Widerspruch aller reformirten Geistlichen begegnen, wenn seitens einer zufälligen Majorität unserer „Colonic“ plötzlich der Entschluß gefaßt werden sollte, die Statue Luthers an den Kanzeln unserer französisch-reformirten Kirchen anzubringen.

eine malerische Nischenwand hinter dem Altar bilden. Alle sind vorzüglich erhalten und wenigstens eines derselben mag hier eingehender gedacht werden. Es ist dies der Grabstein eines jungen, schon in den Kirchenbuch-Auszügen erwähnten Schlabrendorfs, der bei Mollwitz fiel. Die Inschrift lautet: „Steh Sterblicher und betrachte die unvergängliche Kron', welche erlanget hat der Hochwohlgeborene Ritter und Herr, Herr Johann Christian Siegmund v. Schlabrendorf, Sr. K. Majestät in Preußen bei Dero Infanterie unter dem hochlöblichen Regiment Sr. Excellenz des Herrn Generallieutenants v. d. Marwitz hochverdieneter Lieutenant, Herr der Güter Groeben, Deuthen, Zütchendorf und Wasmannsdorf, welcher den 20. Dezenber 1711 auf dem Hause Groeben geboren und den 10. April 1741 in der zwischen der Preussischen und der Oestreichischen Armee bei Mollwitz in Schlesien vorgefallenen scharfen Aktion, in der auf Seiten der Preussischen der Sieg geblieben, durch einen Musquetenschuß, so ihn durch den Kopf getroffen, für Gottes, des Königs und des Vaterlandes Ehr' und Rechte, seinen Helbengeist ausgegeben, nachdem er sein Alter gebracht auf 29 Jahr und 4 Monat.“

Ein andrer Schlabrendorf, der 55 Jahre früher vor Ofen fiel und auch ebendasselbst begraben wurde, hat selbstverständlich keinen Grabstein in Groeben, sondern nur eine Gedächtnis-tafel, mit einer Malerei darüber. Man sieht einen Fluß (die Donau), an dessen Ufer Hüben und drüben zwei bastionsartige Festungswerke: Pest und Ofen, liegen. Ueber dem einen Festungswerke steht eine große, rauchumhüllte Feuerkugel, die muthmaßlich als eine pläzende Bombe gelten soll. Eine naive symbolische Darstellung seines durch Bombardement erlittenen Todes. Darunter steht: Der hochedel geborene Herr, Herr Gustavus Albertus v. Schlabrendorf, ist geboren Anno 1665 den 21. Juni, sein Leben aber hat er beschlossen am 15. Juli Anno 1686 als Jähnrich und tapfrer Soldat in Sr. Churfürstlichen Durchlaucht von Brandenburg Armee vor der Festung Ofen in Ungarn.

So griff der tapfre Held zugleich den Erbfeind an,
Sein unerschrockner Muth ließ seine Kraft nicht fallen,
Es war ihm nur zur Lust Carthagen hören knallen,
Und rühmet jedermann, was dieser Held gethan.
Wohl, seine Tapferkeit nun auch sein Leben zeigt,
Dass er für's Vaterland beherzt hat hingegeben,
Es soll sein Nam' und Ehr bei Mit- und Nachwelt leben,
Unsterblich Der deß Ruhm bis an die Wolken steigt.

So viel über die Schildereien und Grabsteine. Wichtiger ist das schon erwähnte Glasfenster mit dem Schlabrendorfschen Wappen und der Bischofsmütze darüber, das mit großer Wahrscheinlichkeit als ein Geschenk des Havelberger Bischofs, Johann v. Schlabrendorf, anzusehen ist. Außer seinem historischen Interesse hat es auch ein kunsthistorisches, insoweit es uns ein Beispiel (deren es wohl nicht allzu viele mehr geben dürfte) von der Art und Weise der zu Beginn des 16. Jahrhunderts in unsrer Mark in Uebung gewesenen Glasmalerei giebt.

Aus der Kirche schreiten wir nunmehr dem Dorfausgange zu, wohin der Kirchhof um's Jahr 1811 verlegt wurde. Schon das Jahr darauf empfing der neue Begräbnißplatz ein Sandsteinmonument, dessen auffallende Stattlichkeit sich bei der in den Kriegsjahren überall herrschenden Armuth einzig und allein aus der Aufregung erklären läßt, die damals in Veranlassung eines besonderen Unglücks- und Todes-Falles in der Groebener Gemeinde hervorgerufen wurde. Noch jetzt lebt die Geschichte fort und wird mit muthmaßlichen Ausschmückungen wie folgt erzählt.

Es war die Zeit, wo, wie alljährlich so auch diesmal, das zu drei, vier Stämmen zusammengeholzte Floßholz in langer langer Linie die Muthé herunterkam, um erst bei Potsdam in die Havel und dann bei Havelberg in die Elbe zu gehn. Und wie gewöhnlich hatte man auch diesmal wieder allerlei Mannschaften an Bord commandirt, die, mit Rudern und Stangen in der Hand, durch beständiges Abstoßen vom Ufer das Auf- und Festfahren des Floßholzes hindern mußten. Es waren ihrer elf, lauter junge Bursche von Trebbin und Thyrow her, darunter auch des Groebener Kiezer-Schulzen ältester Sohn. Denn Groeben, trotzdem es nur ein kleines Dorf ist, hat doch ein wendisches Anhängsel, einen „Kiez“, auf dem die Fischer wohnen bis diesen Tag. Und auf dem Floße war gute Zeit, und immer die, die nicht Dienst hatten, hatten sich's bequem gemacht und lagen auf Strohbindeln in einer großen Bretterhütte. Da vergnügten sie sich und trieben allerlei Kurzweil und trieben es arg. Es war aber Sonntag und um die neunte Stunde zog ein Wetter herauf, wie noch keines hier gewesen, und war als ob feurige Laken ohn' Aufhören am Himmel hingen. Und Einer, den das Blitzen ängstigte, war vor die Hüttenthüre getreten und betete zu Gott, daß er sich ihrer erbarmen und ein Ende machen und ihnen den erlösenden Regen schicken möge. Denn es war ein Trockengewitter und noch kein Tropfen gefallen. Des Kiezer-Schulzen Sohn aber und ein Rossfäthensohn aus Thyrow, die verspotteten ihn und luden ihn wieder hinein (heiß genug sei's ja), da wollten sie knöcheln. Und sie fingen auch an, und der Thyrower warf dreizehn, weil ihm der eine Würfel zersprang. Aber in selbem Augenblicke fuhr es auch nieder und war Blitz und Schlag und alles entsetzte sich und stob auseinander, alles was in der Hütte gelegen hatte. Nur die beiden Spötter nicht, die lagen todt auf dem Floß und lagen da bis an den andern Morgen, wo man sie zu holen kam. Auch von Thyrow kamen welche. Des Kiezer-Schulzen Sohn aber kam auf den Groebner Kirchhof und war der erste, den sie da begruben, und kriegte den Stein und die Inschrift darauf.

Fast unmittelbar neben diesem Stein ist die Grabstätte Graf Leo Schlabrendorfs und seiner Gemahlin. Es ist ein umgitterter Platz und der Sockel eines in Sandstein ausgeführten Crucifixes, das zu Häupten beider Gräber steht, trägt folgende Doppel-Inschrift. Links: Ernst Leopold Graf v. Schlabrendorf zu Groeben, geb. 13. Mai 1794, gest. 27. Juli 1851. Rechts:

Caroline Christiane Emilie Gräfin v. Schlabrendorf, geb. v. Nyffel, geb. 4. Oktober 1797, gest. 2. September 1858.

Das Crucifix ist einer süddeutschen Arbeit nachgebildet und zeichnet sich durch Stil und Schönheit aus. Seine vergoldeten Nägelknöpfe fielen ein paar vorüberziehenden Strolchen zum Raube, die hier mit frecher Hand eine Verstümmelung übten, aber die Verstümmelung hat dem Heilandsbild in nichts geschadet, und nur ernster und ergreifender sprechen seitdem seine dunklen Male.

Siethen jetzt.

Auch Siethen hat nur ein märkisches Durchschnitts-Ansehn wie Groeben, verfügt aber, wie dieses, über Denkmäler, alte und neue, von einem gewissen historischen Interesse. Dahin gehören die Kirche, der Kirchhof und vor allem auch die Stiftungen, die die beiden Scharnhorst'schen Frauen, Mutter und Tochter, hier in's Leben riefen.

Unter diesen Stiftungen steht das 1855 interimistisch, in seiner gegenwärtigen Gestalt aber erst 1860 als Erziehungs- und Waisenhaus gegründete Tabea-Haus obenan. Es ist ein einstöckig schlichtes Gebäude, das baulich wenig auffällt. In einem Vorgarten spielen Kinder und überraschen ebenso sehr durch den freundlichen Ausdruck ihrer Augen, wie durch die Sauberkeit und Gleichförmigkeit ihrer Tracht. Ueber das Walten in diesem Hause, desgleichen über die Bestimmung, Einrichtung und Ausschmückung seiner Räume, geh ich hinweg und begnüge mich eines Wides Erwähnung zu thun, das in dem in Front gelegenen Empfangszimmer hängt. Es ist ein von dem Maler Professor Henn herrührendes Bildniß Fräulein Johanna's in Diaconissen-Tracht, aus dem all das spricht, was ihr Wesen ausmachte: Güte, Demuth, frommer Sinn und eine dem Irdischen bereits abgewandte Freudigkeit. Auch jene blühenden Farben fehlen nicht, die, mehr als damals geahnt, auf eine nur kurze Pilgerschaft hindeuteten.

Gegenüber dem Tabea-Hause liegt die, wie die Groeben'sche, wohl auch dem dreizehnten Jahrhundert entstammende Feldsteinkirche. Während aber die Groebner in den fünfziger Jahren einen Neubau erfuhr, erfuhr die Siethner eine bloße Renovirung. Diese richtete sich unter anderm auch auf Wiederherstellung der sehr malerischen aber zum Theil verbläßten und unscheinbar gewordenen Wappenschilder, die die Wandung der Emporen umkleiden und einer Namens-Aufzählung aller alten Familien, mit denen die Schlabrendorf's einst verflochten und verschwägert waren, entsprachen. Aus der Reihe dieser Familien nenn' ich nur folgende: Psuel, Gale, Ratte, Waldfels, Wuthenow, Schlieben, Putlitz, Krummensee, Burgsdorff, Schulenburg, Thümen, Blumenthal, Schöning, Arnim, Webel, Wellin. Ueber minder gekannte geh' ich hin und hebe nur noch hervor, daß es die beiden Cousinen: Johanna v. Scharnhorst und Agnes v. Scharnhorst (jetzt Frau Schloßhauptmann v. Münchhausen in Erdmannsdorf) waren, die sich dieser mühevollen und Jahr und Tag in Anspruch nehmenden Arbeit unterzogen.

Aus der Kirche treten wir auf den schönen im Schutze prächtiger Bäume gelegenen Kirchhof hinaus und werden an seiner nordwestlichen Einfassungsmauer eines ansehnlichen, in romanischem Stile gehaltenen Baues anständig, der unsre Neugier weckt. Auf unsre Frage hören wir, daß es die schon erwähnte Grabcapelle sammt Leichenhalle sei, die Frau von Scharnhorst — auch darin einem von der Tochter geäußerten Wunsche willfahrend — um das Jahr 60 und zwar unter Aufwand ziemlich bedeutender Mittel errichtet habe. Zu Nuß und Frommen der Siethner, aber — nur in Absicht und Vorstellung. In Wirklichkeit ist noch kein Todter aus Siethen in diese Halle gestellt und noch kein Todten-Gebet über ihn hin in der unmittelbar anstoßenden Capelle gesprochen worden.

Und hier ist nunmehr die Stelle gegeben, wo Kritik geübt werden muß, ich weiß nicht ob mehr an den Siethnern oder an den zwei frommen Frauen.

Dieser Letzteren Thun und Wirken war unzweifelhaft in hohem Maße segensvoll und förderte nicht blos, wie sich statistisch nachweisen ließe, jegliches Gute, sondern stimmte die Dorfbevölkerung auch zu ganz aufrichtigem und in mehr als einem Falle zu geradezu bewunderndem Dank. An dieser erfreulichen Hauptsache wird nichts geändert. Aber andrerseits gingen beide Damen in ihrem Hochfluge gelegentlich zu weit, und wie Kaiser Joseph einst dem österreichischen Volke mehr Aufklärung gab, als es haben wollte, so gaben hier die Scharnhorst'schen Damen ihren Siethnern ein Maß von Fortschritt, Wohlthat und Hilfe, das über das Verständniß und jedenfalls über Wunsch und Bedürfniß all derer hinausging, die dadurch beglückt werden sollten. Beide Damen verkannten die bäuerliche Natur, unterließen es, die Macht der Gewohnheit und Sitte gebührend in Rechnung zu stellen und scheiterten deshalb in allem, was über die directe persönliche Hilfe hinauslag und im besten Sinne reformatorisch gemeint, auf's Allgemeine hin angesehen sein wollte.

Dies zeigte sich bei jeder ihrer Stiftungen: bei Grabcapelle, Leichenhalle, Tabea-Haus, und in immer gleicher oder doch verwandter Weise.

Die Grabcapelle sammt Leichenhalle war darauf berechnet, namentlich bei Typhus-Epidemien, vor den Gefahren der Ansteckung zu schützen. Aber das war lediglich im Sinne der Humanität und keineswegs im Sinne der Siethner gedacht. In Siethen verstieß es gegen das Herkommen, und jeder Tagelöhner und Büdener sagte: „Gefahr hin, Gefahr her. Es paßt sich nicht und ist schlecht und feige, solcher Gefahr aus dem Wege gehen zu wollen. Unser Vater oder Kind ist nun todt, ist uns genommen nach Gottes Willen, und ob wir's bequem haben oder nicht, dieser Todte, so lang er über der Erde, gehört in unser Haus und uns liegt es ob an seinem Sarge zu wachen, unbekümmert darum ob er uns nachzieht oder nicht.“ Es mag dies vor dem Verstande schlecht bestehn, vor dem Herzen desto besser, und ich habe nicht den Muth einer Gemeinde zu groffen, die lieber ihre Leichenhalle zerfallen als ihre Todten vor dem Begräbniß aus dem Auge lassen will.

Ein Aehnliches ist es mit dem Tabea-Haus. Es kommt — darin seine Bestimmung erfüllend — allerdings Armen- und Waisenkindern zu gut, aber immer nur Waisenkindern aus dieser oder jener oft sehr entfernten Stadtgemeinde, während noch kein Siethner Kind als Pflegling in das Haus aufgenommen werden konnte, selbst dann nicht, wenn beide Eltern weggestorben waren. Es ist eben in solchem Falle der nächsten Verwandten Amt und Ehrensache für die Verwaisten einzutreten, und sie würden sich mit einem nicht zu tilgenden Makel behaften, wenn sie sich dieser Pflicht entziehen wollten.

Und ablehnend wie gegen Tabea-Haus und Leichenhalle verhalten sich die Siethner auch gegen die Wohlthat einer selbständigen Pfarre, trotzdem ihnen, wie schon hervorgehoben, ein sehr bedeutendes und vollkommen ausreichendes Capital zu diesem Zwecke zugesichert wurde. Hier spricht nun freilich außer Gewohnheit und Pietät auch noch ein drittes und viertes mit: Argwohn und unendliche Schlaueit. Aus Tradition und eigener Erfahrung weiß der Bauer, daß sich an jedes Geschenk über kurz oder lang eine Pflicht zu knüpfen pflegt, und dieser aus dem Wege zu gehn, ist er unter allen Umständen entschlossen. Ein Pfarrhaus ist bewilligt worden, gut; aber es kann doch eine Zeit kommen, ja, sie muß kommen diese Zeit, wo die Fenster im Pfarrhause schlecht, die Staketenzäune morsch und die Dachziegel bröcklig werden. Und wer tritt dann ein? von wem erwartet man dann die Hilfe? Natürlich von dem Bauer und der neuen Kirchengemeinde, der der neu-creirte Herr Pfarrer nunmehr vielleicht seit lange, vielleicht seit einem Menschenalter schon in Ehren und Würden vorgestanden hat. Und das will der Bauer nicht. Er weiß nichts von timeo Danaos, aber er hat alle darin verborgene Weisheit und Vorsicht in seinem Gemüthe und jederzeit abgeneigt den Beutel zu ziehen, auch wenn es sich erst um weit, weit ausstehende Dinge handelt, bleibt er lieber Filial, als daß er sich der Auszeichnung eines eignen Pfarrsitzes *) erfreuen sollte.

Der Kirchhof, auf den wir jetzt zurücktreten, ist reich an Steinen und Kreuzen, auf denen einzelne klangvolle Namen zu lesen sind. „Ernst Carl Leopold v. Uslar-Gleichen“ und an andrer Stelle: „Hier ruht Frau Clara v. Chaumontet, geb. Gräfin zu Dohna“. Beide waren Scharnhorst'sche Verwandte, die hier vom Tod überrascht oder doch zu früher Lebensstunde festgehalten wurden.

Aber auch solche ruhen hier, die der Tod an diese Stelle nicht unerbittlich

*) Während der Verhandlungen, die bereits vielfach über die Pfarrgründungsfrage stattgefunden haben, ist es bis jetzt ganz unmöglich gewesen, den Bauer aus dem Sattel zu heben. Auf die Bemerkung: „Und Ihr werdet dann auch nicht länger nöthig haben, Eure Kinder bei Winterwetter eine halbe Meile weit zum Confirmationsunterricht zu schicken“ antwortete man einmüthig: „Ei, auf diese zwei Tage freuen sich ja die Kinder die ganze Woche; da haben sie Schlittenbahn und Schneeballen sich und kommen immer frisch und munter nach Hause.“

kannte, sondern die sich's umgekehrt als einen letzten Wunsch ausbaten, hier ruhen zu dürfen. „Ihrem Wunsche gemäß ruht hier Sophie Elisabeth Luise Honig, geboren zu Berlin den 17. März 1790, gestorben ebendasselbst den 21. November 1843.“ Ihr Vater hatte Siethen bis Ende des Jahrhunderts besessen, und in Kindertagen hatte sie hier gespielt. Hier zwischen den Gräbern. Es war ihr in Erinnerung geblieben, und nun verlangte sie's nach dieser Stelle, der einzigen vielleicht, an der sie glücklich gewesen war.

Eine größere, von einem Eisengitter eingefasste Grabstätte liegt in der Mitte des Kirchhofs, fast dem Tabernakel gegenüber. Es ist die Stätte, wo beide Johanna v. Scharnhorst, Mutter und Tochter, ruhn. Ein Stein-
Crucifix, wie das Groeben'sche, steht zu Beider Häupten und nur zu Füßen des Gekreuzigten erhebt sich an dieser Stelle noch eine zweite Figur: eine betende Maria. Blumen und Epheu wachsen über die Gräber hin und Trauer-
Eichen umstehen das Gitter. In den Sockel des Crucifixes aber sind folgende Namen und Daten eingetragen: „Johanna v. Scharnhorst, geborne Gräfin v. Schlabrendorf, geboren am 22. April 1803, gestorben am 6. Januar 1867“. Und links daneben: „Johanna v. Scharnhorst, den 16. November 1825 zu Trier geboren, den 13. October 1857 zu Wilbad dem Herrn entschlafen“.

*

*

Und nun nehmen wir Abschied und schreiten ohne weitere Säumniß aus dem Dorf auf die schmale Damm-Stelle zu, die, genau halbenwegs zwischen den Schwesterdörfern, eine mit wenig Bäumen bestandene Landenge bildet und nach rechts hin einen Blick auf den Siethner und nach links hin auf den Groebener See gestattet.

In gleicher Schönheit breiten sich beide vor uns aus, aber während der mehr flachufrige Groebener See sich endlos auszudehnen und erst am Horizont inmitten einer im blauen Dämmer daliegenden Hügelkette seinen Abschluß zu finden scheint, ist der Siethner enger und dichter umstellt und die Parkbäume neigen sich über ihn und spiegeln sich darin. Auf beiden aber ruht derselbe Frieden und dieselbe Schwermuth. Und diese Schwermuth ist ihr Zauber. Ein matter Luftzug geht und nur matter noch geht und klappert die Mühle. Die Wasserente taucht, und aus der Tannenschonung steigt ein Hauch auf, um die letzten Sonnenstrahlen einzusaugen, — jetzt aber verflimmert es roth und golden im Gewölk und im selben Augenblicke schießt er wieder in das Dunkel der Jungtannen nieder.

Auch die Mühle schweigt und der Wind. Und Alles ist still.



Der Scharnhorst-Begräbnißplatz

auf dem Berliner Invalidenkirchhof.

Von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

„Grüß euch Gott, ihr theuren Heiden,
Kann euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht.
Deutschland hat sein Recht gefunden,
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heiligen Opferflacht.“



hanna von Scharnhorst ruht auf dem Dorfkirchhofe zu Siethen; alle anderen v. Scharnhorsts aber, Kinder wie Enkel, ruhen auf dem Invalidenkirchhofe zu Berlin und zwar in einem Halbkreis um das ihrem berühmten Vater, beziehungsweise Großvater ebenfalls errichtete Grabdenkmal her.

Dies Grabdenkmal entstand in den zwanziger Jahren einer Gegenströmung unerachtet, an der es damals nicht fehlte und auch viel früher schon nicht gefehlt hatte. Die Anfänge davon zeigten sich bereits unmittelbar nach dem Tode Scharnhorsts im Hochsommer 1813, als sich's um Veröffentlichung eines bloßen Nachrufs handelte, den Clausewitz und Gneisenau gemeinschaftlich abgefaßt hatten. Es mag gestattet sein, bei diesem Vorzeichen einen Augenblick zu verweilen. Der Nachruf lautete:

„Am 28. Juni starb zu Prag an den Folgen der bei Groß-Görschen erhaltenen Wunde der K. preussische Generallieutenant von Scharnhorst. Er war einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit. Das rastlose, stetige, planvolle Wirken nach einem Ziele, die Klarheit und Festigkeit des Verstandes, die umfassende Größe der Einsichten, die Freiheit von Vorurtheilen des Herkommens, die stolze Gleichgiltigkeit gegen äußere Auszeichnungen, der Muth in den unscheinbarsten Verhältnissen mit den schlichtesten Mitteln durch bloße Stärke des Geistes den größten Zwecken nachzustreben, jugendlicher

Unternehmungsgeist, die höchste Besonnenheit, Muth und Ausdauer in der Gefahr, endlich die umfassendste Kenntniß des Kriegswesens machen ihn zu einem der merkwürdigsten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutschland je stolz sein durfte.

„Billig und gerecht im Urtheil, sanft und ruhig in allen Verhältnissen mit Anderen, freundlich, herzlich im ganzen Lebensumgange, war er einer der liebenswürdigsten Menschen, die den Kreis des geselligen Lebens zieren.

„Was er dem Staate gewesen ist und dem Volke und der ganzen deutschen Nation, mögen Viele oder Wenige erkennen, aber es wäre unwürdig, wenn Einer davon gleichgiltig bliebe bei dem traurigen Todesfall.

„Es müßte keine Wahrheit und Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von denen vergessen werden könnte, die ihm nahe gestanden, ihn verehrt und geliebt haben.“

So der Nachruf, dessen staatlich=officielle Veröffentlichung von Seiten seiner Verfasser (Gneisenau und Clausen) im Hardenberg'schen Cabinet gefordert wurde. Dort aber stieß diese Forderung auf Widerstand, weniger bei dem Staatskanzler selbst als bei seinen Räten J. und v. B., und weil man nicht direct ablehnen wollte, bemängelte man Einzelnes und hob in einem an Gneisenau gerichteten Antwortschreiben hervor, „daß das zweitletzte, vorstehend gesperrt gedruckte, Alinea dunkel und eine Aenderung desselben wünschenswerth sei; Scharnhorsts Verdienste seien allgemein gefühlt und anerkannt.“

Gneisenau jedoch war nicht umzustimmen und schrieb unterm 4. Juli von Patschkau aus: „In eine Abänderung der als ‚dunkel‘ bezeichneten Stelle kann ich nicht willigen. Allgemein gefühlt und anerkannt ist Scharnhorsts Verdienst keineswegs. Und wenn es nicht allgemein anerkannt ist, warum dieß nicht sagen? Jeder große Mann hat seine Freunde und seine Verunglimpfer, und gerade darin, daß er es nicht darauf anlegte, Jedermann zu gefallen, liegt seine Größe. So etwas muß daher bei einem solchen Tode gesagt werden. Und wenn die bezweifelte Stelle, ungeachtet dessen, was ich zu ihrer Rechtfertigung anführe, nicht gedruckt werden soll, so bitte ich den ganzen Aufsatz zu unterdrücken. v. Gneisenau.“

Man mag sich zu dieser Controverse*) stellen wie man will, Eine s

*) In dem Punkte, daß man im Cabinet eine gewisse Bestrittenheit der Scharnhorstschen Verdienste wegleugnen wollte, hatte man gewiß Unrecht, aber darin andererseits gewiß Recht, daß es mindestens „unopportun“ war, in solcher Zeit auf solche Meinungsverschiedenheiten oder auch Schlimmeres hinzuweisen. — (Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, aus dem Briefwechsel zwischen den zwei streitenden Parteien zu ersehen, daß die beiden Räte J. und v. B. auch stilistische Bedenken hatten und damit nicht hinter dem Berge hielten. So wollte man das gesperrt gedruckte Wort „stetig“, weil es nicht deutsch sei, gern weg haben und proponirte statt seiner das Wort „anhaltend.“ Aber Gneisenau mocht' auch von einer derartigen, bloß sprachlichen Aenderung nichts wissen und antwortete: „Stetig“ will mehr sagen als

erhellte daraus: ein Vorhandensein von Antagonismen und Gereiztheiten, über deren Ursachen ich mich an dieser Stelle nicht weiter verbreiten mag. Es war eben eine „Gegenströmung“ da, das war unzweifelhaft, und diese dauerte fort, als einige Jahre später von Seiten der Scharnhorst-Freunde der Plan angeregt wurde, seine irdischen Ueberreste von Prag her nach Berlin zu schaffen und ihm daselbst ein Denkmal zu setzen, „Anfangs,“ so schreibt Minutoli, „flossen die Beiträge reichlich; aber die Wahrheit erfordert, einzugestehen, daß sich beim Einsammeln auch Theilnahmslosigkeit, Engherzigkeit, ja sogar Mißgunst zu erkennen gab.“

Im Sommer 1819 hatten diese Sammlungen begonnen, indessen erst fünfzehn Jahre später, am 2. Mai 1834, wurde das Grabmonument, an dessen Herstellung unsere besten künstlerischen Kräfte mitgewirkt hatten, beendet. Von Schinkel war der Entwurf, insonderheit auch der architektonische Aufbau des Ganzen; Rauch hatte den berühmten schlafenden Löwen und Friedrich Tieck die den Sarkophag umziehenden Reliefbilder ausgeführt. Diese Reliefs sind die folgenden:

- a) Graf v. d. Lippe entläßt den Jüngling. 1777.
- b) Festung Menin (Scharnhorst schlägt sich mit der hannoverschen Besatzung durch die französische Belagerungs-Truppe durch) den 30. April 1794.
- c) Preußens Heer empfängt ihn den 1. Mai 1801.
- d) Preußisch-Eylau den 8. Februar 1807.
- e) Bewaffnung zum Kampfe von 1813.
- f) Groß-Görschen den 2. Mai 1813.

Dazu gesellen sich, in den Deckstein des Sarkophags eingeschnitten, folgende Daten:

Linke Breitseite. Gerhard David v. Scharnhorst, R. preußischer General-Lieutenant. — Seine Ueberreste wurden im Jahre 1826 von Prag hierhergeführt, um unter diesem, seinem Andenken gestifteten Denkmale zu ruhn.

Hintere Schmalseite. Geboren den 12. November 1756 zu Haemelsee*) in Hannover.

„anhaltend“; jenes bezeichnet das Bewußtsein des Wollens und des Zweckes. Es ist das englische „steady“ und ist absichtlich gewählt“. Zuletzt wurde die Sache Hardenberg selbst zur Entscheidung vorgelegt und dieser schrieb sehr fein an den Rand: „Das Wort „stetig“ kann als eine neue Creation wohl gut sein. Ich kenne es aber noch nicht als deutsch.“)

*) Zeit und Ort ist an dieser Stelle nicht richtig angegeben. Er wurde nicht 1756, sondern 1755 und nicht in Haemelsee, sondern in Bordenau geboren. Ein solcher Fehler an solcher Stelle wird Manchen überraschen; wer sich aber von Metier wegen viel um Biographisches gekümmert hat, weiß, daß nichts häufiger ist, als derartig irthümliche Angaben. Ein Befragen der Kirchenbücher unterbleibt, und auf Mittheilungen einzelner Familienglieder hin, „die's von Jugend auf so und nicht anders gehört haben,“ entstehen die Fehler. Erst in neuerer Zeit ist man vorsichtiger in diesem Punkte geworden.

Vordere Schmalseite. Bei Groß-Görschen verwundet. An dieser Wunde gestorben zu Prag den 28. Juni 1813.

Rechte Breitseite. (Widmung) „Scharnhorst“ die Waffengeführten von 1813.“

Um dies berühmte Denkmal her ruhen, wie schon Eingangs hervorgehoben, die Kinder und Enkel des Generals, auch Graf Friedrich Dohna, sein Schwiegersohn, jeder unter einer mächtigen Platte von polirtem Granit, auf welche, neben dem Namen und den Daten von Geburt und Tod, einfach ein Kreuz und ein Wappenspruch eingegraben ist.

Zur Linken des Denkmals.

Juliane v. Scharnhorst.

Geb. den 28. Juli 1788; vermählt mit Graf Friedrich zu Dohna den 10. Nov. 1809; dem Herrn entschlafen den 20. Febr. 1827. „So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.“ Epistel Pauli an die Römer Cap. 13, Vers 10.

Zur Rechten des Denkmals.

August v. Scharnhorst.

Geb. den 20. April 1795; dem Herrn entschlafen den 11. October 1826. „Ich will Euch wiedersehen und Euer Herz soll sich frenen und Eure Freude soll Niemand von Euch nehmen. Ev. Johannis 16, Vers 22.

Also je ein Stein zur Linken und Rechten des Denkmals; in Front desselben aber ruhen vier Todte.

Friedrich Graf zu Dohna.

Generalfeldmarschall und Oberstkämmerer Sr. M. des Königs; geb. den 4. März 1784, gest. 21. Febr. 1859. „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben.“

Wilhelm v. Scharnhorst*).

Geb. d. 16. Februar 1786, gest. am 13. Juni 1854. „Das kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat Denen, die ihn lieben.“ 1. Corinth 2, Vers 9.

*) Wilhelm v. Scharnhorst, General der Infanterie, gest. am 13. Juni 1854 zu Ems. Er besuchte das Gymnasium zum grauen Kloster und trat in das preussische 3. Fusaren-Regiment ein, ging aber bald danach (wahrscheinlich 1809) auf Wunsch seines Vaters nach England. In der deutsch-englischen Legion focht er unter Wellington in Spanien. 1813 kam er nach Preußen zurück. 1818 vermählte er sich mit der Tochter des späteren Feldmarschalls, Grafen Gneisenau, kam in den Generalstab und wurde militärischer Zwecke halber 1827/28 nach Griechenland, später nach Holland hin abcommandirt. Anfang der vierziger Jahre war er Inspecteur der Artillerie von Pommern und Preußen, danach in der Rheinprovinz. 1849 nahm er an dem badischen Feldzuge Theil und wurde zuletzt zum Gouverneur von Rastatt ernannt. Bald darauf nahm er seinen Abschied und übersiedelte nach Berlin, um nur noch den Wissenschaften zu leben. Namentlich war er als Geograph bedeutend und mit Ritter sehr befreundet. Eine von ihm angelegte, viele Seltenheiten enthaltende Landkarten-Collection wurde nach seinem Tode vom Staat angekauft und der königl. Bibliothek

Gerhard v. Scharnhorst.

R. Preuß. Premierlieutenant im 3. Husaren-Regiment; geb. 18. Sept. 1819, gest. den 9. Februar 1858. „Barmherzig und gnädig ist der Herr.“

Psalm 103, Vers 8.

August v. Scharnhorst.

Platzmajor von Pillau, geb. 6. April 1821, gest. 11. Nov. 1875. „Das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden.“ 2. Cor. 5, Vers 17.

Die beiden zuletzt Genannten (Enkel des 1813 gefallenen Generals) haben einen gemeinschaftlichen Grabstein. Der enge Raum innerhalb des nur 12 Schritt breiten und 15 Schritt langen Eisengitters gebot dies. In den vier Ecken stehen Trauer-Eschen; aller weitere Schmuck ist vermieden, selbst Blumen fehlen.

Mit diesen beiden 1858 und 1875 kinderlos verstorbenen und im Laufe dieses Jahres (1881) nach Berlin hin überführten Enkeln des Generals: dem Premierlieutenant Gerhard v. Scharnhorst, und

dem Platzmajor August v. Scharnhorst,

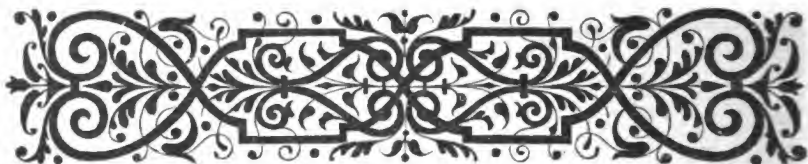
erlosch, nach genau 120jährigem Bestehen — vom 12. November 1755 bis 11. November 1875 — das erst 1802 geadelte Haus von Scharnhorst.

Von Allen, die diesen berühmten Namen einst führten, lebt nur noch der eben genannten Brüder, Gerhard und August, jüngere Schwester: Agnes v. Scharnhorst (Cousine Johanna v. Scharnhorst's in Siethen), seit 1855 vermählt mit Baron Karl v. Münchhausen, Oberst z. D. und Schloßhauptmann zu Erdmannsdorf.

Ihrer vor keiner Mühe zurückschreckenden Anregung ist es zu danken, daß, seit dem Ablaufe dieses Sommers, der General, ihr Ahnherr, alle die Seinen an seiner Grabstatt um sich versammelt sieht.

unter dem Namen der „Scharnhorst-Sammlung“ überwiesen. — Ueber den jüngeren Bruder, August v. Scharnhorst († 1826) hab' ich in dem Capitel „Gräben und Siethen“ ausführlicher berichtet.





Der Streit um die Krone.

Ballade

von

Felix Dahn.

Königsberg in Pr. —

Aufgeschwebt zu Ormuzds Hallen
War der Perser großer König,
Jezdedscherd, der Held und Sieger,
Den der Feind den Starken nannte,
Doch den Guten seine Völker: —
Jezdedscherd, der Löwen-Tödter,
Der mit eigner Hand erschlagen
Hatte hundert achtzig Leu'n. —

Baram wurde, seinem Sohne,
Erb- und Kron-Recht scharf bestritten
Von dem Kesra, dem Betrüger,
Der des Königs Sproß sich rühmte
Und als Bastard schmähte Baram. —
Doch das schlaue Haupt der Magier
Plante beiden Wettbewerbern
Um die Tiara Untergang.

Denn mit starker Hand gebändigt,
Wie vor ihm kein Sassanide,
Hatte Jezdedscherd die Magier:
Nicht der Priester, nein, der König
War des Reiches Herr gewesen:
Wenig lieben das die Magier:
Und der alte kluge Mobed
Sann auf Sturz des Königthums. —

Also sprach er zu dem Volke:
 „Nicht mit Waffen soll'n die beiden
 Prinzen euch und sich zerfleischen
 Um den Thron im Bröderkampfe:
 Ormuzd gab mir Offenbarung,
 Wie sich, sonder Blut der Perser,
 Wird das bess're Recht entscheiden
 Und das Echtblut Jezbedscherds.

Nach Madan, dem alten Stammschloß
 Und dem Grab der Sassaniden,
 Lad' ich vor die beiden Prinzen
 Und der Perser Volk und Adel
 Ueber dreimal sieben Tage:
 Da wird offen sich erweisen,
 Wer von Beiden ist der echte
 Sohn und Erbe Jezbedscherds. —“

Nach Madan, dem alten Stammschloß,
 Strömte zum bestimmten Tage
 Alles Perservolk zusammen.
 Auf den hundert Porphyrstufen
 Standen sie des tiefen Zwingers:
 Ringsum schauten von der Gräber
 Hohen Marmormauern nieder
 Hehrer Königsbilder viel:

Eingemeißelt schauten nieder,
 Haar und Bart gedreht in Locken,
 In den Augen Edelsteine,
 Hochbediademte Herrscher,
 Die auf Sichelwagen rollten
 Feierlich und unbeweglich
 Ueber hingemähte Völker. —
 Doch der kluge Mobed sprach:

„Kennt ihr diese weiße Tiara,
 Eurer Kön'ge heil'ge Krone? —
 Seht, an langem Seile laß' ich
 In die Mitte just des Zwingers
 Nieder gleiten die Besternte:
 Links und rechts von ihr: — vernehmt ihr
 Aus den Gittern das Gebrülle? —
 Liegen zwei gewalt'ge Ken'n.

Hungern ließ ich sie drei Tage.
 Seht: nun springen auf die Gitter,
 Seht, sie drohn, sich zu zerreißen! —
 Wer die Tiara aus der Mitte

Dieser beiden Keu'n sich holt, — ihn
Anerkennen wir als Erben
Jezbedscherds und unsern König:
Über keinen andern Mann."

Da sprach Kesra, der Betrüger,
— Er erbehte und erbleichte:
„Baram, Dir gebührt der Vortritt,
Da Du Dich den Aeltern rühmest."
Über Baram er, der Schlanke,
Sprach kein Wort: hinab zum Zwinger
Stieg er raschen Schritts die Stufen,
In der Hand des Vaters Schwert.

Um die Linke, statt des Schildes,
Schlägt er seinen Purpurmantel
Und den Wärtern winkt er! „Öffnet!“ —
In den Zwinger tritt der Jüngling:
Athemlos schaut auf ihn nieder
Alles Volk der Perser: aber
Mobed flüstert zu den Seinen:
„Schon sind wir des Kühnern frei."

Grimmig hatten sich bisher die
Beiden Keu'n, des Sprungs gewärtig,
Angestarrt: die fürchterlichen
Pranken vorgestreckt: nach oben
Leis den Hinterbug gehoben:
Mit dem Schweif die Flanken peitschend:
Stacheln gleich die Mähne sträubend
Mit entsetzlichem Gebrüll.

Keiner ließ den Blick des Auges
Von des Gegners Auge gleiten:
Aus dem Rachen troff vor Hunger,
Troff vor Gier und Wuth der Geiser:
Jeder späht und mißt die Weite,
Mißt die Höhe, daß er sicher
Auf des Feindes Nacken wage
Ueberwältigenden Sprung.

Doch so wie sie nun den Jüngling
Schreiten sahen in den Zwinger,
Wie des Menschen Duft sie fogen,
Stürzten sie sich beide wüthend
Auf die schwäch're, süß're Beute. —
Durch das Auge in's Gehirn stieß
Sicherer Hand der Held dem einen
Ungethüm den scharfen Stahl.

Und bevor das Haupt das Andre
Aus dem falt'gen Mantel wirrte,
Führ ihm in den Nackenwirbel
Und in's Lebensmark die Waffe. —
Links und rechts lag ohne Zucken,
Todt, ein Löwe neben Baram:
Und er hob die blutbesprengte
Tiara auf das schöne Haupt. —

Da rief alles Volk der Perser:
„Heil Dir, Sohn des Löwentödders!
Heil Dir, Sproß der Sassaniden!
Heil Dir, König aller Perser.“
Mobed floh zur Rechten, Kesra
Floh zur Linken in das Blachfeld:
„Soll'n wir sie verfolgen!“ frug den
König sein getreues Volk.

„Laßt sie laufen!“ lachte Baram.
„Aber wenn sie wieder kommen?“
„Wenn sie wirklich wieder kommen,“
Sprach der König, in die Scheide
Stoßend sein gesäubert Schlacht-Schwert,
„Schick' ich Beiden nicht ein Kriegsheer, —
Einen Löwenschwanz entgegen: —
Das genügt. — Sie kehren um!“ —





Mailänder Erinnerungen

aus dem Sommer 1881.

Von

H. Ehrlich.

— Berlin. —

Bis zu diesem Jahre war Mailand von den meisten Italien Bereisenden als eine Art von Durchgangsstation betrachtet worden. Die „interessantesten Sachen“, den Dom, die Galeria Vittorio Emanuele, die Ambrosiana, die Brera, das Abendmahl, konnte ein richtiger Tourist, seinem Reisehandbuch folgend, in anderthalb Tagen „durchmachen“, und dann nach den kunsthistorisch „belobteren“ und berühmteren Städten eilen. Die diesjährige Ausstellung, die alle Erwartungen weit übertraf, die gleichzeitige glänzende Entfaltung verschiedenartigster geistiger Thätigkeit, der dramatische und der musikalische Congress, die Vorlesungen der Professoren, die von andern Universitäten herüber kamen, die Opernaufführungen und Concerte erweckten die allgemeine Aufmerksamkeit des Auslandes. Man fühlte sich veranlaßt, die Verhältnisse einer Stadt zu studiren, welche zu solchen Entfaltungen den ersten Impuls gegeben, und die von allen Vertretern geistiger und materieller Interessen anderer Städte als Italiens „capitale morale“ anerkannt und gepriesen ward. Und siehe! man fand, daß dieses alte „Mitta-Land“, das dreimal (von Attila, Uraja und Barbarossa) ganz zerstörte und immer aus eigener Kraft glänzender wiedergeborene Mailand heute die reichste, für das geistige Leben und die Industrie wichtigste (nebenbei die best essende) Stadt Italiens, und noch immer in unermeslichem Wachsthum begriffen ist. Schon ein einziger Umstand genügte, das Erstaunen Derer zu erregen, welche den Ort nach der bisherigen Anschauung als eine sehr elegante Handelsstadt mit einigen Kunstschätzen betrachtet hatten: Mailand veröffentlicht viel mehr Tageszeitungen und Wochenblätter als jede andere Stadt Italiens, um 69 mehr als Rom, die Hauptstadt des Reichs, um 61 mehr als Turin, um 1 mehr als Neapel und Florenz zusammen. Der Mail-

länder Buchhändler Hoepli (ein Schweizer) hat die meisten wissenschaftlichen Werke Italiens und die berühmte Shakespeare-Üebersetzung von Carcano veröffentlicht. In seinem und Sonzogno's Verlage sind die populärwissenschaftlichen Abhandlungen erschienen, die zu zehn Tausenden in ganz Italien Verbreitung gefunden haben.*) Die beiden Musikverlagshandlungen Ricordi und Lucca sind nicht bloß die größten Italiens, sondern die erstgenannte ist für italienische Opern die größte der Welt, und die zweite hat die deutsche Musik in Italien eingeführt, und selbst Wagner'schen Opern die Bahn gebrochen. In Mailand werden die italienischen Operngesellschaften für die ganze Welt zusammengekehrt. Der Petersburger Hofintendant und der Unternehmer in Australien müssen sich dorthin wenden, um Sänger und Verdi-Partituren zu erlangen. Die Mailänder Post hat im verflossenen Jahr um 200,000, die Telegraphie um 100,000 Lire mehr eingenommen als die von Rom. Die Münze ist nach der öffentlichen Erklärung des Ministers die bei weitem best eingerichtete des Königreichs, welche die meisten Münzen prägt**). Die Bevölkerung, die im Jahre 1851 159,000 Einwohner zählte, war am 31. December 1880 auf 305,000 gestiegen. Sind solche Ziffern nicht der beste Beweis für die bisher nicht geahnte Bedeutung der Stadt?

Indem wir nun vom Allgemeinen auf einzelne Vorkommnisse während der Ausstellung übergehen, müssen wir den geneigten Leser bitten, daß er nur Skizzen von Dem erwarte, was uns besonders interessant erschienen ist im künstlerischen, geistigen, und gesellschaftlichen Leben, und nicht etwa ausführliche Berichte; solche würden jeder ein langes Capitel für sich verlangen. Auch von den Kunstschätzen werden wir nicht sprechen, sie sind ja bekannt genug!

Die Mailänder Ausstellung war die erste allgemeine italienische; denn die in Florenz 1861 veranstaltete konnte als solche nicht betrachtet werden, vielmehr als ein ganz verfehltes Unternehmen, Kunstgewerbe- und Handwerkszeugnisse eines Landes zeigen zu wollen, daß, im Beginne seiner einheitlichen Entfaltung, noch fast auf dem Kriegsfuße stand. Um so freudig selbstbewußter kann Italien auf die diesjährige Ausstellung blicken, welche laute Bewunderung nicht bloß der einheimischen, sondern aller ausländischen Besucher, der strengsten Kenner wie der voreingenommensten Laien hervorgerufen hat. Daß den Italienern Geschmac und Erfindung eigen ist, daß sie in Seidenwaaren, Spitzen, feinen Glasarbeiten, Mosaiken, in manchen Goldschmiedewaaren Vorzügliches leisten: daß im Jahre 1873 auf der Wiener Ausstellung

*) Auch die Firma Fratelli Treves genießt Hochschätzung der Gelehrten. Directe statistische Angaben über den Buchhandel haben wir leider vergeblich gesucht. Der III. Band von „Mediolanum“ der, seit dem Mai angekündigt, gerade über diesen Gegenstand Artikel versprach, war Anfangs October noch nicht erschienen.

**) Hier müssen wir des für uns unbegreiflichen Umstandes gedenken, daß in Italien, wo noch Papiergeld für 50 Centesimi (40 Pfen.) mit Zwangscours existirt, heute das Gold mit diesem Creditgelde al pari steht. Welch ein Aufschwung!

ihre geschnittenen Möbel ungemeines Aussehen erregt hatten, war so ziemlich allgemein bekannt. Aber sie haben jetzt auch in solchen Kunstgewerben, deren Erzeugnisse bisher selbst Eingeborene theilweise vom Auslande bezogen, oder zu beziehen glaubten, ausgezeichnete Erfindung und Ausführung bekundet. Mailänder Equipagen sind von Lord Wolberton, einem Helden des englischen Sports, angekauft worden; die Eisenbahnwaggon, besonders ein Militär-Krankenwagen mit der vollständigsten Spital-Einrichtung, wurden von allen Fachverständigen als das Vollendetste ihrer Art bezeichnet. Die Nähmaschinenfabriken haben dargelegt, wie sie ihre Erzeugnisse jetzt in's Ausland versenden, und ein Hutfabrikant hat unwiderlegliche Beweise gegeben, daß die Hüte, welche die Haupt-Modeherren der Stadt von ihm als beste Pariser Waare gekauft hatten, in seiner Fabrik erzeugt, und daß nur die Futterung und die Etiquetten aus Paris bezogen waren.

Wir könnten noch von manchen derartigen überraschenden Erscheinungen, in der Papier-, Weberei-, Schuh-Fabrikation u. u. sprechen, glauben aber (abgesehen von dem reinen Fachinteresse solcher Dinge) zum Preise der Industrie-Ausstellung Wenigendes gesagt zu haben.

Dicht neben ihr war auch eine für die schönen Künste veranstaltet. Es scheint uns nicht angezeigt, in die Einzelheiten einzugehen, da selbst die Journale der Stadt im Ganzen nicht sehr viel Rühmliches davon zu berichten hatten, und nur einige Landschaften und Porträte priesen. Wie es hieß, war der Entschluß zu dieser Ausstellung etwas spät gefaßt worden; und da ein Jahr vorher in Turin eine nur der Kunst gewidmete stattgefunden hatte, so war den Malern und Bildhauern nicht genug Zeit geblieben, neue bedeutende Werke zu schaffen. Auffallend schien uns in der Abtheilung der Sculptur die große Anzahl von Kinder-Statuetten in allen möglichen Stellungen; selbst die Mailänder bezeichneten sie als „bébéisme“. Einige witzige Maler und Caricaturzeichner vereinigten sich und veranstalteten eine „Indisposizione delle belle arti“ (wir versuchten die Uebersetzung: Ausstellung an den schönen Künsten); die kolossalen, gerade durch die übergroßen Dimensionen kindisch erscheinenden Thiergestalten, das überhand nehmende Streben nach charakteristischem Ausdruck in den Physiognomien der Statuen („La Pétroleuse“), die Farben-Überladung im orientalisirten landschaftlichen, der Idealismus, bei welchem der Beschauer sich alle die Schönheiten denken muß, die er nicht sieht, der Realismus, der über lauter vortrefflichen Einzelzügen ein Ganzes nicht zu Stande bringt: alle diese Tendenzen fanden in der „Indisposizione“ ihre parodisirende Nachahmung; und der Saal war immer von Lachern und Käufern gefüllt.

Neben dieser Es- und Indisposizione regten der dramatische und der musikalische Congreß unsere Aufmerksamkeit ganz besonders an. Der erstere seit drei Jahren gebildet, ist in seiner Beschaffenheit dem deutschen dramatischen Autorenbunde ähnlich, bietet aber doch eine besondere Eigenthümlichkeit: daß er vor zwei Jahren eine dramatische Jury und Preisausschreiben „gegründet“ hat.

Junge dramatische Autoren sollen alljährlich ihre Stücke einreichen (die Modalitäten sind dieselben wie überall, verschlossene Namenszettel, Motto auf dem Umschlag), die besten zwei oder drei Arbeiten werden mit Geldpreisen (2500, 1500 und 1000 Lire), die nächsten mit ehrender Anerkennung belohnt. Auch für verdiente jüngere darstellende Künstlerinnen und Künstler sind Ehrengeschenke u. dgl. ausgesetzt. Die Mittel zu diesen Aufmunterungen erwarb der Congreß durch einen Aufruf an die Freundinnen und Freunde der dramatischen Kunst, den siebenzig Damen mit der Erklärung jährlicher Beiträge und sechzig Herren mit Ankäufen von Actien beantwortet haben. Der Congreß und die Jury tagen in Mailand. Letztere besteht aus siebenzehn Mitgliedern, zwölf Dichter und Schriftsteller (Präsident Paolo Ferrari), und fünf Theaterdirectoren, welche die Verpflichtung übernommen haben, die als beste anerkannten Stücke auf ihren Bühnen vorzuführen. Jedes Mitglied erhält die gleiche Anzahl Manuscripte zur Prüfung und Berichterstattung. Je nach seiner Meinung bezeichnet er das Manuscript mit R., respinto (zurückgewiesen) oder C., considerazione (in Betracht zu nehmen). Alle beurtheilten Stücke werden im Bureau der Jury niedergelegt, damit jedes Mitglied seine Meinung abgeben könne. Die „in Betracht zu ziehenden“ Manuscripte kommen in engere Berathung eines Ausschusses von drei Mitgliedern, die mit größerer Strenge zu Werke gehen. Und erst diejenigen, welche vor diesem Tribunale bestanden haben, werden dann in Vollziehung gelesen und endgiltig beurtheilt. Findet die Majorität dieser Gesamtsitzung ein Stück der öffentlichen Auf- führung würdig, so eröffnet sie den Umschlag, welcher des Dichters Namen birgt. Im ersten Jahre (1878) waren 135 Dramen und Lustspiele eingelaufen, 90 wurden verworfen, 46 in Betracht gezogen; und vier als preis- würdig erkannt (drei Lustspiele und ein Drama); das eine erhielt nur eine Anerkennung, weil der Autor (ein Magistratsbeamter) schon mehrere Stücke vorher geschrieben hatte, und nicht mehr zu den „jungen“ Autoren gerechnet werden konnte.

Im zweiten Jahre 1879—1880 trat bei der Beurtheilung der 101 eingefandten Manuscripte ein Zwischenfall ein, der für sich Stoff zu einem Drama böte, erschiene er nicht so ganz unglaublich, wie — nur die Wahr- heit sein kann. Bei einem Mitgliede der Jury ward ein nächtlicher Ein- bruch verübt; die Diebe nahmen Geld, Werthsachen und — zwei Manuscripte. Alle Nachforschungen, alle Ausschreibungen und Belohnungsversprechen, selbst nur für die Manuscripte, blieben fruchtlos. Die sehr erschreckten Jury- Mitglieder finden keinen anderen Ausweg, als mit Bezeichnung der Motto (die in den Büchern verzeichnet waren) die beiden unbekannten Verfasser der gestohlenen Manuscripte durch die Zeitungen aufzufordern, daß sie wo möglich neue Abschriften einsandten. Und es glückte. Nach kurzer Zeit war die Bitte erfüllt. Das mit der Prüfung betraute (bestohlene) Mitglied liest die neu gesandten Manuscripte ungesäumt und ist kaum damit zu Ende, als er spornstreichs zu den drei Collegen der engeren Commission läuft, um

sie zur Lesung der Stücke aufzufordern. Diese gehen an das Werk und „fallen aus den Wolken, rufen Ah! Oh!“ (so lautet der Hauptbericht des Grafen Sola) und anberaumen sofort eine Gesamtsitzung. Diese, nach der Prüfung sämtlicher ihr vorgelegter Stücke, erklärt die beiden zuerst gestohlenen als die besten. Und nun beginnt ein hitziger Kampf um das Votum bezüglich der öffentlichen Aufführung. Mehrere Mitglieder behaupten, daß die Stücke (bei aller Anerkennung des unbestreitbaren Talentes, das sie behnden,) scenische Fehler zeigten, welche durch Verständigung mit dem Autor beseitigt werden müßten, bevor man das Werk unbesorgt der Aufführung übergeben könnte; sonst drohte ihm ein Fiasco. Dieser Bemerkung wurde ein Einwand entgegengesetzt, der uns zu geistreich dünkte, um nicht angeführt zu werden. „Das Fiasco, welches diesem Stücke in seiner jetzigen Gestalt droht, ist der erste schwere Schritt auf der Staffel des Ruhmes. Und wer von uns hat nicht schon ein tüchtiges (un bravo) Fiasco gemacht? Der es bestreiten kann, hebe die Hand auf!“ Die 24 Hände blieben alle unten. Und doch wurde das Stück nicht zur Aufführung gebracht, weil die (wieder sehr geistreiche) Meinung überwog, daß es in der damaligen Fassung nicht lebensfähig war, und daß man ihm nur „ein solennes Begräbniß mit sechs Pferden vor dem Wagen, vielen Kerzen und gar schönen Leichenreden (in den Journalen) bereiten würde“. So schrieb denn die Jury an den Autor des Motto ihre Vorschläge zur Aenderung, erhielt eine „sehr gelehrte und vortreffliche“ Antwort, mit der Erklärung der Annahme ihrer Vorschläge. Aber ach! Als der Autor mit seinen Verbesserungen endlich fertig geworden, war der letzte Termin zur endgiltigen Entscheidung verstrichen! Und „Il passato“ („die Vergangenheit“ oder „Vergangene Zeiten“) wird erst 1882 zur Preisbewerbung und sicher vorauszu sehenden Preis-erwerbung und Aufführung gelangen. Das zweite Stück, das zuerst dem eben besprochenen fast gleichgestellt worden war, gefiel bei näherer Prüfung nur wenig und muß ganz umgearbeitet werden. Und so kam es denn, daß in dem Bewerbungsjahre 1879/80 von 101 Stücken 68 gleich zurückgewiesen, 24 in Betracht gezogen, neun in der Vollszung geprüft, und eines als wirklich gut erklärt wurden, und dieses Eine trotz aller dramatisch spannenden Phasen zuletzt nicht rechtzeitig ans Ziel gelangte. Das zweite Jahr der Concurrrenz hat also der Kunst gar nichts, der Jury Unangenehmes gebracht. Denn wie die verschiedenen Zeitungen je nach ihrem Standpunkte über die ganze Einrichtung urtheilen, ist leicht zu ermessen. Wir wollen hier gleich anführen, daß die Jury, welche in diesem Jahre einer neuen Wahl unterzogen wird,*) im letzten Moment ihre Thätigkeit durch eine sehr lobenswerthe und praktische That vollführt hat, indem sie anstatt der vielen „platonischen“ Vorschläge, die ihr zukamen, die Bitte an das Ministerium gerichtet hat, daß eine feststehende Bühne, sei es in Rom oder Mailand, staatlich unterstützt

*) Wie wir vernehmen sind alle Mitglieder wieder gewählt worden.

werde, damit die lebenden Autoren und die classischen Stücke nicht immer dem Willen der Privatdirectoren unterworfen seien, die weder festen Sitz noch fest angestellte Mitglieder haben. Es ist Hoffnung vorhanden, daß das Theater Manzoni in Mailand die erbetene Vergünstigung erhalten wird.

Aus den eingehenden Beurtheilungen der einzelnen Stücke, welche die Berichterstatter veröffentlicht haben, geht hervor, daß der Idealismus meistens zu sehr emphatisch sich ausdrückt, der Realismus („verismo“) dagegen weder die feineren Gefühle des Zuschauers, noch auch oft die Bühnenmöglichkeit berücksichtigt; ein Vorwurf, der vielleicht nicht die Anfänger allein trifft.

Unter den Mailänder Theatern steht das weltberühmte Opernhaus die „scala“ obenan, als Centralpunkt des gesellschaftlichen Lebens, während der „stagione“ Hauptgegenstand der Unterhaltungen. Vor 35 Jahren schrieb Liszt in einem offenen Briefe an die Pariser gazette musicale: „Gehen Sie heute in die Scala?“ Diese Frage kann nur ein Fremder stellen; ein Mailänder würde ebenso gut fragen: „Sind Sie heute lebendig?“ Und in einem Artikel von Fontane vom Jahre 1881 lasen wir: „Stellet drei Mailänder (worunter ich selbst sein möge) in die Sahara; nach einer Stunde werden sie von der „Scala“ reden. Es komme ein Samum und fülle die „Munde“ mit Staub; das letzte Wort wird noch einer Primadonna oder einem Sänger der vergangenen oder nächsten stagione gelten.“

Bei der Vorliebe des Italieners für seine Opernmusik, die in der ganzen Welt erklingt, ist auch des Mailänders Schwärmerei für die „scala“ begreiflich. Das Theater ist in seiner inneren Einrichtung ungemein schön und bequem; Orchester und Chor genießen den Ruf, die Besten in Italien zu sein; wir selbst haben von dem ersten ein „Italienisches Symphonieconcert“ gehört, worin nur Compositionen vaterländischer Musiker zur Aufführung kamen, und können bezeugen, daß die Sicherheit, Reinheit und Klangschönheit der Leistungen denen der allerbesten Orchester gleichgestellt werden müssen. Das Ballet endlich steht noch immer obenan in Vortrefflichkeit der Schule und in Schönheit der Gruppierungen, der Stellungen und des Zusammenwirkens; nur wer ein großes Ballet in der Mailänder Scala gesehen hat, begreift, daß es eine Tanz-Kunst geben kann, begreift aber auch, warum ihn die akrobatischen Schaustellungen anderswo so unangenehm berühren. Außer der Scala hat auch das „Teatro del Verme“ eine gewisse Bedeutung für das musikalische Leben, insofern als dort manche neue Opern vorgeführt werden, welchen die Pforten der Scala sich nicht geöffnet haben. (Die Schlüssel dieser Pforten sind in verschiedenen Händen; einen der wichtigsten handhabt der Verleger Ricordi.) Manchmal werden „ausländische“ Opern, wie z. B. „Carmen“ in der „Verme“ gegeben. In frühern Jahren, bei Lebzeiten Donizetti's und Bellini's, hatte auch das Theater Carcano eine Opernstagione, und die genannten Componisten verschmähten nicht, manches Werk ihr anzuvertrauen; aber in unseren centralistischen Zeiten hat die Scala fast allein entscheidende Bedeutung, und nur das zuerst genannte Theater kann neben ihr einigermaßen bestehen.

In den letzten Jahren begann neben dem Operncultus das Interesse an der Instrumentalmusik sich zu entfalten. Die *società del quartetto* und die mit ihr verbundene Choralgesellschaft veranstalteten Symphonie-Concerte, Oratorien, und berief fremde berühmte Künstler. Die deutschen in Mailand lebenden Familien theilten sich lebhaft an diesen Unternehmungen, besonders der Consul Struth, dessen Energie viel beigetragen hat zum Bestande der Quartett-Gesellschaft in der Zeit als die „Patrioten“, der Verleger Ricordi an der Spitze, gegen das Ueberhandnehmen der deutschen Musik zu eifern begannen, das Orchester der „Scala“ bewogen, sich von denselben zu trennen und eigene „Italienische“ Concerte zu veranstalten, und noch andere dergleichen Manöver ausführten, die vielleicht nicht immer auf Rechnung der Vaterlandsliebe zu setzen wären. Die Gesellschaft besteht und blüht fort, und es gehört jetzt zum guten Tone, in ihren Concerten gesehen zu werden. Diese finden in dem Saale des Conservatoriums statt, dessen Director Bazzini, der auch in Deutschland hochgeschätzte Künstler und Componist, seinen regsten Antheil kundgiebt*).

Daß unter solchen Verhältnissen die musikalische Kritik das meiste Interesse erregt und am eifrigsten gelesen wird, ist selbstverständlich; und somit bedarf es nicht besonderer Beweisführung, daß der bedeutendste Musikkritiker Mailands, Cavaliere Dottore Filippo Filippi, zu den wichtigsten Persönlichkeiten der Stadt gehörte. Er war der erste, der in Italien und zu einer Zeit, als es noch sehr gewagt erschien, für deutsche Musik einzutreten, Artikel über Beethoven, Schubert und Weber schrieb, ja sogar den „*gran baubau della musica*“ Richard Wagner zu loben wagte, und nach Weimar und Bayreuth gereist ist, um die Zukunftsmusik in ihren Regionen kennen zu lernen (wie er denn auch nach Cairo gegangen war, um die erste Vorstellung von Aida zu hören —). Er genießt heute den selbst von seinen Gegnern unbestrittenen größten Einfluß in musikalischen Angelegenheiten, nicht bloß in Mailand, sondern in ganz Italien. Allerdings mag hiebei der Umstand mitwirken, daß er Redacteur und Hauptberichterstatler der „*Perseveranza*“ ist; um die Wichtigkeit dieser Zeitschrift darzulegen, müssen wir der Mailänder Presse einige Worte widmen.

Die Auflage der sämmtlichen in Mailand erscheinenden Tagesblätter beträgt beiläufig 70,000; bei einer Bevölkerung von 300,000 Seelen immerhin eine sehr achtbare Ziffer! Von dieser Anzahl fallen die größten Bruchtheile auf das „*Secolo*“ (Jahrhundert), und den „*corriere della sera*“ (Abendcourier); die „*Perseveranza*“ kommt nicht einmal gleich nach diesen. Das „*Secolo*“ ist ein vorzüglich geschickt redigirtes Blatt für Alle, mit Neuigkeiten gespickt, bietet Ueberfluß von Novellen aller Art, und führt freundliche Polemik auch

*) Von der Kirchenmusik in Mailand wollen wir schweigen; was über sie zu sagen wäre, betrifft ganz Italien. — Die Verhandlungen des „Musikalischen Congresses“ nahmen ein zu specielles Fach-Interesse in Anspruch, als daß wir den Lesern von „Nord und Süd“ weitläufige Darlegungen bieten.

gegen heftige Angriffe; der „Corriere“ ist das fortschrittlich liberalste Blatt. Beide verschaffen ihren Unternehmern und Hauptredacturen eine ganz gute Einnahme. Die „Perseveranza“ dagegen, die zu den ältesten Zeitungen Mailands gehört, zählt weniger Abonnenten, als ihre eben genannten jüngeren Colleginnen, und hat von ihren Eigenthümern und politischen Freunden bis vor einem Jahre immer Opfer erheischt; dennoch ist ihr Einfluß groß und unbestritten; man findet sie im Ausland fast allein und als Vertreterin der italienischen Presse. Ihre Meinung fällt am schwersten in's Gewicht; denn sie gilt als der Ausdruck der gebildeten, gemäßigt freisinnigen Klassen, die in Mailand vielleicht mehr als in allen andern Städten Italiens den Haupteinfluß in allen politischen Fragen üben. Von ihren ersten Anfängen war die „Perseveranza“ „conservativ-liberal“ und ist ihren Grundsätzen treu geblieben; und wenn auch momentane Erregungen der einen oder anderen Partei ein Uebergewicht verschafft haben, so war deren Interregum doch nie ein langdauerndes, die Perseveranza-Partei gewann bald ihre solide Macht wieder. Sie hat die besten, geachtetsten Mitarbeiter (Bonghi schreibt viele Zeitartikel), die immer fest zu ihr standen. Wenn nun ein Mann, der die eleganteste Feder führt und entschieden unter allen Kritikern das meiste allgemeine musikalische Wissen sich angeeignet hat, seine Meinung in einem Blatte wie die „Perseveranza“ veröffentlicht, so läßt sich leicht begreifen, daß sein Einfluß der größte sein muß. Filippi ist bei allen Congressen, in allen Preisgerichten, in allen Kunstangelegenheiten, welcher Art immer, als eine Autorität angesehen. Und man muß ihm zugestehen, daß er auch in Fragen, die von seinem musikalischen Bereiche abseits liegen, viel praktischen Sinn und richtigen Blick bewiesen hat.

Neben der „Perseveranza“ ist vielleicht der „Pungolo“ (Antreiber) das einflußreichste Blatt; sein Director und Hauptredacteur, Leone Fortis, ist einer der genialsten, wenn nicht der genialste Tageschriftsteller Italiens, in der Polemik unüberwindlich und immer kampfbereit. Und zwar ist er nicht etwa bloß Politiker; er war zweimal der Vertreter und Berichterstatler der Jury beim dramatischen Congresse, und der „Dr. Verità“, der im „Pungolo“ über wichtige Opernaufführungen schreibt, ist oft kein anderer als Fortis. Seine Gegner behaupten, man wisse oft nicht, welche Ueberzeugung er eigentlich hege; aber sie können nicht bestreiten, daß keiner eine Meinung besser zu verfechten verstände, als er. Dabei ist er ganz bestimmt einer der jovialsten, liebenswürdigsten Gesellschafter, im persönlichen Verkehr mit den Collegien ohne jegliche Parteistimmung. Er war auch während des Congresses den fremden Schriftstellern gegenüber der Vertreter der Mailänder Gastfreundschaft.

Um diese Mailänder Gastfreundschaft nicht zu „emphatisch-idealistisch“ zu preisen, und nicht dem Verdict der dramatischen Jury in die Hand zu fallen, ohne ein Drama eingereicht zu haben, will der Verfasser anstatt aller Betrachtungen Thatfachen erzählen. Er ist Ende Mai nach Mailand gekommen mit zwei Empfehlungsschreiben seines verehrten Freundes Professor

von Holzendorf in München an Professoren der Universität zu Pavia, die sehr oft in Mailand weilen, und mit einem von Paul Lindau an dessen Schwager Herrn Angelo Vivanti.

Von den beiden Professoren war der eine, Abbate Buccellati*) „il sommo idealista“, wie ihn die Mailänder nennen, nach Rom berufen worden, der andere, Ferraris, Professor der Nationalökonomie, eifriger Anhänger des Professor Wagner in Berlin, befand sich auf seinen Gütern in Savoyen und kam erst gegen Mitte Juni nach Mailand. Der Verfasser traf also nur den Herrn Vivanti. Dieser führte ihn in das „café delle colonne“ und stellte ihn dem Marchese — a vor, dessen Gattin eine ausgezeichnete Musik-Dilettantin ist, und alle literarischen und künstlerischen Persönlichkeiten der Stadt bei sich sieht. Der Marchese gab ihm seine Karte für Filippi, dieser empfahl ihn Herrn Carcano, dem Präsidenten der Brera Akademie, und dem Präsidenten des dramatischen Congresses, dem Dichter Ferrari; und nach acht Tagen war der als Unbekannter nach Mailand Gefommene durch die unmittelbare und mittelbare Wirkung jenes einen Briefes in die besten Häuser eingeführt. Und wenn er nicht alle Salons der liebenswürdigen Stadt kennen gelernt hat, so war nur der kurze Aufenthalt von drei Wochen die Ursache. Der Besuch der Ausstellungen, der Opern und Concerte, die Studien der italienischen Aesthetiker in der Brera-Bibliothek, die Theilnahme an dem Congresse, die Berichte nach Berlin beanspruchten ja an und für sich so viel Zeit, daß die Benutzung der Gastfreundschaft umsomehr auf ein gewisses Maß beschränkt werden mußte, als die Empfangsstunden in Mailand um 1/211 des Abends begannen.**)

Und nun noch wenige Worte über die Beziehungen des Mailänders zu Deutschland. Seine Abstammung und seine ganze Lebensweise, die Mode, die Lust am äußerlichen Leben und an den Freuden der Tafel bringen ihn dem Franzosen näher, als dem Deutschen. Ihm gilt auch noch immer Napoleon III. als sein Befreier (Venedig mag sich bei Preußen bedanken***) und auf der Ausstellung war dessen kolossale Reiterstatue, welche die Stadt anfertigen ließ, Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und mehr der persönlichen Dankbarkeit, als der ästhetischen Betrachtung. Der Mailänder

*) Dieser hat unter andern auch einen Roman „La lucinata“ geschrieben, der in Berlin spielt.

**) Diese Zeilen waren schon lange geschrieben, und bereits im Drucke, als der Verfasser in einer Versteigerung ein Werk erstand: Historisch-kritische Nachrichten von Italien von Dr. Volfmann. 3 Bände. Leipzig 1777, bei Caspar Fritsch. In der Beschreibung Mailands befindet sich der Satz: „Ueberhaupt kann man mit Grunde sagen, daß die Einwohner an keinem Orte in Italien so gesellig sind und zugleich auf einem so großen Fuße leben, eine Ursache, warum Reisenden der Aufenthalt in Mailand alle Mal vorzüglich gefällt.“

***) Die Inschrift auf dem Thore in Verona, durch welches die italienische Armee 1866 einzog, spricht nur von brüderlicher Unterstützung.

verkennt die bedenklichen Oberherrlichkeitsgelüste des Franzosen durchaus nicht; die Marjeiller Vorgänge haben ihn tief verletzt (als die Demonstrationen stattfanden, waren wir nicht mehr in der Stadt,) nichtsdestoweniger übt Rassen-Verwandtschaft noch großen Einfluß auf seine Gefühle.

Der „Tedesco“ war ihm immer unsympathisch und nur nach und nach gewöhnt er sich den „Germano“ mit günstigerem Auge anzusehen. Gerade die letzten Jahre haben viel dazu beigetragen, eine bessere Stimmung zu erzeugen. Auf die neueren Wendungen blickt er nicht ohne Besorgniß, da ihm das Papstthum als der entschiedenste Feind auch des einigen Italiens erscheint. Immer jedoch preist er Bismarck als grand' uomo. Vor der deutschen Wissenschaft und Kunst hat er großen Respekt, er weiß es wohl zu schätzen, daß ein deutscher Dichter wie Hehse („Aisé“) den italienischen seine Aufmerksamkeit widmet, und sie übersetzt, und daß die wissenschaftlichen Werke seines Landes von den deutschen Gelehrten gewürdigt werden.

Und so wollen wir unsere Erinnerungen mit den Worten endigen, die wir bei dem Banquet des dramatischen Congresses nach der Begrüßung des Präsidenten (in schlechtem Italienisch) sprachen: Die politischen Allianzen werden für gewisse Zeiten und gewisse Interessen geschlossen, und verändern sich mit diesen; die geistigen Bündnisse überdauern alle Zeiten. Der Deutsche darf sich rühmen, daß er dem geistigen Leben Italiens mehr Aufmerksamkeit und Studium widmet, als irgend welche Nation, und wir dürfen die Hoffnung aussprechen, daß die Zeit bald kommen wird, von welcher an das geistige Bündniß zwischen dem deutschen und dem italienischen Genius auf ewige Zeiten fest steht.“





Literarische Besprechungen.

„Angela“, Roman in zwei Bänden von Friedrich Spielhagen*).



Vor Jahren habe ich einmal in irgend einer Zeitschrift eine interessante Abhandlung gelesen über die Veränderungen, welche unsere Sinne durch die neuen Erfindungen und die dadurch beeinflussten Bedingungen des modernen Lebens erlitten haben. Es wurde darin ausgeführt, wie namentlich des Großstädtlers Auge und Ohr unausgesetzt in übermäßiger Weise angestrengt wird, wie dessen Gesichtsnerven in beständiger Anspannung erhalten werden, und wie in Folge dessen die Künste, die vornehmlich zu jenen Organen sprechen, also die Malerei und die Musik zur Erregung des Wohlgefallens der Modernen andere Mittel anwenden müßten als früher; stärkere, wenn dieselbe Wirkung hervorgebracht werden sollte, die früher mit discreteren Mitteln zu erzielen gewesen war.

Der Bewohner der Großstadt bemerkt es ja in der That kaum noch, wie sein Ohr von Morgens früh bis Abends spät, bis in die Nacht hinein unausgesetzt die verschiedenartigsten Geräusche aufnehmen muß. Er hört kaum noch das Rasseln der Wagen, das Paffen der Maschinen, das Klingeln der Pferdebahnen, das Geschrei auf der Straße, das Trampeln über seinem Kopfe, das Erklingen der verschiedenen musikalischen Instrumente in der Nachbarschaft. Da ist es denn ganz natürlich, daß die immer beschäftigten Gehörsnerven mehr oder minder abgenutzt und zu feinerer Arbeit untauglich werden. Das, was ihm von der Schärfe des Gehörs bei Naturvölkern berichtet wird, erscheint ihm fast als Mythe. Daß unser Auge sich mit der Zeit verschlechtert hat, kann ein Jeder, der nur zwanzig bis dreißig Jahre zurückdenken kann, selbst feststellen. Wir brauchen uns nur der Zeit zu erinnern,

* Leipzig. 1881. Verlag von L. Staackmann.

in der wir mit unsern Geschwistern in der Kinderstube an dem langen Tische unsere Schularbeiten machten und bei dem dürftigen Lichte einer kleinen Schirmlampe alle sehr gut sehen konnten. Wir brauchen nur zu denken an die Theater, die wir in der Jugend besucht haben und deren von der Rampe mit Oellampen erhellte Bühne uns damals im hellsten Glanze zu leuchten schien. Wir erinnern uns ja noch der großen Revolution, die die Einführung des Gases als Straßenbeleuchtung herbeiführte. Damals sagte man und glaubte allen Ernstes, daß die Gaslaternen „Tageshelle“ verbreiteten. Jetzt sind die Gaslaternen vermehrt, die Brenner vervollkommenet, und die Straßen erscheinen uns dunkel, wenn nicht das Licht aus den Kaufsläden und Wirthsstuben zur Straßenbeleuchtung sich hinzugesellt. Nun, da das elektrische Licht theilweise schon zur praktischen Verwendung kommt, wird selbst die stärkste Gasbeleuchtung bald nicht mehr genügen, und in nicht zu fernrer Zeit wird man sich über die Anspruchslosigkeit unseres Auges, dem das Gaslicht noch ausreichend war, ebenso verwundern, wie wir uns jetzt darüber wundern, daß bei der Aufführung der Molière'schen und Shakespeare'sche Stücke die Talglichter als Beleuchtungsmaterial dienten, und daß unsern Voreltern die Wohnräume mit Glasfenstern zu hell waren, daß sie daher ihre Zimmer künstlich verdunkelten —

„Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht.“

Der Verfasser jener Abhandlung erklärte sich die Eigenthümlichkeiten einiger unserer großen Künstler, wie die Malerei der Courbet und Manet, die Musik der Richard Wagner und Hector Berlioz, aus diesen durch das moderne Leben unsrer Sinnesthätigkeit auferlegten neuen Bedingungen. Ich glaube, es ist nicht zu gewagt, wenn man mit diesen auch die Eigenthümlichkeit des vornehmsten unsrer ganz modernen Dichter, Friedrich Spielhagens, in Verbindung bringt.

Es ist nicht der behagliche Genuß, welchen die neueste bedeutende und tüchtige Dichtung Spielhagens, „Angela“, dem Leser gewährt; es ist nicht der trauliche Dämmerchein der altväterlichen Lampe, den sie verbreitet — sie strömt helles, blendendes, elektrisches Licht aus.

Der Leser wird im wahren Sinne des Wortes „gepackt“, also unsanft, beinahe gewaltsam ergriffen und von der kräftigen dichterischen Hand mit hingerissen. Es geht durch diese „Angela“ ein starker dichterischer Zug. Der Poet nimmt einen hohen Standpunkt ein, und er ist mit Leib und Seele bei der Sache. Der Forderung ästhetischer Receptbücher nach absoluter Objectivität des Epikers entspricht Spielhagen freilich nicht; das ganze Werk hat ein unverkennbar individuelles Gepräge und durch den Mund der verschiedenen Figuren, die vor uns auftreten, spricht dieselbe temperamentvolle Persönlichkeit zu uns, wie die, welche das Landschaftliche mit erstaunlicher malerischer Kraft und die psychologischen Vorgänge mit ergreifender Anschaulichkeit uns schildert. Spielhagen hat sein eigenes Colorit und seinen besonderen Vortrag, die sich nirgendß verleugnen.

Diese fertige abgeschlossene Persönlichkeit ist da. Ob man sich zu ihr freundlich hingezogen fühlt oder sich mißgünstig ihr gegenüberstellt, ist eine Frage individuellen Empfindens. Jedenfalls kann aber der Kritik nie und nimmer das Recht zugestanden werden, mit dieser dichterischen Persönlichkeit zu rechten und sich jenen Eigenthümlichkeiten gegenüber, welche gewissermaßen die elementaren Bedingungen seines schriftstellerischen Daseins sind, ablehnend zu verhalten. Das weiseste und mildeste Wort über die Begrenzung der kritischen Thätigkeit gegenüber der des Schriftstellers hat Goethe gesprochen in dem einen Satz: „Gewissen Geistern muß man ihre Idiotismen lassen.“ Spielhagen darf vermöge seines bedeutenden Talentes in erster Reihe beanspruchen, daß man an seinen Idiotismen nicht herumnörgelt und zerrt.

„Angela“ ist die Dichtung eines starken, leicht erregbaren und leicht erregten Temperaments. Es ist in einem feurigen Rhythmus geschrieben und rauschend instrumentirt. Die Reife, welche sonst wohl eine gewisse Ruhe mit sich bringt, hat die Schritte unsres Dichters nur noch beschleunigt. Man hat bei der Lectüre die Empfindung, als ob der Dichter in drangvoller Hast den Ueberschuß von Kraft schnell los zu werden trachte. Nur wenige Seiten sind in einem bedächtigen Tempo gehalten, sonst stürmt der Dichter mit uns dahin:

„Und hurre hurre, hop hop hop!
Geht's fort in sausen dem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kiez und Funken stoben.“

Ja, „sausend“ — das ist das rechte Wort — ein Lieblingswort Spielhagens. Und das Bild des Dichters, der auf gespenstischem Klappen uns mit sich fortträgt, das ist das rechte Bild. Es vergeht einem bisweilen schier Hören und Sehen, so jagen die Bilder an uns vorüber. Aber wenn wir auch mit Roß und Reiter schnaufen, es läßt uns nicht los! Es gewährt uns einen seltsamen Reiz, ein Mittel Ding zwischen Wohlgefühl und Marter. Das große und reiche Talent des Dichters hält uns fest, und wir staunen immer wieder über die Waghalsigkeit seiner Kunst und die meisterhafte Sicherheit seiner Führung.

Spielhagen spricht sehr laut und voll; und es ist eine alte Sache, daß abgesungene Tenoristen oder solche, die nie Stimme gehabt haben, immer finden, daß stimmbegabte Sänger, die von ihrem schönen Organ Gebrauch machen, schreien. Mag meinethalben zugegeben werden, daß Spielhagen die volle Kraft seines Organs zu oft gebraucht, so darf man dabei auch nicht übersehen, daß ihm seine Mittel das erlauben, und daß er in Wahrheit die Stimme eines „Rufers im Streit“ erheben kann.

Die Dichtung „Angela“ ist ein wunderbares Gemisch von realistischer Darstellung und conventionell Romanhaftem. Romanhaft erscheinen mir besonders die Figuren der Heldin, der englischen Lady und des paralysirten wunderlichen Herrn Verma.

Ich werde mich hüten, eine Spielhagen'sche Figur, die mit voller dichterischer Liebe ausgeführt ist, mit dem bequemen Schlagworte abzuthun: es ist wieder einmal die übliche Roman-Gouvernante! Ich erkenne keineswegs, daß Angela etwas Bedeutendes hat. Aber diese geistige Bedeutung in der Hülle eines jungen Mädchens geht mir nicht recht zum Herzen. Ich verstehe diese Angela nicht ganz; sie behält trotz aller Sorgfalt, die Spielhagen auf deren Ausföhrung verwandt hat, für mich etwas Unkörperliches. Diese Angela spricht nicht, sie hält Vorträge. Sie hat bei aller Ueberschwänglichkeit etwas Nüchternes und bei aller warmen Sinnlichkeit etwas Frostiges. Die englische Lady, die sich freilich oft irrt, spricht über sie das nach meinem Crachten treffendste Wort, wenn sie sagt: „Angela kann nur leben und athmen mit Menschen, die denselben hochmüthigen Götzendienst des Genius treiben wie sie selbst.“

Die Lady von Ballycastle beurtheilt diese sonderbare Person vielleicht deshalb am schärfsten, weil sie so ziemlich die einzige Person des Romans ist, die nicht in Angela verliebt ist. In Bezug auf die Unwiderstehlichkeit dieses Mädchens hat es sich Spielhagen, wie mir scheint, wirklich etwas zu bequem gemacht; und da dürfte ihn ein gerechter Vorwurf treffen. Daß die Gelbin allen Männern, die ihr in den Weg laufen, wider ihren Willen den Kopf verdreht, und einen nach dem andern ganz bestrickt, — das erscheint mir doch gar zu wohlfeil, gar zu conventionell. Der Maler Arnold Moor, der sie vor seiner Vermählung mit einem oberflächlichen und leichtsinnigen Weibe geliebt, hat sie während seiner sechsjährigen martervollen Ehe nicht einen Tag vergessen können und verliebt sich auf's Neue mit wilder Leidenschaftlichkeit in sie, als er ihr zum ersten Male wieder begegnet. Der Sohn der Lady Ballycastle, Edward Gordon, erblickt sie bei seiner Mutter und verliebt sich sterblich in sie. Als sie sich dieser Liebe durch die Flucht entzieht, hat der Capitän Gordon keine Ruhe und Raht mehr. Er sucht sie und läßt sie durch vertraute Freunde suchen allüberall. Sein bester Freund, der Maler Robert Swift, gewöhnlich Bob genannt, entdeckt endlich ihre Spur. Bob folgt ihr von Rom bis in die Schweiz, und als er zum ersten Male in das Auge des merkwürdigen Mädchens sieht, ist es auch um ihn geschehen. Seine Freundespflicht gebietet ihm freilich, diese Liebe vor aller Welt geheim zu halten, als er aber allein ist, gesteht er sich seine unselige Leidenschaft und vergießt bittere Thränen.

Angela hat sich inzwischen einer vortrefflichen Frau, der Baronin Granske von Granskewitz, angeschlossen, deren Sohn, Malte Granske, bei Sedan verwundet worden ist. Der tödtlich Getroffene erblickt das edle Mädchen, das ihn pflegt, und auch er verliebt sich tief und wahr in Angela und nimmt diese Liebe mit in das Grab hinab. Daß der eitle Narr Benvenuto Vogel, Maler wie Moor und Bob, sich ebenfalls einredet, in Angela verliebt zu sein, daß selbst der alte würdige Herr Banse in den Zauberkreis Angelas gezogen wird, und daß der gänzlich paralytirte alte

Brasilianer de Verma noch in den letzten Tagen seines qualvollen Daseins von einer starken Neigung für Angela erfaßt wird, soll nur nebenbei erwähnt werden, als accessorischer Beweis für Angelas Unwiderstehlichkeit. Es genügt ja, daß vier ernsthafte junge Männer, die alle ein größeres oder geringeres Anrecht auf unsere Sympathie haben, daß vier ungewöhnlich edel angelegte Männer wie Arnold Moor, Edward Gordon, Robert Swift und Malte Granske rettungslos der Macht dieser weiblichen Reize verfallen sind, um die Behauptung, daß diese Anhäufung die erstrebte Wirkung nicht steigert, sondern abschwächt, zu unterstützen.

Bei der Gestaltung der Lady von Ballycastle und des alten Brasilianers Alphons de Verma hat das Conventional-Romanhafte ebenfalls einigermaßen mitgewirkt, wenn auch anerkannt werden muß, daß diese Figuren viel plastischer und lebendiger wirken als Angela. Den romanhaften Anstrich gewinnen dieselben eigentlich erst in ihrer Entwicklung; eingeführt sind sie mit großer realistischer Richtigkeit und packender Anschaulichkeit. Man sieht sie vor sich, diese verrückte Engländerin, dieses riesige Weib mit den dunklen Augen, den starken Brauen und der schwarzen Perrücke, diese Lady Ballycastle mit ihren ungelenten viereckigen Bewegungen, mit dem riesigen schwarzen Fächer, den sie beständig auf- und zuklappt; und man sieht auch den unglücklichen Todescandidaten, den der Bewegung fast gänzlich beraubten, von einer qualvollen Krankheit zusammengekrümmten alten Herrn de Verma mit den weißen Haaren, dem vollen buschigen Barte und den schmalen durchsichtigen Fingern. Im Verlaufe der Geschichte aber werden diese wunderlichen Leute, die uns zunächst interessiren, doch gar zu dunkle Romanfiguren. Wir erfahren auf einmal, daß zwischen diesen Beiden ein Zusammenhang besteht, und zwar ein sehr intimer. Jener blühende deutsche Maler, Arthur Ritting, der vor nunmehr drei Jahrzehnten in ein strafbares Diebesverhältniß zu der damals blendend schönen und jungen Lady von Ballycastle getreten, der von dem Ehegatten seiner Geliebten überrascht und tödtlich verwundet dahingesunken war — jener Mann, dem die resolute junge Lady die Pistole aus der Hand gerissen und um dessentwillen sie ihren verhassten Mann niedergeschossen hatte — dieser längst todtgeglaubte Arthur Ritting ist mit dem alten Alphons de Verma, den wir nun kennen lernen, identisch. Er ist nicht, wie er hat verbreiten lassen, nach einiger Zeit an der Angel, die ihm der Lord Ballycastle in die Rippen gesteckt hatte, verschieden; er ist nach Brasilien entkommen; dort hat er die Bekanntschaft eines reichen Brasilianers, de Verma, gemacht, der ihn an Kindesstatt angenommen und ihm mit seinem Namen auch sein ungeheures Vermögen vermacht hat.

So entschleiern sich nun die Engländerin, die wir für eine etwas verschrobene, aber keineswegs bösegeartete Person bisher gehalten haben, und der mitteleiderweckende alte Herr plötzlich, sie: als Gattenmörderin, ein wahrhaft teuflisches Weib, er: als Ehebrecher und Mitwisser des geheimnißvollen Mordes von Ballycastle.

Die romanhaften Eigenthümlichkeiten dieser Figuren bedingen es, daß auch die Vorgänge, an welchen diese theilhaftig sind, bisweilen die freundliche Glaubwürdigkeit des Wirklichen vermissen lassen. Von den Abenteuern der Angela will ich hier noch nicht sprechen; ich habe vor allem im Auge die Vorgänge zwischen Verma und der Lady zu Beginn des zweiten Bandes.. Ich habe schon erwähnt, daß der Sohn der Lady, der Capitän Edward Gordon, sich in Angela mit der vollen Leidenschaftlichkeit seines edlen Herzens verliebt hat. Auf die Mittheilung des ergebenen Freundes Bob ist dieser also nach Bevey, dem Orte der Handlung, geeilt, um sich um Angela zu bewerben. Nachdem Angela sich ihm verlobt hat, begiebt er sich zu seiner Mutter, welche der geplanten Verbindung mit allen Kräften sich widersetzt. Sie haßt Angela, die einzige Person, die es früher vermocht hat, einen entscheidenden Einfluß auf sie zu üben. Sie erblickt in der Deutschen eine elende Abenteurerin, die einfach auf das Vermögen des reichsten Erben Irlands speculirt. Sie beschwört ihren Sohn, von diesem wahnsinnigen Projecte abzustehen, und sie läßt auch geheimnißvoll anklingen, daß sie einen bösen Streich im Schilde führe, wenn er wirklich gegen ihren Willen Angela heirathen wolle. Sie scheint vor dem Aeußersten nicht zurückschrecken zu wollen: das Geheimniß der Geburt ihres Kindes zu offenbaren; denn Edward Gordon ist nicht der Sohn des Lords von Ballycastle, er ist der im Ehebruch erzeugte Sohn des Arthur Ritting alias Verma. Welche rechtlichen Folgen eine solche Enthüllung für Edward haben würde, ist allerdings nicht ganz verständlich. Abgesehen davon, daß jetzt, nach dreißig Jahren, die Beweisaufnahme über die Abstammung des Capitäns überhaupt nicht zu führen wäre, da sich Verma und die Lady seit der Ermordung des Lords notorisch nicht wiedergesehen haben, so würde nun auch für alle Fälle dem Capitän der alte Rechtsatz: „is pater est quem nuptiae demonstrant“ zu Gute kommen. Die Lady wirft sich schließlich ihrem Sohn zu Füßen und beschwört ihn, Angela aufzugeben; und als auch diese mütterliche Bitte an der Stärke der Liebe Edwards abprallt, geräth die Mutter in besinnungslosen Zorn und weist ihren Sohn zur Thür hinaus. Diese peinigende Scene ist von dem Brasilianer, der nebenan wohnt, Wort für Wort belauscht worden. Er läßt sich durch seinen Diener in das Zimmer schaffen. Und da erkennt die Lady in dem elenden Sterbenden plötzlich den Mann, den sie vor dreißig Jahren geliebt, mit dem sie das Verbrechen begangen hat, den Vater Edwards. Was nun folgt, gehört auf das Gebiet des rein Sensationell-Romanhaften, das ich in einem vornehmen Werke dichterischen Vermögens, wie es „Angela“ ist, gern vernieden gesehen hätte. Es heißt da wörtlich:

„Das Wort erstarrt ihr auf den Lippen, das Fleisch krampfte sich auf den Knochen und ein eifriger Schauer rieselte ihr den Rücken hinab. Kamen nun auch die Todten aus den Gräbern? Mußte sie in dem zu ihr emporgewendeten wachsblichen Gesicht gespenstisch entstellt und doch so fürchterlich mahnend die Augen, die Züge, das Lächeln des Mannes erkennen —

Eleonor, ich bin es wirklich!

Ein dumpfer, gräßlicher Schrei, wie eines zum Tode Getroffenen, brach aus ihrer Brust; sie taumelte rückwärts, fiel hilflos schwer in den nächsten Fauteuil und lag da regungslos. Nur ein paar Momente. Dann schnellte sie empor, einem Tiger gleich auf den Alten zu und prallte vor dem schwarzbraunen Diener zurück, der, unbemerkt von ihr und von dem Alten selbst, herbeigeeilt, sich zwischen sie und jenen geworfen und jetzt in der hocherhobenen Faust ein langes spitzes Messer zum Stoße bereit hielt.“

Das ist eine Scene, die besser in ein Boulevard-Drama als in eine Spielhagensche Dichtung paßt. Die Aufregungen eines einzigen solchen Tages, wie sie die Phantasie des Dichters schonungslos auf ihr Opfer häuft, genügen, um das Leben einer solchen, rastlos von einer entsetzlichen Qual zur andern gepeinigten Creatur auf immerdar zu zerrütten.

Diesen Romanfiguren stehen eine Reihe vorzüglich gezeichneter und durch und durch wahrer, echt menschlicher Persönlichkeiten gegenüber. Vor allem ist da die Baronin Granske zu nennen, die Tochter eines Pächters, die sich die gesunden Gefühle ihrer einfachen Abstammung und in den Ausdrücken die originelle Gemüthlichkeit ihrer pommerschen Heimath erhalten hat, — eine prächtige, liebenswürdige Dame, herzensgut, mit einer ordentlichen Dosis gesunden Menschenverstandes und einem warmen, echt fühlenden Herzen.

Außergezeichnet ist auch Nanni geschildert, die Frau des Malers Moor: eine hübsche Person, verwöhnt, oberflächlich, tactlos, stark sinnlich, leichtsinnig, gefällig, völlig nichtig in der Intimität, eine niedrige Natur, die allem Höheren und Vornehmen durchaus unzugänglich ist. Es ist ganz richtig, daß diese Nanni ihrem Manne durchgeht, da dieser sie langweilt; es ist ebenso richtig, wie grausam beobachtet, daß sie sich von diesem Schritte auch durch den Gedanken an ihre drei reizenden Kinder nicht abhalten läßt; es ist vielleicht etwas zu stark, daß sie, um sich die Mittel zur Flucht zu verschaffen, ihren Mann bestiehlt. Der Galan, mit dem sie durchgeht, ist ihrer würdig. Spielhagen hat diesen Maler Benvenuto Vogel so gründlich lächerlich gemacht, wie nur möglich. Und darum ist er eigentlich auch für gewöhnliche Bedürfnisse schon verächtlich genug. So niederträchtig erbärmlich wie dieser traurige Benvenuto Vogel zuletzt erscheint, in der Fluchtszene, hätte er vielleicht nicht zu werden brauchen. Man sollte glauben, daß ein solcher Weiberheld, der sein ganzes Leben hindurch eine alberne Komödie spielt, wenn er auch ein Feigling der schlimmsten Sorte ist, doch eben Komödiant genug sein müßte, um wenigstens etwas Männlichkeit und Ritterlichkeit zu erheucheln. Man wundert sich darüber, wie Nanni, die ja gar nicht dumm ist, diesen traurigen Burschen nicht noch im letzten Augenblicke verabschiedet und, wenn sie nun einmal durchaus davonlaufen will, es nicht vorzieht, lieber allein ihrer Wege zu gehen, als den Ballast dieses Jammerknaben mit sich zu nehmen.

„Mann nennen Sie das! diesen Sad voll Eitelkeit, Dummheit, Eitelbildung, Feigheit, Albernheit“ — mit diesen Worten charakterisirt den Liebling der Damen, Benvenuto Vogel, Bob Swift, der ergebene Freund des Capitän Gordon. Diese beiden Engländer gehören ebenfalls zu den vollkommen gelungenen Figuren des Romans, die uns menschlich wahr und sympathisch berühren.

Spielhagens Begabung für die charakteristische Skizzirung der episodischen Figuren fordert in jedem seiner neuen Werke zu erhöhtem Respekt heraus.

Das unangenehme Berliner Ehepaar Sybold, die Familie Banse aus Bunzlau, deren Chef, so lange er nichts zu thun hat, ziemlich unangenehm wirkt, aber von dem Augenblice an, wo seine Thatkraft in Anspruch genommen wird, sich als ganzer, redlicher und tüchtiger Mann zeigt, sind wiederum mit wenigen Strichen meisterlich gezeichnet. Bei der Zeichnung der beiden Gouvernanten, der Engländerin, Flinch, und der Deutschen, Pilz, hat Spielhagen einige muthwillig starke Striche gezogen; aber diese Chargen sind darum nicht minder ergötzlich und charakteristisch.

Der Maler Arnold Moor hält die Mitte zwischen dem Romanhaften und Realistischen. Es ist unendlich viel Wahres in dieser excentrischen Künstlernatur, in diesem Manne, der mit glänzendem Erfolge in die Künstlerlaufbahn eingetreten ist, den der Reichtum eines hübschen Mädchens, der Manni, verlockt, der seine ideale Braut, Angela, alsbald im Stiche gelassen und sich darauf mit dem reichen Mädchen vermählt hat. Nun, in der Intimität der Ehe, fühlt er allmählich die grenzenlose Nede, die sich um ihn breitet. Er wird schlaff und träge, und an der Seite des Weibes, das für nichts Sinn hat als für die bösesten Alltäglichkeiten, verkümmert sein künstlerischer Genius. Das Alles ist wahr und gut; aber das Gebaren Moors in dem Zeitabschnitt, der in „Angela“ geschildert wird, scheint wiederum an gewissen Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten zu leiden, die uns den unglücklichen Maler menschlich entfremden.

Dieser Roman ist nicht einmal in seinen Hauptzügen zu erzählen. Die Fäden sind so kunstvoll in einander verschlungen, daß, wollte man nur einen derselben lösen, das ganze Gewebe sich auftrennen würde. Man lese ihn selbst! Aber man gehe an die Lectüre mit keinem andern Gefühle als mit dem, das interessante Werk eines wahren Dichters kennen zu lernen. Eine unwürdige Kränkung eines unserer bedeutendsten Schriftsteller, dem es immer heiliger Ernst um seine Schöpfungen ist, wäre es, wollte man sich durch die frivole Neugier dazu verleiten lassen, diese oder jene bestimmte Stelle aufzusuchen, von der hier und da die Nede gewesen ist. Dazu ist das Werk wirklich zu gut und zu ehrenhaft. Man suche nichts Anderes darin als die Leidensgeschichte jenes bevorzugten und eigenartigen Wesens, das eben Angela heißt.

Das Schicksal spielt ihr grausam mit. Die arme Musiklehrerin, die sich und die Ihrigen durch ihr Talent recht und schlecht ernährt, hat den jungen, genialen Maler Arnold Moor kennen gelernt, und die Beiden haben sich in einander verliebt. Moor hat eine Studienreise nach Rügen gemacht; dort hat er die blühende und reiche Manni gesehen, und bei ihrem Anblick hat er die arme Clavierlehrerin daheim vergessen. Ihre letzten Briefe sind unbeantwortet geblieben, und als Erklärung für dieses räthselhafte Schweigen kommt seine Verlobungsanzeige. Angela verabschiedet sich von ihm ohne ein

Wort des Vorwurfs. Mit dem Wunsche, daß er ein großer Künstler werde, scheidet sie, geht nach England und kommt dort in das Haus der Lady Ballycastle.

Ueber diese eigenthümliche und herrschsüchtige Frau gewinnt sie bald die Oberhand. Die Lady erträgt widerwillig die Ueberlegenheit des armen deutschen Mädchens, dessen Zauber Alle bestricht, die sich ihm nähern, vor Allen aber den Sohn, Capitän Edward Gordon, einen ehrenhaften, tüchtigen, dabei etwas prosaischen und nüchternen Mann. Angela schätzt ihn, aber der Capitän ist ihr eine zu gewöhnliche Natur. Sie fürchtet auch seinen Reichthum. Sie fürchtet, daß sie sich an seiner Seite langweilen werde, und sie fühlt, daß sie ihm nicht gehören kann. Bei einem passenden Anlasse entfernt sie sich heimlich aus dem Hause und verläßt England.

Auf ihrem Wege trifft sie mit der Baronin Granske zusammen, deren Sohn verwundet ist. Dieser hat vor seinem Sterben noch gerade Zeit, sich in Angela zu verlieben. Angela bleibt bei der Baronin und begleitet sie auf ihren Reisen. Diese haben sie von Rom nach Bevey geführt, und dort trifft sie nach sechsjähriger Trennung mit Arnold Moor wieder zusammen, der tief unglücklich in seiner Ehe mit Nanni ist, und der sie noch immer leidenschaftlich liebt. Sie besteht einen harten Kampf. Sie schwankt, sie fragt sich, ob es nicht ihr Veruf sei, den geliebten Mann seiner Kunst wiederzugeben.

Da trifft auch Capitän Gordon, der durch den Freund herbeigerufen ist, in Bevey ein. Es wird ihr ganz klar, daß sie für Gordon nichts Anderes empfindet als früher, daß sie sich mit ihm auch jetzt nicht verbinden könne. Als sie aber, während sie alle diese Seelenkämpfe zu bestehen hat, von ungefähr der heitern und sinnlich anmuthigen Nanni und den entzückenden Kindern, den Kindern dieser Nanni und ihres Geliebten, Arnold Moor, gegenübergestellt wird, — da erwacht in ihr das Gefühl, daß sie eine andere ernste Pflicht zu erfüllen habe: Moor zu den Seinigen zurückzuführen. Sie glaubt, daß dieß nur geschehen könne, wenn sie Arnold eine jede Hoffnung raube auf eine dereinstige Vereinigung mit ihr. In dieser Stimmung tritt zunächst durch den dienstfertigen und uneigennütigen Freund Bob Swift, dann durch Edward Gordon selbst die Frage an sie heran, ob sie Gordons Weib werden wolle, und in dieser Stimmung sagt sie: ja.

Nun ist noch der Widerstand der Mutter, der Lady Ballycastle zu brechen. Dieser schwierigen Aufgabe unterziehen sich nach und nach zunächst die gute Baronin, die natürlich nichts ausrichtet, dann Edward Gordon selbst, der schließlich von seiner Mutter zur Thür hinausgewiesen wird, und endlich Verma; und dieser mit größerem Erfolge. Verma oder richtiger: Arthur Ritting, der Lady einstiger Geliebter, Edwards Vater, der Mitwisser des furchtbarsten Geheimnisses ihres Lebens und der Mitschuldige am Morde ihres Mannes, besitzt eine unumschränkte Gewalt über sie, und er trozt ihr die Einwilligung zur Verbindung Edwards mit Angela ab.

So scheint diese Sache ihrem Abschluß entgegenzueilen. Da erfährt Angela,

daß Nanni eine höchst leichtlebige Dame ist, die sich, während ihr Mann auf dem Schmerzenslager im Nebenzimmer liegt, von dem albernem Gecken Benvenuto Vogel abtüssen läßt. Daß es ihr nun nicht gelingen wird, dieser Nanni die Principien der Sittlichkeit beizubringen, versteht sie sogleich, und sie sieht ein, daß das reformatorische Werk, dem sie sich unterziehen wollte, bei dem haltlosen Charakter dieser Person eine Unmöglichkeit ist. Von dieser Nanni darf sich ein Mann wie Arnold Moor losagen. Und hat er sich einmal losgesagt, weshalb sollte Angela sich dann nicht mit ihm verbinden? Dadurch wird dann aber auch der Gedanke ihrer Verbindung mit Edward Gordon hinfällig; denn diese Ehe sollte ja nichts anderes sein, als eine Sicherheitsmauer für das häusliche Glück Moors, das nun aber als durch und durch untergraben sich erweist und nicht wieder zu befestigen ist.

Angela braucht also das Opfer, das ihr Pflichtgefühl gegen eine alte unverminderte Liebe ihr auferlegen wollte, nicht zu bringen; sie braucht sich mit Edward nicht zu verheirathen, und sie ist entschlossen, nun die Wahrheit zu sagen. Da trifft die von Lerma der Lady abgerungene Einwilligung der Ehe Angelas mit Edward ein, und nun ist ihr die Umkehr abgeschnitten. Sie verlobt sich also in der That mit dem Capitän. Es vollzieht sich nun eine ganz merkwürdige und auch durch die Folge nicht recht aufgeklärte Wandlung in Angela. Das einst so bescheidene Mädchen, das selbst der Dürftigkeit einen poetischen Reiz abgewonnen hatte, vergnügt sich in sinnlosen Verschwendungen und rast in einem Fieber von Genußsucht dahin. Spielhagen selbst bezeichnet diese Veränderung als eine „romanhafte schnelle Metamorphose“; vielleicht will sie sich ihrem Bräutigam geflissentlich verleiden. Jedenfalls regt sich in ihr das tolle Verlangen, um jeden Preis einen Conflict herbeizuführen, der wo möglich zum Bruche führt. Aber Edward liebt sie aufrichtig, und die Liebe verzeiht viel, verzeiht fast alles; an seiner Milde und Ruhe scheitert Angelas Widerstand. Da beschließt sie, sich selbst das Leben zu nehmen.

In der Ueberreizung ihrer Sinne erklimmt sie im Unwetter einen hohen Berg, steigt höher und höher, bis sie ohnmächtig zusammensinkt. Dort oben auf dem Berge in der Hütte findet die fast ganz Bewußtlose Arnold Moor. Die Herrschaft über ihren Willen hat sie fast verloren, und ungezügelt arbeiten ihre Sinne um so stärker. Arnold küßt sie „wüthend“, und auf einen Augenblick freut sie sich dieser Liebkosungen und erwidert sie. Endlich aber gewinnt sie die Herrschaft über sich selbst wieder und stößt den Geliebten schauernd von sich. Sie wird nach Bevey zurückgebracht. Der Tod ist nun für sie entschieden. Sie sucht und findet ihn in heroischer Weise, indem sie dem Kinde Arnolds, der inzwischen einem Hirnfieber schnell erlegen ist, das Leben rettet.

Das sind die Wandlungen Angelas, um die Spielhagen seinen interessanten Roman aufbaut. Die Einwendungen, welche die Kritik dagegen machen darf, laufen eigentlich in einem einzigen Punkte zusammen: es will mir scheinen,

als ob vieles in diesem Roman zu stark sei, als ob zu kräftige Mittel aufgeboten, und als ob diese zu gewaltsam verbraucht würden. In den Empfindungen, in dem Ausdruck derselben, in den Worten und Geberden dieser Individuen werde ich häufig an die Meininger erinnert.

Eine ganz ungewöhnliche Erregung beherrscht diese reizbaren Persönlichkeiten, die von einem latenten Fieber ergriffen zu sein scheinen, das jedem Augenblick zum Ausbruch kommen kann. Und das Fieber kommt in der That. „Ich glaube, Du sprichst im Fieber,“ sagt Angela zu Arnold Moor (II. 181), und in demselben Gespräch giebt Arnold Angela die Frage zurück: „Jetzt muß ich Dich fragen, ob Du im Fieber sprichst“ (II. 183). Ersterer spricht Spielhagen von Angelas „bis zum Wahnsinn überreizter Stimmung“ (II. 210); und an einem Hirnfieber stirbt Moor. Man ahnt diesen Ausgang, wenn man sieht, wie er sich bei der letzten Begegnung mit Angela geberdet: „Er stampft wüthend mit dem Fuße und knirscht ein wildes Wort durch die zusammengeklebten weißen Zähne. Sie steht noch immer in derselben Haltung, mit starren, wie verglasten Augen, ein Medusenlächeln um den stolzen verzerrten Mund; wie Schlangen ringeln die nassen aufgelösten Haarsträhne an den marmorbleichen Wangen herab.“

Auch Lady Ballycasile stirbt im Delirium, und auch ihr Ausgang ist vorherzusehen. Als die Baronin bei ihr für Angela spricht, wird die Lady so von dem Dichter geschildert: „In den schwarzen starren Augen der Lady suchte ein wilder Blick, aber das Lächeln auf dem verzerrten Munde blieb, und die tiefe, rauhe Stimme klang so dünn wie eine schlecht gespielte Flöte.“ Endlich erschrickt die Baronin über „das entseßliche Gesicht, das sie anstarrt und kaum noch dasselbe zu sein schien: um zwanzig Jahre gealtert, wie überzogen mit einem aschigen Grau, auf dem die Schminke gräßliche rothe Flecke machte; von der ganzen Person nichts geblieben als die schwarze Perrücke und die schwarzen Brauen und die schwarzen Augen, die aber auch ganz blöde dreinstierten.“ Daß hier der Wahnsinn schon sein unheimliches Zerstörungswerk treibt, ist ersichtlich. Das Ende ist denn auch gräßlich genug. Gordon schleudert die Briefe, die seine Mutter ihm gegeben und die Angela compromittiren sollen, in die Flammen. Die Gluth verzehrt das dünne Papier. „Das sehen die Anderen. Vor den Augen der Wahnsinnigen aber erfüllt die rothe Flamme das ganze Gemach, loht durch die Decke in den Himmel, schießt wieder erdenwärts und ist ein unabsehbares Meer von rothem Blut, dessen Ufer ihre Schädelwände sind und in dessen Wogen sie versinkt. Und will eine weiße Hand fassen, die allein sie retten kann — Angelas — und greift vorbei und sinkt und sinkt —“

Daß da die Stimme eines Dichters zu uns spricht, wer wollte das erkennen? Aber der Dichter hat uns eben schon zu stark zugelegt; wir möchten ihn fast um Gnade bitten und Schonung, möchten ihn ansehen, eine ruhigere, freundlichere Weise anzustimmen, denn diese starken Töne erdröhnen durch das ganze Werk.

Gleich zu Beginn sehen wir Arnold, nachdem er sich mit seiner Frau gezannt hat, in einem Zustande unglaublicher Ueberreiztheit. Rammi hat ihm ein bitterböses Wort gesagt. Er stürzt davon, und nun heißt es: „Er knirschte die Zähne aufeinander und schlug sich mit den geballten Händen vor die Brust — erschrocken weichen dem Silenden, den sie für rasend halten mochten, die wenigen Passanten aus, welchen er hier zwischen den letzten Häuschen der Gasse noch begegnete. Er bemerkte es und hielt an sich, um den Leuten kein Schauspiel zu geben.“ Das scheint mir viel zu stark. Soviel Selbstbeherrschung besitzt doch schließlich auch der exaltirteste Künstler, daß er nicht „den Leuten auf der Straße“ ein Schauspiel giebt, und sich nicht mit der Faust vor die Brust schlägt. Es ist eben alles zu stark — ich muß das eine Wort beständig wiederholen. Als Lady Ballycastle ihre Begleiterin im Bohn aus dem Zimmer schickt, heißt es: „Die rauhe Stimme der Dame war so heftig und laut geworden, daß das Krystallgehänge der Armleuchter auf dem Tische erzitterte.“ Als Angela sich ruhelos auf ihrem Lager wälzt, schreibt Spielhagen: „Schlafen! großer Gott! schlafen! — während die Pulse in den Schläfen hämmern, daß es schier den Donner übertäubt, der draußen tobt und kracht!“ Später, als sich Angela Vorwürfe macht, daß sie nicht menschlich nachsichtig und duldsam genug gegen ihren einstigen Geliebten Arnold gewesen sei, heißt es: „Ja, sie wußte es jetzt (daß er unglücklich durch sie geworden sei), als ob der Donner es ihr in die Ohren schmetterte, als ob die Blitze es ihr in's Herz bräunten, daß es da stehe bis an ihr Lebensende mit Flammenlettern: Durch Deine Schuld!“ —

Das alles erscheint mir, ich muß es noch einmal sagen, zu voll, zu kräftig, zu stark im Ausdruck!

Auch die Bildlichkeit Spielhagens hat dieselbe Eigenthümlichkeit. Für den Uebergang von der leidenschaftlichen Rede zur ruhigen wählt Spielhagen den Ausdruck: „Und nun wallte der brausende Strom in weichen kosenen Wirbeln.“ Als Lady Ballycastle sich in der Leidenschaft verräth, heißt es: „Da sprang denn freilich die Kaze des Geheimnisses aus dem sichern Schoße schändlichster Heuchelei.“

Ich rüge diese Ueberfülle nicht, die sich opferwillig und ganz verausgabte; ich habe sie hier nur zu bezeichnen als eine jener Eigenthümlichkeiten, die man bei gewissen Geistern nach der Goetheschen Weisung respectiren soll. Ein Verschweigen dieser Eigenthümlichkeit würde aber das Bild, das die Beschreibung von dem Romane Spielhagens geben soll, zu einem höchst unvollkommenen machen.

In sprachlicher Beziehung bietet die Spielhagen'sche Dichtung des Interessanten viel. Spielhagen, der des Wortes mächtig ist wie Wenige, hat einen Abscheu vor der sogenannten Schriftsprache. Um echtes Leben und Bewegung in seine Darstellung zu bringen, nimmt er aus der Sprache der Alltäglichkeit gewisse feste Wendungen, gegen deren Zulassung in die Sprache der Dichtung sich die akademischen Zöpfe mit aller Macht sträuben werden.

Die spaßhaften Uebertreibungen der Umgangssprache werden von ihm auch in die Dichtung ohne Bedenken hinübergenommen. Nanni erzählt uns, daß der Vater ihrer Freundin ganz außer sich gewesen über „das schrecklich viele Geld“, das für diesen oder jenen Zweck verausgabt worden sei. Miß Hlinch sieht Fräulein Pilz „lächerlich ähnlich“. Wendungen wie „entsetzlich unglücklich“, „verzweifelt wenig“, „furchtbar neugierig“, „ich freue mich schrecklich“, „schmählich durchgefallen“, „schrecklich angegriffen“ u. finden sich auf jeder zehnten Seite. Die Baronin hat aus ihrer pommerschen Heimat einige lebenswürdige Provinzialismen sich erhalten. Sie spricht von „Gören“, von einem „alten Gereff“, von einer „mallen Person“; sie findet das Eine „quatsch“, das Andere „dämlich“, sie „kriegt es mit der Angst“. Sie sagt: „Na denn man zu!“ „Passen Sie Achtung!“ u. Sie wendet das „man“ überhaupt in der eigenthümlichen Bedeutung an, die nur im Norden recht verstanden wird: „mit der und der Sache ist es man schwach!“ Diese volksthümlichen Ausdrücke und Wendungen, welche für die Person, die sie gebraucht, selbst sehr charakteristisch sind, und überhaupt ihren Werth und ihren Reiz haben, für die Schriftsprache zu verwerthen, erscheint mir als ein zweifelloses schriftstellerisches Recht. Der Vortrag erhält dadurch eine merkwürdige Natürlichkeit und ein kräftiges Colorit.

Diesen dem Volksmunde abgelauschten Wendungen gegenüber wirken die pretiösen, wie sie zum Glück bei Spielhagen nur sehr selten vorkommen, um so befremdlicher. Von dieser Gattung ist mir nur ein Beispiel aufgefallen: von dem Weibe heißt es einmal, es sei das „creatürlichste Geschöpf“, man könnte eben so gut sagen: „die geschöpflichste Creatur“, ohne daß es darum besser oder schlechter würde.

Aber bei der Betrachtung der Einzelheiten sind wir nun lange genug stehen geblieben, — so lange, daß wir darüber fast den Ueberblick über die Gesamtheit eingebüßt haben. Betrachtet man indessen die Einzelheiten, so ist es ja natürlich, daß diejenigen besonders in's Auge fallen, die zu einer Auseinandersehung veranlassen, die zum Widerspruche reizen; und aus diesem Grunde läuft eine jede Kritik, die sich mit dem Einzelnen befaßt, Gefahr, dem Dichter, auch nach der Auffassung des Kritikers, nicht mehr gerecht zu werden:

Wenn wir die gesammte Dichtung „Angela“ betrachten, so ist diese nur geeignet, unsern Respect vor dem mächtigen Talente Friedrich Spielhagens zu steigern. Wir staunen über diesen Reichthum der Erfindung; wir sehen im Geiste den Dichter, wie er sich immer nur abmüht, den Stoff, der aus der nie versiegenden Quelle seiner üppigen Phantasie von allen Seiten auf ihn zufließt, einzudämmen, zu bewältigen; und in der Bewältigung dieses Stoffes ist Spielhagen ein wahrer Meister. Kaum einer beherrscht das überreiche Material, über das er gebietet, mit so vollkommener Sicherheit wie er. Es ist erstaunlich, zu beobachten, wie er die eine Gruppe verläßt und die andere herbeiführt, um im nächsten Augenblicke jene wieder zur

Action heranzuziehen. Er ist der absolute Herr über seine Geschöpfe; er gebietet über sie wie der Stratege über die manövrirenden Massen.

Von allen Spielhagen'schen Romanen ist „Angela“ vielleicht der vollste und bestcomponirte. Wenn Friedrich Spielhagen auch zu starke Register gezogen hat, so läßt sich doch nicht verkennen, daß es ein hehrer dichterischer Hymnus ist, den er uns giebt; und will er einmal sanftere Weisen erklingen lassen, so giebt er uns eine Scene wie das Prachtstück: Angela mit den Kindern Moors spielend — ein Meisterwerk poetisch zarter Empfindung und künstlerisch feiner Darstellung. Ueberhaupt verläßt uns niemals das Gefühl, daß ein bedeutender Dichter zu uns spricht; und selbst jene Eigenthümlichkeiten, mit denen sich dieser und jener nicht einverstanden erklären mag, sind immer nur Idiotismen eines Dichters, sind niemals Mängel und Unzulänglichkeiten. Angela ist — man mag dagegen noch so viel einzuwenden haben — trotz alledem und alledem ein charakteristisches Denkmal unserer nervös erregten Zeit, unserer Unruhe, unseres Hastens und Drängens, — ein Werk, wie es nur geschaffen werden konnte von dem wahren Dichter des modernen Lebens und der Großstadt.





Illustrierte Bibliographie.

Spamers Name ist unter denen der Leipziger Verleger einer der volkstümlichsten — man schaffte nicht umsonst für drei Generationen von Kindern nach einander Unterhaltungsstoff.

Wer von den Jüngeren entsinnt sich nicht, in seiner Kindheit dies oder jenes der Spamer'schen Bücher gelesen zu haben? Ganz Deutschland kennt sie mit ihrer charakteristischen, einheitlichen Ausstattung, deren Typus trotz mancher Verbesserungen im Einzelnen alle die Jahre der gleiche geblieben ist.

Ein Verlagsbericht aus dem Jahre 1872 — zur Feier des fünfundsiebenzigjährigen Bestehens des Verlages ausgegeben — giebt die Anzahl der bis dahin hergestellten Werke auf ungefähr 350 und die der verkauften Bände auf rund drei Millionen an — Summen, die in der seitdem verstrichenen Zeit jedenfalls erheblich gewachsen sein mögen.

Und doch schon damals Summen, über deren Größe man erstaunt. So viel in dem kargen Deutschland! — Freilich die Erklärung für diesen seltenen Erfolg findet sich leicht genug: das ganze Geheimniß liegt darin, daß der Verleger stets darauf gesehen hat, jedes Buch möglichst billig auf den Markt zu bringen. Während im Durchschnitt deutsche Bücher einen geradezu unvernünftig hohen Preis haben, verkauft er seine Illustrationswerke für wenige Mark.

Natürlich wurde das Unternehmen, den damals noch ziemlich schwach entwickelten Holzschnitt durchgängig zur Illustration zu verwenden und die Billigkeit der Preise durch Massenabsatz wieder hereinzubringen, nicht sofort vom Gelingen begleitet. Dieß

*) Aus Kießmies „Große Kinderwelt“. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

man jenen Verlagsbericht, der unter anderem auch eine ausführliche Geschichte des Verlages enthält, oder C. Michaels hübsches Buch Ein deutsches Buchhändler-heim (Leipzig, Otto Spamer), so findet man eine lange Geschichte harten Ringens und unendlicher Widerwärtigkeiten, die eine nach der anderen unerwartet eintreten. Nicht bloß das gewöhnliche Auf und Nieder des Geschäfts, auch Krieg und Brand und sonst allerlei förmlich romantische Dinge spielen ihre Rolle. So hat zum Beispiel der junge Spamer, nachdem er durch die Schule des unvergessenen J. J. Weber, des mächtigsten Förderers des Holzschnittes, gegangen, kaum sein eigenes Geschäft begründet, als der Sturmwind von Achtundvierzig daherbraust und ihm das kaum gefügte Dach über dem Kopf zusammenwirft. Nicht nur ihm, sondern auch Frau und Kindern, die nach gut deutscher Regel natürlich auch schon vorhanden sind. Für den Buchhandel war das keine Zeit, und so beginnt Spamer Krämerei buntester Art: mit Druderschwärze, Siegellack und allem Möglichen, auch mit Perfishchem Insectenpulver, mit dessen Segnungen er zuerst Norddeutschland bekannt gemacht hat.

Die Einführung desselben muß wirklich einem der bekannten dringenden Bedürfnisse entsprochen haben, denn der Absatz war ein guter, und 1851 wendet Spamer sich wieder ausschließlich dem Buchhandel zu. In jene Zeit fallen die Pläne zu allen den umfangreichen Büchererlen, an deren Vervollständigung noch jetzt, nach dreißig Jahren, rastlos gearbeitet wird: der Jugendschriften jeder Art und jeder Altersstufe, des Buches der Erfindungen u. s. w.

Und nun ging es langsam aufwärts. Hin und wieder trat noch ein Rückschlag ein — selbst aus dem Jahre 1870 wird berichtet, daß die Kriegserklärung schwere Verlegenheiten bereitet habe — aber trotzdem nahm das Geschäft von Jahr zu Jahr zu. Wer jetzt nach Leipzig kommt, der kann in der östlichen Vorstadt ein riesiges Häuserquadrat mit stattlichen Fronten sehen — Spamers Hof. Das ist das Heim des Verlages, wo alle die Tausende von Bänden hergestellt werden. Druckerei, Holzschnitt-alekters, Buchbinderei, große Reactions- und Versendungsräume: Alles ist in diesem Complexe vereinigt. — —

Ja, es ist ein außerordentlich reiches Leben, worauf Otto Spamer zurückblicken kann. Und in dem Augenblicke, wo diese Zeilen in den Druck gehen, liegt wenigstens ein Gebiet seiner Thätigkeit, und das bedeutendste, abgeschlossen hinter ihm. Am ersten October ist Otto Spamer aus dem Verlagsgeschäfte ausgetreten und hat die Leitung desselben seinen Nachfolgern übergeben. Nur Franz Otto verbleibt noch in Verbindung mit jenem — mit anderen Worten, Spamer will sich, mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit ausschließlich auf das schriftstellerische Schaffen beschränken, dem er schon seit Jahren unter der Maske jenes bekannten und geschätzten Federnamens seine freien Stunden gewidmet hat, denn dieser Mann ist in der That ein Wunder an unermüdblicher Leistungsfähigkeit. Man sollte meinen, es sei eine recht hinlängliche Aufgabe, jahraus jahrein Manuscripte zu lesen, Zeichnungen und Holzschnitte zu prüfen, die Anfertigung und den Vertrieb vieler Tausende von Bänden zu überwachen. Aber nein, so ganz beiher, wenn für Otto Spamer die Feiertagsglocke — wohl spät genug! geläutet hatte, oder wenn Krankheit ihn zu der mehr kaufmännischen Arbeit unfähig machte, schrieb Franz Otto Buch auf Buch, und hat es zur Zeit bis auf die beträchtliche Anzahl von vierundzwanzig Werken gebracht. Man möchte auch ihn fragen, wie jener den großen Mirabeau, ob sein Tag eigentlich mehr als vierundzwanzig Stunden habe.

Es ist hier nicht der Raum, weder auf eine Würdigung Franz Otto's noch auf eine solche Otto Spamers ausführlich einzugehen. Auch den tüchtigen Patrioten, der sich stets thätig bewährt hat, können wir hier nicht ehren. Aber man kann es wohl sagen, daß man nicht ohne warme Theilnahme einen Mann von seiner Arbeit scheiden sieht, der so treffliches geleistet hat. Mit ihm geht der letzte jener drei genialen Buchhändler, die lange in Leipzig gleichzeitig für die volksthümliche Literatur gewirkt haben. Zuerst starb Ernst Reil, der Begründer der ersten wirklich populären Wochenschrift, dann

J. J. Weber, der den Holzschnitt zuerst wieder planmäßig und gewissenhaft zur Illustration von Zeitschriften verwendet hat, und nun geht auch noch Otto Spamer: drei herbe Verluste in so wenigen Jahren. —

Wir haben erst vor Kurzem einige Proben aus der Spamer'schen Illustrierten Weltgeschichte veröffentlicht und bei dieser Gelegenheit auch die Principien jener Illustrationsweise zu charakterisieren versucht. Die Blätter, die wir heute veröffentlichen, bestätigen wieder, daß in den Spamer'schen Ateliers Zeichner sowohl, wie Holzschnneider sehr geschickt arbeiten. Allerdings sind dieselben aus Kinderbüchern entnommen, und man muß seine Ansprüche diesem Maßstabe anpassen. Denn wenn für Kinder



Aus Otto's „Unter Riesen und Zwergen“. Zeichnung von B. Mörlins.
Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

auch nur das Beste nur gut genug sein soll, so muß man doch bedenken, daß man, um sie, in deren Händen Alles so sehr vergänglich ist, zu beschützen, immerhin nicht große Capitalien anlegt. Und Erdmann Wagners Bild zu C. Michaels Bearbeitung von Tausend und einer Nacht ist zum Beispiel schon gar so übel nicht und zeigt einen Künstler von Talent. Albert Richters Illustration zu Anton Dorn's Weisem Falken, ist gleichfalls recht gelungen und das plaudernde Riesenpärchen (aus Unter Kobolden und Unholden von Franz Otto) ist ein Blatt, das äußerst achtungswerthes Können verräth. Besonders prächtig ist aber F. W. Heine's Zeichnung zu J. J. Liebes Für die frohe Kinderwelt: der Gnom, der den Bart zwirbelt, bereit das Licht zu löschen, sobald die — etwas Kaulbach'sche — Mutter ihr Sprüchlein beendet, dem auch er aufmerksam lauscht, ist ein gar zu behaglicher Kerl.

Sein besonderes Lob verdient übrigens auch der Holzschnitt. Man ist wirklich überrascht zu sehen, wie die Spamer'schen Ateliers, die stets in dieser Technik ihren

Platz sehr gut ausgefüllt haben, darin von Jahr zu Jahr vollkommener werden. Die Ausführung ist sehr sauber, ohne jemals kleinlich zu werden: der Baumschlag auf dem Indianerbilde, die Schatten in der Scene aus dem Orient und die Wiedergabe der Holzschnitzerei auf dem Gnomenbilde, das sind Dinge, die genau anzusehen sich schon verlohnt. Und der kräftige, einfache Strich auf dem vierten Blatte zeigt vollends ein geschmackvolles Auge und eine feste Hand: dieser Holzschnitt ist in gewissem Sinne der Beste von Allen.

Das kleine Blättchen endlich, das wir hier mit abdrucken, soll beweisen, daß Spamer auch sonst mit seiner Zeit fortschreitet, und daß er auch den schon mehr typographischen Schmuck seinen Büchern reichlich mitgiebt. Schon seine Geschäftsmarken sind überaus gefällig: man trifft ihrer nicht allzuoft so hübsche, wie er sie in großer Anzahl führt. Von Initialen findet man bei ihm natürlich alle Arten und alle Stile: strenge



Aus Ohorn's „Weiße Falke“. Zeichnung von Albert Richter.
Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

romanische Majuskeln, gleich jener, die unsere letzte Bibliographie brachte, und in anderen Werken wieder modern phantastische Buchstaben.

Zum Schluß sei noch einiger theilweis älterer Spamer'scher Jugendschriften gedacht, die in neuen Ausgaben ausgegeben werden. Da ist zunächst Marie Leske's Spielbuch für Mädchen (8. Auflage), das 600 Illustrationen und die beinahe unglaubliche Anzahl von 2000 Anleitungen zu verschiedenen Spielen enthält. Für die reifere weibliche Jugend ist E. Michael's Mann mit der Wünschelruthe, Rings um die Welt und Clara Cron's Eva (2. Auflage) bestimmt: alle drei Bücher sind anmutig geschrieben und reich illustriert. Für die Buben hat Spamer zunächst den Robinson nach Daniel de Foë (nicht nach dem weisheits-triefenden Campe!) von E. F. Leuchhard und Franz Otto bearbeitet (7. Aufl.) und Die Buschjäger von Franz Otto. Dem reiferen Alter, das sich nicht mehr gradezu nach Wilden und Bestien sehnt und geschichtliche Darstellungen



Aus „Tausend und Eine Nacht“. Zeichnung von Erdmann Wagner.
Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

bevorzugt, entspricht Kaiser, König und Papst, eine Geschichte aus der Hohenstaufenzeit von Richard Roth (2. Aufl.), deren sehr ansprechende Illustrationen einem italienischen Werte entnommen zu sein scheinen — wir haben schon früher einmal angedeutet, daß Spamer vorurtheilsfrei genug ist, auch aus fremden Verlagswerken die besten Blätter zu erwerben, wie er anderseits aus seinem reichen Schatz von Holzschnitten denselben Stof bisweilen mehrfach verwerthet. Gleichfalls in zweiter Auflage liegt R. Volkmanns Waffenschmied von Frankfurt vor — eine Erzählung aus der Zeit des falschen Waldemar, zu deren Illustrirung hauptsächlich die den Lesern dieser Zeitschrift schon bekannten B. Mörlins und F. Vogel mitgewirkt haben. Franz Otto bringt endlich in dritter Aufl. sein Tabackscollgium (illustrirt von Albert Kretschmer) und in sechster das beliebte Buch Der große König und sein Rekrut. Dies letzte ist uns besonders sympathisch. Nicht nur darum, weil es sehr hübsch geschrieben ist — wohl das beste Werk des Verfassers — und sehr geeignet, das Bild des großen Fritz grade mit allen seinen schönen menschlichen Zügen in die Knabenseele einzuprägen, sondern auch weil es einen großen Theil von Menzels Zeichnungen zu Kuglers Biographie Friedrichs des Großen enthält. Zeichnungen von Menzel sind immer eine unschätzbare Pierde für ein Buch, und Knaben dieselben vorzuführen, ist ein gutes Werk, denn diese können kaum etwas einfach schöneres sehen. Aber grade diese Blätter Menzels haben eine besondere Bedeutung: der große Preußenzeichner, der Vater der modernen Illustration, ist mit ihnen zuerst vor das große Publicum hingetreten, und wir datiren von ihrem Erscheinen eine wichtige Epoche. Ihr Werth dauert für alle Zeiten, und deshalb ist es gut, wenn das nachwachsende Geschlecht sie von klein auf kennen und lieben lernt: sie müssen eine der Erinnerungen bilden, die sich nie verwischen, grade wie Ludwig Richters Zeichnungen und wie jedes classische Werk unserer verschiedenen vaterländischen Künste. In Kuglers Buch erfüllten sie diesen Zweck nur schlecht; denn so vortrefflich es in vieler Beziehung ist: es ist doch ziemlich trocken geschrieben und erst für einen recht reifen Geschmack zugänglich. Deshalb begrüßen wir sie in Spamers Buche mit immer neuer Freude. —

Das ist eine stattliche Anzahl von Jugendschriften, und hoffentlich wird man darunter manches finden, was man in der nahenden Weihnachtszeit brauchen kann. Es müßte wenigstens schon ein sehr verwöhnter Geschmack sein, dem nichts davon zusagte. Und so nehmen wir denn für heute Abschied von Spamer: von dem Buchhändler wohl für alle Zeit — dem Schriftsteller werden wir hoffentlich noch recht oft begegnen und den Erzeugnissen des von ihm begründeten Geschäftes sicherlich desgleichen.

• **Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften** von F. H. von Hefner-Altened. Frankfurt a/M., Heinrich Keller.

Die Schöpfung dieses Buches ist eines der stolzeften Blätter in der Geschichte des deutschen Buchhandels. Als es geplant wurde, im Jahre 1840, in jener öden, armen Zeit, da herrschten solche Zustände, daß der große Verleger, an den Hefner sich zuerst wendete, seine Theilnahme an die Bedingung knüpfte, daß das Buch anonym und als ein englisches Werk erschiene. Natürlich brach Hefner die Verhandlungen ab, und er hat denn doch noch Verleger gefunden, die mehr Nationalgefühl besaßen und für die Ehre ihres Volkes auch vor einem vergrößerten Wagniß nicht zurückscheuten. Jene Thatfache aber soll man sich merken: sie wirft ein seltsames Licht auf die Zustände vor 48, deren Segnungen man uns ja mit aller Gewalt zurückführen will. — Seitdem ist der Hefner-Altened als das beste und vollständigste Werk anerkannt worden, das überhaupt über Geschichte von Tracht und Geräth geschrieben worden ist. In der jetzt erscheinenden zweiten Auflage sind nämlich diese beiden Gebiete, die früher getrennt behandelt worden waren, zusammengezogen. Doch das ist nicht die einzige Aenderung, die mit diesem Buche vorgenommen ist: denn außer dieser praktischen Vereinfachung

ist der Umfang des ganzen Werkes bedeutend erweitert worden: es wird nunmehr die Zeit vom frühesten Mittelalter bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts umfassen, während die erste Auflage mit dem 16. Jahrhunderte abbrach. Natürlich sind auch sonst Verbesserungen geringerer Natur vorgenommen, Unächtes ausgeschieden, bessere Beispiele eingeschoben worden. So bietet denn das Werk, das bekanntlich nicht comp-



Aus „Trachten der Völker“ von Kretschmer. Verlag von J. G. Bach.

nirte Illustrationen, sondern Facsimilezeichnungen alter Darstellungen enthält, das beste Bild von den Erscheinungsformen der vergangenen Zeiten. Zur Illustrirung sind wiederum Kupferstiche verwendet worden; nur sind dieselben nicht wieder mit der Hand ausgemalt, sondern im Buntdrucke hergestellt worden — eine Technik, worin Deutschland bekanntermaßen von keinem anderen Lande erreicht wird. In der That beweisen diese, von August Osterrieth in Frankfurt a/M. gedruckten Tafeln, bis zu wie hoher Stufe sich dieselbe gegenwärtig erhoben hat. Sie giebt das kleinste Muster wieder und täuscht die Aquarelle so vollkommen nach, daß man genau hinschauen muß, will

man sich von der mechanischen Herstellung überzeugen. Andererseits kommt trotzdem der Kupferstich, wo es nöthig ist, vollkommen zu seinem Rechte und zu deutlicher Wirkung jeder einzelnen Linie: Mit einem Worte, der Druck verdient das höchste Lob. Daß dasselbe von der Gebiegenheit und Faßlichkeit des streng sachlichen Textes gilt, ist selbstverständlich. Und so wünschen wir denn dem Werke, das jetzt bei der 21sten seiner 120 Lieferungen angelangt ist, das gedeihlichste Fortschreiten und großen Erfolg — an Anerkennung wird es demselben, dessen Vorzüge noch immer unerreicht sind, gewiß nicht fehlen. Wohl auch nicht an Theilnahme: denn es ist glücklicherweise nicht auf Deutschland allein angewiesen, sondern hat sein internationales Publicum. Wer auf dem Gebiete, das es behandelt, irgend ein Wort mitreden will, der muß es besitzen oder mindestens sehr gründlich studirt haben — und auch abgesehen von solchen Käufern finden sich gewiß Viele, die ein Werk von so classischer Schönheit als einen unentbehrlichen Bestandtheil ihrer Bibliothek ansehen.

Eine andere Costümgeschichte **Kretschmer**=**Mohrbach's Trachten der Völker** (Leipzig, J. G. Bach) steht gegenwärtig bei dem 17. Hefte, welches das 14. Jahrhundert behandelt. Diese ist allerdings nicht mit der vornehmen Pracht des **Hefner**=**Alteneck** ausgestattet, aber sie bildet immerhin ein sehr ansehnliches Werk und bietet gründliche Belehrung. Ihr Text, dessen Verfasser Mohrbach ist, besteht nicht aus einer einfachen Erklärung der Tafeln, sondern läuft im Zusammenhange fort und giebt methodische Uebersichten von Tracht und Geräth einer jeglichen Epoche. Ja er ist sogar nicht ohne einen eigenthümlich pikanten Reiz: der Verfasser liebt es, häufig einmal einen Seitenblick auf die Mode des Tages und der letzten Tage überhaupt zu werfen — zu Vergleichsamen auf diesem Gebiete giebt es ja heutzutage, wo die großen Pariser Schneider ihre Zeichner zum Studiren in das Louvre und in die Nationalbibliothek schicken, Gelegenheit genug. Von den Illustrationen, die übrigens bunt sind, bringt unsere Bibliographie eine Probe in zinkotypirter Verkleinerung. Wie auf diesen beiden Reihen anmuthiger Frauengestalten, so hat Kretschmer auf allen Blättern seine Figuren in Gruppen vereinigt. Die natürliche Folge ist, daß er nicht wie Hefner völlig getreue Nachbildungen alter Darstellungen giebt, sondern seine Figuren frei componirt — was selbstverständlich der geschichtlichen Wahrheit seiner Trachten keinen Abbruch thut. Ja manchem wird diese Methode nicht nur bequemer, sondern auch gefälliger erscheinen als die Hefners: denn um sich etwa nach einer romanischen Miniature eine Vorstellung von dem darauf dargestellten Gewande zu machen, dazu gehört nicht nur Nachdenken, sondern auch ein ziemlich geübtes Auge. So bildet dieses Werk, das übrigens auch das Geräth gebührend berücksichtigt, eine für ein anderes Publicum berechnete, in seiner Art aber ebenso berechnigte Parallele zu dem Hefners: was dieser für den Gelehrten ist, das will jenes für den Mann der Praxis, den Maler, den Costümzeichner u. s. w. leisten.

Ein drittes Werk gleichen Inhalts, **Jakob von Falles vortreffliche Costümgeschichte der Culturvölker** (Stuttgart W. Spemann), das gegenwärtig bei der zwölften Lieferung. (Louis XIV., französische Mode) steht, wendet sich nicht an den Fachmann, sondern an die weitesten Kreise. Schon der Text — glänzend geschrieben, wie man es von dem bekannten Verfasser gewohnt ist — ist weit allgemeinerer Natur und zieht dafür, daß er durchaus nicht so in das Einzelne geht, förmlich schon ein Stück Culturgeschichte in den Kreis seiner Betrachtung. Die Holzschnitte sind recht gute Wiedergaben älterer Darstellungen. Dem großen Publicum, dessen Costümkunde meist recht nebelhafter Art ist und größtentheils aus brockenweise zusammengelesenen Feuilletons mit jämmerlichen Illustrationen geschöpft wird, kann dieses Buch nicht dringend genug empfohlen werden.

Die Lösung der Hallensteinsfrage von Scheff. Leg. 8. XXIII und 524 S. Berlin, 1881, Th. Hofmann.

Das Erscheinen der Hallwich'schen Publication, welche dem Publicum zum ersten

Male die Correspondenz Wallensteins selbst aus seinen beiden letzten Lebensjahren in authentischer Form zugänglich machte, mußte naturgemäß als eine neue Etappe in der Wallenstein-Literatur angesehen werden, indem die Frage über die Schuld oder Unschuld Wallensteins an seinem tragischen Untergange dadurch endgiltig zu seinen Gunsten entschieden wurde*). Die Frage, welche nunmehr vor Allem in den Vordergrund des Interesses trat, war die nach den nunmehr auf anderer Seite zu suchenden Ursachen der furchtbaren Katastrophe, welcher der echt nationale Feldherr erlag. Mit Benutzung der Hallwisch'schen Publication hat Schöbel in dem vorliegenden Buche diese Frage zu lösen unternommen; er meinte, wie aus dem Titel selbst sich ergibt, hiermit die Wallensteinfrage selbst erledigt zu haben. Und zwar glaubt er das gesammte Complot, welchem Wallenstein erlag, auf die Wirksamkeit eines einzigen Mannes zurückführen zu können, auf die des Grafen Slavata. Die Hauptargumente, mit denen er zu diesem Behufe argumentirt, sind psychologischer Art. Wir müssen bekennen, daß wir einem Werke, welches ein großes weltgeschichtliches Ereigniß auf die geheime, der Mitwelt verborgene Thätigkeit einer einzelnen Persönlichkeit zurückführt, von vornherein mit einigem Mißtrauen gegenüberstehen.

Gleichwohl mußte des Werks, welches mit dem Anspruche auftrat, die Wallensteinfrage definitiv gelöst zu haben, einer eingehenden Prüfung unterzogen werden, welche unser Mißtrauen gegen die Art der Beweisführung bis zu einer gewissen Grenze bestätigte. Wir haben durch Ranke's classische Darstellung der Katastrophe Wallensteins die Ueberzeugung in uns aufgenommen, daß nicht einzelne persönliche Motive den gewaltigen Mann gestürzt haben, daß vielmehr in dem natürlichen Gegensatz der beiden Gewalten selbst die Ursache zu ihrem Conflict gegeben ist: ein Fürst, der zu Gunsten seines Feldherrn auf fast alle Rechte der Souveränität verzichtet, muß mit demselben über kurz oder lang sicher in einen Conflict geraten, welcher nur eine mehr oder weniger gewaltsame Lösung zuließ. Daß Slavata an den Verdächtigungen, welche in dem Streben, Wallenstein zu stürzen, namentlich von Seite der deutschen Kurfürsten verbreitet wurden, Theil gehabt hat, ist allerdings von Schöbel erwiesen; doch hat derselbe dabei weit über das Ziel hinausgeschossen. Ausgehend von einem einzigen größeren und einigen kleineren Actenstücken, welche unzweifelhaft von Slavata herrühren, hat er dann von fast allen gleichzeitigen Documenten, welche eine Wallenstein feindliche Gesinnung zur Schau tragen, behauptet, daß sie von Slavata herrühren, den Beweis hierfür ist er aber völlig schuldig geblieben. Aus der Thatfache, daß in ihnen dieselben Anklagen gegen Wallenstein wiederkehren, wie in dem unzweifelhaft Slavata'schen Elaboratum, kann doch nur gefolgert werden, wie verbreitet diese Anschauungen waren oder vielmehr wie sie nach der vollstreckten Execution geistlichlich von dem kaiserlichen Hofe verbreitet wurden, nicht aber, daß sie alle von Slavata herrühren. Bei den meisten sind wir vielmehr trotz der Schöbel'schen Argumentation oder vielleicht sogar in Folge derselben vom Gegentheil überzeugt. Wir können daher eine wesentliche Förderung der großen Frage, um deren Lösung es sich handelt, in dem Buche nicht erkennen, dessen hauptsächlichste Bedeutung wir vielmehr in den hier zum ersten Male publicirten Actenstücken, welche auf die Geschichte Wallensteins Bezug haben, erblicken.

Frei frau von Bunsen, von F. C. Augustus Hase. Ein Lebensbild aus ihren Briefen zusammengestellt. 2 Bände. 8. X. u. 749 S. Gotha, 1881, F. A. Perthes. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. Mf. 14.

Als vor mehreren Jahren das Leben des Freiherrn von Bunsen, von seiner Gattin geschrieben, in deutscher Uebersetzung auch unseren Leserkreisen zugänglich gemacht wurde, mag bei Manchen ein mehr wie vorübergehendes Interesse für die Frau erwacht sein, der es gegeben, ihrem Manne ein solches Denkmal der Liebe zu

*) Wir werden in nächster Zeit über die Resultate, welche sich aus diesen Publicationen evident ergeben, einen ausführlicheren Aufsatz bringen.

errichten. — So bringt das vorliegende Lebensbild vielleicht für jene die Beantwortung mancher Frage, indeß es für andere, die das Glück hatten, in näheren Freundschaftsbeziehungen zu der Dahingeschiedenen zu stehen, viele theure Erinnerungen wachruft, manche Lücken ergänzt. Doch für einen noch weiteren Leserkreis eignen sich diese Blätter. — Das Buch, welches in so lebensvoller Weise das Bild eines auf christlicher Grundlage fußenden und sich gesund und harmonisch entwickelnden Familienlebens entwirft, verdient die Beachtung auch anderer weiterer Kreise. Wo auch der Schauplatz sich befindet, auf den der Gang der Handlung uns führt — von der Heimath in dem verborgenen englischen Landhaus bis hinauf auf das römische Capitol; in den vollen Sonnenschein eines fast vollkommenen Erdenglückes und reichen geistigen Genießens; in die Paläste der Großen dieser Erde; in das beschauliche Leben deutscher Universitätsstädte, oder die stillen Thäler der Schweiz und des Schwarzwaldes; in Freud und Leid in frohen und trüben Tagen —: es ist ein wohlthuender und erhebender Eindruck, den wir empfangen.

Eberhard Birngiehl, Johannes Huber. 8. VIII und 336 S. Mit Portrait. Göttingen, 1881, Friedrich Andreas Perthes. M 6. —

Diese Schrift zerfällt in drei Haupttheile: 1. Darstellung und Entwicklung des Charakters und Geistes von Johannes Huber durch das Studium und in Folge äußerer Einflüsse; 2. Darstellung der Kämpfe Hubers für eine ideale Erfassung von Welterschöpfung und Menschendasein und der daraus sich ergebenden Forderungen auf dem religiösen, socialen und politischen Boden; 3. Darstellung von Hubers idealer Weltanschauung. Der Abschnitt: „Im Kampf für Licht und Wahrheit“ stellt Huber mitten in die bedeutungsreichen Kämpfe der Gegenwart. Bekanntlich hat in den letzten Jahrzehnten die Naturwissenschaft eine durchaus materialistische Richtung genommen, welche Richtung vorzüglich dadurch genährt worden ist, daß die Darwinsche Selectionstheorie nicht nur in eine Zeit fiel, in der man bereits den religiösen Indifferentismus und den Atheismus als die nothwendige Beilage der modernen Bildung betrachtete, sondern noch überdies in ihrer Bedeutung für die Erkenntniß der Schöpfung überhaupt von den meisten Naturforschern weit überschätzt wurde. In diesem Punkte greift Huber die Frage auf und wahrt das Recht der philosophischen — der idealen Welterfassung gegen die materialistisch-naturwissenschaftliche, indem er der Darwinschen Selectionstheorie die Entwicklungstheorie, den naturalistischen Weltmechanismus, den philosophischen Weltorganismus entgegensetzte. Der Kampf gegen diesen Naturalismus war aber bei Huber nicht bloß ein Kampf für die Wahrheit um der Wahrheit willen, sondern auch ein Kampf für die Sicherung der so schwer errungenen modernen Cultur- und Staatsordnung. Er sah längst die schweren Folgen voraus: das Wachsen des Ultramontanismus resp. die Ueberwucherung des religiösen Mechanismus in der Kirche, sowie das Haschen nach möglichst großem Genuß auf materialistischer Grundlage, welches immer größere Kreise der Gesellschaft ergreift, setzte Huber in den innigsten Zusammenhang mit der Zunahme der materialistischen Auffassung des Menschendaseins. Der Ultramontanismus wurde in unseren Tagen nur deshalb so mächtig, weil ihn in seinem Bestreben, zwischen Glauben und Wissen eine Scheidewand aufzubauen, um seine Forderung des „Verstandsofers“ zu rechtfertigen, die vom Materialismus beeinflusste Wissenschaft unterstützt hat. Gerade aber in der Versöhnung von Wissen und Glauben und nicht in dem Aufreißen einer unüberspringbaren Kluft zwischen beiden sah Huber die einzige Rettung der modernen Gesellschaft, der modernen Cultur- und Staatsordnung, und es war ihm eine wahre Herzensangelegenheit, die höchsten Probleme der Menschheit, die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit nicht nur für die „Völkergläubige“ Menge, sondern auch für den denkenden Theil in der Menschheit zu sichern. Nicht um den bereits bestehenden kirchlichen Corporationen eine neue, ebenso abgeschlossene gegenüberzustellen, hatte Huber seine frühere literarische Opposition gegen das Concil auf den

Boden des Volkslebens verpflanzt, sondern um Boden zu gewinnen für immer größere Ausdehnung und Anerkennung des Geistes der Versöhnung von Glauben und Wissen. (S. 161.) Von diesem hohen idealen Standpunkte aus behandelte Huber auch die sociale Frage. In der Irreligiosität und was damit zusammenhängt, in dem Zweifel an den Factoren des Rechts und der Moral in der thatsächlichen Welt erkannte Huber die tiefe Wunde der Gesellschaft. Es stand für ihn fest, daß ohne die Wiedergewinnung einer religiös-sittlichen Grundlage für das Volk alle andern Veruche, von der modernen Gesellschaft eine in ihren Folgen gar nicht abzusehende Katastrophe abzuwenden, sich als ungenügend erweisen dürften. Der letzte Abschnitt: „Eine ideale Weltanschauung“ (S. 213 ff.) bildet ein Ganzes für sich. Huber bewährt sich darin als ein „Apostel der Willensfreiheit“; er schafft dem freien Geiste Raum am Ein- und Ausgang der menschlich begriffenen Weltanschauung und er macht ihn überhaupt zum schöpferischen Princip alles Mechanischen in der Welt. Wir können sagen: Huber setzte sich selbst, seine volle Persönlichkeit gegen den bloßen Naturmechanismus ein. Eine ebenso ideale als energiegelasse Persönlichkeit tritt uns in Huber entgegen, was H. von Schmid seinem vorangegangenen Freunde nachrief, hat Geltung allezeit:

„Nun ist so frühe schon das Herz gebrochen,
Das edle Herz, daß überquellend Bochen
Mit soviel Liebe für die Menschheit schlug!
So plötzlich ist die starke Hand erkaltet,
Die, ach, so gern den Weltkampf umgestaltet
Zu einem Glücke sonder Flucht und Trug.
Du starbst, ein Mann, der fest in Haß und Lieben
Als Sohn des Volks ein Mann des Volks geblieben.“

* **Künstlerlexikon der Gegenwart** von Hermann Alex. Müller. Leipzig Bibliographisches Institut.

Für jeden, der bisweilen in den Fall kommt, über einen der gegenwärtig schaffenden Künstler schnell alle Daten zu brauchen, ist dieses Handbuch dringend zu empfehlen. Ueber die Älteren Künstler findet man ja überall reichlich Bibliographie, über die lebenden dagegen hält es häufig schwer, etwas Zuverlässiges zu erfahren. Allerdings, wie es mit Werken der Art geht, ist eine absolute Vollständigkeit nicht zu erreichen gewesen. Das liegt schon an dem Stoff, der immerfort im Fließen, Auftauchen und Verschwinden ist. Und dann singt der Herausgeber in der Vorrede auch noch ein gar bewegliches Klage lied von unbeantwortet gebliebenen Anfragen — nicht bloß im Auslande, sondern auch in unserem Deutschland. Ob im letzteren Falle die Thatsache auch häufig auf übel angebrachter Bescheidenheit beruhen mag, beklagenswerth bleibt sie doch. Dem gegenüber ist es immer noch zu verwundern, daß der Stoff relativ doch noch so vollständig gesammelt ist: man kann ziemlich lange suchen, ehe man — meist unter den jüngeren — ein Talent übersehen fände. Dabei sind die gebrachten Daten (so weit man das eben controlliren kann) durchaus genau, und die kurzen Bemerkungen über die Künstler, so weit sie sich nicht überhaupt rein auf das gewissermaßen Statistische ihres Schaffens beziehen, mit gebührender Objectivität geschrieben. — Dieses Buch gehört übrigens zu einer ganzen Reihe solcher Werke, deren Veröffentlichung das bibliographische Institut soeben beginnt — jedenfalls eine äußerst glückliche Idee, so einem jeden für den Gegenstand seiner Lieblingsbeschäftigung ein kurzgefaßtes Nachschlagebuch in lexikalischer Form zu bieten. Die Ausstattung ist gebiegen — in der bekannten Meyerschen Art gehalten. Die halbbraunen Leinenbände mit biegsamer Einlage gleichen denen der Reisebücher und sind unzweifelhaft ebenso praktisch wie gefällig.

* **Neue Hochlandslieder** von Karl Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Erst in dem jüngsten Hefte dieser Zeitschrift wurde dieses lebenswürdigen Münchener Dichters der ihr selbst übrigens ja längst kein Fremder mehr ist, Erwähnung

gethan. Heute vermelden wir nur das Erscheinen dieser neuen Hochlandslieber als eine erfreuliche Thatsache — ohne jeden weiteren Commentar. Was soll man jene erst lange rühmen: der Poet ist ja längst so bekannt und beliebt. Schon allein die hohe Auflagenzahl seiner früheren Werke sagt genug. Und dies ist einmal wieder ein Fall, wo der Erfolg den Rechten getroffen hat: Stieler's tiefe Empfindung ist eben so gewinnend und echt poetisch, wie die Schlichtheit seiner Sprache, die fern von jeder Manier echt aus dem Innern quillt. Es ist alles ferngesund an dieser Gestalt; sogar der Anhauch von Romantik nimmt ihr nichts von ihrer urwüchsigen Frische. Eine merkwürdige Romantik allerdings — wenn es nicht so paradox klänge und andererseits auf einen so ursprünglichen Dichter angewandt nicht beinahe ungerecht erschiene, möchte man fast sagen: es ist Scheffel auf Hhland gepfropft. Jedenfalls aber ist die Mischung — um einmal bei der Annahme einer solchen zu bleiben — gut und kann so verbraucht werden. — Ein besonderes Lob gebührt der Verlags- handlung. Sie hat das Buch einfach zwar, aber doch sehr gefällig ausgestattet: die kleinen Schlußvignetten sind wunderhübsch.

- * **Architektonik** auf historischer und ästhetischer Grundlage von R. Adamy. Unter künstlerischer Mitwirkung von A. Haupt. Hannover. Helwing'sche Verlags- buchhandlung. (Th. Mierzinsky.)

Das Werk, von welchem bisher zwei Abtheilungen erschienen sind, ist ungewöhnlich umfanglich (auf 11 Abtheilungen) angelegt. Der hier verfügbare Raum ist zu beschränkt, als daß man es unternehmen könnte, auch nur andeutend eine Kritik eines Werkes zu geben, das sich auf wissenschaftliche Forschungen gründet. Sie bleibe daher den Fachblättern überlassen: dort mag die Wissenschaft sich aussprechen, welche Stellung sie zu Adamy's Sätzen nimmt. Hier sei nur kurz auf das Buch als eine bedeutsame Erscheinung hingewiesen, die auch uns Laien in architektonischen Dingen lebhaftere Anregung bieten kann. In dieser Beziehung wird wahrscheinlich die erste Abtheilung, welche ästhetische Untersuchungen über die Architektur als Kunst enthält, die wirkungs- vollste bleiben; die folgenden, welche die Baustile der einzelnen Culturvölker ein- gehend behandeln und so gleichsam die Beweise zu den Behauptungen des ersten bei- bringen sollen, werden natürlich eine schwerere Lectüre bilden. Es sei schließlich noch hervorgehoben, daß das — übrigens sehr geistvoll geschriebene Buch durchaus nicht etwa eine Baugeschichte ist.

- * **Reallexikon der deutschen Alterthümer**, bearbeitet von Ernst Götzinger. Leipzig, Woldemar Urban.

Das Buch beabsichtigt für den Laien in Bezug auf deutsche Verhältnisse das zu bieten, was etwa Lübke's bekanntes Reallexikon in Bezug auf das classische Alterthum bietet. Nach den drei ersten, bis jetzt vorliegenden Heften zu urtheilen, ist die Bear- beitung eine diesem Zwecke angemessene. Der Inhalt ist ein äußerst reichhaltiger, die Schreibweise verständlich; Hinweise auf die eigentliche Fachliteratur, wo man sich gelegentlich genauere Aufschlüsse holen kann, fehlen natürlich auch nicht. — Das Werk, das in zwanzig Lieferungen vollständig sein wird, füllt — ohne Uebertreibung! — wirklich eine Lücke aus. An einem ähnlichen, wo man das einschlägige Material voll- ständig zu finden hoffen durfte, hat es bisher durchaus gefehlt, trotzdem daß die Fälle so häufig sind, wo man wünschen möchte, ein solches Nachschlagebuch an der Hand zu haben. — Schließlich sei noch bemerkt, daß der Ausdruck Alterthümer nicht eben allzustreng, sondern vielmehr nach dem Sprachgebrauch der classischen Philologie zu nehmen ist, wo es Sitten, Einrichtungen u. s. w. ohne jede zeitliche Einschränkung bedeutet. Man muß das wissen, um nicht zu erstaunen, wenn man z. B. auch das Wort barock in diesem Werke aufgeführt findet.

* **Porträts aus Frankreich** von Schmidt-Weissenfels. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung (G. Zöll).

Ein neuer Band zu den zahlreichen früheren, welche der Verfasser bereits über Leute und Zustände in Frankreich geschrieben hat. Dieser hier enthält lauter Biographien: zunächst natürlich die von Grévy und Gambetta; sodann ebenso natürlich die von Zola, Victor Hugo, Sarah Bernhardt und Girardin, endlich die Clémenceau, Juliette Lambert und Edgar Quinet's. Das sind freilich Alles nicht Leute, die man erst zu entdecken braucht, und ihre Biographien in diesem Buche enthalten kaum eine Thatsache, die man nicht schon wüßte — immerhin aber folgt man dem gewandten Schriftsteller auch auf diesem etwas abgegrunzten Terrain gerne noch einmal. Kennt man auch Alles, was er zeigt, so hat er doch über jeden Gegenstand Betrachtungen angestrichelt, aus denen man schon etwas lernen kann. — Uebrigens ist es merkwürdig, wie die Aufmerksamkeit derer, die sich überhaupt mit Frankreich beschäftigen, vorwiegend dem Studium der Persönlichkeiten sich zuwendet; und selbstverständlich sind es immer wieder die nämlichen, die studirt werden. So ist Schmidt's Buch in seinem Inhaltsverzeichnis fast absolut identisch mit Conrads Charakterköpfe — nur in der Behandlung ist ein gründlicher Unterschied.



An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Asher's Collection of English Authors. I. und II. Band. Hamburg. Karl Gräbener und J. F. Richter.

Bäcker, F., Hellenischer Heldensaal. Lief. 1. Berlin, R. von Deckers Verlag.

Bernhard, Gedichte. Danzig, Franz Axt.

Brandes, Georg, Die Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. I. Band. Leipzig, Veit & Comp.

Buchner, Wilh., Ferdinand Freiligrath. Lief. 3. Lahr, Moritz Schauenburg.

Fornelli, N., L'insegnamento pubblico. Rom, E. C. Forzani.

Illustrirter Katalog der Ausstellung der Königl. Academie der Künste in Berlin. Berlin, Rud. Schuster.

Kellen, O. von, Und noch heute erläßt sie uns. Lüneburg, L. Pollmann.

Körner, Fr., Geschichte des deutschen Volkes. Heft 2. Berlin, Wilh. Isslieb.

Lazarus, M., Erziehung und Geschichte. Breslau, S. Schottlaender.

Lilienfeld, P. von, Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. V. Theil. Hamburg, Gebr. Behre.

Lübke, W. u. C. von Lützow, Denkmäler der Kunst. Lief. 2–8. Stuttgart, Ebner und Seubert.

Manteuffel, Erna von, Monogramm-Album. Heft. 1. Harburg, Gust. Elkan.

Pantenius, Th. H., Das rothe Gold. Hamburg, Gebr. Behre.

Reissmann, A., Handlexicon der Tonkunst. Berlin, Robert Oppenheim.

Richter, Alb., Bilder aus der deutschen Culturgeschichte. Lief. 1. Leipzig, Fr. Brandstetter.

Schmidt, E., Handbuch zur Discussion von Curven. Hamburg, Gebr. Behre.

Schmidt, O. E., Planimetrische Aufgaben. Mitau, E. Behre.

Seraphim, Ferd., Zur Lehre vom Eigenthumsrecht. Hamburg, Gebr. Behre.

Stilfried-Alcantara und Kugler, Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. Lief. 9–11. München, Bruckmann.

Turgenjew, Jwan, Ausgewählte Werke. Band II. und IX. Hamburg, Gebr. Behre.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Das Versand-Geschäft

VON

Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj.  des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen direct nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig**, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franco an Jedermann gesandt wird.



Specialitäten

des



Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemden für Herren, Damen und Kinder.
Stoffrüschen.
Rüschen in Satin, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten f. Herren u. Knaben,
Weisse Satin- u. Atlas-Cravatten für Herren,
Bunte Satin-Cravatten,
Schwarzseidene Bindeschlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrehrfuss und Feder,
Kragen- und Vorhemdenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Haus-
leinen und Prima geklärte Creas-Leinen im
Stück und per Meter.

Leinene Oberhemden-Einsätze,
Herren- und Knaben-Oberhemden,
Nachthemden für Herren.
Leinene Kragen und Manschetten für Damen,
Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaren f. Frauen, Herren
und Kinder.

Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfums; Toilette-Seifen.

Japanesischer und Chinesischer Thee.

Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt,

Kaffee-Ersatz,

Biscuits und Waffeln.

Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert

und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft **MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig** garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig
und 9 Neumarkt LEIPZIG.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum,
München.

*„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk,
wesshalb ich es bestens empfehlen kann.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

*„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner
Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt
kommenden Mineral-Wässern vorthellhaft aus. 24. Dezember
1878.“*

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d.
Univ. Berlin.

*„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafel-
wasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und
diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter
Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar
1879.“*

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

*„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes
als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch
mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“*

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

*„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt,
nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang
ein. 16. März 1879.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

*„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, inson-
derheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth.
23. März 1879.“*

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

*„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser,
das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden
Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“*

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Band 19. — Heft 57.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

December 1881.

Breslau,
S. Schottlaender.

December 1881.

Inhalt.

	Seite
Carl Thomas †.	
Magdalena. Novelle.....	309
Adolf Boetticher in Berlin.	
Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Ge- sellschaft.....	356
Isidor Soyka in München.	
Die Luft als Trägerin von Krankheitskeimen.....	368
Hugo Blümner in Zürich.	
Ueber Travestie und Parodie in der klassischen Literatur.....	379
Hermann Hettner in Dresden.	
Die Franciscaner in der Kunstgeschichte.....	398
Paul Lindau in Berlin.	
Die Karolinger. Trauerspiel in 4 Akten von Ernst v. Wildenbruch	404
Bibliographie.	416
Hierzu ein Porträt von Hermann Hettner, Radirung von W. Krauskopf in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W., von der Heydtsstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Johann Ambrosius Barth in Leipzig (Verschiedene Verlagswerke).
Adolf Bonj & Comp. in Stuttgart (Scheffels Werke ac.).
Friedr. Bruckmanns Verlag in München (Prachtwerke).
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart (Schad, Die Plejaden).
Wilhelm Engelmann in Leipzig (Verschiedene Verlagswerke).
F. W. Haase in Bremen (Cigaren).
S. Schottlaender in Breslau (Verlagskatalog; Erholungsrundenprospect; Biedermann, 30 Jahre d. Gesch.).
Otto Spamer in Leipzig (Neue Geschenkbücher).
Adolf Ziß in Leipzig (Neueste Prachtwerke von Paul Thumann).



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XIX (October bis December 1881), wie auch zu den früheren Bänden I—XVIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Erpl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX.,
X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
XVIII., XIX.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. —

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. —

pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18,
19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48,
49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XIX. (October bis
December 1881)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII.,
VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVIII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gest. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

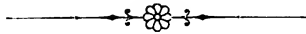
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIX. Band. — December 1881. — 57. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: H. Hettner.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Magdalena.

Von

Carl Thomas. †

Sein eigenes Haus haben kann jeder Mensch, wenn er sich mit einer Hundehütte begnügt und in der Wüste leben will. Aber in einer Stadt von fast zwei Millionen Einwohner fünf Treppen hoch wohnen, mit den Späßen und den Thürmern ewig die Welt von oben ansehen, Tag aus, Tag ein den Rauch riechen der Feuereissen, die von den Kochherden tief unten zur Höhe hinaufreichen und dem entsprechend an Fasanen, Rostbraten, Rindfleisch und endlich Kartoffelsuppe vorbeistreichen, das bringt nicht Jeder zu Stande. Dafür muß man ganz besonders bestimmt und von dem lieben Himmel ganz ausgezeichnet begabt sein. Und man muß eine gute Brust, sehr gute Beine und sehr gesunde Laune haben. Dann müssen diese gute Brust und die guten Beine sehr lange gut bleiben und dieser sehr guten Laune darf es nie begegnen, daß sie mit Wetterwolken sich bedeckt. Das erträgt nur, wer eine Treppe hoch am Herd der Fasanen wohnt. Das kann man manchmal ertragen, wenn man zwei Treppen hoch haust und Beefsteak und Rostbraten auf seinem Tisch sieht. Die dritte Kategorie der Menschheit, die sich von Rindfleisch nährt, im dritten Stockwerk, zerstört sich dadurch den Magen. Die vierte dieses sündigen Geschlechtes hat zum Glück keine Zeit zu schlechten Launen, es sei denn, daß sie erfährt, daß die Kartoffeln theurer werden.“

Das erklärt Dr. Arnold Führich, Professor der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften von Wien, Berlin, Paris und London, Besitzer hoher Orden und ein Mann, der die Stufen irdischen Glückes alle durchgemacht und von der Kartoffelsuppe langsam, sehr langsam zum Rindfleisch kam, dann langsam zum Beefsteak und Rostbraten, bis er mit fünfzig Jahren und grauen Haaren beim Herd der Fasanen anlangte. Leider hat er bei dem Studium der Kulturstufen der Menschheit sich allmählich den Magen verdorben, leidet an den Lungen und trägt mit Sorge einen ernststen Herzfehler.

So plauderte Dr. Arnold Führiß, Professor der Universität, Mitglied der Akademien und so weiter, griff mit Behagen nach einem Gläschen Cognac, das ihm zur Seite stand, schlürfte es mit noch größerem Behagen zum Troste dem verdorbenen Magen, hustete dann, um sein Lungenleiden sicher zu stellen, drückte die Hand auf's Herz, um den Schlag desselben zu prüfen, zog dann ein feines goldenes Döschen hervor, öffnete es, fuhr mit dem Finger durch den hervorquellenden Duft und that sorgfältig, als ob er eine gewaltige Prise der Nase zutriebe. Doch kein Stäubchen des ähnden Tabaks hing an dem feinen Finger, kein Stäubchen zog in die schmale, feingebogene Nase und wenn er doch mit den großen blauen Augen zwinkerte, als wollte er niesen, so that er es eben so, weil er es immer so that, wenn er seinen Lieblingspatienten einen Theil seiner Lebensphilosophie zum Trost des Herzens und zur Beruhigung der Nerven vortrug. Er griff dann behutsam nach dem Puls des Kranken, neigte, als folge er mit schweren Gedanken dem Schlag desselben, das graue Haupt hin und her, legte die breite Stirn in Falten und immer mehr in Falten, je schöner der Arm war, dessen Puls er fühlte, und küßte lächelnd und um so inniger die Hand dieses Armes, je weißer und zarter sie war. Dann tröstete er die Leidende und tröstete sie um so beredter, je weniger ihr fehlte, wies besorgt auf all die Uebel hin, an denen er selbst leide, und strich beruhigend über die Locken der Kranken, besonders wenn sie schöne Locken hatte.

Es war ein kluger Mann, dieser Dr. Führiß, der die kleinen Uebel, an denen alle Menschen leiden, aber die nur Wenige Zeit haben, sie zu beachten, so ernst und wichtig nahm, wie die schwersten Leiden. Den Gelehrten nannten ihn die Männer, den Liebenswürdigen die alten Frauen, den Herrlichen, Göttlichen die jungen Damen. Einen guten Menschen nannte ihn die Menge derer, von denen jene Alle nichts wußten. Wer kann den Kummer, die Noth und Sorge der Welt in jedem Herzen nachfühlen und nachdenken! Es giebt so viele Menschen auf dieser Welt. Und Jeder hat so viel zu sorgen und so mancherlei zu tragen. Und kommt Der oder Jener dahin, daß sich sein Herz mitleidig regt, so ist es schnell wieder vergessen. Das Mitleid hat ein so kurzes Gedächtniß und das Herz der Menschen hat so viel zu fühlen, so viel zu empfinden und ach! so viel auch immer wieder zu vergessen.

Man darf sein gutes Herz auch nicht merken lassen, meinte Führiß, denn ungenügsam ist der Mensch und meint, man müsse mit ihm weinen, wenn er weint, und trauern und klagen mit ihm, wenn er traurig ist und klagt. Lachen kann Jeder allein, aber im Schmerz möchte Jeder Gesellschaft haben.

„Ich nicht, Doctor, ich nicht!“

So rief ihm die Kranke entgegen, an deren Bett er philosophirte, deren Puls er fühlte und immer wieder fühlte, da er so still und ruhig in einem weißen Arme schlug, deren Hand er küßte und immer wieder küßte, da sie

so schlank und weiß in den weißen Rissen lag und über deren Waden er oft im Sprechen strich.

„Ich nicht! Ich nicht!“ rief die Kranke mit fröhlichem Lachen, „und ich glaube kaum, daß mich Jemand weinen sah.“

„Sie nicht, Magdalena! Sie nicht! Als ob der Himmel Sie für den Schmerz erwählt hätte. Wem er die Freude in die Wiege legte, dem nahm er die Thränen; Sie können nicht weinen!“

„Nein,“ lachte Magdalena, und um ihre Lippen zuckte es. „Nein, ich kann nicht weinen,“ sagte sie und senkte das Haupt auf die Hand und — weinte!

Da neigte Fühlich sich zu ihr und ihre Hand ergreifend sagte er ihr leise in's Ohr:

„Sie sind verliebt, Magdalena!“

„Ja!“ seufzte Magdalena, „in den Fürsten Camille, der mir gestern dies herrliche Armband aus Rom gesendet als Vorboten seiner eigenen Ankunft. In den Banquier Reichenhain, der heute die Miete dieses schönen Hauses bezahlt, weil er morgen seine Badereise antreten will. In den Musiker Troll, der auch den Sommer hier verweilen wird, und in den Dichter Balletin, der mir die schönen Blumen dort soeben als Morgengruß gesendet. Ich bin verliebt in Sie, Doctor!“ lachte Magdalena, schob die runden Arme unter den Kopf und streckte sich lächelnd unter der seidenen Decke, daß sie knisternd und kosennd sich an die schönen Formen des ganzen Körpers anschmiegte. Die Thränen waren getrocknet, die braunen Augen lachten durch die Schatten der dunkeln Wimpern. Doch wie das helle Lachen zwei runde Grübchen in die Wange grub und die rothen Lippen über den weißen Zähnen sich öffneten, da sprang der kleine Doctor vom Stuhl, griff nach seinem Hute und wie den Zauber zu bannen, der ihn anlachte, rief er sich abwendend: „Auch sechszig Jahre, Magdalena, können sündigen! Adieu!“

Er sprach's und kehrte sich dem Bette zu, in dem die Verführerin lag, neigte sich über das schöne Angesicht und küßte die helle Stirn! „Es ist besser, ich gehe!“

Doch Magdalena schlang den Arm um ihn, zog ihn hernieder und sagte ihm leise in's Ohr: „Sie gehen und kommen wieder! Heute noch!“

„Morgen, Magdalena!“

„Doch wenn ich heute sterbe?“

„Dann wird der Himmel Sie morgen von den Todten wieder aufwecken!“

„Spotten Sie nicht! Ich bin sehr krank!“

„Doch tödtet Ihre Krankheit nicht!“

„Welche Krankheit vermag das?“

„Jede Magdalena! Und die vor Allem, die uns den Frieden des Herzens stören!“

Und wieder neigte Magdalena ihr Haupt und sagte ihm leise, ganz leise

in's Ohr, als sollten die Blumen es nicht hören auf dem Tische und in dem Fenster, der Sonnenstrahl es nicht erlauschen, der durch die schweren Vorhänge drang:

„Und wird er sterben?“

„Er?“

„Mein Schüpling, weit über die Stadthore hinaus in der Wallstraße, hoch oben über den Menschen.“

„Arthur, mein kleiner zarter Arthur?“ rief Führich.

„Er lebt, Doctor, nicht wahr, er lebt und wird gesund werden und wird nicht sterben?“

„Er lebt!“ entgegnete Führich und sah in die glänzenden angstdurchglühten Augen Magdalens. „Er lebt und wird gesund werden! Doch wenn er einst liebt, dann wird er sterben!“

„Kann denn auch die Liebe tödten?“

„Die Liebe nicht, doch die Leidenschaft, die sie entfesselt!“

„Er soll nicht lieben, Doctor! Schützen Sie ihn und sagen Sie ihm, daß ich es nicht will! Doch nein! Sie dürfen ja nichts sagen. Er darf ja nicht wissen, wer über ihn wacht. Und er wird auch nicht lieben.“

„Doch, wenn er genesen, Magdalena! Wenn ich ihn dann hieherbringe, wenn er Sie sehen wird.“

„Nein, nein, Doctor!“ wehrte Magdalena ab und Todesblässe überzog die Wangen, drängte das Roth von den Lippen und zog wie Frost durch ihre Glieder, daß sie in die Decken sich hüllte und das Gesicht in den Kissen barg. „Nein, Doctor, er soll nicht kommen, er soll nie kommen und nie wissen, daß ich an ihn denke, ihn kenne und —“

„Und was soll er auch nicht wissen?“ frug Führich und sah mit traurigem Lächeln auf das schöne Weib, das wie erschreckt vor bangen Traumgestalten die Augen schloß und mit beiden Händen das Gesicht bedeckte. „Was soll er nicht wissen?“ wiederholte Führich langsam leise und neigte sein Ohr zu den zitternden Lippen.

Und Magdalena zog ihn zu sich herab und hauchte leise, wie die Unschuld dem Priester beichtet, dem alten Arzt in's Ohr: „daß ich für ihn bete, auf daß er glücklich werde — glücklich und glücklicher als ich!“

„Adieu, Magdalena!“ antwortete der Doctor. „Seien Sie getrost! Er wird genesen und stark werden in seinem Körper und in seinem Herzen!“

„Sie kommen wieder?“

„Heute noch, wenn ich bei ihm war!“

So tröstete Führich die Kranke, die in der Fülle blühender Gesundheit ihm nachlächelte, und dachte an den jungen Mann weit draußen vor dem Thor an der Wallstraße, der ihn stets, wenn er kam, mit Lachen grüßte und doch den Tod im Herzen trug. Leise schritt er durch die Thür, leise schritt er dahin über weiche Teppiche durch einen zierlichen Saal, den Büsten und Vasen schmückten, die Fürst Camille aus Rom gesandt, Stühle und Tische,

in denen schweres Gold aus dem schwarzen Ebenholz hervorleuchtete, mit denen Andere die schmutzen Räume noch reicher geschmückt. Hier stand ein Strauß mit frischen Blumen. Der Doctor sah ihn und lächelte, dort lag auf einem Flügel ein Notenheft. Führioh öffnete es und las die Widmung: An Magdalena! Dann klappte er das Buch wieder zu und durchschritt mit Hast den großen Speisesaal, in dem die Diener den Tisch deckten. „Für mich nicht!“ winkte er dem Kammerdiener zu, „für mich nicht, — ich speise zu Hause!“

Führioh kannte Magdalena und ihre Lust und ihre Freuden. Doch ihren Tisch vermied er, und nur wenn der kunstsinuige Fürst Camille mit dem Führiohjahr von Neapel oder Rom zurückkehrte und bis zum Sommer den Druck der Stadt ertrug, da fand er sich Abends ein, allein ein fröhlicher Dritter neben dem Fürsten und seiner schönen Magdalena.

Morgen wird er kommen. Morgen nehmen die andern Gäste am Tische des schönen Weibes Abschied. Sie wird allein sein die schöne Magdalena, allein und nur mit dem alten Fürsten, vielleicht mit Führioh, doch gewiß mit ihm!

Mit ihm? Der Doctor sah es nicht, als er durch die Thür schritt, wie Magdalena langsam sich erhob, wie sie ihm nachsah und nachlauschte, bis sein Schritt verhallt und Ruhe, süße Ruhe sie rings umgab. Er hat nicht gesehen, wie sie aufgesprungen war und den Vorhang des Fensters zurückgeschlagen hatte, daß hell der Sonnenschein in's Zimmer fiel und mit der Sonne der duftige Blüthenglanz der Bäume und Blumen, die draußen im Garten blühten. Doch Magdalena dachte auch nicht an ihn, sie sah auf die helle Sonne nicht und den Blüthenglanz nicht der Bäume und Blumen. Sie saß auf dem Bett, die Hände gefaltet und sah wie suchend und sinnend hinüber auf die Wand und auf ein Bild, ein einziges Bild, das sie schmückte. Da kniete sie die schöne Sünderin Magdalena vor dem Herrn und hielt die Hände in dem Schooß gefaltet und weinte große, heiße Thränen, als Christus die Worte sprach: Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Und die Lippen des Heilands zitterten und die dunkeln Augen strahlten im heiligen Glanze, denn er war die Liebe. Und so wie er, der Heilige, der Menscheuerlöser, so war einst auch der, der ihn gemalt. So strahlten seine Augen und wenn er sprach, so zitterten seine Lippen. In leichten Locken fiel das braune Haar auf seine Schultern und um die durchsichtigen Wangen kräuselte sich früh der feine Bart. Zum frühen Sterben bestimmt nennt man solche Menschen mit so dunkeln Augen und so zitternden Lippen. „Doch er wird leben“, seufzte Magdalena und sah dann lächelnd auf die schöne Sünderin. In blonden Wellen ergoß sich das Haar vom Scheitel über den Nacken. Leicht nur ringelte sich manche Locke an den Schläfen hin der weißen schönen Stirne und schmeichelte an den runden rosigen Wangen herab sich zum vollen Nacken, auf die zitternde Brust, die die Falten des Kleides getheilt und wie die Sünde lockend die schöne Sünderin schmückte. „Es ist kein Spiegel,“ zitterte es jetzt über die Lippen Magdalenens, „es

ist ein Bild, sein Bild, mein Bild. Er denkt an mich und hat an mich gedacht, als er es malte.“

„Wie ist es nur möglich, so treu zu denken!“ seufzt sie auf und sinkt in die Kissen zurück und schlingt die Arme über das Haupt. „Es sind zehn Jahre her, daß ich fort bin, und von ihm nichts hörte und er nichts von mir! Und vor zehn Jahren! Wie doch die Zeit vergeht und wie lang es ist, seit ich ein glückseliges Kind gewesen und er, er auch!“

So träumt sie und legt den Kopf auf den weichen Arm und zieht die Decke über den schlanken Leib und schließt die Augen. Da sieht sie das kleine Städtchen, in dem sie zu Haus einst war, und einen schönen Knaben, der mit ihr spielte. Das war! Dann starb die Mutter. Sie ging allein hinter dem Sarg, allein mit einem schönen Knaben, der mit ihr gemeint und mit ihr weinte. Das war und ist gewesen. Und kaum vierzehn Jahr war sie, wie sie fort mußte und in die große Stadt kam. Der schöne Knabe hat sie damals gezeichnet und als sie von ihm Abschied nahm, hat er sie geküßt. Ach, das Alles war, auch das war und ist schon gewesen! Und nach zehn Jahren durchschritt sie in dieser großen Stadt die Galerie und sah eine Magdalena vor dem Heiland und alle Welt kannte diese Magdalena und jeder lächelte, wenn er sie sah und die schöne Magdalena vorübergehen sah an dem Bild. Man lachte und ewiger Gott — das ist, das ist! Er aber ahnt es nicht! Er hat das Mädchen gemalt von damals, er hat ein Leben sich geträumt, denn er ist treu und hat sie so treu geliebt. Er liebt sie noch! Ewiger Gott, das ist, das Alles ist! Und ich —

Und tiefer drückt sie das Haupt in die Kissen und leise, leise quellen Thränen aus den schönen Augen, bis sie im Traum versiegen und sie entschläft. Sie schläft und träumt.

Weit hinaus über die Stadtthore und fern dem lebendigen Treiben des eigentlich städtischen Lebens, in die Vorstadt hineingeschoben und auch über diese hinaus dehnt sich die Wallstraße aus. Sie bildet im Halbkreis einen letzten Gürtel um die Vorstadt und mit dieser um die Stadt. Ein wüstes Treiben der Zeit und ein wüstes Gähren der Ideen dieser Zeit hat sie geschaffen und heute noch trägt sie die Zeichen davon, obgleich weder Habgier noch kühne Unternehmungslust den Tag beherrscht. Einst fielen sie über den Grund und Boden her, zerstörten die Felder und Gärten, die hier erfrischend sich an die Stadt drängten, und eh' man's dachte, entstiegen gewaltige Mauern dem Grund, gewaltige Häuser mit mehr Fenstern und Thüren als Mauern, mit schmalen Treppen, kleinen Höfen und einer niegezählten Menge von Wohnungen. Wie das von außen mit seinen falschen Schnörkeln von Blech und Thon glänzte, und wie das von Innen so elend war!

Und da am äußersten Ende der Straße, in der Zinsburg, die alle andern überragt, vier schmale Treppen hinauf und über ein schmales Biered hin, das Thüren rechts und links, und zu allen Seiten einrahmen, da wohnt Frau

Abelheid Warbo. Sie hat immer so gewohnt, so hoch oben und auf so schmalem Gang und neben so vielen andern Leuten, aber vor Jahren in einer schmalen Gasse der innersten Stadt, dann hinausgedrängt in die Vorstadt und als ihr Mann gestorben war, noch weiter hinausgeschoben bis in die Wallstraße. Sie war die Tochter eines Schullehrers und hatte vielerlei gelernt und wenig gegessen. Sie hatte dann einen Schullehrer geheirathet und wollte noch mehr lernen, wie wenig sie auch jetzt zu essen hatte. Und als ihr Mann gestorben, hütete sie seine Bücher, das einzige Erbe, lebte von einer schmalen Pension und aß noch weniger denn sonst. Aber sie hatte die Welt sich zurecht gelegt nach ihrer Art und begoß sie mit ihren Thränen, ob es nun lustig herging in dieser schönen Welt oder recht traurig. Frau Abelheid Warbo hatte Thränen und diese Thränen waren ihr Zerstreuung, Beschäftigung, Trost und Nahrung. Wenn sie das Zeichen der Glocke hörte, das auf dem nahe gelegenen Bahnhof die Abfahrt eines Zuges ankündigte, träumte Frau Abelheid Warbo sich in den Schmerz der Scheidenden und Abfahrenden und weinte. Wenn sie das Pfeifen eines Zuges hörte, der da einfuhr in die breite Bahnhofshalle, fühlte sie die Lust des Wiedersehens in der Brust Aller, die da kamen und erwartet wurden, und weinte. Wenn sie in einem vergilbten Zeitungsblatt die Frage an ein verehrtes Publikum las, ob nicht ein weißer Pintsch mit blauem Bändchen gefunden worden sei, da weinte Frau Abelheid Warbo und fühlte den Gram des Herzens, das da dem verlorenen Pintsch nachsuchte. Und wenn sie zufällig in einem zweiten Blatt die Nachricht las, daß ein Pudel gefunden worden sei, da weinte Frau Abelheid Warbo und dachte der Lust des Pudels, seinen Herrn zu sehen und der Freude, die der Pintsch mit blauem Band fühlen möchte, wenn er seiner Herrin zurückgegeben werden konnte. Es war eine glückliche Frau, die ihre Thränen seufzend oft und oft lächelnd „ihren Zustand“ nannte und so mit ihrem Zustand über Alles hinwegkam, was Andere als Noth und Armuth, als Prüfung und göttliche Züchtigung beklagen. Und was forderte gerade jetzt der Zustand von Frau Abelheid Warbo! Seit einigen Monaten hatte sie das zweite Zimmer, zu dem man, wie zu ihrem Zimmerchen, durch eine kleine Küche gelangte, seit einigen Monaten hatte sie dieses Zimmer mit seinem breiten Fenster an einen Maler vermietht.

Der war aus einem kleinen Städtchen an der Grenze des Reiches nach der Hauptstadt gekommen, um an der Akademie zu lernen und neben der Akademie zu lehren. Denn er mußte verdienen. Er hatte weder Vater noch Mutter, weder Hab' noch Gut. Aber er war ein Meister der Farbe schon vom Vater her und wem es gefiel, dem malte er wie schon der Vater zu Lust und Freude. Daheim stand wohl kein Haus, das der Vater nicht gemalt, und wer es begehrte, dem malte er an die Wände zierliche Landschaften mit blauen Bergen und grünen Seen oder nach den Kalendern und Modezeitungen nach Mustern für Teppiche und Tischdecken zierlich Geschnörkel an die Decken. Der Sohn hat oft schon mitgewirkt an all den Kunstwerken, die den Vater in langer Erinnerung bei seinen

Mitbürgern erhielt; doch als der Vater gestorben, da wollte er es anders und besser machen. So kam er nach der Stadt. Frau Adelheid Barbo hatte das Gestell bewahrt zu jener Tafel, an der ihr Mann einst seinen Hauschülern die Weisheit des Einmaleins erklärt hatte. Sie weinte, wenn sie sah die braunen Balken mit den zwei Querkölzern und dem beweglichen Hinterbein. Mit Thränen hing sie ihre Handtücher darauf, mit Thränen nahm sie sie davon weg. Jetzt wurde sie Staffelei! Kein Maler ist so arm, daß er nicht ein Stück Leinwand fände, Farben und Pinsel. Und Arthur Waldau hatte sie auch gefunden und schon nach wenig Tagen seiner Ankunft zu malen angefangen. Eine Magdalena vor Christus hatte er gemalt, halb Copie halb Original und wie sie vollendet war, hatte er sie wieder gemalt. Das Bild war unter den Arbeiten der Schüler der Akademie in die Ausstellung gekommen und, wie weinte Frau Adelheid Barbo, es war verkauft worden. Arthur Waldau war reich geworden, wenn er auch nicht so viel Ducaten für sein Bild bekam, als Frau Adelheid Barbo Thränen darüber vergossen. Arthur Waldau war ein berühmter Mann geworden, denn eine schöne Frau hat das Bild gekauft. Die Magdalena soll dieser schönen Frau so — so Ach, Frau Adelheid Barbo hat nicht Alles gehört, was man ihr erzählt, denn sie war mit lautem Schluchzen mit tausend Thränen der Freude in ihren schmalen harten Diban gesunken. Aber Frau Barbo braucht das Reden der Leute nicht zu hören. Sie weiß ja Alles und sie weiß Alles besser als die Andern und wenn die gute Frau so viel reden als weinen würde und wenn sie so viel reden würde mit andern als diese mit ihr, so würden wohl auch die andern Leute wissen, was Wahres an der Geschichte und was Falsches. Sie mußte ja weinen, wie sie den jungen, schönen Arthur Waldau sah, und wie er nach dem Zimmer und dem Preise des Zimmers frug. Sie mußte ja weinen und es war so zum weinen, wie er dann gekommen war und sein schmales Ränzlein auspackte, wenig Kleider, nicht viel Wäsche und gar kein Ueberfluß. Doch nein, er lachte und nannte es seinen Ueberfluß, als er ein kleines, vergriffenes Gebetbüchlein auf den Tisch legte. Ich bete aus seinem Buch, hat er lachend zu Frau Adelheid Barbo gesagt, und der liebe Herr Gott weiß schon, wie es mit mir steht, wenn ich in meiner eigenen Sprache mit ihm rede. Weinen Sie, liebste Freundin, hat er dann lächelnd hinzugefügt, als er die Thränen in den veilschenblauen Augen der blassen Frau sah und schnell erkannte, daß ihr die Thränen ein köstlich Labfal der Einsamkeit in der Noth geworden. Aber ich hab' dieß unscheinliche Büchlein hier mitgenommen als ein Erinnerungszeichen an meine Heimath, an meine Mutter, an meine Kindheit und, weinen Sie, Frau Adelheid Barbo, an meine Liebe. Sehen Sie diese Blumen, gelb in gelb, weiß in weiß, daß kein Mensch erkennt, ob es Blätter oder Blüthen sind. Ein schönes Mädchen hat sie mir gepflückt und als sie fort mußte, fort in's große Leben, um zu lernen und zu verdienen, da hat sie mir die Blumen geschenkt. Ich hab' sie geküßt, ich hab' es nur ein einzig Mal gethan, und sie hatte so schöne und so rothe Lippen. So hatte er

seine Fäbselfigkeiten ausgepackt und dann war er gegangen und hatte Leinwand gekauft und Farben und Pinsel und hatte zu malen angefangen und hatte die Magdalena vor Christus gemalt. Weinen Sie, Frau Adelheid Barbo, hat er so oft zu ihr gesagt, wenn sie bei ihm saß und mit Seufzern und Thränen an ihrem Strumpf strickte, weinen Sie, denn so schön, wie diese Magdalena vor Christus, so schön war meine Magdalena! Ob sie wohl noch immer so schön sein mag? Zehn Jahre sind eine lange Zeit und durch zehn Jahre hab' ich sie nicht gesehen und nichts von ihr gehört. Aber wenn ich die Blumen betrachte, die welken dort und verwelken und das Gebetbüchlein, dann glätten sich die vergilbten Blätter und werden heller und heller und wie in einem Spiegel seh' ich dann mein Städtchen und das kleine Häuschen meines Vaters und ein anderes Häuschen, vor dem ein schönes Mädchen sitzt mit schlankem Leib und schönem, goldigem Haar und dunkeln feurigen Augen. Und sie sieht mich an und lächelt, und wenn sie lächelt, drück' ich meine Lippen auf die Blumen und mir ist, als küßte ich die rothen Lippen an ihrem lachenden Mund.

So hat er gesprochen, als er seine Magdalena vor Christus malte und als er sie wieder malte und dann plötzlich blaß wurde und blässer und endlich müde, daß er nicht mehr malen konnte, und dann krank, so krank, daß Frau Adelheid Barbo keine Zeit mehr hatte zu weinen und nur weinte, wenn sie an seinem Bette saß und er scherzend zu ihr sagte: „Weinen Sie, Frau Adelheid Barbo, ich fühle mich ganz gesund,“ oder: „Weinen Sie, Frau Adelheid Barbo, ich werde bald sterben!“

Und so saß sie eines Abends an seinem Bette, als die Nachricht kam, daß die Magdalena vor Christus verkauft worden sei, und saß eines andern Abends an seinem Bette, als es leise an der Thür klopfte und sie zitternd „Herein!“ rief und ein Mädchen erschien mit schlanker Gestalt und blonden goldigen Haaren und rothen lachenden Lippen, wie — wie auf dem Bild da!

Nun, es kam so. • Frau Adelheid Barbo hat es ja von ihm selbst gehört — von Arthur Walbau, und hat sie ja selbst gesehen, gesehen und gesprochen und geherzt und geküßt und mit ihren Thränen benetzt diese schöne Magdalena da auf dem Bild, nein, nicht auf dem Bild, in Wahrheit und Wirklichkeit, in wirklicher Wahrheit.

Arthur Walbau war der Sohn eines Zimmermalers und Magdalena Bernhard war die Tochter eines Bildschnitzers. Die Häuschen der Eltern stießen aneinander, wie die Kunst derselben sich nachbarlich berührte. Wenn der alte Walbau ein erhabenes Ornament für die Mitte einer Zimmerbede brauchte, oder eine Rose, in deren Tiefe man einen Halen für einen Kronleuchter einschrauben wollte, so schnitzte der alte Bernhard das Ornament und die Rose. Wenn der alte Bernhard ein Kreuz für einen frommen Hausvater geschnitzt, oder ein Heiligenbild für die Kirche des Städtchens, so hüllte der alte Walbau mit den glänzendsten Farben Kreuz und Christus ein und zog mit hellem Blau und Roth die heiligen Gestalten an. Und der junge Walbau

und die junge Bernhard sahen den Vätern zu und wenn sie mit einander spielten, so spielten sie reiche Leute in schön gemalten Zimmern mit geschnitzten Möbeln und vergoldeten Leuchtern, Magdalena spielte das so gern, — oder sie spielten auf Heilige und stellten Kirchenbilder. Arthur Waldbau liebte das so sehr und stellte einmal ein Bild, das er nie vergessen konnte. Es war Magdalena vor Christus und Magdalena Bernhard kniete vor Arthur Waldbau und war Magdalena vor Christus. Sie hatte ihre schönen blonden Haare aufgelöst und hatte die Hände in dem Schooß gefaltet und wie sie das Haupt senkte, da lachte der rosige Mund und aus den dunkeln Augen fielen große Thränen. Aber Arthur hielt die Hand erhoben und sagte mit heiligem Ernst: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“ Er war damals vierzehn Jahre und Magdalena zwölf Jahre alt. Und als er sechszehn Jahre zählte, zählte Magdalena vierzehn. Der alte Bernhard starb und der alte Freund Waldbau verkaufte das Häuschen und Alles, was darin war. Das kleine Vermögen legte er in die Hand des Mädchens und ließ sie ziehen, wohin das Herz sie zog, nach der großen Stadt, in's gewaltige Leben. „Dort kann ich Nadel und Stidrahmen und Alles, was ich gelernt, nützen, sagte Magdalena und zog leichten Sinnes und frohen Herzens davon. „Und wenn ich reich bin —“ sagte sie hinterm Stadtthor, bis wohin Arthur schweigend sie begleitet, — „wenn ich reich bin und schöne Kleider habe und eine prächtige Wohnung, gemalt so schön, wie Dein Vater sie malt, „dann werd' ich es Dir sagen, Arthur! Dann wirst Du kommen und wir werden uns lieb haben wie heute und werden als reiche Leute leben, wie sie wirklich leben und nicht, wie wir es uns dachten, wenn wir spielten.“ Arthur lächelte, wie so nedende Träume über die rothen Lippen huschten und die Augen dabei glänzten und die Wangen erglühten. Er lächelte, drückte die weiße, weiche Hand und sagte ihr zum Abschied: „Behalte mich lieb!“

So schieden sie und sahen durch zehn lange Jahre sich nicht wieder. Magdalena schrieb an Arthur lange, lange Briefe, erzählte ihm von der großen Stadt und den Herrlichkeiten derselben. In einem Geschäft — es wäre ein Märchen, fügte sie bei, wollte ich Dir die Zahl der Spiegel, die Zahl der herrlichen Räume nennen, in denen das Licht des Tages und die Beleuchtung der Nacht im vollen Glanze erscheinen, um die Farben, ihr Licht und ihren Schatten, ihre Falten und ihre Glätte zu prüfen, — in einem solchen Geschäft arbeite ich und sticke ein Kleid, ich weiß nicht für eine Prinzessin oder für eine — in der herrlichen Stadt, mein Arthur, leben nämlich Damen, die nicht Frauen sind und nicht Mädchen, im herrlichsten Glanz, den ihnen die Liebe gewährt. Sie haben Alles, was sie wünschen und begehren, und was Kostbares die Welt erzeugt, liegt ihnen zu Füßen. Sie sollen sehr glücklich sein! Schön, das weiß ich schon, sind sie!

So plauderte in ihren Briefen das Mädchen und bestellte die Grüße einer alten Verwandten, bei der sie lebe und die des kleinen Städtchens sich kaum mehr erinnere und auch nicht des alten Herrn Waldbau und — denke

Dir nur, nicht einmal weiß, daß Walbau einen Sohn hat, einen Arthur, meinen Arthur!

Das schrieb das Mädchen und als ein Jahr vorüberging und dann ein zweites — die Zeit ist ein gar schneller Geselle, da schrieb sie nur noch, daß die alte Dame, bei der sie bis jetzt gelebt, gestorben — es war sehr traurig, mit ihr zu leben, in einem engen, kleinen Stübchen mit altem, gebrechlichem Hausrath und oben, hoch oben über den Dächern, unter denen die andern Menschen wohnen, die glücklicher sind als die Armen — und dann schrieb sie nicht mehr, als ob sie des kleinen Städtchens sich kaum mehr erinnere und auch nicht des alten Herrn Walbau und — „denken Sie nur, Frau Adelheid Barbo,“ sagte Arthur, als er ihr seine Geschichte und die Geschichte Magdalens erzählte, „und nicht einmal wußte, daß Walbau einen Sohn hat, einen Arthur, ihren Arthur! —“

„Und so waren wir, meine liebe Freundin, vergessen,“ sagte Arthur, — „das Städtchen, mein Vater und ich.“ Doch das Leben ist rechthaberisch und herrisch! Wer vergißt, der wird vergessen und wer nicht mit uns lebt, der lebt uns eben gar nicht! Und so war's mit Magdalena. Keiner frug mehr nach ihr, keiner dachte an sie und nur dieser Arthur Walbau, wenn er neben den Ornamenten und Mustern, die er seinem Vater zeichnete und ausschchnitt, Zeit für seine eigenen Bilder gewann, malte Magdalens Gesicht in alle Gesichter, die er eben malte. Und so vergaß er die schöne Gestalt nicht, die blonden, goldglänzenden Haare, die dunkeln Augen nicht und, Du mein lieber Gott, auch die rothen Lippen nicht, die stets so lachend sich über den weißen Zähnen öffneten, als ob sie geküßt hätten oder als ob sie küssen wollten. „Sehen Sie den Christus dort auf der Staffelei, wie er ruhig die Hand zum Segen über die schöne Sünderin erhebt. Er ist eine Lüge. Ich habe, ein greulicher Reker, mein eigen Gesicht in diesen Christus gemalt und die Fehler der Natur verbessert, auf daß es die Menschen, die mich kennen, nicht gleich merken. Aber ich bin ein arger Sünder, liebe Frau Adelheid, und in diesem Herzen da wühlt und stürmt es und oft hör' ich's rufen, wenn mich ein süßer Traum beschleicht; Magdalena! Und mir ist, wenn ich erwache, als hätt' ich sie in meinen Armen gehalten, als hätt' ich sie an meine Brust gedrückt und ihre Lippen mund geküßt! Das kommt so mit den Jahren, denn als ich vierzehn Jahre alt war, da war es nicht so! Doch daß Sie mein schwaches Herz ganz erkennen — hören Sie nur. Als mir angst und bange wurde um mein Leben daheim in der kleinen Stadt, in dem kleinen Häuschen des Vaters und unter Ornamenten und Wandmustern, die mir folgten, wo ich ging, und mich mit ihren hohlen Augen anglohten in Tag und Nacht, da zog auch ich aus der kleinen Stadt. Mein Vater hat redlich gearbeitet, redlich verdient und brauchte keine Stütze. Er ließ mich ziehen und ich zog aus und kam hieher. Doch mich kümmerte nicht die große Stadt, ich suchte das Leben nicht, wenn mir auch Lust des Lebens war, was ich suchte: Magdalena! In einem großen Geschäft, dacht' ich, da sitzt sie an

einem Kleid für eine Prinzessin — ach, Du lieber Gott, darüber sind ja fast zehn Jahre hingegangen und das Kleid wird wohl schon fertig sein. Und an den großen Geschäften schlich ich vorbei bis in die letzten Straßen der Stadt, wo die Luft freier, die Miethe billiger und das Wasser, das man trinkt, reiner ist. Da kann sie sein! Doch sie war nicht da. Und Sorge beschlich mich, daß sie vielleicht darbe und in Noth gerathen sei. Und über die Thore der Stadt schlich ich hinaus und kam suchend und fragend bis in die Wallstraße. Doch sie wohnte nicht im ersten Haus und nicht in der ersten Hütte. Sie wohnte nicht im zweiten und nicht im dritten, ich aber sank müde im letzten Haus, in Ihre Arme.“

„Nein, Herr Arthur,“ meinte Frau Adelheid Barbo, als sie der Geschichte sich erinnerte und sich wieder erzählte — „nein, Herr Arthur, sagte ich — in einen Stuhl! Denn sie waren müde und ich, Du lieber Gott, diese Arme sind so schwach und ich — nein, das hab' ich nicht gesagt, denn mir kamen, wie ich ihn ansah, den schönen Arthur — mir kamen — Thränen!“

Frau Adelheid Barbo weinte, wie sie das so wieder dachte, und strichte die Thränen in ihren Strumpf hinein mit ihren Gedanken und sah hinaus über die Dächer des Bahnhofes hinweg in die blaue Luft und die blauen Berge, die fern und von fern die mächtige Stadt betrachteten und ihren Rauch und Ruß und ihren Staub und Dunst, der sich fortwälzte durch die Straßen, über die Straßen hinaus, bis hinaus über das Thor in die Wallstraße, in ihre Gärten und Gärtchen bis zu den Blumen, die ängstlich und eingeknickt an dem Rande der ersten Wiesen und Felder blühten.

„Das hat ihn krank gemacht!“ seufzte die gutherzige Frau, — „der Rauch und der Ruß, der Staub und Dunst und das Treppensteigen und das Laufen nach der Akademie durch Schnee und Regen und Wind und dann sein Fleiß, mit dem er sein erstes großes Bild malte, seine Magdalena vor Christus, und wieder malte, damit er das Eine zur Ausstellung senden, das Andre aber, er ist ein Schwärmer, dieser Arthur, behalten könne für — sie! Nein, Frau Adelheid Barbo, hat er damals gelacht; wenn — wenn — nun wenn ich meine Magdalena wiederfinde. Sie wird in die Ausstellung gehen, wird die Bilder betrachten, wird meine Magdalena vor Christus finden, sich selbst und mich und wird fragen nach Arthur Waldau, der das Bild gemalt, wird sich erkundigen, wo er wohnt und wird kommen! Sie wird kommen das schöne Mädchen, das ja heute schöner sein muß, viel schöner als meine Magdalena, denn heute ist sie zwanzig, nein einundzwanzig, ach ich weiß es nicht, wieviel Jahre alt und als ich sie das letzte Mal sah, war sie kaum vierzehn Jahre. Die Jahre reifen Alles und was schön war, das reift in seiner Schönheit!“

So sprach er damals und legte sich hin und wurde krank. Da hörte der Kranke, daß sein Bild verkauft sei. Eine schöne Dame habe das Bild gekauft, die, wenn sie die hüßende Magdalena betrachtete, wie in einem Spiegel ihr eigen Bild erkannte. Es giebt so viele Sünderinnen, hat Arthur gesagt,

und jede möchte so schön sein, wie Magdalena! Dann war er in die Kissen zurückgesunken und frug wie im Traum, ob sie noch nicht gekommen, Magdalena, seine Magdalena?

„Und ich wachte über ihn —“ sagte Frau Abelheid Barbo und nickte mit dem kleinen Köpfchen — „und hütete seinen Schlaf und lauschte an der Thür, ob nicht Jemand komme und an die Thür klopfte und nach Arthur Walbau fragen würde? Und sieh, es klopfte einst, und ich eilte zur Thür und rief ‚Magdalena‘ und schrak zurück. Ein kleiner, niedlicher Herr stand vor mir, mit grauen Haaren und einem feinen, blassen Gesicht. Unter dichten Augenbrauen blickten zwei helle blaue Augen und um die Lippen zuckte es wie Lachen und Lächeln. Doch er lachte nicht. Er stöhnte und seufzte und schalt auf die Menschen, die so hohe Häuser bauen, und auf die Menschen, die so hoch wohnen. Und wie er mich sah und rufen hörte, sächelte er Luft sich zu mit einem feinen, duftenden Tuche und rief — mein Gott, ich weinte, als ich die sanfte Stimme hörte, die da wie Donner und Blitz reden wollte: — Nichts da Magdalena! Professor Doctor Führic. Sie sind Frau Abelheid Barbo? Gut! Herr Arthur Walbau wohnt bei Ihnen? Sehr gut!

„Und so trat er ein, der berühmteste Arzt der Stadt, der Doctor der Fürsten und Millionäre. Und trat an das Bett des Kranken und sah ihn lächelnd an und lauschte auf seinen Athem und strich ihm über die braunen Voden. Dann nickte er mit dem Kopfe, schritt auf den Fußspitzen hinaus, den Schlafenden nicht zu wecken, und sagte zu mir: Ein schwerer Fall, — aber er wird sich bessern. Ich werde wieder kommen. Morgen, morgen und übermorgen und alle Tage! Ruhe ist nothwendig, Ruhe! Er wird wieder gesund werden. Ich werde ihn gesund machen. Ich und eine schöne Frau, die mich zu ihm gesandt. Eine Magdalena, weinen Sie nicht, Frau Abelheid Barbo, und verrathen Sie mich nicht. Ich komme auch ohne diese Magdalena. Ein schöner Dursche, dieser Arthur! Er gefällt mir und ich liebe ihn!

„Er ging, der große berühmte Mann, und als ich ihn wieder sah am andern Tage war ich froh. Er ist so gut, dieser große Doctor Führic, und liebt meinen Arthur und Arthur lacht so fröhlich, wenn er ihm erzählt, daß er selbst Lungenleidend sei und eine Herzerweiterung habe und nicht schlafen könne. Er lacht, wenn ihm Dr. Führic von seinen Leiden erzählt.“

Und ich bin dabei so gesund, lachte Arthur und kümmerte mich nicht um meine Lungen und mein Herz! Schwach bin ich, Doctor, so schwach manchmal, aber ich schlafe, das wird mich gesund machen. Ich schlafe und träume!

Und träume, sagte Dr. Führic, von Ihrer schönen Beschützerin und Gönnerin, die sich in Ihrer Magdalena erkannte und über diese hinaus in den schönen Christuslopf, der diese Magdalena gemalt, verliebte.

Nein, Doctor, eine schöne Frau sieht sich in jedem schönen Bilde wieder. Und wenn Ihre schöne Magdalena, meine Beschützerin und Gönnerin, wie

Sie sagen, sich in den Christus verliebte, so mag sie zu ihm beten, nie den Maler zu sehn, der ihn bleich und elend, mit blassen Wangen und zitternden Händen in der Fülle der Jugend und Kraft malte.

Entsetzlich! rief da der Doctor aus. Die schönste Frau, für deren Gunst man Vermögen verschwendet, ist ihm eine schöne Frau, die sich in jedem Bilde wiederseht. Dann ist jener Christus mit seinen treuen, ehrlichen Augen eine Lüge, da der, der sich in ihm malte, falsch und ungetreu, hart und undankbar im Herzen ist. Diese herrliche Frau sandte ihm den berühmtesten Arzt der Stadt, des Landes und Reiches zur Pflege, trägt jeden Tag diesen Arzt über das Befinden ihres Schüßlings, kauft seine Bilder und er wünscht ihr ein frommes Gebet, daß sie nicht an ihn denke. Diese Frau sendet ihm einen weichen Teppich, doch nein, der Teppich ist von mir, ich will mich nicht verleugnen, — den herrlichsten Bordeaux und die rundesten Kapaunen, doch ich darf ja nichts verrathen, — der Bordeaux ist übrigens aus meinem Keller und die Kapaunen, aus meiner Küche — er aber nennt sie eine Frau, die sich in jedem Bilde sieht und wünscht ihr ein Gebet. — Weinen Sie, Frau Adelheid Barbo, denn sonst weine ich über den Undankbaren, Hartherzigen, Falschen und Ungetreuen.

So scherzte der gute Doctor und verrieth am ersten Tage, was er nicht verrathen sollte, und verrieth alle Tage mehr, daß Arthur ihm schon zürnte und den weichen Teppich nicht mehr wollte und von dem Bordeaux nichts mehr trank und die Kapaunen und Fühner ihm nicht mehr schmeckten. Aber Dr. Führich legte ihm den Arm unter das Haupt und hob ihn in die Höhe und drückte ihn an sein Herz und sagte ihm leise in's Ohr: „Sei gut, mein Sohn, und störe die Menschen nicht, wenn sie Gutes thun. Frage bei allem Uebel, warum? auf daß Du vergeben kannst, doch frage bei allem Guten nicht darnach, auf daß Du nicht irre wirst am Menschenherzen!“

Es war ein erfahrener, weiser Mann, dieser Dr. Führich und oft mehr ein Priester als ein Arzt und Heiland dem Kummer des Herzens, der so oft allein den Leib elend macht. Und dann ging er, mein weiser Doctor, und wenn Arthur ihn lächelnd grüßte, dann sagte er zu mir: Er wird gesund werden!

Und er wurde gesund, langsam, ganz langsam und erst nach einem Tage, an dem Dr. Führich nicht gekommen, aber sie, die er erwartet und ersehnt und um die er krank war an Leib und Seele. Bitternd huschten die letzten Sonnenstrahlen durch die Fenster und leise rauschend und flüsternd zog der Abendwind über die Dächer und in die Fenster und trug die kühle Luft in die Enge der Stuben. Da saß sie wie immer am Fenster die gute Frau und horchte nach der andern Stube und freute sich unter Thränen, wenn sie die stillen, ruhigen Athemzüge des Kranken hörte, der träumend in die Dämmerung hinüberschlief. Und wie er schlief und Frau Adelheid Barbo lauschte, da klopfte es leise an die Thür. Leise öffnete sich dann die Thür und ein Mädchen trat herein, in einfachem, schwarzem Kleide die herrliche

Gestalt umhüllt und die schönen blonden, goldglänzenden Haare von einem schwarzen Schleier durchschlungen. Dunkle braune Augen sahen lachend unter den feingezogenen Brauen und langen Wimpern hervor und lächelnd öffnete über weißen Zähnen sich ein rother Mund, so süß und sehnennd, als ob er geküßt und nach Küssen sich sehne.

„Magdalena!“ zitterte es über die Lippen von Frau Abelheid. „Er hat Dich erwartet, mein Kind, er erwartet Dich noch und wußte, daß Du ihn suchst, daß Du ihn finden wirst und daß Du kommen wirst.“

„Und ich komme, nachdem ich ihn gesucht, und nachdem ich ihn gefunden!“ sagte Magdalena und drückte die Hände der guten Frau und schritt mit ihr durch's Zimmer leise, ganz leise und trat in das zweite Zimmer an das Bett und sah in das Angesicht des Freundes ihrer Kindheit und lächelte, als sie dachte, wie sie „reiche Leute“ gespielt, und weinte, als sie ihn so blaß und mit so durchsichtigen Wangen wieder sah. Dann trat sie zu ihm ganz nahe, leise ganz nahe und neigte sich über sein Haupt und küßte mit den rothen Lippen die blasser Stirn. Da aber breitete der Kranke seine Arme aus, zog sie zu sich nieder an sein Herz und küßte mit den fieberglühenden Lippen den Mund des Mädchens und hauchte, ohne die Augen zu öffnen und so, als wär's im Traum: „Magdalena! Ich wußte es ja, daß sie mich suchen und finden, und daß Du dann kommen wirst!“

Plötzlich hing die Luft über den Bergen und Thälern, und in den zitternden Nebelstreifen von Bach und Bächlein spielten die Strahlen der Sonne. Frühling war's und der Bauer freute sich der Zeit und segnete die fröhliche Aussaat in sorgenden Gedanken an herrliche Ernte.

Frühling war's und der Städter dachte mit Hast der Mühen des Tages und eilte hinaus vor Thür und Thor, wenn der Abend kam, den Himmel zu grüßen, den ihm der Tag verhüllte, den Duft der Wiesen und Wälder zu genießen, den ihm der Dualm der Rauchfänge so lange verbarg. Frühling war's und fern in der Wallstraße grub der Gärtner den Garten seines Häuschens um, und pflanzte grüne Sprossen und streute Samen für Blumen und Früchte. Neben ihm öffneten sich die Fenster in den langen Reihen der großen Zinshäuser und manch einer der gewaltigen Riesen ließ sich's gefallen, wenn der Maurer mit Kelle und Pinsel ein neues Kleid über den abbröckelnden Körper zog.

Da saß auch hoch oben über den Hütten und Häuschen in ihrer Zinshurg Frau Abelheid und lauschte dem Athemzuge ihres Arthurs und dachte seiner Geschichte und der Geschichte seiner Magdalena und des herrlichen Doctor Führich und der schönen unbekannten Frau, die ihn gesandt. Der röthliche Schein der Abendsonne erglänzte auf ihrem weißen Strumpf, auf ihren blassen Wangen und in ihren dünnen grauen Locken und Scheiteln. Da aber klopfte es an der Thür, leise, ganz leise, und leise, ganz leise öffnet sich die Thür und, wie wenn aus umwölkttem Himmel der Mond im eillen Glanz hervortritt und

seine Strahlen in unsere Träume spinnt, so tritt ein Mädchen ein, schwebt mit leichtem Schritt durch das Zimmer, drückt Frau Adelheid Barbo die Hand und fragt leise, ganz leise:

„War der Doctor schon da?“

„Ja, Magdalena!“ lächelte Frau Adelheid.

„Und wird er nicht mehr kommen?“

„Nein, Magdalena, heute nicht mehr!“ beruhigte Frau Adelheid die sorglich Fragende.

„Doch es geht gut, Frau Adelheid?“

„Gut, meine liebe Magdalena, und er wird gesund werden, morgen, übermorgen, bald!“ Mehr vermag sie nicht zu sprechen.

Doch das Mädchen blickt in's Weite, hinaus in die sinkende Sonne, hinaus in die rosige Gluth des Himmels und der Erde und saugt mit halb geöffneten Lippen in langen, schweren Athemzügen die Luft ein, daß die Brust sich hebt und senkt und spricht nur, was sie gehört: „Er wird gesund werden morgen, übermorgen, bald!“

Wie schön sie war! In glatten Scheiteln umrahmte das blonde, goldige Haar die helle, weiße Stirn und schlang sich im Nacken mit breiten Zöpfen zu einem losen Knoten. Doch wie neckend und widerspenstig stahl sich hier manche Locke hervor, ringelte sich über den Nacken auf die zitternde Brust, und lockerte die glatten Scheitel, wie ein Windhauch die glatte Fläche des Sees mit spielenden Wellen kräuselt. Unter den dunkeln Brauen, unter den langen Wimpern leuchtete ein dunkles Auge hervor, das in seinem Blick wie süße Sehnsucht schien und oft wie zärtliches Gemähen. Ein schwarzes Kleid ohne Schmuck und Falte umschloß den schlanken Leib, der, wie in Liebe von einem Künstler gedacht, voll und üppig wie Marmor, die Jugend selber schien, die das ganze, herrliche Wesen umstrahlte.

Lächelnd sah ihr Frau Adelheid Barbo in's Gesicht und keine Thräne verhüllte vor solchem Bilde ihren Blick. Lächelnd huschte der rosige Strahl der untergehenden Sonne darüber und spielte grüßend und küßend in dem goldigen Haar, wie draußen, fern in den Wiesen und Wäldern mit Blumen und Blüthen. Nein! Das Bildniß ist kein Bild einer Sünderin! Wenn sie liebt, kann sie nicht sündigen, und wenn sie sündigt, wird die Lust zur Liebe und die Liebe des Menschenherzens ist Gottes Segen.

So lockte es auch das Herz des jungen Malers, der da im andern Zimmer im Lehnstuhl saß und leise mit seinen Träumen eingeschlummert war. So lockte es ihn und wenn sie kam, die schöne Freundin seiner Jugend, da war er gesund, und wenn sie ging, da eilte er an seine Staffelei und malte seine Magdalena vor Christus und immer sanfter wurde das Gesicht der heiligen Sünderin und immer heller ihre Stirn und dunkler, und wie Sehnsucht und Hoffen ihr Blick. Schon waren die Thränen aus dem Auge verschwunden und glückseliges Lächeln zog um die rothen Lippen, die einst Schmerz und Gram und Schuld und Scham zusammenpreßten und zittern machten wie die

Thränen, die über die blassen Wangen fielen. So hatte er sie einst gemalt und auf jenem Bilde, das eine schöne Frau gekauft, weil sie in der Schönheit des Weibes und ihrer Sünde wie in einem Spiegel sich selbst erkannte. Doch leise Röthe zitterte jetzt auf den Wangen der Magdalena vor Christus in seinem Zimmer und wie lächelnd der Mund sich öffnete und die Hände zum Beten sich falteten und nicht wie einst im Schooß schlaff herabhängend kaum in ihrem Zittern und Bangen sich selber kannten, da war die Magdalena vor Christus wie die Liebe, die segnend der Heiland grüßt und nicht der Sünde gleich, der Gottessohn den schwachen Menschenherzen nachfühlend, Verzeihung spendete, Trost und Schutz. Und wie ein Spiegel war das Bild so allmählich und langsam mit den Tagen geworden, in denen Magdalena den Freund ihrer Kindheit grüßte, wie ein Spiegel, aus dem das Bildniß zurückstrahlte des schönen Mädchens, das da stand im Glanz der Abendröthe und leise seufzte: „Und Frühling ist's!“

Da regte sich auch im andern Zimmer der Träumer. Ihm war, als stünde Magdalena vor ihm und zärtlich hielt er ihre weiße, warme Hand. Da aber wurde die Hand in der seinen kälter und kälter und wie er aufblickte, war es nicht Magdalens Hand. Es war die Hand jener schönen Frau, die sein Bild gekauft und dann den berühmten Arzt geschickt und die für ihn sorgte und ihn pflegte wie eine Mutter den Sohn — nein, nein! Eine Mutter hütet den Sohn und sitzt an seinem Bette und bewacht seinen Schlaf und wenn er im Traume seufzt und weint, dann weckt sie ihn mit sanftem Fuß und läßt ihn an ihrer treuen Brust wieder schlafen. Jene schöne Frau aber sorgt für ihn und pflegt ihn wie die Geliebte den Liebsten des Herzens pflegt — nein! nein! Auch das ist's nicht! Wer da liebt, der trennt sich nicht von unserm Schmerz, der theilt unser Leid, und wenn wir weinen, da weint die Geliebte und wenn wir trauern, versinkt auch sie in Trauer. Wie traurig sah ihn Magdalena an, als sie ihn das erste Mal wieder sah. Wie traurig war sie, als sie dann wiederkam und seit Wochen fast alle Tage wieder gekommen war. Und wie wurde sie heiter, als er das erste Mal lachte, wie glücklich, als er das erste Mal sagte, daß er so glücklich und so glücklich sich fühle. Und das hat er ihr gesagt, so oft in den eilenden Tagen und hat es ihr in seinem Traum gesagt. Er hatte ihre Hände ergriffen und wenn er sie zärtlich drückte, ihr bekannt, daß ihn die Liebe gesund gemacht. Doch da waren ihre Hände kalt geworden und seine Hände froren, daß er aufblickte und ach — er hatte die Hände jener Frau in seinen Händen, die er nicht kannte, die er nicht liebte, die er fürchtete und er wußte nicht warum — vor der ihm graute. Was führt dieses Weib ihm entgegen? Liebe ist es nicht. Wer liebt, will hören, sehen, küssen. Seine Magdalena liebt ihn. Sie kam zu ihm, sie sah ihn, sie hörte ihn sprechen, sie — doch dieses Weib mit den kalten Händen in seinen kalten Händen gleicht seiner Magdalena! Sie hat darum das Bild gekauft. — Nein, nein! Nicht darum! Sie gleicht der Sünde in dem Bilde und das hat die Eitelkeit verlockt. Doch horch!

Was weiß dies Weib mit den kalten Händen in seiner kalten Hand von Magdalena, von Magdalenas Jugend? Ich sagte es Dir ja, Arthur —“ so spricht das Weib, „ich sagte es Dir ja, daß Du kommen sollst, wenn ich reich bin und alle Herrlichkeit der Welt mich umgiebt. Wir haben „reiche Leute“ gespielt, weißt Du noch? oben in der Dachkammer im Haus meines Vaters, wo die Kleider der Mutter aufbewahrt waren und die der Großmutter! Warum kommst Du nicht, Arthur? Ich erwarte Dich! Du liebst mich ja! —“ So spricht das schöne Weib, langsam, langsam spricht sie es, daß es eine Ewigkeit scheint, eh' sie ausgesprochen und so hohl spricht sie es, als wie aus einem Grabe und Magdalena hat so süße Worte und spricht jedes Wort so süß! Schon will er die kalten Hände, die in ihren kalten Händen erstarrt, ihr entreißen, doch er kann nicht. Da aber sagt sie ihm, die entseßliche Gestalt: „Du liebst mich ja!“ und das giebt ihm Kraft, den Traum zu brechen, den Schlaf, der ihn beschlich. „Nein, nein!“ ruft er aus und wie er donnernd und grollend dem Weib es zugerufen, — erwacht er!

Das Fenster, an dem er gefessen, um die scheidende Sonne zu sehen, stand noch offen. Die Sonne war hinunter gesunken hinter die Berge und Bergspitzen und leise Rölhe zitterte noch auf den Hühen. Doch Frühling war es erst und die Blumen auf den Feldern und die Blüthen an den Bäumen schlossen ihre Kelche und hüllten sich ein, daß sie die kühle Nacht nicht schauen. Sie kam schon dahergezogen mit frischem, feuchtem Lufthauch und kühl wehte es von den Bergen herab über die Felder und Wiesen zu den Häusern und Straßen. Das traf auch ihn, den Schläfer und Träumer, und wie er die Hände, im Schauen ganz verloren, gefaltet hatte, war er entschlafen und hatte geschlafen, bis feucht und kühl der Abend kam und dann auf seinen Flügeln auch die Nacht. Wie kalt waren seine Hände schon und wie zitterte sein Herz im schnellen Schlagen. „Nein! nein!“ hat er gerufen, so laut und zürnend, so donnernd und grollend. „Was war's? — Ein Traum! — Doch gerufen hab' ich so laut und zürnend, ich bin erwacht darüber. — Hat mich Niemand gehört? Ist Niemand da?“

So erhebt sich Arthur und schiebt den feinen weichen Teppich bei Seite, daß sein Fuß ihn nicht betrete — seine Hände sind so eifig kalt von den Händen des schönen Weibes, das diesen Teppich ihm gesendet, er weiß es, sie hat es gethan, nicht Dr. Führich — und eilt zur Thür. Doch eh' er sie erreicht, wird sie geöffnet. Zwei Arme strecken sich zärtlich ihm entgegen und eh' er's ahnt, schlägt sein Herz an der Brust des geliebten Mädchens, das da kam und immer wieder kam, um ihn zu sehen, zu hören und zu küssen. Sie liebt ihn ja und er liebt sie von ganzem Herzen und Lieb ist Lust und Leid, doch was sie ist, sie ist der Götter Geschenk dem Menschenherzen.

„Du hast so süß geschlafen! —“ sagte Magdalene, als sie ihn an ihre Seite niederzog.

„Und so entseßlich geträumt!“ entgegnete Arthur und schob mit Abscheu

den duftenden, funkelnden Wein zurück, den Frau Abelsheid Warbo ihm eingeschonkt, und schob die ausgefuchten Speisen zurück, die sie ihm vorsetzte.

„O nichts davon!“ fuhr er auf, und seine Lippen zitterten, — „nichts davon! — Was auch Dr. Fühlich sagt, er kommt von ihr, dieser edle Wein und von ihr kommen diese Speisen. Ich weiß auch, er kommt auf ihren Wunsch, dieser gute, treue, edle Doctor! Doch er ist ein Mensch und kann sagen, ich bin rein und ihre Hand hat mich nicht berührt. Ich bin nicht von dem Gelde bezahlt, das Schmach und Schande verdient und ihre Lippen — O mir graut vor diesem Weibe und ihrer Sorge!“

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er den finstern Traum verschrecken, der solche Gedanken geboren und blickte mit den dunkeln Augen wie großend vor sich hin. Magdalena hielt die Hände gefaltet in dem Schooß und hatte das Haupt gesenkt, als wollte sie den dunklen Schatten, die schon durch's Zimmer zogen, verbergen, wie bange Blässe ihre Wangen bleichte und wie die Lippen wehmüthig zuckten und der Busen unter dem Pochen des Herzens sich hob und senkte. Arthur aber raffte sich auf und erzählte, erzählte so kalt und gleichgiltig, so hart und herzdurchbohrend, wie wenn ein Hammer auf den Amboss niederschlägt und sich hebt und senkt und im Heben und Senken zerbröckelt, was unter ihm.

„Ich weiß, wer sie ist, diese kunstsinige Frau, die in jedem Wilsde sich sucht, in dem die Schönheit die Sünde heiligt. Die Freunde, wie sie nun kommen und gehen, seitdem ich wieder genesen, haben es mir erzählt. Ich kenne diese Welt hier noch zu wenig, und vieles, was ich hörte, kommt' ich mir früher nicht erklären. Daß das Elend zu Hause ist, wo der Mensch zu Hause, das hab' ich wohl gewußt, daß Sorge und Kummer gebehrt, wo wir lieben oder hassen, hab' ich mir schon lang gedacht; auch daß wir schwach und sündhaft sind, hab' ich erfahren.“

Er lächelte, wie er so träumte, und legte den Arm um Magdalenens Schulter, zog sie an sein Herz und küßte ihre weiße Stirn. Dann faßte er ihre Hand und es schien wohl, als wollte er sie fragen, ob sie seine Liebe und seine bange Sehnsucht auch für Schwäche nahm und für des Menschen Sündhaftigkeit? Wie das Mädchen ihn da ansah, zitterte eine Thräne in ihrem Blick und als sie die Hand in seiner Hand, das Haupt an seiner Brust verbarg, seufzte sie: „daß wir schwach und sündhaft sind, hab' ich erfahren!“

Da aber flog helle Röthe über Arthurs Wangen und zitternd fuhr er fort: „Doch daß die Sünde der Erde Glück und Segen hoffen darf und halten kann, das hab' ich noch nicht gewußt, und das ist ein Fluch des Menschen. Sie aber hat's gethan; sie thut es noch die Frau, um deren Günst man mich beneidet und deren Gold in meinen Fingern brennt, daß ich wie eine Schmach und eine Sünde jeden Strich an meinem Wilsde fühle, weil er sie entzündet und ihr meine Arbeit zur Freude gebieth. O, ich hasse diese Frau, denn was sie lieben mag, ist Lust, und was ihr gefällt, Laune, oder Reiz zur Lust. Wer ist sie? Was ist sie? Frau? Mädchen? Braut?

Mutter? Nein! Geliebte eines Fürsten, eines Wucherers oder Millionärs, eines Komödianten und so weiter. O, wer das auszubedenken vermöchte: Ein Fürst, ein Wucherer, ein Komödiant und eine Diana! Worte sind es — doch Worte, die zusammen wie ein Fluch klingen.

Was bin ich diesem Weibe, daß sie nach meinem Dasein forschet und meinem Glück und meiner Noth? Was ist mir das Weib, daß es sich in meine Träume schleicht und mir sagt, daß ich kommen soll, da sie reich sei und alle Herrlichkeit der Welt sie umgiebt, daß sie mit mir gespielt, — weißt Du es noch Magdalena — „reiche Leute“ gespielt oben in der Dachkammer im Haus ihres Vaters, wo die Kleider der Mutter aufbewahrt und der Großmutter. Daß sie mich liebt und daß ich —“

Da bricht er ab und hält, wie aus dem Traum erwachend inne und blickt um sich, ob er denn wache oder ob er träume, denn seine Hand ist eiskalt und eiskalt ist die Hand, die er hält, wie er sie gehalten im Traum, in jenem häßlichen Traum, den er geträumt. Dann blickt er auf das Mädchen, das blaß und bleich an seiner Brust lehnt und wie er ihr Haupt mit Zärtlichkeit erhebt und auf die geschlossenen Augen blickt und auf die zitternden bleichen Lippen, da flüstert er sorgend und klagend dem Mädchen zu: „Bist Du krank, Magdalena?“

Doch wie er sich niederbeugt mit seinen glühend heißen Lippen und die bleichen, zitternden Lippen des Mädchens küssen will, da fährt sie auf, entwindet sich seinen Armen und ruft voll Haß und Angst und voll Scham und Züchtigkeit:

„Wie spät es schon geworden! Die Nacht bricht an! Ich muß fort — mein Weg ist groß!“

Sie hat schon das Tuch um das blonde Haar geschlungen. Sie reicht Frau Adelheid Warbo die Hand und wie ihr Arthur die Hände zum Abschied entgegenhält, stürzt sie an seine Brust und weint: „Finster ist es und ich fürchte mich!“

„Es ist kaum acht Uhr!“ tröstete Frau Adelheid Warbo das zitternde Mädchen, wie sie sie zur Thür geleitete und noch einmal herzte und küßte. „Es ist kaum acht Uhr, und hunderttausend Leben noch auf den Straßen, denn die Luft ist mild und — Magdalena! Frühling ist!“

So schied das blonde, schöne Mädchen und zwischen Thränen und Lächeln grüßte sie noch einmal in die Thür zurück: „Und Frühling ist’s!“

Warm fiel die dunkle Nacht vom Himmel und zitternd erglänzten die Sterne im hellen Licht. Leise zog ein blüthenduftiger Wind durch die Straßen selbst der Stadt und spielte mit den Zweigen und Blättern der Bäume, die ihre Straßen und Plätze schmückten, und neigte und beugte die Blumen und Sträucher, die da in vollem Blüthenprangen sich öffneten. Dann zog er säuselnd dahin zur grünen Au, und die herrlichen Straßen, die sie umgaben und in ihr mündeten. Palast stand an Palast und heimliche Stille umgab

den Reichthum, der hier wohnte. Unter Bäumen und Blumen und Schatten und Geheimnissen stand ein schmucklos Haus, wie ein Traum der Berge und Thäler in das Geräusch der Stadt entrückt. Es war so stolz und mächtig, daß selbst die gewaltigen Nachbarn es nicht erdrückten und doch war es für Eine allein und wie allein für Einen. Die Fenster waren geschlossen und hinter den Fenstern fielen schwere Vorhänge herab, daß nur selten ein Strahl des Lichtes auf die Straße fiel, wie glänzend hell auch alle Räume beleuchtet.

Ueber breite Marmorstufen waren die Gäste schon hinaufgestiegen und hatten sich versammelt in dem schönen Saal mit seinen herrlichen Wibern und seinen klassischen Marmorgestalten aus Italien vom Fürsten Camille gesandt. In vollem Glanze strahlten die Luster und Armleuchter und die Diener standen da wie alle Tage, ob der Saal die Gäste nicht fassen konnte, wie oft, oder ob ein einziger Gast sich eingefunden. Nur drei Gäste saßen diesmal am Tische und sorgsam reichten die Diener die Schüsseln und bunn die Tassen und füllten die Tassen mit dampfendem, duftigem Kaffee und verschwanden. Drei Gäste waren es und kein Herr des Hauses und keine Frau des Hauses.

„Nein!“ sagte der Eine von den dreien. „Ich trinke keinen Kaffee! Ich bin betrübt, in's Herz betrübt und will mir den Kopf nicht erhitzen. Ich muß fort, heute noch fort, diesen sterblichen Leib von allem Leid zu heilen. Und da ich fort muß, erscheint mein Fürst, ich werde das beklagen!“

Er sprach's und lehnte in den Stuhl sich zurück, als ob der Schmerz ihn schwer bedrückte. Es war ein Kleiner, runder, fröhlicher Herr der Banquier Rezenhain und er konnte von allem Leid, das den sündigen Leib bedrückt, wohl lächelnd sprechen. Er war gesund und der Himmel gab ihm, was die Gesundheit in vollen Zügen genießen läßt: eine schöne Frau, manche schöne Million, und er liebte die schöne Magdalena. „Doch da schlägt es elf Uhr!“ rief er aus. „Schon elf Uhr und um zwölf geht der Zug. Es muß geschieden sein. Adieu, mein Fürst! Behüte Sie der Himmel und gönne mir das Glück, nach vier Wochen Sie so froh und munter wieder zu sehen, wie jetzt, da Sie uns Italien zurückgegeben. Adieu, lieber Troll, auf Wiedersehen in einer Stunde, auf dem Bahnhof.“

Schon hatte er seinen Hut ergriffen, schon öffnete sich leise die Thür, da rief ihm Troll zu: „Wie ich Sie kenne, Schwärmer, schleichen Sie sich doch noch zu Magdalena und sagen ihr zum dritten Mal Lebewohl.“

„Schelm!“ rief Rezenhain und verschwand hinter der Thür, die sich geräuschlos öffnete und wieder schloß.

Eine Thür öffnet und schließt sich wieder, doch der Mund eines übermüthigen Schwäzers, wenn er einmal spricht, wird nicht geschlossen, nicht durch ein schweigend Lächeln und nicht durch die Falten des Jornes auf der Stirn dessen, der ihm zuhören muß. Troll war ein übermüthiger Schwärzer, doch man lächelte, wenn man ihn hörte und selten zogen finstere Falten sich in die Stirn des Hörenden. Er war ein Virtuose und seine

Violine hatte ihm Tausende eingebracht, die er fröhlich wieder verschleudert hatte. Er war ein Künstler und nannte sich einen Ziguner, einen Komödianten, bis ihn die Stadt und alle Städte so nannten, wo seine Geige erklangen. Er lebte am Tische der Millionäre, der Fürsten und am Tische der Geliebten der Millionäre und Fürsten, aber ihm mundete es gleich gut in den Kellern und verborgenen Wirthshäusern. Ein Komödiant, aber ein guter, fröhlicher, leichtsinniger Mensch. Und wie er sich scherzend mit den schlanken Fingern über die schwarzen Haare strich, die glänzende, schmale Stirn und die sprühenden Augen, da that er, als ob er dem Banquier nachweine, zum Abschied nachweine. Dann drehte er sich den geträufelten Schnurrbart und sah lächelnd auf den Fürsten Camille, der schweigend die Huldigungen Regenhains und seinen Segen entgegen genommen, schweigend den tollen und übermüthigen Worten zuhörte, die Troll, auch, wie er sagte, zum Abschied und damit Fürst Camille ihn nicht vergesse, über den heißen Kaffee und kalten Champagner ergoß. Er hatte die schöne Magdalene entdeckt.

Er saß unter den Bäumen der Au und durch seine Gedanken zogen fröhliche Lüne und Lieder und blanke Goldstücke, die er eben verspielt. Es waren die letzten, die er besaßen. Da sah er ein Mädchen im dämmernden Abend durch die Blumen und Bäume schreiten und an den Palästen vorbei, die sie einschließen. Sie betrachtete neugierig den Glanz und die Herrlichkeit und ihm war, als wurde ihr stiller Schritt immer rascher — hastiger und als richtete ihr müder Körper immer schlanker und stolzer sich auf. Da kam sie in den Schatten der Bäume, unter denen er saß, und ohne auf ihn zu achten, setzte sie sich auf die Bank, lehnte den schlanken Körper zurück und blickte wie träumend und wie verloren auf all die Wagen und schmuckten Pferde, die bald hin und wieder flogen und blickte auf die Fenster, die hell und immer heller im vollen Glanz erstrahlten, und ward in diesen Träumen und im Traum sich verlieren immer schöner und schöner.

„Es war Magdalene, mein Fürst!“ rief Troll. „Damals sah ich sie zum ersten Mal. Ich stützte den Arm auf die Lehne der Bank, ich stützte mein Haupt in die Hand und sah sie an, lange — schweigend und freute mich, daß sie mich nicht beachtete. Denn sie war schön! Nicht so schön, wie heute, doch anders und wie es anders war, so war es schöner! Endlich sprach ich und freute mich, daß sie schwieg und mich hörte. Ich nannte ihr die Namen der Fürsten und Millionäre, die da wohnten und die an uns vorüber flogen. Und wie sie aufmerksam horchte und immer aufmerksamer wurde, wie ich ihr den Glanz des Lebens in all den Palästen schilderte, da frug sie mich, ob ich auch so reich wäre, wie die Andern hier? Ich lachte und statt zu antworten, frug ich, ob sie wohl reich sein möchte? Sie seufzte und mir war, als ob sie sagte: „Ich möchte glücklich sein!“ Und so sah ich Magdalene, warf in ihrem Dachstübchen die Näh- und Stickenadeln in's Feuer, zerßlug den Stickenrahmen und zerriß die Blumen und Blätter, die sie

einer Fürstin damals in ein Brautkleid stückte. Dann entführte ich sie und führte sie mit mir durch Glanz und Herrlichkeit der großen Städte und streute, was ich gewann, auf ihr blondes, goldiges Haupt. Es war ein schönes, glückseliges Jahr, als sie endlich mein Freund Rezenhain entdeckte und mir entführte. Er baute ihr dies herrliche Häuschen, schmückte den Garten und unter allen Blumen, die da blühten, zumeist jene, die Magdalena heißt. Hier lernte der schwärmende Balletin sie kennen und was er von Vater und Mutter ererbte, legte er ihr zu Füßen. Es war viel, doch durch die zarten Finger einer schönen Frau rollt das Geld wie durch die dürrn Hände des Wucherers. Nur fällt es bei ihr nicht in die Kasse zurück. Sie kennen sie ja, unsere schöne Magdalena, mein Fürst, und wissen, daß ihr oft eine Blume vom Felde mehr werth ist als ein Diadem von Diamanten und daß sie ein Diadem von Diamanten oft zerbröckelt, wie man eine Blume vom Felde zerpflückt und nach allen Winden streut.“

So plauderte der junge, lustige, leichtsinnige Künstler und sich zum Ohr des Fürsten neigend, sagte er leise:

„Mir war die schöne Magdalena einst das Glück des Lebens, dann eine süße Erinnerung daran. Doch heut' ist sie verschwunden.“

„Heute?“ frug der Fürst und sah lächelnd in das fröhliche Gesicht des Künstlers.

„Heute! Mein Fürst! Denn heute, als ich gegen Abend vom Bahnhof zurückkehrte, und in die Wallstraße einbog, da sah ich ein Mädchen an mir vorüber eilen und mein Blut stockte und mein Herz zitterte. Solche Schönheit sah ich nie, wenn es nicht in jenem Augenblicke war, als ich vor drei Jahren da unten in der Au unter den Bäumen saß und Magdalena zu mir trat. Doch nein, sie war schöner die Fremde, so schön in ihrer Hast, mit der sie dahineilte, so schön wie Magdalena. Sie kam aus einer jener furchtbaren Zinsburgen, in denen der Reichtum die Armuth bewuchert. Sie eilte über die Straße und blickte, eh sie in eine Gasse, die zur Stadt führt, einbog, noch einmal sich um. Da sah ich ihr Gesicht. Unter einem schwarzen Schleier verbarg sich ein volles blondes Haar, das in schlichten Scheiteln eine reine glänzende Stirn umrahmte. Zwei große Augen sah ich noch und einen rothen Mund. Wie die Sehnsucht sah sie aus, als sie nach dem Haus zurückblickte und nach einem halben Fenster hoch oben unter dem Dache und wie Thränen ihr Auge plötzlich erfüllten, da öffneten sich die Lippen und mir war, als hört' ich sie seufzen, wie einst Magdalena: „Ich möchte glücklich sein!“ Da bog sie in die nächste Straße, ich eilte ihr nach. Allein sie war verschwunden. Ich verwünsche alle Kunst und alle Concerte, die mich zwingen, abzureisen, denn ich möchte dies Mädchen wiedersehen, noch einmal sehen. Doch ich werde sie sehen, ich werde sie finden, wenn ich zurückkehre und ich kehre in vier Wochen zurück. — Auf Wiedersehen, mein Fürst!“

Er war aufgesprungen und fortgeeilt und hörte nicht, wie mit zitternden

Schlägen die Uhr schon zwölf schlug und sah nicht, wie eine finstere Falte sich in die Stirn des Fürsten Camille gegraben, die immer finsterner ward, je leichtsinniger er sprach, je schöner er das Mädchen schilderte, das er gesehen.

Allein saß Fürst Camille in dem großen Saal und sah mit ernstesten, strengen Blicken vor sich hin und auf die Schattenringe, die die perlenden Gläser unter den Lichtern des Lusters auf den Tisch warfen. Zurückgelehnt in den Stuhl, erschien die schlanke Gestalt in ihrer ganzen, stolzen Größe und vom Licht übergossen der kleine, feine Kopf wie eine Camee von Künstlerhand geschnitten. Das glatt gestrichene graue Haar erglänzte im spielenden Glanz der Lichter wie in Silberfäden und das blasser Gesicht mit seinen schmalen Wangen durchsichtig wie manchmal das Weiß der Augen bei Kinderaugen. Die gebogene Nase beherrschte zwei feine Lippen, die sich nur selten öffneten und wenn sie sprachen, wie dem Schönen und Edlen geweiht nur vom Schönen und Edlen sprachen. Blaue Augen sahen unter den grauen Brauen hervor, lächelnd, wenn er hörte und die Menschen sah, blitzend und wie drohend oft, wenn er allein war und dachte, was er gehört, und der Menschen sich erinnerte, die er gesehen. Und jetzt zürnte er. Was war ihm der Banquier Rezenhain? Ein Mann, bei dem die Millionen Millionen erzeugten, die ihn so wenig kümmerten, als Rezenhain sie zu nutzen wußte. Wer war ihm der leichtsinnige Künstler? Er lauschte gern den verlockenden Tönen seiner Violine. Er hörte lächelnd ihn schwagen und vergaß, was er gehört. Nein! Jetzt dachte er an das, was er gehört. Ungeduldig und wie zürnend trommelten die Finger auf der Lehne des Stuhles, und um den schmalen Mund zuckte es wie Blitzen und Wetterleuchten.

Es war ein Fürst, der Mann, der da allein saß in dem weiten Saal. Ein Fürst aus der Zeit, in der man noch nicht wußte, wie er selbst manchmal scherzte, daß Adel von „Edel“ stammt. Sie waren immer seltener diese Männer aus einem vollen Guß. „Es muß anders werden, Magdalene!“ seufzt Fürst Camille und denkt an das schöne Weib, das er verloren in den Armen Anderer fand und deren Schönheit ihn wie ein Bild griechischer Kunst berückte, das wir aus Schutt und Trümmer sorgsam hervorgegraben. Magdalene dachte ihrer Schönheit nicht. Sie dachte der Arme nicht, die liebend sie umschlangen, und nicht der Arme, die sehrend nach ihr sich ausstreckten und hörte die Lippen nicht, die ihr schon oft gesagt: „Es muß anders werden, Folgen Sie mir, Magdalene, und wie den Stern will ich Sie verehren, der leuchtend dem einsamen Wanderer des Weges weist. Fern in Italien, an einem kleinen See, da steht ein rebenumschlungenes Haus. Dort weil' ich so gern, seitdem ich allein in der Welt. Sei mein Stern, Magdalene, in der Nacht, die meine Welt verhüllt.“ — Doch sie hört es nicht, das schöne Weib, und liegt im Traum versunken auf dem Divan und möchte schlafen und kann nicht schlafen und möchte träumen und fürchtet sich vor ihren Träumen.

Sie streifte das Armband von der Hand, denn das Gold war kalt und die

glühenden Steine waren kalt und ihre Hände waren kalt, so eisig kalt, daß sie sie unter den Spitzen verbarg, und in den Falten des weiten Kleides. Ihr ganzer Körper fror und sie drückte das Haupt in die Kissen und schloß die Augen. Da legte eine warme Hand sich auf ihre Stirn und strich leise durch ihre blonden Locken, daß sie wie dankend für den Trost aufblickte, und in die stillen Augen des Fürsten Camille sah, der neben ihr stand und ihr die Hand zum Gruß und Abschied entgegen streckte. Wie sie ihn sah, rollten Thränen über ihre Wangen und die Arme ihm entgegen streckend, als wollte sie ihn an die Brust ziehen, rief sie aus: „Ja, es muß anders werden, Camille, es muß anders werden!“

„Sie sind krank, Magdalena!“ sagte beruhigend der Fürst — „und bedürfen der Ruhe! Ich komme bloß, Ihnen zu sagen, daß ich durch vier Wochen hier zu bleiben gedenke. Sie werden die Gunst mir erweisen, mich zu empfangen, wenn ich komme. Sie sind ja jetzt allein!“ Die letzten Worte rangen sich schwer von seinen Lippen. Doch neigte er sich leicht auf die Hand Magdalenas und küßte sie. Dann ging er.

Stille war es im ganzen Haus und kein Laut regte sich. Magdalena lauschte, doch kein Schritt ertönte, keine Thür bewegte sich. Stille herrschte rings um sie, Stille der Nacht, Grabesstille. Da suchte ihr Auge den hellsten Strahl des Lichtes und wie ihr Blick ihm folgte, fiel er auf ein Bild und auf ein schönes Angesicht im Bilde, Doch sie sah das Weib nicht, das weinend in dem Bilde kniete, sie sah den Heiland nur, der segnend und vergebend die Hand erhoben über dem Weibe hielt. Und auf ihre Knie sank sie nieder und schleppte sich zu dem Bilde, daß sie es sah deutlich, ganz deutlich, den Christus mit seinen braunen Locken und seinem gekräuselten Bart, den Jüngling mit seiner hellen Stirn und seinen sanften Augen und seinen zitternden Lippen. Und wie sie ihn sah, senkte sie ihr Haupt und ihre blonden Locken lösten sich auf und fielen über den Nacken und ihre Hände falteten sich im Schooß, als wollte sie beten. Die Lippen zuckten und leise, ganz leise rang nur ein Wort, ein einzig Wort sich von ihnen: „Bergieb! Bergieb!“

An seiner Staffelei saß Arthur und studirte. Seitdem das Fieber von ihm gewichen, fühlte er sich gesund und dachte noch weniger an sein Leiden oder die möglichen Leiden, denen jeder Mensch unterworfen sein kann, wie Dr. Führicht sagte. Er fühlte sich stark zu lernen und zu arbeiten und so war er stark und lernte und arbeitete. Bald griff er nach der Kreide, bald nach dem Pinsel. Er zeichnete und malte. Es war ein buntes Durcheinander von Studentköpfchen, die er auf die Leinwand setzte, bald mit hellem Licht übergoß, bald in tief traurige Schatten legte. Doch all die Köpfchen bildeten ein Bild, das Bild seiner Magdalena. In einer Ecke des Zimmers, in einem großen Lehnstuhl, in dem er noch vor wenigen Tagen ruhte, wenn ihn die Schwäche übermannte, lehnte seine Magdalena vor Christus. Ein

grünes Tuch bedeckte das Bild, das es neidisch selbst den Sonnenstrahlen entzog. Mittagsruhe herrschte rings herum. Zwölf Uhr hatte es geschlagen, die Glocken der Kirchen waren verklungen und die Arbeiter rechts und links, hüben und drüben, wo sie beschäftigt waren, feierten. Auch Frau Adelheid Warbo hatte Arthur schon zu Tisch gerufen und kräftige Suppe, feines Geflügel und duftendes zartes Gemüse stand auf dem Tische. Edler Wein schmückte ihn. Arthur dachte nicht daran. Wohl hatte er gefragt, wenn Frau Adelheid Warbo ihn rief, ob sie schon mit Kochen und Braten fertig. Doch wenn sie seufzte und auf den reich besetzten Tisch deutete, griff Arthur wieder nach dem Pinsel und malte.

Da klopfte es mit kräftigen Fingern, die Thür öffnete sich und Doctor Fühlich, wie immer munter und leichten Fußes trat ein.

„Ich komme um meine Lungen,“ stöhnte er, als er Frau Adelheid Warbo erblickte — „und mein Herz wird noch auf diesen unseligen Treppen zerspringen. — Weinen Sie dann, Frau Adelheid Warbo, über mich und zeigen Sie den Leuten mein Grab: Hier ruht — wird darauf in Marmor gegraben stehen — ein Mann, der Alle gesund machte, doch sich selbst vergaß und darum an allen Uebeln der Menschheit zu Grunde ging.“

So sprach Fühlich, sah mit ernstem Augenzwinkern Frau Adelheid an, drückte ihr die Hand und schritt gegen das Zimmer Arthurs. Als er an dem reich besetzten Tische vorbei ging, schmunzelte er und lächelte Frau Adelheid Warbo an: „Gute Küche — nicht wahr?“

Doch wie er die Thür zum andern Zimmer öffnete, scherzte er: „Und alles unter meiner Aufsicht gemacht, in meiner Küche und von meiner Köchin!“

„Sie haben keine Küche und keine Köchin, Doctor!“ rief es hinter ihm, „und Frau Warbo kocht nicht! Ich bin zum Hungertode verurtheilt!“

Arthur wollte die Thür schließen. Doch Fühlich blieb zwischen Thür und Angel stehen und sagte mit hohler, zürnender Stimme: „Frau Warbo, kochen Sie ihm Kartoffelsuppe. Er wird nie im Leben in jene Regionen hinabsteigen, in denen man weiß, daß der Magen das Leben erhält und gebratene Hühner und Fasanen den Magen!“

Er schloß die Thür, schob einen Stuhl an die Staffelei Arthurs und sah bald auf das Bild, bald auf den jungen Maler, der, Pinsel und Kreide noch zur Hand, in den Stuhl sich zurückgelehnt hatte und ernst vor sich hin sah.

„Wie geht's, Arthur?“ fragte endlich Fühlich, ohne seinen Schützling anzusehn.

„Gut, Doctor! sehr gut! Ich danke Ihnen!“

„Appetit? Haben Sie Hunger? Wollen Sie essen?“

„Sehr gern, Doctor! und mit dem besten Appetit könnte ich essen, sogar mit Hunger.“

„Warum essen Sie nicht?“

Da legte Arthur Pinsel und Palette bei Seite, drehte seinen Stuhl so, daß er Dr. Fühlich Angesicht gegen Angesicht zu sitzen kam, und sagte, indem er dem Freunde beide Hände entgegenstreckte: „Befreien Sie mich, Doctor, von dem Weibe, das mit seinen Sorgen mich umdrängt, mit Aufmerksamkeiten überhäuft, die man der Liebe nur gestattet oder der Freundschaft!“

„Bin ich nicht Ihr Freund und lieb' ich Sie nicht, Arthur, Sohn meines Herzens?“

„Sie haben nichts mit all' den Dingen gemein, ich weiß es, und hätte es gewußt, auch wenn Sie es nicht selbst verrathen hätten. Ein Mann kann gut sein, wie ein Weib, doch nur ein Weib spielt mit Bärtlichkeiten. Ich bedarf ihrer nicht und es sei genug! Sagen Sie es ihr, Doctor, denn ich kann es Ihnen sagen, ich verachte dieses Weib und hasse ihr Geschenk, das mir wie ein Abfall ihrer Sündhaftigkeit erscheint.“

„Was wissen Sie von jenem schönen Weibe?“

„Was können Sie mir sagen, Doctor, daß ich vergesse, was ich weiß!“

„Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, Doctor, wer ist das Weib, das Sie vertreten?“ fiel Arthur mit Hast dem Doctor in's Wort. — „Sagen Sie mir, was sie ist, und wie sie wurde, was sie ist? Wenn Sie 's erzählen können, ohne zu erröthen, dann will ich mich der Gedanken selbst schämen, die ich über sie gedacht!“

„Schäme Dich, Sohn meiner Seele, auf daß Du Dich nicht schämen mußt, wenn Du sie einst siehst. Und Du wirst sie sehen, Du mußt sie sehen, auf daß Du weise wirst!“

„Nie, nie, Doctor! Doch erzählen Sie!“

„Was soll ich Dir, mein Sohn, erzählen? Die Geschichte ist sehr kurz. Magdalena ist die Tochter — nein, ich weiß nicht, wie sie heißt, hab' auch nie darnach gefragt, — liegt wohl auch nichts daran, nicht wahr?“

„Nein,“ — lachte Arthur hart und kalt! — „Nein, man fragt nur ehrliche Leute um ihren Namen, vielleicht der Seltenheit willen, dann Unglückliche aus Neugier, und Verbrecher aus — Interesse, aber Magdalena ist auch ein Name und es ist gut, daß man nicht weiß, wie Vater und Mutter heißen. Man hörte sie dann vielleicht auch weinen und fluchen.“

„Arthur!“ bat Fühlich und streckte dem jungen, grausamen Freunde die Hand entgegen.

„Nur weiter, mein lieber Doctor!“ sagte Arthur.

„Mein Gott, Arthur — was weiter! Magdalena kam in die Stadt mit Hermann Troll und da lernte ich sie kennen, fand sie schön und gütig und seither — nun seither kenne ich Magdalena!“

„Und wo ist Hermann Troll und wie kam Magdalena mit ihm in die Stadt?“

„O, Hermann Troll ist ein Künstler; er hat die halbe Welt bereist, ist mit dem Lorbeer der halben Welt gekrönt —“

„Ja, ja, Doctor, das ist Hermann Troll! Ich weiß es, weiß auch, daß er sich einen Komödianten nennt, einen Zigeuner. — Aber Magdalena —?“

„Ach, Arthur —“ zürnte nun Führieh und sprang von seinem Stuhl auf — „was wollen Sie mit der armen schönen Frau?“

„Nichts, Doctor, nichts! Und eben darum frag' ich Sie. Denn wir Menschen sind leichtsinnige Gesellen und leeren den Becher des Lebens an jedem Tisch und wissen nicht, womit der Trank der Lust versetzt. Ich will Ihnen die Geschichte Ihrer Magdalena erzählen, ich, der ich sie nicht kenne, nicht liebe und nicht hasse, aber mein eignes Herz nach Recht und Unrecht frage.“

„Was weißt Du, mein Kind —“ sagte Führieh mit zärtlichem Blick — „was weißt Du von Recht und Unrecht? Du bist ja gut und nichts Unrechtes hat in Dir Raum.“

„Sagen Sie ‚nein‘, Doctor, wenn Sie können, und sagen Sie, ich lüge, wenn ich erzähle. Die Geschichte ist kurz und Tag um Tag ist bis heute noch derselbe. Das Ende wird anders sein. Doch stehen wir noch nicht am Ende.“

„Ihre Magdalena, Doctor —“ so sprach mit Hast Arthur, wie er sich dem Ohre Führiehs zuneigte, — „Ihre Magdalena ist eine von den Vielen, die da leben, um zu sündigen, und nichts mehr. O, schütteln Sie nicht den Kopf, Doctor! Ich hab' es noch nicht erlebt, allein es ist ein Recht der Kunst, viel zu wissen, auch ohne es zu leben.“

„Ich frage nicht, Doctor —“ fuhr Arthur fort, und seine Brust hob und senkte sich im Kampf des Herzens — „ich frage nicht, wie das so kommt? Ich weiß, daß die Noth des Lebens uns in's Elend und zur Sünde drängen kann, die Trägheit thut es auch, die Schlechtigkeit, die auch ein Erbe der Menschheit, und dann der Trieb.“

„Doch, Kind —“ rief Führieh und hielt Arthur mit beiden Händen fest, wenn es die Liebe thut, wenn es der Glaube gethan, der uns verführt und dann verläßt?“

„Kann auch die Liebe zur Sünde führen?“ sagte zweifelnd Arthur und blickte sinnend zu Boden.

„Alles, Alles, Kind! Und aus jeder Quelle, aus der Du Leben trinkst, kannst Du auch den Tod trinken!“

„Dann dürften wir nicht richten und nicht urtheilen? Und Spielwerk sind wir nur in unsichtbaren Händen, oder schlecht von Anfang an? Nein, nein, Doctor! Wir sind gut und werden schlecht!“

Da glitt Führieh wie verzagend auf den Stuhl vor der Staffelei und sein Blick fiel auf die Köpfe und Gesichter, die Arthur als Studien auf eine Leinwand gezeichnet und gemalt.

„Wie ist es nur möglich —“ rief er aus und sah auf einen Kopf, den Arthur mit Raphaelschen Engelsflügeln gemalt — „wie ist es nur möglich, so hart ein schönes Weib zu beurtheilen und doch in ihre ganze Schönheit

sich immer wieder zu versenken. Wenn Du sie sehen würdest, meine schöne Magdalena, — Du mußt sie sehen," fügte er drohend ein, „wenn Du sie sehen würdest, Du würdest erst begreifen, wie man den Maler lieben muß, der uns zu seinem Ideal gewählt. Die Natur ist gütig, daß sie solche Schönheit schafft, und die allwissende Kunst gnädig, daß sie Euch träumen läßt, selbst was Ihr nicht kennt. Dieser Kopf, Arthur, und dieser da und auch der und meine schöne Magdalena —"

„Also auch diese Köpfe gleichen Eurer Magdalena?" lachte Arthur. „O Segen der Natur, daß sie so oft das nämliche schafft und doch nie das Gleiche! Doctor!" fuhr Arthur fort und schob den Vorhang vom Fenster zurück, rückte den Lehnstuhl mit dem verhängten Bilde heran und spielte mit dem grünen Tuche — „Doctor, Ihre Magdalena hat sie zu mir gesandt, als sie hörte, daß der Maler des Bildes, das sie gekauft, krank sei. Ich will es ihr danken! Sie kamen und kamen immer wieder und waren mir gut. Sie sind es noch immer, ich weiß es, und werden es mir bleiben, denn ich will gut sein. Ihnen kann ich Vertrauen zeigen. Mein Herz sehnt sich darnach. Sehen Sie her, Doctor! Das ist meine Magdalena und diese Köpfe sind Träume in meinem Kopfe, die mir von ihr erzählen. Meine Magdalena — doch nimmermehr die Eure!"

Arthur hatte das grüne Tuch von dem Bilde weggezogen und wie das goldene Licht der Frühlingssonne in das goldene Haar des schönen Mädchens fiel, das da vor dem Heiland kniete, da war's, als zöge Leben durch die ganze herrliche Gestalt. Er hatte das Bild endlich vollendet, wie er es wollte — für sich allein nur wollte. Der Christuskopf war nicht mehr Arthurs Kopf, denn ernste, heilige Züge voll Erhabenheit und Kraft hatte er in das Bild getragen und wie er in dämmerndes Dunkel den Kopf gerückt und die ganze Gestalt, da war es Menschenahnung mehr als Mensch, die hier erschien. Und keine schmerzgefüllte Sünderin kniete vor dem Heiland mehr, keine Thräne glänzte in ihrem Auge, die Finger schlangen nicht mehr zitternd sich im Schooß ineinander, als wollten sie zum Gebet sich falten — nein, ein holdes Mädchen kniete vor dem Herrn, das wie die Liebe glücklich und glückselig war. So blickte sie zu dem Heiland auf und aus dem strahlenden Blick, den lächelnden Lippen flog das Bekenntniß ihm entgegen: Ich bin die Liebe! Und wenn man die Hände in ihrem Schooß gefaltet sah und dann den jugendvollen, schlanken Leib, da war es, als stürmte nur ein Gebet dem Herrn entgegen, das selig ihm bekannte: Ich liebe und bin geliebt!

Füchrich war in seinen Stuhl zurückgesunken. Er starrte das Bild mit weit geöffneten suchenden Blicken an und schwieg. Arthur stand hinter ihm und auf den Stuhl gelehnt, zum Ohr des prüfenden und sinnenden Betrachters geneigt, sagte er leise:

„Das ist Magdalena Bernhard, die Freundin meiner Kindheit, mit der ich gespielt, als ich jung und ohne Sehnsucht war. Wir wohnten bei

einander, wir lachten mit einander und wenn sie weinte, da weinte auch ich. Und sie weinte, als ihre Mutter starb, und weinte, als ihr Vater starb, und weinte, als man ihr sagte, sie müsse fort in die große Stadt und lernen und verdienen. Und sie ging nach der großen Stadt, lernte und verdiente mit den feinen Fingern, die die Nadel führen und Blumen und Blüthen in die Gewänder der Großen und Reichen stecken können. Sie verdiente mit den schönen, dunkeln Augen, die das Gefüge auch des feinsten Stoffes durchschauen und Faden und Fäbchen theilen. Es waren Jahre, mein guter Doctor, fast zehn Jahre, ehe sie mich wieder sah und wieder liebte. Doch sie kam, da sie mich gesucht und dann gefunden. Nun kommt sie alle Tage, doch wann sie kommt, muß ich verschweigen. Die Liebe hat wohl tausend Zungen, doch wenn sie bekennet, daß sie liebt und weiß, wie sie geliebt, dann schweigt sie gern und kein Dritter darf es ahnen.“ Arthur schwieg und holte seufzend tief Athem, denn wie leise er und immer leiser er auch gesprochen, das Geständniß rang sich nur schwer von seinen Lippen los. Solches Glück darf Niemand ahnen, denn wer es ahnt, der wird es uns neiden, sagte er einst zu Magdalena und küßte die zitternden Lippen, die plötzlich so kalt wurden und so ängstlich zitterten, als er es sagte und als er sie küßte.

Fürhich sah und hörte. Wie das Tuch von dem Bilde gefallen, wollte er auflachen: „Das ist ja meine Magdalena!“ Allein das Wort erstarb auf seinen Lippen und wie er sich vor, stets weiter vor neigte, verlor er im Schauen sich auch in Gedanken. „Nein!“ sagte er, o nein! sie ist es nicht! So glücklich hab ich sie nie gesehen! so keusch und züchtig kann sie nicht erscheinen. Das ist ein Mädchen, die kein Kummer noch getrübt, kein Hoffen noch verloren und kein Lieben, denn sie hofft nur, was sie liebt und ihrer Liebe ist sie sicher!“ So schön ist keine Magdalena nicht, auch ist sie anders. Da hört er die Geschichte des Mädchens, wie leise Worte sie ihm in's Ohr flüstern.

„Und Du liebst das Mädchen, Arthur?“ fuhr er nun plötzlich auf. „Du liebst sie und ich habe Dir gesagt, Du sollst nicht lieben!“

Er hat den Arm in Arthurs Arm gelegt und sieht mit ihm noch einmal prüfend das Bild an. Da aber zuckt er auf: „Dein Herz schlägt wirklich grausam wild. Du sollst nicht lieben Arthur, — doch wenn Du's thust, so hüte Deine Liebe. O schweige, sag' jezt kein Wort. Du brauchst Ruhe! Und so ganz gesund bist Du denn doch nicht und so ein Huhn von draußen auf dem Tisch, und die Suppe wird Dir nicht schlecht bekommen. Ja! ich weiß ja, daß Du der Suppe zürnst, dem Huhn da draußen zürnst, daß es aus Händen kommt, die uns lieben, und wir hassen. Das ist schlimm, sehr schlimm! Doch Arthur, Herzenssohn! Du liebst? Bald wirst Du auch gnädiger sein und milder, wenn Du richtest. Adieu! Adieu! Ich komme wieder und wenn Du doch einmal zu meiner Magdalena kommen willst, so sag' es mir!“

Fürhich sprach's, schlüpfte durch die Thür und zog sie hastig hinter sich

zu. Er hörte ein stolzes: „Nie, nimmermehr!“ Doch er schwieg. Er ergriff die Hand der harrenden und immer sorgenden Frau Abelheid Warbo, zog sie mit sich hinaus aus dem Zimmer, durch die Küche, bis auf die Hausflur. Da hielt er an, sah sie an mit seinen großen blauen Augen und rief ihr zu: „Er liebt! Warum haben Sie das Mädchen zu ihm gelassen?“

„Mein Gott! Sie kam, wie Kinder kommen, wenn sie spielen wollen.“

„Spielen wollen? Du lieber Gott, und sie spielen auch und zünden Euch im Spiel das Haus über'm Kopfe an! Was dann? was dann? Na! hüten Sie das Mädchen und hüten Sie ihn! Wenn sie ihn täuscht, wenn er betrogen wird, dann stirbt er! Er ist ein Mann, aber ein Mann, bei dem das Ganze keine Theile hat und dem jeder Theil das Ganze. Der kleinste Schatten ist ihm finstere Nacht, der schwächste Tadel volle Schmach. Hüten Sie ihn, und dann das Mädchen!“

Er sprach's, eilte die Treppen hinab, sprang in seinen Wagen und flog dahin die Wallstraße entlang bis zu ihrer Biegung gegen das Herz der Stadt.

Da hielt der Wagen vor einem stolzen Palast. Doch ehe Führicht ausgestiegen, war ein Diener herbeigesprungen und hatte gemeldet, daß Se. Durchlaucht, Fürst Camille, bereits ausgefahren sei.

Führicht fuhr weiter. Er wußte, wo Fürst Camille zu finden, wenn er ausgefahren ist und nicht mehr vor Abend heimkehrt. Da bog der Wagen in die Au ein. Doch auch bei dem Palais des Banquiers hörte er, daß die Dame ausgefahren. Dennoch stieg Führicht aus, winkte seinem Kutscher, nach Hause zu fahren und schlenderte sorglos durch den Vorgarten die Mauer entlang nach dem Garten im Rücken des Hauses. Niemand sah ihn und Niemand beachtete ihn. Da trat er in ein Lusthaus, das drüben den Garten schmückte. Leise drückte er an einen verborgenen Knopf in der Wand. Eine Thür öffnete sich, er trat hinein. Dann schloß sich die Thür. Führicht stand im Garten Magdalenens und vor dem Fürsten Camille. Wie sollte Führicht erschrecken vor dem düstern, fragenden Blick, der blickend aus den Augen des Fürsten ihn traf. Ruhig drückte er die Thür in das verborgene Schloß, ruhig schritt er durch die zerstreut stehenden Stühle an die Fenster des Lusthauses, in dessen Nische Fürst Camille saß, um den Garten zu beherrschen und dabei die Sammlung der Stiche zu betrachten, die er aus einer Menge Bücher und Bilder eben vorgezogen, die auf dem Tische lagen. Und als das Gesicht des Fürsten noch bleicher wurde, als es war, als die Lippen leise zuckten und doch keine Worte fanden, da neigte sich Führicht über die Lehne des Stuhles zu ihm und den Stich betrachtend, den Fürst Camille aufgeschlagen auf seinen Knien liegen hatte, sagte er: „Ein Arzt, mein Fürst, genießt Vertrauen. Es sollte den Mann nicht wundern, der mir so viel schon vertraut.“

Da reichte der Fürst dem lang vertrauten Freunde die Hand und wie er ihn auf den Stuhl neben sich niederzog, sagte er ernst und kurz:

„Ich frage nicht, Führicht! Ich beklage nur die Menschheit, daß nichts

in ihr Geheimniß bleiben kann, nicht Fehl und Irrthum, nicht die Sünde! Das ist schlimm, sehr schlimm!“

„Und ich tröste mich, mein Fürst, mit dem Gedanken, daß nichts in der Menschheit so schlimm ist, daß man es nicht vergessen und verzeihen kann, und das ist gut, sehr gut!“

„Wer das so glauben und üben könnte!“

„Wir Alle, mein Fürst! Sie und ich und Alle! Wir Menschen sind schwächer, als wir glauben und als wir im Stolz des Herzens es uns gestehen wollen. Wär's anders, es gäb' weniger Sünde in der Welt, weniger Unrecht, aber auch weniger Lust und Freude, weniger Glück und Seligkeit!“

„Ist das ein Vorwurf?“

„Nein, mein Fürst, aber vielleicht ein Rath!“

„Langsam hatte Fürst Camille sich in den Stuhl zurückgelehnt und blickte mit seinen dunkeln ernsten Blicken auf den sinnigen Doctor. Fühlich, gestützt auf die Lehne des Stuhles, sah mit lächelndem Munde den Fürsten an und ohne eine Frage noch zu erwarten, fuhr er fort:

„Sie lieben Magdalene, mein Fürst, und es verletzt Ihren Stolz, daß Sie die Liebe nicht bezwingen können, und daß Magdalene nicht Ihnen allein gehört. Schütteln Sie nicht den Kopf, mein Fürst, und lassen Sie mich offen sein. Ich habe Sie gewarnt, als Sie mich das erste Mal nach dem schönen Weibe frugen, ich habe Sie gewarnt, als Sie das erste Mal das Haus betraten dieses schönen Weibes.“

„Nun denn —“ fiel lächelnd Fürst Camille ein, so sprechen Sie und warnen Sie mich jetzt auch, da ich Willens bin, entweder dieses Haus zu zertrümmern oder das schöne Weib aufzugeben.“

„Sie werden einst das Letzte thun, mein Fürst, und Magdalene wird darüber vielleicht zu Grunde gehn. Das Erste werden Sie nicht können, so lange Magdalene jung und schön ist. Das vergessen Sie, wie es sie auch entzündet und das ist Ihr Kummer, doch auch Ihr Unrecht!“

„Mein Unrecht?“

„Von ihrer Schönheit, die sie verführt, von ihrer Jugend, die sie zur Sünde zog, begehren Sie Enthaltbarkeit; von der vollen Lust zu genießen, die stolze Kraft zu entsagen! Sie werden es nie erreichen, mein Fürst, denn was Sie hoffen, gewährt manchmal dem Edlen nur das Glück der Ehe oder die Arglosigkeit des Herzens, die nicht weiß, was sein kann, und Märchen glaubt, wenn sie hört, was wirklich ist.“

„Seit wann sind Sie so weise geworden, Doctor, und seit wann in dieser Weisheit so gütig?“

„Seit heute, mein Fürst, seit gestern, ich weiß nicht, seit wann; — aber seit heute weiß ich, daß ich so weise, und in dieser Weisheit so gütig bin.“

„Seit heute?“

„Ich will es Ihnen erzählen. Vielleicht tröstet es Sie und macht Sie Ihre Zweifel vergessen und auch die Thür dort in der Wand.“

Führioh sah oder wollte den finstern Blick des Fürsten nicht sehen und nicht die Falte, die sich drohend zwischen den Brauen erhob und über die klare weiße Stirn ihre Schatten verbreitete. Er stützte die Arme auf seine Kniee und wie ein Jüngling, der da von seiner ersten Liebe schwärmt, erzählte er dem Fürsten von Arthur, wie Magdalena ihn zu dem jungen Maler gesandt, wie er den schönen Jüngling kennen gelernt, genesen machte und liebte. „Er ist ein Mann, mein Fürst, ein Mann von Erz in seinen Gedanken und Gefühlen, wie zierlich auch der schlanke Körper und wie durchsichtig auch die ganze Gestalt. Sie kennen sein Bild, mein Fürst, Magdalena vor Christus. Sie kennen diese Magdalena, wie ein Spiegel unserer Magdalena. Doch was ist dies Bild gegen jenes, das er für sich gemalt. Sie müssen es sehen, Sie müssen meinen Arthur kennen lernen, und müssen seine Magdalena sehen. Ein Mädchen, so keusch, so rein und doch so wonnig, so selig in ihren Gefühlen und Hoffnungen. Sie liebt ihn und aus den Augen strahlt diese Liebe wie eine Welt und wie eine Welt, die nichts Anderes kennt, als ihn und sie und sie und ihn. Und er ist ein Maler, mein Fürst, dessen Ruhm noch nicht weiter reicht, als bis an das Schlangemach einer Frau, die durch eine flüchtige Aehnlichkeit sich geschmeichelt sieht, und sie ist eine Arbeiterin, eine Näherin oder Stickerin, was weiß ich, und Beide leben für sich, in sich und durch sich. O, Sie müssen ihn sehen, Sie müssen das Bild sehen, vielleicht sehen Sie einst auch das schöne, blonde Mädchen mit den dunkeln seligen Augen und den rothen Lippen!“

Da sah Fürst Camille auf und ihm fiel ein, was ihm jüngst Troll erzählt. Wie der leichtsinnige Künstler, bei dem jedes Wort nur Lust und Begierde war, so sprach der ernste grauhaarige Mann der Wissenschaft, der des Freundes nur dachte in seiner Seligkeit.

„Ich werde Sie morgen zu Ihrem Freunde begleiten!“ sagte plötzlich der Fürst und wie mit Hast, erhob sich und trat in die Thür des Lusthauses, die unter die Schatten der Bäume führte. Schnelle Schritte wurden hörbar, ein Kleid rauschte, Magdalena eilte dem Fürsten entgegen.

„Wie schön sie doch immer ist!“ sagte der Fürst halbleise, trat die Marmorschwelle hinab auf den gelbsandigen Pfad und bot Magdalenen den Arm.

Führioh grüßte, betrachtete die jungen Blätter und frischen Blüthen und folgte dann langsamen Schrittes dem Fürsten und Magdalenen an des Fürsten Arm. Da hörte er die Worte des Fürsten: „Wie warm doch heute Ihre Hand! Magdalena? Sind Sie krank?“

Jetzt lächelte Magdalena, neigte den Kopf auf die Schulter des Fürsten, blickte wie träumend in's Weite und seufzte: „Nein! Ich bin so glücklich!“

Führioh hemmte seine Schritte. Er schüttelte das Haupt, wie er das Bild, das vor ihm hinschritt, betrachtete, und fuhr sich plötzlich über die Augen:

„Nein,“ sagte er, „nein! Wer jene Züchtigkeit gesehen, mein Arthur, der kann sie hassen und verachten! Sie ist nicht einmal schön!“

Festlich, wie der blühende Frühling selbst und von den hellsten Sonnenstrahlen umschlungen, war das Pfingstfest in's Land gezogen.

Als gegen Mittag, und kaum, als alle Glocken ausgeläutet, die Menge, wie sie kurz vorher noch in dichten Zügen in den Straßen und den Straßenecken sich aufgestaut, nun plötzlich sich auflöste, nach allen Richtungen der Gassen und Gäßchen sich zerstreute und in den Häusern verschwand, daß bald lauschende Ruhe herrschte, wo jüngst das volle Leben sich regte, da bogen zwei Männer, wie sie vom Innern der Stadt hergekommen, in die Wallstraße ein und schlenderten hinunter gegen den Bahnhof, der sie abschloß, und die mächtigen Gebäude, die ihm zur Seite rechts und links sich erhoben.

So waren die beiden Männer an ein letztes hohes, vier Stock hohes Haus gekommen, der Eine betrachtend, was er sah, und prüfend, als ob er das Meiste zum erstenmal sah, der Andere richtend, und urtheilend, als ob er Alles schon gar oft gesehen.

Sie stiegen die Treppen des Hauses hinauf und an der Thür mit der Karte von Frau Abelheid Warbo zog Führich die Glocke.

Frau Abelheid war allein, ganz allein in Küche, Zimmer und Atelier. Arthurs ist hinausgestiegen in die Felder und Wälder, in die Berge.

„Allein?“ herrschte Führich die gute Frau an und unterbrach ihre Erzählung. „Allein?“ rief er dann noch einmal und ergriff ihre Hand und sah sie groß und großmächtig an mit seinen blauen, großmächtigen Augen.

Sie schüttelte bloß den Kopf und zupfte verlegen an den kleinen Spitzen des schwarzen Schleiers. Frau Abelheid hat nie gelogen und konnte auch nicht lügen.

Da lächelte Führich, neigte sich zu ihr und frug halblaut: „Mit ihr, mit Magdalena?“

Dann schüttelte er ihre Hand, als sie beistimmend nickte, und zog den Fürsten Camille in die Stube und durch diese in das Atelier Arthurs.

„Kommen Sie, mein Fürst, kommen Sie! Wir können unbeengt studiren und urtheilen!“ Er trat in das Zimmer, Fürst Camille verneigte sich vor Frau Abelheid Warbo, als er eintrat, und folgte dem Doctor.

Im nächsten Zimmer stand Fürst Camille und wie er, auf die Lehne des Stuhles vor der Staffelei Arthurs gestützt, dastand und versunken im Anblick des schönen Kindes war, das vor Christus betend kniete, lag stille Trauer in seinem Blick und leise fuhr er manchmal mit der Hand über die Augen und über das glattgestrichene weiße Haar. Es war ein Mensch, der sinnend und in Gedanken verloren nur seinem Sinne und seinen Gedanken angehörte. Und immer enger drängten sich diese Gedanken an ihn und immer schmeichelnder webten sie ihr Netz um ihn, zogen in's Herz ihm hinein und hielten ihn gefangen.

„Das ist Glück!“ dachte er, „und Seligkeit, die eine Welt vergift, weil sie sich selbst Erd' und Himmel ist und kein Sehnen kennt und kein Hoffen und Wünschen. Alles ruht in diesem seligen Blick, Alles, was die

Welt dem Menschen geben kann, Alles, was er an Wünschen empfinden mag. Wie selig ist die Tugend, wie glücklich des Herzens keusches Empfinden!"

Er nickte dem holden Antlitz zu, als grüßte er die heißen Blicke, als grüßte er den Mund, der, halb geöffnet, wie eine Blüthe, die der Thau geküßt, wie die Sehnsucht lächelte und wie aller Sehnsucht Erfüllung. Lächelnd ging Führiß auf und nieder und warf verstohlen von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Fürsten. Er kannte den Mann, der alle Freuden des Lebens genossen und in des Lebens Dämmerung alle Freuden des Lebens nachsehnte an einem Herzen, an einem reinen Herzen, das nichts wünscht und hofft und dem er allein alle Hoffnungen und alle Wünsche erfüllen möchte. „Das ist nicht Deine Magdalena," dachte Führiß, „die Dir nie gewähren kann, was Du suchst, das ist ein Engel, der Dir Alles geben könnte und es doch um Deinen Glanz nicht bieten wird und um alle Deine Schätze nicht!"

Dann nahm er das Bild von der Staffelei, wohin er es geschäftig dem Fürsten in's helle Licht gerückt, lehnte es in die Ecke, aus der er es hervorgeholt, und zeigte dem Fürsten die Studien seines Arthurs, die heute noch auf der Staffelei standen wie gestern, da er sie selbst zum ersten Mal gesehen. Doch wie er rückte und rückte, die Leinwand nach rechts und links schob, da fiel ein loses Blatt herab, das wie verborgen hinter den Köpfen in Farbe und Kreide gelehnt. Und wie es dahin flatterte und dann zur Erde fiel, mitten in einen Sonnenstrahl, der spielend durch's Zimmer zog, zeigte sich ein Bild, ein blonder Mädchenkopf, die Locken von einem schwarzen Schleier durchwunden, und vorn am rosigen Kinn zusammengehalten. Weiß ist die Hand, die ihn hält und zart sind die schmalen Finger, die sich in die dunklen Spitzen drücken. Weißer werden sie und zarter noch durch den knappen, schwarzen Ärmel, der den Arm verhüllt und das weiße Spitzchen, das an den Knöchel der Hand sich anschmiegt. Um den schlanken Hals ringeln sich die blonden Locken und fallen nieder auf die Schultern und in die dunkeln Schatten des schwarzen Kleides.

„Was ist das?" ruft Führiß aus und bückt sich und hebt das Bild empor und starrt, wie er es auf die Staffelei stellt, in die großen, dunklen Augen, die ihm wie neugierig und fragend aus dem Bilde entgegen sehen.

„Ein Porträt!" sagt Fürst Camille, wie er, gleich Führiß, näher an die Staffelei getreten war. Dann sinkt er in den Stuhl, ergreift Führiß's Hand und raunt ihm in die Ohren:

„Ist das Ihres Freundes Geliebte? Gewiß! Sie ist's, denn jene schöne Büsserin vor dem Heiland dort, die Köpfe hier, — es ist ein Zug, ein einziger Blick in all den Bildern. Ist das Ihres Arthurs Magdalena, dann prägen Sie die Züge sich ein, daß Sie sie suchen können, Führiß. Dem Mädchen droht Gefahr und ein schlimmer Verführer stellt ihr nach! Warnen Sie sie, warnen Sie Arthur! Und sagen Sie mir, wenn ich helfen kann! Hier möchte ich glücklich machen!"

Immer leiser hatte der Fürst gesprochen. Immer blässer war sein

blaßes Angesicht geworden und als er ausgesprochen, lehnte er das Haupt zurück, drückte die Hand auf die Augen und vor seinen Gedanken zog die Schilderung des Mädchens vorüber, wie sie jüngst Troll ihm erzählt. Er sieht die Augen des leichtsinnigen Künstlers glänzen, da er ausruft: ich werde sie suchen, ich werde sie finden, wenn ich zurückkehre und ich lehre zurück in vier Wochen.

So träumt der Fürst, nein, so spricht er im Traum und erzählt, was er weiß, dem Doctor und sieht nicht, wie dieser die Lippen zusammenpreßt und die Faust ballt, und hört nicht, wie er vor sich hin sagt: „Ich werde sie schützen, sie und ihn, vor ihm und auch vor Dir!“

Endlich raffte der Fürst sich wieder auf und wie er das Bild hinter der Leinwand mit all den Köpfen wieder verbirgt, sagt er lächelnd: „Ich begreife nicht, wie man in diesen Köpfen Magdalenen finden kann. Sie ist so schön, wie all' die Köpfe hier, und mag einst so gewesen sein, wie jenes Kind dort vor dem Heiland. Sie mag so gewesen sein, als sie rein noch war und keusch. Jetzt ist sie nur noch schön. Schön wie die Sünde!“ seufzte er und griff nach seinem Hut.

Zwischen dunklen Bäumen, im dichten Moos und blühenden Kräutern saß Magdalene und hielt die Hände auf den Knien Arthurs gefaltet und sah mit ihren großen dunkeln Augen in seinen dunklen großen Augen und horchte, wie er erzählte.

Sie war gekommen, wie sie es versprochen hatte, am Festtag gekommen, da alle Arbeit ruht und alle Mühe und Sorge war mit ihm hinausgefliegen aus dem Lärm der Stadt und ihren unzähligen Augen und unzähligen Ohren, hinaus in die freie stille Natur, in die Felder und Wiesen, in die Wälder und Bergeshöhen. Und weiter waren sie gegangen, als sonst der träge Städter geht und einsam waren sie, wie sie so weit gegangen.

So erzählte ihr Arthur von der Heimath, und wie er hinausblickt in die weite Ebene, die zu Füßen des Waldbahanges sich ausdehnt und dem Flüßchen folgt, das immer dünner und dünner in seinem Gange wird, je weiter der Blick ihm folgt, bis es in blauer Ferne ganz verschwindet, da streicht er traumverloren über die blonden Locken des Mädchens ihm zu Füßen, wie er es oft gethan dem kleinen, schmutzen Mädchen, mit dem er gespielt — einst — einst — es ist schon so lange her und jung sind wir doch Beide.

Magdalene senkt das Haupt vor ihm und birgt ihr Gesicht in ihren Händen an des Geliebten Brust. Wonniger Schauer erzittert in ihren Gliedern, wie die weiche Hand des geliebten Mannes ihr durch die Locken fährt. Die Rippen zittern und die Augen glühen — doch er soll es nicht sehen, ihre Sehnsucht nicht sehen und ihr glückliches Empfinden.

Zitternd spielt die sinkende Sonne durch den Wald und leise rauscht es in den Bäumen. Kein Hauch bewegt sie, kein Lüftchen küßt die Blumenkelche, die wie träumend schon die Blüten senken und die lauen Lüfte

athmend ihre Blätter schließen, kein Laut stört den holden Frieden, kein Laut im ganzen weiten Kreis. Dämmernd fällt des Abends Schatten in die Felder und zieht über die Wiesen, dämmernd verhüllt der Fuß des Berges sich und auch in das Dunkel der Wälder huscht das erste Dunkel der Nacht.

Von Allem, was er einst gelebt, träumt der schöne Jüngling, bis er der Tage auch gedenkt, da er sein Mädchen schmückte mit vergifteten seidenen Bändern von Großmutter und Urgroßmutter, wie es im alten Hausrath von Magdalens Vater sich gefunden. Sie spielten „reiche Leute“ und Magdalena war die Braut und er der Bräutigam. Damals hat er sie geküßt und sie lachten dann Beide, wenn sie nach dem Kuß sich in die Augen wieder sahen.

„Denkst Du noch daran?“ spricht er jetzt dem Mädchen in's Ohr und hebt ihren Kopf empor und neigt seinen Mund auf ihre Lippen. Magdalena hat die Augen geschlossen, sie will die Welt nicht sehen, jetzt nicht, da sie in ihrer Sehnsucht so glücklich ist. Den Arm schlingt sie um seinen Nacken und zieht ihn herab zu sich und drückt ihre Lippen auf die seinen.

Er hat ein Wort nur noch in all den Küssen und wie es zitternd sich über seine Lippen ringt: „Magdalene, willst Du die Meine sein, für ewig mein?“ Da haucht sie ihm entgegen: „Ich möchte glücklich sein, ein einzig Mal doch glücklich!“

Dämmernd fällt des Abends Schatten nieder und fliegt der Nacht voraus, die sternenhell aus fernem Osten sich erhebt und zitternd nach dem Westen zieht. Graue Nebel schweben über den Feldern und Wiesen und schwanke an dem Waldgehege hin, höher sich jetzt erhebend und dann zur Tiefe sinkend. Und zwischendurch, durch graue Nebel und die nächt'gen Schatten zieht ein glänzend spielend Band, das Flüsschen, sich hinauf in's Hügelband, höher, immer höher, wo er die Quellen sammelt und seine Bäche, und wo nicht fern davon ein Städtchen liegt, in dem einst zwei selige Kinder selige Träume nährten und das Glück sich dachten, wie es keinen Menschen schmückt, und alle Seligkeit sich dachten wie kein Mensch sie noch geträumt. Nun haben sie sie vergessen die Träume und denken nicht mehr die Gedanken. Da schwindet auch der helle Glanz des Flüsschens und Nebel hüllen ihn ein und Schatten. Leise tönt zum Wald herauf in seinem Frieden das einsame Lied der Nachtigall. — Das Lied der Liebe nennen es die Menschen, wenn sie lieben. Doch auch die Sehnsucht träumt sich in das Lied hinein und ach — die Noth des Herzens auch, das geliebt und dann vergessen!

Wie mit schweren Schlägen von allen Thürmen der Stadt die zehnte Stunde schlägt, da fällt die helle Glocke im Bahnhof an der Wallstraße in alle Schläge ein und läutet, bis ein Pfiff sie übertönt weit draußen außer der Bahnhofshalle, der Himmel sich in schwarze rauchige Wolken hüllt und endlich der Zug, eine unabsehbar lange Wagenkette, wie die Festtage sie zusammenschlingen, in die Halle fährt. Doch sind die Wagen nur gefahren und immer länger ist die Kette von Haltpunkt zu Haltpunkt geworden und

immer schwerer und träger. Man hat sie nach der Stadt geführt zum Dienst für morgen und übermorgen und wie schläfrig sehen die trüben Fenster und trüben Fensterscheiben auf die wenigen Reisenden, die langsam und ohne Eile aussteigen und nach dem Ausgang ziehen.

Langsam schreitet Arthur daher und sieht nicht nach rechts und links und denkt nicht, was ist und wird. Er drückt den Arm Magdalenenens in seinem Arm, er drückt ihre Hand. Er weiß nur, was war. Den Schleier über das Gesicht gezogen, ihr Haupt fast an Arthurs Brust verborgen, geht Magdalena hin. Da treten sie in die Wallstraße und nach dem hellen Licht des Bahnhofes ist es wie Nacht in der Straße. Schneller werden ihre Schritte, denn Nacht blickt auch aus den Fenstern schon und stillen Häuschen. Doch kein Wort verräth, was sie denken, kein Seufzer, was sie fühlen. Da biegt ein dunkles Gäßchen in die breite Straße ein. Kein Licht fällt aus den Häusern auf den Weg, keine Lampe erhellt die feuchte Dunkelheit, die daraus hervorquillt. Arthur zittert und es schaudert ihn, wie er einbiegt und wie ihn plötzlich Magdalene festhält.

„Adieu, mein Arthur! Dort steht ein Wagen am Ende des Gäßchens, ich seh' ihn im Schatten der Häuser. Ich muß eilen. Laß mich, Theurer, und frage nicht. Auf morgen, auf morgen!“

Sie hastet die Worte dem jungen Manne entgegen und drängt ihn von sich und zieht ihn doch wieder an sich. Er schweigt und seiner Brust entringen sich schwere Athemzüge, ein Seufzer, er schweigt und hält ihre Hände und sieht sie an. Da schlingt sie die Arme um ihn, ihre Lippen pressen sich auf seinen Mund und sie sieht nicht, wie der helle Schein eines Lichtes ihr in's Gesicht fällt, eines neugierigen Lichtes, das in dem nächsten Fenster erscheint. Sie sieht nicht, wie Arthur erbleicht in ihrem Kuß und fühlt es nicht, wie die Gluth seiner Lippen schwindet, wie kalt sein Kuß.

Da reißt sie sich los und eilt die Gasse hinab. Er aber steht und schaut ihr nach und sieht sie nicht und vor seinem schwankenden Blick entflieht das Bild seiner Magdalene und ihm ist, als stände jenes Weib vor ihm, das ihm im Traum einst erschienen, und ihm ist, als hörte er sie sagen, „Warum kommst Du nicht, da ich glücklich bin!“

Da schlägt er die Hände vor sein Gesicht und wie ein Schuldbekennniß ringt es sich von seinen Lippen: „Ja, nun werde ich kommen, die Sünde einer Sündigen bekennen und was ich hasste und verachtete, um Vergebung sehen. O Magdalene, arme Magdalene, theure Magdalene!“

Doch sie hört ihn nicht, wie er auch ruft. Wie vom Wind getragen, schreitet sie dahin. Raun berührt der Fuß die Straße, sie drängt in die tiefsten Schatten der Häuser, denn Schritte folgen ihr, hastige, forschende Schritte. Da hat sie das Ende der Straße erreicht. Helles Licht strömt ihr aus der andern Straße entgegen und blühende Lampen von hundert Wagen, die hier aufgestellt. Sie sieht kaum. Sie springt in den Schatten des letzten Hauses. Da steht ein Wagen. Der Kutscher hält die Zügel in den Händen.

Sie springt hinein, die Thür fällt klirrend in ihr Schloß und dahin fliegt der Wagen. Doch ihm nach ein zweiter. Ein schlanker Mann war hineingesprungen, seine Augen bligten und seine vollen Lippen lachten vor Freude. „Dem Wagen nach bis an's Ende!“ ruft er dem Kutscher zu. „Ich habe sie!“ ruft er aus und wirft sich in den fliegenden Wagen zurück. „Und ich halte sie!“

Immer heller werden die Straßen, immer breiter die Wege und immer leichter ist Roß und Wagen zu unterscheiden und zu erkennen. Jetzt fliegt der erste Wagen links in die Straße und weicht im Fluge Wagen um Wagen aus, der ihm entgegen kommt. In jede Lücke biegt er ein, um vorwärts zu kommen. Doch der andere Wagen hält sich an seine Räder, an die Hufe seiner Pferde. Er hält ihn und läßt ihn nicht. Da wird es taghell und hundert Lampen umstrahlen im Glanze das Opernhaus, wie es sich erhebt mitten im freien Ring, ein Palast unter Palästen. Tausend Menschen strömen aus seinen weitgeöffneten Thoren, Wagen rasseln vor und fliegen zurück. Doch jener Wagen mit dem jungen Manne hält sich an den andern Wagen und läßt ihn nicht und kann ihn nicht lassen. Da knallt die Peitsche vorn, der Wagen fliegt mit einem mächtigen Ruck voraus, und über die Straße, die an den Ring der Paläste sich ergießt; der zweite Wagen muß stille halten. Vier schnaubende Pferde, ein schlanker Wagen fliegen vorbei.

„Verdammt!“ ruft der junge Mann.

„Es war der Fürst Camille!“ tröstete der Kutscher.

„Fahr' zu und hol' den Wagen ein!“

„Ich seh' ihn ja!“ sagte der Kutscher und fliegt mit den dampfenden Pferden die Straße hinunter. Ihm voran ein Wagen, wie der Wegweiser in dem Gewirre der Straßen. Ruhig sitzt der Kutscher auf dem Boche und schnalzt nur manchmal mit der Zunge. Hui! Da greifen die Füchse aus. „Schnalz' die Peitsche, dann fliegen sie dahin, daß die Funken aus den Hufen schlagen!“ Es muß schnell gehen! denkt der stille Kutscher. Er weiß nicht warum. Ihn kümmert's auch nicht. Blankes Gold, das er bezahlt bekommt, braucht keine langen Gedanken. Was soll er auch denken. Seit einigen Wochen steigt eine Dame in seinen Wagen. Er fährt bis an die dunkle Gasse zur Wallstraße. Er sieht nicht um, wenn die Dame aussteigt. Er weiß, daß er warten soll, bis sie wieder kommt und er wartet. Nur ein Mal, die Dame war lang verschwunden und konnte so bald nicht wieder kommen, nur ein Mal hat er in den Wagen gesehen. Er wollte die Fenster schließen, denn Staub wirbelte auf und durch die Straßen. Da lag ein langer, weißer, duftiger Mantel und ein feiner weißer Schleier. Ein heller Purpurstreifen saßte den Mantel ein und den Schleier. Er rührte ihn nicht an. Drei blanke schwere Goldstücke waren in seine Hand geglitten, als die Dame ausstieg, auf dem Platz zur Au vor einem schmutzen, zierlichen Haus. Dann war er lustig nach Hause gefahren. So schnalzte er mit der Zunge und die Füchlein schlagen das Pflaster, daß die Funken fliegen, wie sie ein-

biegen in die letzte Straße und um die Ecke herum in die Au und zu dem kleinen, schmucken Haus. Ihm nach der andere Wagen. „Halt!“ rief da der Mann im Wagen und wie der Wagen an der Straße hielt, sprang er heraus und sah mit seinen blühenden, glänzenden Augen und seinen lächelnden Lippen auf den andern Wagen. Da hielt er an, die Thür fliegt auf und eine schöne schlanke Dame springt heraus. Ein weißer, langer Mantel mit langem Purpurstreifen verhüllt die Gestalt. Ein langer, weißer Schleier hält das volle, blonde Haar fest. Die Flügel des Thores im Hause öffnen sich, Diener erscheinen, die Dame verschwindet.

Da fährt der schmucke junge Mann den Kutscher an: „Er hat den Wagen verloren, er ist einem andern nachgefahren. Das ist nicht der Wagen, in den jenes blonde Mädchen eingestiegen. Verdammt!“ fährt er auf. „Doch genug! Fahr’ dem Wagen nach, der die Dame brachte!“

Doch der Wagen war verschwunden.

In einer einsamen stillen Straße, nicht ferne der Au, inmitten alter ehrwürdiger, bürgerlicher Häuser, die sich der Feierabend hier erbaut, und stolzer Paläste, die dem Lärm des täglichen Lebens fern bleiben wollten, steht ein kleines, sauberes Haus. Man sieht es, weil es neben den Großen noch kleiner erscheint, als es ist, und man sieht es gerne, weil es so rein und sauber ist. Kein Stäubchen hängt an den Wänden, kein Rauch trübt die Fenster und wie wenn steter Friede hinter ihnen schlummerte, so blickt die Ruhe aus ihnen, die Ordnung und Zierlichkeit. Tritt man durch das selten offene Thor und die Flur des Hauses, so steht man in einem Hof, durch dessen glattes, reines Pflaster hie und da ein Grashalm, ein dünnes Kraut, oft eine bescheidene Blüthe hervortreibt und in die Ruhe schaut, die Alles hier athmet. Zitternder Schatten deckt den Raum, denn eine breite Linde erhebt sich in des Hofes Mitte und treibt Zweige und Blätter bis an die Mauern, die sie einhegen und die Fenster, die still auf sie herniederschauen. Es hat ihm Mühe gemacht, dem Doctor Führich, Professor an der Universität, Mitglied der Akademien zu Wien, Paris, Berlin, u. s. w., den Baum zu erhalten, als er auf dem verlassenen Platz sein Heim sich baute. Aber er hat ihn erhalten und es freut ihn, wenn er in seinem Zimmer auf und niedergeht, in den grünen Schatten des Baumes zu blicken, auf die hüpfenden Späßen, die darin nisten, und die Sonnenstrahlen, die dazwischen spielen. Er schläft ein bei dem Rauschen und Flüstern der Blätter und er erwacht, wenn die Zweige an das Fenster klopfen. Kein Menschenlaut stört seine weiße Einsamkeit. Ein vertrauter Diener nur geht ab und zu und ordnet, was sein Herr begehrt. Es ist so wenig im Winter, wenn er für Minuten kaum sein Zimmer betritt, und im Sommer, wenn all die großen und kleinen Kranken in's Weite geflogen und Dr. Führich Feiertage hat. Da stehen die Bücher in der Bibliothek zu Gaste und kommen und gehen und schwäzen mit dem Doctor vom ersten Morgengrauen bis zur Zeit der

Ausfahrt und träumen und sinnen mit ihm, wenn es dämmt bis tief in die dunkle Nacht. „'s ist Feiertag —“ sagt Dr. Führich zu den alten Genossen — „und wir wollen ihn in guter Gesellschaft feiern.“

Und die Gesellschaft, die gute, war da. All die vertrauten Genossen sahen von den dunkeln Gestellen herab und durch die grünen Vorhänge, die sie verhüllten, und grüßten mit ihren goldbedeckten Häuptern und Rücken und ihren braunen Kleidern und rothen und grünen Hüllen. Aber der Gastgeber achtete ihrer nicht und sah sie nicht und wollte sie nicht bemerken. Und er saß doch an seinem Schreibtisch, hatte die Feder in der Hand, schüttelt nachdenklich den grauen Kopf und wundert sich. „Diese Frau Adelheid Barbo!“ spricht er vor sich hin. „Diese entseßliche Frau! Hat fünf Sinne im Kopf und weiß nichts, zwei Augen und sieht nichts, zwei Ohren und hört nichts, zwei Hände und auch zwei Füße und thut nichts. Ich weiß, wie das ist — hab' das durchgemacht! Werde sie in Behandlung nehmen, diese gute, brave Frau und ihren Arthur! Sie müssen zu mir. Ich will zu Hause essen, sie soll kochen. Ich will zu Hause plaudern, die Alte soll zuhören. Ich will mich zu Hause ärgern, und sie soll weinen!“

„Wo ist er?“ fängt er wieder an zu sinnen. „Warum kann ich ihn nicht mehr finden? Ich komme Mittag, er ist nicht zu Hause — ich komme Morgens, er ist schon auf und davon! Wo ist er? Und er schläft nicht und wacht nicht. Er isst nicht und trinkt nicht. Er soll blaß sein und fieberheiß. Was ist geschehen?“ Da schlägt er erzürnt mit der Faust auf den Tisch, daß die Bücher aufspringen, hat die Thür sich geöffnet und ein seltener Gast ist eingetreten. Die großen Augen blicken traurig in die Welt, die Lippen zittern in ihrer Röthe, als ob Fiebergluth sie durchzogen und Blässe, kalte Blässe liegt auf der Wange.

„Arthur!“ ruft Führich aus und springt dem Gaste entgegen und bedeckt ihn mit Bärtlichkeiten. „Arthur, Herzenssohn, Kind meiner Seele, was ist Dir? Setze Dich! Du brauchst Ruhe! Kümme Dich nicht um Dein Herz. Sieh mich an. Ich leide auch an Deinem Leid und bin sechszig. Sorge nicht um Deine Lungen. Sie sind ja gesund. Ich wollt', ich hätte Deine Lungen. Gräme Dich nicht! Aber rede: Was giebt's? Was ist geschehen?“

„Ich denke nicht an mich, Doctor! Ich Sorge nicht um mein Herz und meine Lungen. Vergeben Sie, daß ich Sie gestern, vorgestern nicht erwartete. Ich mußte hinaus, in's Freie! in die freie Natur! Doch was geschehen, das weiß ich nicht. Ich kann's nicht fassen und nicht sagen!“

„Ich will's nicht wissen, Arthur, will's nicht wissen! Ich weiß ja, Du liebst — und die Liebe hat ihre Geheimnisse!“

„Ich habe geliebt!“, stöhnte Arthur und drückte sein Gesicht weinend in beide Hände.

„Arthur!“ schrie Führich auf.

„Ich will Ihnen Alles, Alles bekennen, Doctor, morgen, morgen erst!“

Nur nicht heute — heute noch nicht! Ich bin gekommen, Sie zu bitten, mich zu Ihrer Magdalene zu führen, zu jener schönen, sündigen Frau, die ihre Schönheit und ihre Sünde in meinemilde wiederfand. Sie hat Sie zu mir gesandt, sie hat mich gepflegt und für mich gesorgt. Ich habe ihr gezürnt und habe Haß gegen sie und Verachtung in meiner Brust genährt. Ich war undankbar. Ich möchte Vergebung erbitten.“

Raum vernehmbar rangen die Worte sich von Arthurs Lippen. Und wie er gesprochen, sank er in den Stuhl zurück und drückte die Hand auf sein Herz, als sollte es schweigen, schweigen und nichts verrathen von Allem, was es fühlt und was ihn quält. Führrich war zu ihm getreten und wie er über den Stuhl gebeugt sich zu ihm neigte, strich er ihm sanft durch die braunen Locken und sprach: „Weißt Du nun auch schon, was die Sünde ist und kannst vergeben?“

Arthur fuhr auf und griff nach seinem Hut. Ihn engten die Mauern ein wie Gefängnißmauern und er konnte keinen Menschen sehen und in keines Menschen Augen.

„Morgen, Doctor, morgen will ich Ihnen Alles sagen, wenn dieses Herz schweigt in seinem Zorn und wenn es sich wieder nach Liebe sehnt.“

Er stürzte dem Doctor an die Brust, wie er sprach, und eilte davon. Führrich hielt ihn nicht. Er hatte gehört, er hatte in die Augen dem Jüngling gesehen, er mußte, was geschehen.

„Glücklicher Mann —“ sagte er vor sich hin, „glückseliger Jüngling, der die Freuden des Lebens durch den Sturm aller Gefühle genießt. Fühlst Du auch so, schöne Magdalene, die Du ihn liebst und so unglücklich machst und doch so glücklich?“

So sprach der alte, graue Mann, zog langsam die grünen Vorhänge vor die Bücher, streute lächelnd Brosamen in's Fenster und sah in das dämmernde Licht, das aus den dunklen Zweigen der Linde ihm entgegenrauschte.

„Fahr' langsam, Philipp —“ sagte Führrich zu seinem Kutscher, als er in den Wagen stieg, der ihn erwartend in dem Flur des stillen Hauses stand. „Fahr' langsam, wir haben Zeit und die Au ist bald erreicht.“

Er war eingestiegen und langsam setzten sich die sonst so sinken Schimmel, die Jeder kannte, wie Jeder den Herrn derselben kannte, in Bewegung. In die Ecke des Wagens gelehnt schaute Führrich sinnend und in Gedanken verloren vor sich hin und achtete kaum der Grüße, die von rechts und links ihm zusflogen. Er sah den Fürsten Camille nicht, der langsam die stille Straße herabschritt und fast zugleich mit dem Wagen in die Gasse zur Au einbog. Erst als ein fliegendes Gefährt ihm entgegenkam, die schöne Dame, die im Wagen lehnte und träumend durch ihren weißen Schleier auf all die Fremden und Bekannten sah, die sie mit ihren Blicken verfolgten, und erst als die schöne Frau ihm grüßend zunickte und mit der kleinen Hand vertraulich winkte, raffte er sich auf und blickte in's Weite und der Dame nach, die hinunter die Straße zur Au flog. „Sie ist doch schön!“ sagte er lächelnd

plötzlich vor sich hin — „Sie ist doch schön, diese Magdalena. Wie die Lust und Freude selber schaut sie in die Welt und keine Sorge quält sie, kein Kummer und keine Reue!“

Als Führling nach wenigen, kurzen Besuchen zurückkehrte und auch hinunter die Straße zur Au flog, da fiel ihm an derselben Straßentreuzung die Begegnung mit Magdalenen wieder ein und er nickte mit dem Kopf und sagte: „Sie ist doch schön! Und ich war ungerecht gegen Sie. In die Au!“ rief er dann dem Kutscher zu.

Und in die Au flog der leichte Wagen und hielt vor dem zierlichen, schmuckten Hause in der Mitte der Paläste, vor dem er zu halten schon gewöhnt und an dem er nur in den letzten Wochen so wie vergessen, vorübergefahren.

Schon fielen in die breiten Schatten der Straße, aus den dunklen verhängten Fenstern, wie ein Vorhang sich dahinter verschob, die hellen Strahlen von Lampen und Lichtern und dem noch regen Leben der Straße abgekehrt erschien das schmucke Haus in seinen Blumen und Bäumen wie ein Traum und wie zu träumen. Die schöne Magdalena liebte den Tag nicht. Wer nur lebt, um zu genießen, der darf nicht wachen und darf das helle Licht der Sonne nicht sehen. Schnell zerrinnt der Traum und was die Täuschung der Nacht erzeugt, wird Nichts im Licht des Tages. Und sie mußte schon, daß die Nacht sie täuscht und die Lust der Nacht und wollte den Tag nicht mehr schauen und die Wahrheit des Tages. Wann hat sie's erfahren, da sie doch so lange glücklich war und nicht an Trug und Täuschung glaubte? Wer hat es ihr denn gesagt, da doch Jeder, der mit ihr sprach, nur von Liebe mit ihr sprach? Sie muß es wohl in einer stillen Stunde geträumt haben. Oder ist sie erst erwacht in einer stillen Stunde und träumt nicht mehr, was sie so lang doch glücklich machte? Sie weiß es nicht und möchte es doch so gerne wissen.

Schon seit zwei Tagen quält sie sich mit dem Gedanken und lauscht auf das Pochen des Herzens und seit zwei Tagen weiß sie nicht, ob sie glücklich oder elend ist. Nur wenn der Abend kommt und wenn die Sonne niedersinkt, da ist es ihr, als hörte sie des Waldes Bäume rauschen, als zügen süße Düste durch die Luft und weichen Nasen, schattenlangen weichen Nasen hört sie flüstern und knistern. Sie schließt die Augen und wenn sie sie schließt, so ist es ihr, als öffneten sich die Lippen zum warmen seligen Kuß und küßten, — sie träumt es nur und ach, es ist so süß! Die Nachtigallen singen und langsam deckt die Nacht so sel'gen Traum.

„Nein, nein!“ ruft die schöne Magdalena und schreitet hastig mit erregten Schritten durch das Zimmer und hält erst stille, als ihr Blick den schönen Christus findet, der segnend und schützend die Hand über die reuige Sünderin erhebt. „Nein, nein! Es war! Vielleicht war's nicht und ich hab's nur geträumt. Doch ach! Es war so schön und — es wird wieder sein!“

„Das war und soll nicht mehr sein!“ spricht sie ernst und traurig vor

sich hin und kniet, sie weiß nicht, daß sie's thut, Blatt um Blatt der duftigen Rose, die sie in Händen hält, und die sie allein noch schmücken sollte. „Es soll nicht mehr sein! Ich träumte einst vom Glück, und wie ich's träumte, wollt' ich's leben und hab's gelebt. Es war ein Traum und wach bin ich geworden. Wie sehnennd ist das Herz, als hätt' es nie 'genossen, was da lacht und liebt! Wie arm ist diese Brust, und ach, wie fühlt ich's erst, daß niemals Liebe sie an's Herz gedrückt! Und ich wollte glücklich sein!“

Sie hebt das dunkle Aug' empor und sucht das Bild dort an der Wand, das Christusbild und sinkt in die Kniee: „Ich wollte glücklich sein! Ich werde glücklich sein — morgen — morgen.“ Entblättert fällt die Rose ihr zu Füßen, wie sie sich erhebt. Sie achtet's nicht, daß ihre Finger sie entblättert, und achtet nicht, daß ihr Fuß sie zertritt, wie sie so stolz sich emporrichtet und wie zum Abschied in dem duftenden, reichgeschmückten Raum um sich blickt. „Zum letzten Mal!“ sagt sie lächelnd, als sie zur Thüre schreitet — „zum letzten Mal und dann — — an mein Herz, Arthur! Ich möchte glücklich sein!“ —

„Sie ist doch schön!“ raunt Führiß dem Fürsten Camille zu, wie Magdalene im strahlenden Lichte des Salons erscheint, in dem ihre Gäste sie erwartet.

„Wie schön Sie heute sind!“ flüstert Fürst Camille ihr zu, als er den runden Arm in seinen Arm legt und zum Speisesaal schreitet. Lächelnd folgt Führiß den Weiden und lächelnd sieht er, wie stolze Schönheit den stolzen Namen sich beugt und wie bittend fast so hoher Adel der Geburt sich dem Glanze der Natur unterwirft.

„Sie ist doch schön!“ sagt er lächelnd vor sich hin „und ich war ein Narr, das zu vermissen!“

Die Glocken der Stadt riefen mit schweren Schlägen Mitternacht in die vereinsamten Straßen und Mitternacht rief mit feinen Schlägen die Uhr Magdalenen zu und ihren Gästen. Und Nacht war es, traumvolle Nacht in den dunkeln Augen der schönen Frau, wie sie dasaß, zurückgelehnt in den Stuhl und vor sich hinblickend, als sähe sie in's unbegrenzte Weite und als lächelte ihr die Luft entgegen aus weiter unbegrenzter Weite. Ihr zur Seite saß Fürst Camille, versunken in ihr Bild und forschend in den weiten dunkeln Blicken und dem Lächeln des Mundes, ob nicht ein Strahl des Glücks, der in den Blicken leuchtete, sein Auge treffe, ein Lächeln des Mundes nicht ihm einen Augenblick des Glückes verheiße. Führiß blätterte in einem Album und hörte, wenn der Fürst sprach, oder erzählte, wenn Fürst Camille heute so oft in träumendes Schweigen versank.

Da schlug er das Buch plötzlich zu und rief: Haben Sie es, mein Fürst, schon gehört — Balletin, unser schwärmerischer Dichter, hat sich verlobt und wird nächstens Hochzeit machen!“

„Es geschehen noch Wunder auf dieser Erde!“ antwortete lächelnd Fürst Camille.

„Doch, wissen Sie, mein lieber Doctor —“ sagte Magdalena und ihre Augen bligten auf, — „daß unser berühmter Künstler Troll alle Contracte gebrochen hat, nirgends seine verlockende Violine ertönen läßt und hier ist, hier in der Stadt?“

„Und er stellt einem Mädchen nach —“ fiel Fürst Camille ein und seine Lippen zitterten, — „er stellt einem Mädchen nach, so schön und rein, wie die Tugend selbst. — Doch was ist Ihnen, Magdalena?“

„Nichts, nichts, mein Fürst!“ hauchte Magdalena, „es wird vorüber gehn! Doch erzählen Sie. Jenes Mädchen —?“

„Ich weiß nur —“ sagte der Fürst, — „was Troll mir selbst gesagt.“

„Er hat es Ihnen selbst gesagt?“ rief Magdalena und starrte wie entsetzt den Fürsten an. „Er hat es selbst gesagt?“

„Und ich glaube —“ ergänzte Fürst Camille, — „ich kenne jenes Mädchen; ich sah ihr Bild — doch Magdalena, Sie sind krank!“

„Nein, nein, mein Fürst! Erzählen Sie, ich möchte jenes Mädchen kennen, das Troll verfolgt und das so schön und rein, wie die Tugend selbst!“

So rang es sich von den Lippen Magdalens und ihre Brust hob und senkte sich im tiefen, schweren Athem.

„Nun denn“ — fiel Dr. Führich ein, wie er unruhig schon den Worten des Fürsten gefolgt und nun Magdalena hörte, wie sie bat zu erzählen. „Nun denn! wer auf geheimen Wegen wandelt und sich verräth, der muß die ganze Wahrheit sagen. Vielleicht können Sie uns helfen, Magdalena, das Mädchen schützen und den, der sie liebt, glücklich machen. Er wird ja zu Ihnen kommen, morgen wird er kommen, denn er will Sie sehen, die Schützerin seiner Kunst und die sorgende Frau, die ihn genesen machte.“

„Er wird kommen?“ sagte Magdalena und erhob sich. „Er wird kommen —“ rang es sich von ihren Lippen, und „Wer? Doctor — wer wird kommen?“ schrie sie auf und brach zusammen.

„Sie ist krank!“ sagte Führich leise zu dem Fürsten und kniete nieder zu dem schönen Weibe, hob ihr bleiches Haupt empor und lauschte auf ihren Athem. „Sie ist krank! Doch es wird vorübergehen. Heute noch! heute noch!“

Da öffnete Magdalena die Augen und sah mit starrem Blicke um sich. „Und wann wird er kommen, Doctor? Morgen schon? Wo war er denn die letzten Tage? Warum sah ich ihn nicht? Warum konnte ich ihm nicht sagen, daß er nicht kommen soll? — Doch, was ist's denn? Mein Fürst! Doctor Führich? Vergebung! Ich rede irre, ich träume wohl? Nein, ich bin krank!“

Sie sprach's und brückte die Hände vor die Augen, wie sie da kniete, und die beiden ernsten Männer schweigend und staunend auf sie niedersehen.

„Getroßt, Magdalena!“ tröstete Führich, — „getroßt! Künstler haben ihre Launen. Vielleicht kommt er nicht! Doch warum soll er Ihnen nicht

danke? Er will ja nichts andres. Und wenn Sie ihn kennen, werden Sie ihn schützen, gerne schützen, denn er ist gut, Magdalene!"

„Ja, ja!“ sagte Magdalene vor sich hin und nickte mit dem Kopf, als sagte sie es der Nacht und nickte ihren Schatten zu. „Ja, ja, er ist gut! Man hat es mir ja gesagt und er wird kommen, denn er hat mich gehaßt und verachtet. Jetzt aber haßt er mich nicht mehr, verachtet mich nicht mehr und wird kommen, mir zu sagen, wie süß die Sünde! und wie leicht es ist, zu sündigen. Und ich darf nicht „nein“ sagen. Ich darf nicht sagen, er soll nicht kommen. Denn er wird mich suchen und wird mich finden. Er ist ja gut! Und mir will er sagen, daß er es ist, denn die Sünde macht vertraulich. Doch seine Magdalene fürchtet er und flieht sie, seit er sie fürchtet, und sehnt sich nach ihr und will sie nur sehen, bis er sagen kann: Sei mein, sei ganz mein! Und sie kann es nicht mehr sein — und wenn er mich sieht, hier sieht, darf sie es nicht mehr sein, denn er wird rasend werden und elend! Fort! fort! allein wohin? Mich wird er nicht vermissen, doch seine Magdalene wird er suchen!“

„Auf morgen!“ tröstete Fürst Camille Magdalene und hob sie auf und zog sie sorgend an seine Brust. „Auf morgen! Sie sind krank, Magdalene, und das Fieber macht schlimme Träume! Auf Morgen!“

„Auf morgen!“ sagte Führicht und ihn kröstelte, wie er die kalte Hand der schönen Frau ergriff und in ihr bleiches Antlitz sah, — „auf morgen, Magdalene! Es ist ein flüchtiges Fieber. Es wird vorübergehen — auf morgen!“

Und der Morgen kam. Spielend kosen die Sonnenstrahlen an den Fenstern und riefen flüsternd: Magdalene, wache auf! Flüsternd rauschten die Blätter und Zweige im Garten und streiften wie so oft die hellen Fenster und riefen: Magdalene, wache auf! Duftend hatten die Blüthen ihre Kelche schon geöffnet, den Thau getrunken und neigten ihre Köpfe schon und wiegten sie und flüsterten: Magdalene, wache auf!

Auf dem Ruhebette unter Blumen und Blüthen lag Magdalene. Ein glattes, schwarzes Kleid verhüllte den schlanken Körper und zitterte in schmalen Falten auf den weichen Teppich nieder. Wie schmeichelnd umschlang es die vollen Formen der Brust und verhüllte den weißen Nacken bis zum schlanken Hals. Gefaltet lagen die Hände auf der Brust und weiße zarte Spitzen schmückten die Knöchel, so weiß wie die Hände. Ein schwarzer Schleier war durch das blonde Haar gewunden, das in glatten Scheiteln die Stirn umrahmte. Doch diese Stirn war kalt und weiß wie Marmor und die Wangen waren kalt, wie zitternd leichtes Roth auch darüber schwebte. Und kalt waren die Lippen, die schönen rothen, einst so heißen Lippen.

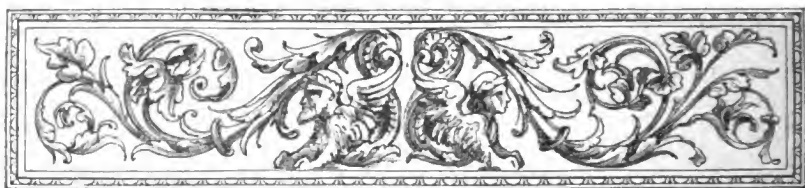
„Sie schläft noch!“ sagte leise der Diener dem Fürsten Camille, wie er in den Saal trat und langsam leise auf Magdalenes Zimmer zuschritt. „Sie schläft noch!“ seufzte der Fürst, als er leise eingetreten in das Zimmer und vor dem Ruhebett und der schönen Magdalene stand.

„Sie schläft?“ schrie Führieh auf und eilte an dem zitternden, bleichen Diener vorbei zum Schlafgemach Magdalenens. Ihm folgte ein junger Mann mit braunen Locken und braunem, gekräuseltem Bart und blassem Angesicht. Schüchtern sah er in all' die Pracht, doch wie er hörte, was die Diener dem Doctor ins Ohr geflüstert, als er Führieh voll Entsetzen rufen hörte: „Sie schläft!“ da eilte er dem Freunde nach und trat in's Zimmer der schönen Magdalene. Er sah den Fürsten und sah den Doctor, er sah das schwellende, weiße, unberührte Bett. Da hing sein Bild, sein Christus, segnend die hüßende Magdalene und die auf dem Ruhebette.

„Magdalene!“ schrie er auf und stürzte nieder.

„Ich hab's gesagt!“ seufzte Führieh und wankte, gestützt auf den Arm des Fürsten zur Thür. „Ich hab's gesagt! Er wird sterben, wenn er liebt! Sein Herz — ich weiß es ja — Und er ist gestorben!“





Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft.

Besprochen von

Adolf Boetticher.

— Berlin. —

In dem letzten Jahrzehnt von so glücklichem Erfolge gekrönte Streben aller gebildeten Nationen, die noch von der Erde geborgenen Schätze antiker Cultur ans Licht zu ziehen, wird, ohne daß man eben viel davon hört, auf das Lebhafteste von demjenigen Volke getheilt, das vor allen anderen berufen erscheinen muß, auf heimischem Boden den Spuren seiner eigenen Vergangenheit nachzugehen, den Neugriechen. Wenn die Kunde von der Thätigkeit, die das junge Königreich Hellas auf die Erforschung des Alterthums verwendet, meist nicht über die kleine Gemeinde der Archäologen von Fach hinausdringt, so liegt das wohl wesentlich an der ziemlich geräuschlosen Art, in welcher die Arbeit dort betrieben wird, es liegt ferner an der nur Wenigen geläufigen Sprache, in der die Veröffentlichungen erscheinen, endlich, und nicht zum kleinsten Theile, an der oft recht lauten Reclame, welche die anderen Nationen für ihre Erfolge mittelst einer stets willigen, über die ganze gebildete Welt verbreiteten Presse zu machen verstehen.

Das Centrum für alle diese neugriechischen Bestrebungen ist die „*Αρχαιολογική Εταιρεία*“, die Archäologische Gesellschaft, welche ihren Sitz in Athen hat, aber ihre Verbindungen über ganz Griechenland erstreckt und auch mit den verwandten Vereinen in Constantinopel, Smyrna und in anderen ehemaligen Sitzen hellenischer Cultur in steter Fühlung bleibt. Sie zählte und zählt noch heut zu ihren Mitgliedern sehr namhafte Gelehrte, wie Philippoß Joannou, den »Nestor der griechischen Philologen«, wie Konstantinoß Papparrhigopoulos, den Historiker, Evstratiadis, den Generalconservator der

Landesalterthümer, Stephanos Roumanoudis, den scharfsinnigsten der griechischen Epigraphiker, nicht zu vergessen des als Staatsmann, Gelehrter und Dichter gleich ausgezeichneten Alexandros Rhizos Rangabé, der bei aller Arbeit und allen gesellschaftlichen Pflichten, die seine Stellung als Gesandter in Berlin ihm auferlegt, gleich Gladstone, noch immer Muße findet, die Geschichte und die Alterthumswissenschaft durch die Früchte ernster Studien zu bereichern. Nur wenige Namen nannte ich; es bleibt noch eine längere Reihe jüngerer Gelehrter, die sich die Sporen bereits verdient haben und die Arbeiten der Genannten mit Erfolg fortzusetzen versprechen.

Zu den Aufgaben, welche die Archäologische Gesellschaft sich stellt, gehören insbesondere systematische Nachgrabungen. Eine solche Thätigkeit erfordert aber in erster Linie Geld, und wenn man erwägt, daß Alles, was die Gesellschaft bisher geleistet hat, lediglich aus denjenigen Mitteln bestritten werden mußte, welche durch freiwillige Opferfreudigkeit oder etwa durch die Hoffnung auf einen mäßigen Gewinn in den von Zeit zu Zeit von der Gesellschaft veranstalteten Lotterien zusammengebracht wurden, so muß man mit Achtung auf die bisherigen Arbeiten jener Alterthumsfreunde zurückblicken. Hatten die früheren Ausgrabungen vorzugsweise der Gegend am alten Dipylon, dem westlichen Doppelthor Athens, gegolten, und hier, neben diesem Thorbau selbst, ansehnliche Reste der alten Stadt, interessante Entwässerungsanlagen, sowie unter den vielen Kleinfunden eine früher unbekannte Species von Thongefäßen einer sehr weit zurückliegenden Epoche, der sogenannten Dipylonvasen, zu Tage treten lassen, so nahm man im Jahre 1876 einen neuen Punkt in Angriff, den Südbhang der athenischen Akropolis. Hier hatte Roß 1838 in dem Eifer, das herrliche Parthenosheiligthum freizulegen, allen Schutt und alle Erde, welche die vor letzterem errichteten türkischen Batterien enthielten, die steile Felsböschung hinabstürzen lassen, unbekümmert darum, ob nicht unter der leichten Erdbede an ihrem Fuße auch noch zu hebende Schätze der antiken Welt schlummerten.

Diese präsumirten Schätze zu gewinnen und zugleich die an dieser Stelle noch nicht festgestellte Topographie der alten Stadt aufzuklären, setzte sich die Archäologische Gesellschaft als Ziel, und sie hat diese Aufgabe mit Glück gelöst. Die Arbeiten wurden im Sommer des für die hellenische Alterthumsforschung so wichtigen Jahres 1876 ausgeführt. Schliemann hatte eben die reichen Funde der Troas eingeheimst und in den Gewölben der ionischen Bank zu Athen sicher geborgen; nun entdeckte er in den Heroengräbern zu Mykenai die vielbesprochenen „Goldschätze der Attiden“; in Olympia hatten wir die verheißungsvolle erste Campagne hinter uns, die Sculpturen vom Ostgiebel des Zeustempels, die Rüste des Paionios waren gehoben worden; in Athen folgte am Fuße der Akropolis die Aufdeckung der Heiligthümer des Asklepios und der Hygieia, die Auffindung einer Reihe trefflicher, zumeist auf den Cultus dieser Heilgottheiten bezüglicher Marmorsculpturen, deren Abgüsse eine Zierde des Berliner Museums bilden, die Gewinnung einer Anzahl werth-

voller Inschriften. „Es ist ein Jahr, wo den Griechen alle die Güter, welche dem Menschen die werthvollsten scheinen, aus dem Boden ihres Heimathlandes auferstehen. Schliemann bringt ihnen das Gold, sie selbst fördern sich die Gesundheit (Hygieia) zu Tage, und wir hier in Olympia fügen dazu die Schönheit.“ So kennzeichnete einst Ernst Curtius in der kleinen Tafelrunde, die uns nach dem Lagerwerke im Alpheiosthale vereinte, die archäologische Thätigkeit dieses Jahres auf griechischem Boden. Und keinem, der in den Sommermonaten 1876 in Athen weilte, werden jene Abende aus der Erinnerung schwinden, welche die Freunde des Alterthums aller Nationen täglich am Fuße der Akropolis zusammenführten, um die über Tag neu gewonnenen Funde zu sehen und zu besprechen, die Bildwerke reinigen zu helfen und die Buchstaben der Inschriften zu entziffern, so lange noch ein Sonnenstrahl über den Rücken des Korydallos herüberleuchtete.

Zu solchen Entdeckungsarbeiten, unter denen die Bloslegung des antiken Theaters auf der piräischen Akte, an der Westseite von Pea, noch besonders erwähnt zu werden verdient, gesellte sich sodann eine umfangreiche organisatorische Thätigkeit in den Provinzen, wo es galt, das Verständniß für den Werth der Alterthumsforschung zu erschließen und die Sammlung der Gelegenheitsfunde zu regeln. Die trefflichen Provinzialmuseen zu Mykonos, Sparta, Tegea, Chäroneia, Theben u. s. w. geben lebendiges Zeugniß von der ausgedehnten Wirksamkeit der Gesellschaft.

Zur Zeit hat nun die Archäologische Gesellschaft sich zwei neue Ziele ihrer Thätigkeit ersehen, von denen das eine schon früher einmal in's Auge gefaßt worden war, indessen aus Mangel an Mitteln nicht erreicht werden konnte: die Aufdeckung des Demeterheiligthums in Eleusis und des großen Theaters in dem Asklepioshaine bei Epidaurios.

Epidaurios lag noch gänzlich unberührt von dem Spaten des Forschers; es liegt auch fernab der Route, welche die bescheidene Zahl der Touristen durch die Peloponnesos zu nehmen pflegt. Diese Route führt von Nauplia über Tirynth, Argos und Mykenai nach Korinth und schneidet somit gerade die große argivische Halbinsel ab, welche die Peloponnesos zwischen dem Iaronischen und argolischen Meerbusen in das ägeische Meer hinauschiebt. Epidaurios liegt etwa in der Mitte der nördlichen Küste dieser Halbinsel unmittelbar an der See, das Heiligthum des Asklepios mehr als eine deutsche Meile landeinwärts. Wer es auf einer Seitentour von der gewöhnlichen Route aus erreichen wollte, würde von Nauplia aus westwärts zu reiten haben und müßte die steinigen vegetationslosen Schluchten des auf zwölfhundert Meter ansteigenden Arachnaiongebirges passiren. Er würde auf drei Meilen Weges nur einige vereinzelte armselige Hütten, hie und da an den Abhängen eine Ziegenherde erblicken, die auf den dürrsten Halben noch Nahrung zu finden weiß und ihrem Besitzer Alles liefert, was er zum Leben braucht. Eine halbe Stunde vor dem heiligen Bezirk, der im Munde der Hirten noch heut „to iero“ das Heiligthum heißt, würde der Wanderer das ziemlich große

Dorf Sigourio inmitten von Feldern und Tabackspflanzungen finden, deren Erzeugnisse zu dem Besten gehören, was Griechenland und Türkei liefern.

Ist dieser beschwerliche und ermüdende Weg Niemand anzurathen, so gewährt der Besuch von Epidauron einen um so höheren Genuß, wenn man ihn direct von Athen aus unternimmt, eine mühelose Segelfahrt, ein Ritt von wenigen Stunden durch die reizvollste Gegend. Man fährt vom Piräus nach „Nea Pidavro“, wie Epidauron heut heißt, bei bestem Winde in sechs Stunden; doch ist solche Gunst des Wetters selten, und man braucht meist acht, ja auch zwölf Stunden. So nußt man für diese Fahrt mit Vortheil die kühle Nacht, schläft auf dem Deck unter dem glänzenden Sternenzelt, eingewiegt von den kaum merkblichen Wellen, und läuft mit Sonnenaufgang in den kleinen, aber geschützten Hafen ein. Mit guten Pferden kann man von hier den heiligen Bezirk in zwei Stunden erreichen. Es ist keiner der landschaftlich imponirenden Wege großen Styles, wie man deren in Griechenland so viele und unvergleichliche findet, aber er gehört zu den lieblichsten durch die üppige Vegetation, welche ihn begleitet und fast überwuchert. Er führt durch eine von schmalen Querrissen durchsetzte Schlucht, dem Laufe eines kleinen geschlängelten Baches entgegen, dessen Uferwände von dichtem Myrthen- und Rosenlorbeergebüsch und von mannshohen Salbeysträuchern fast verdeckt werden. Ueber diese niedere Vegetation hinaus ragt eine zweite Laubschicht, von der man nicht weiß, ob man sie noch zum Gebüsch oder schon zu den Bäumen rechnen soll, der Lentiscus, der lorbeerblättrige Erdbeerbaum, die elegante Terebinthe. Noch höher an den Berglehnen hinauf steigen die dunklen Caruben mit der länglichen Johannisbrodfrucht, wilde Oliven mit bläulichem Laubgefieder und frischgrüne Aleppoichten; dazwischen erheben sich an den feuchteren Stellen die Baumriesen breitgeästeter Platanen. Und zwischen Baum und Busch schlägt das leichte Gerank der Waldbrebe, der blaublüthigen Clematis, seine lustigen Brücken, unter deren schwankenden Guirlanden wir dahinreiten. Der Weg überschreitet dann in halber Höhe den 860 Meter hohen „Eichelberg“ (Velanidhia), das Titthion der Alten, dessen Gipfel sie als den Schauplatz der ersten Kindheitstage des Asklepios dachten, und nun öffnet sich eine mäßig große Thalsenke, von niederen bebuchten Höhen umschlossen, hinter denen sich die kahlen Steilwände des Arachnaiongebirges jäh und unvermittelt erheben. Das ist die Stätte des Asklepioshaines, des berühmtesten Curortes im Alterthum, von dem aus der Dienst jenes Gottes sich in alle Lande verbreitete. Ich habe nicht ohne Absicht jenem Zugangswege eine längere Beschreibung gewidmet; war er doch offenbar zur Zeit der Alten der Hauptpromenadenweg für die Patienten, und der Weg, den die „Post“ aus der Hauptstadt nahm.

Es war nicht die Heilkraft einer medicinischen Quelle, welche die Tausende von Hilfesuchenden hier zusammenführte; vielmehr machte die gesunde klimatische Lage, der Schutz vor rauhen Winden und allezeit frisches, kühles Trinkwasser diesen Ort zu einem für eine Heilanstalt größten Maaß-

stades besonders geeigneten. Die Priesterchaft des Asklepios beherrschte zugleich das gesammte medicinische Wissen ihrer Zeit und war klug genug, nicht der Wunderwirkung der Heilgottheiten allein, sondern auch ihrem eigenen therapeutischen Eingreifen einen wesentlichen Theil der Erfolge zuzuschreiben. Sie mußte ferner, wie wichtige Factoren für den Patienten die Zerstreuung und die geistige Anregung bilden, und versäumte nicht den großartigen Tempeln und den eigentlichen Cürhäusern auch die Institute für gymnastische und dramatische Spiele, das Stadion und das Theater zuzugesellen. Diese beiden Anlagen sind heute die am klarsten liegenden. Von den übrigen ausgebehten Baulichkeiten sind vielfach die Grundmauern erhalten, die Bauglieder liegen verstreut umher, doch ist es ohne Nachgrabung und Bloßlegung der Fundamente nicht möglich, sich ein Gesamtbild von der großartigen Wirkung dieses Baucomplexes zu machen, dessen Aufbau in der Blüthezeit Griechenlands begonnen und zur Zeit der römischen Herrschaft, namentlich durch Antoninus Pius, wesentlich erweitert und mit äußerstem Prachtaufwande ausgestattet wurde.

Es war diese Neugestaltung des Cürortes durch den römischen Senator und späteren Kaiser gewissermaßen ein Act der Sühne für den Frevel, den Römerhand an dem Heiligthum verübt hatte. Nach dem Widerstande, welchen Athen den Heerhaufen Sulla geleistet hatte, begnügte sich nach der endlichen Erstürmung der Stadt die Rache des Eroberers nicht mit der Plünderung der attischen Residenz. Auch nach dem stillen Thale von Epidaurus ward eine Abtheilung gesandt, welche ihren Auftrag, das Heiligthum auszu-rauben und zu zerstören, gründlich erfüllte. Was etwa an Kostbarkeiten noch übrig geblieben war, wurde bald darauf von kilitischen Seeräubern fortgeführt, so daß es für Antoninus sich mehr um eine Neuschöpfung als um einen Wiederaufbau handelte.

So finden wir denn in dem Gebiete des Asklepios Baulichkeiten der verschiedensten Epochen nebeneinander, und es wird der bauanalytischen Kritik noch vorbehalten sein, die einzelnen Anlagen auf ihre Genesiß und ihren späteren Ausbau hin zu untersuchen. Als gänzliche Neuschöpfungen des Antoninus werden uns zwei Anlagen überliefert, eine Entbindungsanstalt und ein „Sterbehaus“, wo unheilbare Kranke ihre letzten Tage verbringen konnten, beide außerhalb des heiligen Bezirkes, innerhalb dessen nach göttlicher Ver-ordnung Niemand weder geboren werden noch sterben durfte.

Im Süden der Hauptbaulichkeiten bemerkt man eine gewaltige Cisterne, deren Seitenwände durch fünf querüber gespannte Steinbögen gesichert werden. Hier wurde das Wasser für die Bäder gesammelt und in breiten offenen in den gewachsenen Kalkstein gehauenen Rinnen hinabgeleitet und vertheilt.

Von allen Anlagen ist das Theater weitaus am Besten erhalten. Die Sorgfalt, welche man bei allen griechischen Theatern auf die Wahl des Bau-places und die Orientirung verwendet findet, offenbart sich auch hier. Ueberall suchte man die Bühne so zu legen, daß die unter freiem Himmel sitzenden

Zuschauer über jene hinaus einen bedeutenden Blick auf die Landschaft gewinnen. Konnte man hier in dem stillen Waldthale freilich nicht eine Aussicht schaffen, wie sie der Zuschauer von den oberen Reihen des athenischen Dionysostheaters genoß, auch nicht jenen zauberisch schönen Blick auf das blizende Meer, den Messene bietet, noch weniger die Aussicht auf die erinnerungsreichen Stätten des Attribenhauses, die sich um das Theater von Argos breiten, so gewährten doch die näheren Hügel und die jäh hinter denselben aufsteigenden Steilwände des Arachnaions einen höchst imposanten Hintergrund. Das Theater des Asklepios ist nach Norden orientirt, so daß die Zuschauer die Mittagssonne im Rücken hatten. Wohlverbürgter urkundlicher Ueberlieferung zufolge ist es von Polyklet, dem berühmtesten argivischen Bildner und Baumeister erbaut worden und genoß im Alterthum eines wohlbegründeten Ruhmes. „Dieses Theater“, schreibt Pausanias, „scheint mir ganz besonders sehenswerth. Denn die römischen Theater übertreffen zwar alle anderen an Pracht, wie das der Arkadier in Megalopolis alle an Größe übertrifft: in Harmonie aber und reiner Schönheit — welcher Baukünstler möchte da fähig sein, sich mit einem Polyklet zu messen!“

Diese Berühmtheit im Alterthum und die von allen älteren und neueren Besuchern immer wieder constatirte vortreffliche Erhaltung des Theaters führten die Archäologische Gesellschaft in Athen zu dem Entschlusse, dasselbe völlig aufzudecken. Unter Leitung des Ephorus der Alterthümer P. Kabbadias haben im April dieses Jahres die Arbeiten begonnen und sind bis Mitte des Sommers mit bestem Erfolge fortgeführt worden. Die in Delos von der französischen Regierung unternommenen Forschungsarbeiten gaben dann den Anlaß, Herrn Kabbadias zeitweilig von seiner Arbeit abzuberufen und dorthin zu beordern. Somit ist ein vorläufiger Abschluß erreicht worden, der einen Rückblick auf die bisherigen Ergebnisse rechtfertigt.

Das Theater ist von früheren Forschungsreisenden besucht und beschrieben worden, von Dobwell, von der französischen Expedition 1829, von Leo von Klenze, Fiedler und Anderen. Danach standen die Hauptmaasse des Gebäudes bereits annähernd fest. Von der Gliederung der Anlage und von dem Detail der Ausführung war sehr wenig bekannt, weil das Ganze theils mit Erde bedeckt, theils mit Strauchwerk überwuchert war, so daß selbst in ziemlicher Nähe das gewaltige amphitheatralische Rund des Zuschauerraumes wie ein natürlicher begrünter Abhang erschien. Versuchen wir nun, an der Hand jener älteren Aufzeichnungen und der neuesten, mit dem 27. Juni a. St. abschließenden Mittheilungen des Herrn Kabbadias ein Bild dieser großartigen Anlage zu gewinnen.

Die Gesamtdisposition weicht von derjenigen anderer uns bekannter griechischer Theater nicht ab. Der Zuschauerraum, der im Grundriß um ein Geringes über den Halbkreis hinausgeht, und dessen oberster Rang ungefähr 212 Meter Länge besitzt, steigt wie üblich terrassenförmig amphitheatralisch den Bergabhang empor, in dessen Felsen die einzelnen Stufen eingearbeitet

und sodann vollständig mit weißem Marmor bekleidet worden sind. In horizontalem Sinne wird dieser große Halbrichter durch einen breiten, mit Platten belegten Gürtelgang, das *Diazoma*, in eine obere und eine untere Abtheilung geschieden, die erstere (*κερκίδας τοῦ λαοῦ*) für das Volk, die andre (*πρωτόβαθρα* und *βουλευτικόν*) für die vornehmeren Zuschauer. Durch die strahlenförmig angeordneten Treppen wird der gesammte Zuschauerraum (das *κοίλον*) fächerartig getheilt, und zwar in der oberen Abtheilung in vierundzwanzig, in der unteren in zwölf Keile, so daß je eine um die andere Treppe von oben bis unten durchgeht. Ueberlegen den sonst bekannten griechischen Theaterern zeigt sich das polykletische in der feineren Durchbildung jenes Gürtelganges, des *Diazoma*. Der Gang hat die reichliche freie Breite von 1,90 Meter und wird an seiner nach oben hin liegenden Rückseite durch eine gegliederte Brüstungsmauer abgeschlossen, die bei einer Gesamthöhe von 1,36 Meter aus einem Fußgliede, der eigentlichen, in ihrem oberen Theile durch ein eingemeißeltes Flechtband gesäumten Mauer und einem aus Wellenleisten und Deckplatte gebildeten Gesims besteht. Auf dieser Brüstungsmauer erhebt sich, von den oberen Stufenreihen durch einen schmaleren Gang getrennt, auf besonderer Basis eine Reihe ausgezeichneterer Marmorstühle mit Rücklehne und geschweiften Füßen. Eine ähnliche Reihe von Sitzen umsäumt den Mittelgang nach der unteren Abtheilung zu, die ihrerseits nach unten mit einer Vorderreihe kunstvoller gearbeiteter ähnlicher Sitzplätze abschließt. Das Auditorium besteht somit aus fünfundfünfzig Bankreihen und konnte reichlich sechzehntausend Zuschauern Sitzplätze gewähren. Die Stufen sind mit besonderer Sorgfalt für die Bequemlichkeit der Besucher eingerichtet, von denen an diesem Badeorte eine große Anzahl krank und schwach sein mochte. Die Sitze haben nur 37 Centimeter Höhe: man saß also auf untergelegten Kissen; ein Absatz in der oberen breiten Sitzfläche und in dieselbe eingearbeitete Böcher deuten ferner darauf hin, daß man auch bewegliche Rückenlehnen anbringen konnte, welche gleich den Kissen die Belästigung der Zuschauer durch die Füße der Höherstehenden verhinderten.

Die Nachgrabungen auf beiden Flügeln des Zuschauerraumes haben ferner einen äußeren Umgang um denselben festgestellt, der jedoch mit keiner Säulenhalle ausgestattet war. Von Neuem wird hierdurch ein Irrthum des Vitruv widerlegt, der einen solchen Säulenumgang als ein Characteristicum hellenischer Theater bezeichnet. Vielmehr hat bis jetzt kein einziges der bekannten griechischen Theater diesen Säulengang erkennen lassen.

Außer dem Zuschauerraume wurde von Herrn Kabbadias der größere Theil der Orchestra freigelegt, jenes um den Altar gebreiteten, halbkreisförmigen Raumes, innerhalb dessen der Chor agierte. Die Orchestra besteht hier aus einer höher liegenden, mit Fliesen belegten Fläche für den genannten Zweck, und aus einem äußeren einfach gepflasterten Ringe, der vornehmlich zur Abführung des von dem Zuschauerraum herabfließenden Niederschlagswassers bestimmt war.

Die genauere Untersuchung des nur theilweise erhaltenen Bühnenhauses steht noch aus. Herr Rabbadias verspricht, über Kurzem eine Veröffentlichung der ganzen Anlage zu geben, welche nach den Aufnahmen des argolisch-korinthischen Provinzialbaubeamten Herrn Solomos illustriert sein wird.

Aber nicht nur die Baugeschichte sollte durch die Ausgrabungen in Epidauros durch wünschenswerthe Aufklärungen bereichert werden: auch für die Geschichte der griechischen Plastik ist, den Berichten des genannten Gelehrten zufolge, ein sehr hoch zu schätzendes Material gewonnen worden. Wenige Wochen nach Beginn der Arbeit, am Abend des 28. April, wurde innerhalb der Orchestra die Statue eines Asklepios gefunden, die anscheinend vor dem östlichen Flügel des Bühnengebäudes gestanden hat. Das Bildwerk ist etwas überlebensgroß, aus pentelischem Marmor gearbeitet. Haupt, rechter Arm und Füße fehlen. Die Gestalt zeigt den gewöhnlichen Asklepiostypus und wird von ihrem Entdecker der römischen Zeit, vielleicht einer Schenkung des Antoninus Pius zugeschrieben, doch habe ein griechisches Original aus der Zeit des sogenannten schönen-Stiles der Conception zu Grunde gelegen.

Ungleich wichtiger erscheint ein Fund, der am 30. Mai etwa drei Meter nordwestlich von dem Fundorte des Asklepios gemacht wurde. Es ist eine weibliche Gestalt in Lebensgröße. Auch hier fehlt der Kopf, sodann beide Unterarme und die Zehen des linken Fußes; das Material ist gleichfalls pentelischer Marmor. Leider hat das Bildwerk sehr gelitten, weil es nicht tief genug unter der Oberfläche lag. So hat der Pflug des Bauern viele scharfe Schründen in den Marmor gerissen, die eine gerechte Würdigung der einstigen Schönheit sehr erschweren. Die Gestalt, welche in absoluter Ruhe auf dem linken Fuße steht, während der rechte leicht nach außen gebogen erscheint, trägt einen bis auf die Füße herabfallenden Ärmelchiton, der, über den Hüften aufgenommen, bis oberhalb der Knie einen Ueberfall bildet; der obere Ueberschlag (die *Diplois*) des Chiton verhüllt den Busen, läßt aber den darüber liegenden Theil der Brust und den Hals völlig frei. Ueber dem Chiton liegt das lange Obergewand. Die Füße sind mit starken Sandalen bekleidet; das Haar scheint in einen Knoten aufgenommen gewesen zu sein.

Herr Rabbadias mutmaßt in der Figur, der jegliches besondere Merkzeichen abgeht, entweder die Gattin oder die Tochter des Asklepios, Epione oder Hygieia, und entscheidet sich des jungfräulichen Habitus wegen für Letztere. Es würde dann nach seiner Ansicht in der rechten Hand die zu trankende Schlange der Göttin, in der linken die Trinkchale zu ergänzen sein. Das Werk trägt einen alterthümlichen Charakter, Herr Rabbadias vergleicht es mit der »Hippodameia« (d. h. der früher als Hestia bezeichneten Figur) und mit der „Hesperide“ von der Metope des Zeustempels in Olympia. Nichts desto weniger erklärt der genannte Gelehrte seinen Fund für die Arbeit keines Geringeren als des berühmten Polyklet selbst, dem archaischen Charakter nach allerdings als ein Jugendwerk des damals noch nicht zu voller künstlerischer Freiheit gelangten großen Bildners.

Ohne auch nur eine Abbildung der Statue gesehen zu haben, wird man aus der eigenen Beschreibung des Entdeckers heraus das Unzutreffende jener Muthmaßung erkennen. Wenn wir auch von Polyklet weder ein Originalwerk besitzen noch irgend ein bekanntes Kunstwerk mit absoluter Bestimmtheit auf ein solches zurückführen können, so sind wir doch aus vielfachen Nachrichten der Alten über den Kunstcharakter gerade dieses Meisters ganz besonders gut unterrichtet. Das Charakteristische der neu gefundenen Figur ist dem Berichte nach „Absolute Ruhe und eine so zu sagen hieratische Würde“; „das Werk hat in Stellung und Gewandung etwas Schweres und entbehrt gänzlich der Grazie, welche die attischen Werke kennzeichnet, ersetzt dieselbe vielmehr durch eine außerordentlich große Herrlichkeit“. (ὁ ἄρχαος ἀντιστρόφητος). Es werden ferner als charakteristisch die tiefen senkrechten Parallelfalten der Gewandung hervorgehoben. Die Vorstellung, die man nach allen diesen Angaben von dem Bildwerke gewinnen muß, entspricht somit keineswegs den Anschauungen, welche man bisher über die Schöpfungen des Zeitgenossen eines Phidias hegte. Wenn das Werk in der That ein so ausgezeichnetes ist, wie Herr Kabbadias meint, so würde man wohl eher an einen älteren argivischen Meister denken können, vielleicht gar an Ageladas, oder, wie wir nach Auffindung der olympischen Inschrift wohl richtiger schreiben, Agelaïdas, den Lehrmeister des Polyklet. „Fleisch, Chiton, Ueberfall, Obergewand, Arme — Alles das schließt sich aneinander und bildet ein Ganzes, und doch beeinträchtigt Keins das Andere, sondern Jedes besitzt seine ihm zukommende Durchbildung.“ Dieses Einheitliche der Erscheinung bei sorgfältigster Durchbildung und Ausgestaltung des Einzelnen mochte wohl schon den Werken des Agelaïdas eignen, auf dessen beide, sonst so verschiedenartige Schüler, Polyklet und Phidias, diese Richtung des Meisters sich in gleichem Maße vererbte.

Neben der „Hygieia“ können die sonstigen statuarischen Funde, Bruchstücke von Bildwerken meist römischer Arbeit, ein besonderes Interesse nicht erregen. Hoffentlich bringt die spätere Fortsetzung der Ausgrabungen noch erwünschte Aufschlüsse über die noch immer keineswegs bekannte speciellere Einrichtung des griechischen Bühnengebäudes. —

Die zweite Aufgabe, welche die Archäologische Gesellschaft bereits seit längerer Zeit beschäftigt, deren Lösung aber durch äußere Umstände verzögert wurde, ist die Aufdeckung des Demeterheiligthums in Eleusis. Wenn diese Arbeit von Erfolg begleitet ist, d. h. wenn man das findet, was man sucht, so wird ihr Werth für die Alterthumswissenschaft sich wesentlich höher stellen, als der der oben besprochenen. Denn das Demeterheiligthum, der Mysterientempel von Eleusis ist nicht allein ein Unicum seiner Gesamtanlage nach, sondern seine gründliche Durchforschung läßt manche Aufklärung auch über die uns nur sehr mangelhaft bekannte Mysterienfeier selbst erhoffen.

Wir wissen, daß in dem geheimnißvollen Dienste der eleusinischen Gottheiten das Alterthum den Gipfelpunkt seiner sittlich-religiösen Anschauung, die reinsten Klärung des Gottesbegriffes und die edelste Vorstellung der Beziehungen

des Menschen zur Gottheit erreicht hat. Wir wissen, daß der einfache Mann aus dem Volke eben so gut seine Befriedigung in dieser Feier fand, wie die geistig Höchstbegabten ihrer Zeit. „Selig,“ singt Pindar, „wer Jenes geschaut hat und dann unter die hohle Erde hinabsteigt; er kennt des Lebens Ende, er kennt den von Zeus verheißenen Anfang.“ Und ein Sophokles ruft aus: „O dreimal selig jene Sterblichen, welche diese Weißen empfangen haben, wenn sie zum Hades hinabsteigen! Für sie allein ist ein Leben in der Unterwelt, für die Andern eitel Drangsal und Noth.“ Und von „fröhlichen Hoffnungen“ redet Sokrates „für des Lebens Ende und für alle Ewigkeit.“

Entgegenstehende Urtheile philosophischer Köpfe entkräften diese laut redenden Zeugnisse nicht. Wenn der beständig negirende Diogenes seine herben Zweifel an der seligmachenden Kraft der Weihe ausspricht und den Einwurf erhebt, er könne sich nicht vorstellen, daß schlechte und gemeine Athener, welche die Weißen empfangen, nun ewig selig leben würden, während die Besten ihrer Zeit, wie ein Agesiلاس und Andere, die derselben zufällig nicht theilhaftig werden konnten, ewig in Schlamm und Moder stecken sollten, so richtet sich dieser Angriff doch offenbar nur gegen die besangene Auffassung der minder gebildeten Classen.

Wenn ein so eminenten Geist wie Platon gelegentlich seine Geringschätzung der Mysterien durchblicken läßt, so bedeutet das eben nichts Anderes, als daß zu jener Zeit wie zu allen die edelsten und erleuchtetsten Köpfe, die in ernster Geistesarbeit ihren Zeitgenossen vorangeeilt waren, der Vermittelung einer Priesterchaft zwischen sich und der Gottheit entzogen konnten, weil sie sich selbst Hoherpriester genug waren.

Aber die große Menge auch der Gebildeten hat in der Feier der Mysterien ihre Befriedigung und Stärkung gefunden lange über die Zeit hinaus, wo Alarich mit seinen Gothenhorden den Brand und die Verwüstung in die Heiligthümer von Eleusis trug.

Der geistige Gehalt der Mysterien aber wurde den Festtheilnehmern durch symbolische Handlungen und durch vollständige dramatische Aufführungen vermittelt, zu denen die ersten schauspielerischen Kräfte und das Statistencorps der Hauptstadt „Die dionysischen Künstler“ hierher berufen wurden. Der Tempel enthielt also zugleich eine Bühne, die für die wunderbaren Erscheinungen des Mysterienspiels mit mannigfachen maschinellen Einrichtungen versehen sein mußte.

Was wir bis jetzt von dem Demetertempel wissen, verdanken wir der Thätigkeit der bekannten Gesellschaft der Dilettanti in London, in deren Auftrage in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Stuart und Revett die Ruinen Attikas und Joniens durchforschten, aufmaßen und zeichneten. Was sie in Eleusis fanden, läßt sich auf dem uns zu Gebote stehenden Raume nicht ausführen. Erwähnt sei nur, daß man die Gesamtdisposition des eigentlichen Mysterientempels feststellen konnte, und daß dieselbe von dem sonst üblichen Tempelschema gänzlich abweicht, ferner, daß unter dem Haupt-

geschloß sich ein geräumiges Kellergechoß fand, das von Stuart irrthümlich mit dem Namen „Krypta“ bezeichnet wird, während es offenbar den Versenkungsraum für die Bühne abgiebt. Eine nähere Erforschung dieses Raumes konnte damals nicht vorgenommen werden, und gerade diese verspricht, über vieles sehr Unklare ein helleres Licht zu verbreiten.

Zu jener Zeit war die Bloßlegung der eleusinischen Heiligtümer bei weitem nicht so schwierig wie heut. Eleusis bestand damals aus etwa siebenzig Hütten, die zumeist abseits der antiken Baustellen lagen. Nachdem später der Ort, namentlich während des griechischen Unabhängigkeitskrieges, so verfallen war, daß er zeitweise unbewohnt lag, hat er sich in den letzten Jahrzehnten wieder sehr gehoben und zählt jetzt etwa hundert Häuser und Hütten, von denen die meisten nebst ihren Gärten gerade über dem Demeterheiligtum liegen. Man kann also dort nicht mit Ausgrabungen vorgehen, ohne zuvor die Besitzer abgefunden zu haben. Während ich im Jahre 1876 in Eleusis war, führte der Zufall mich in das Haus eines begüterten Albanesen, über dessen Gartenthür ein Fähnchen von rothem Baumwollenzeuge wehte, zum Zeichen, daß hier eigenes Gewächs frisch aus dem Schlauch verschenkt würde. Als ich ihm im Laufe des Gespräches erzählte, daß wir Deutsche gekommen seien, um die alten Festplätze und Tempel der Hellenen in Olympia auszugraben, bezeugte er einen lebhaften Antheil an dieser Sache und bat inständig, wir möchten doch auch ja Eleusis ausgraben. Bald kam die Ursache dieses Interesses zu Tage: Als sich die Nachricht in Eleusis verbreitet hatte, die Archäologische Gesellschaft werde den Demetertempel freilegen, hatte der speculative Mann sofort alle Häuser und Gärten über der Ruinenstätte, soweit er ihrer habhaft werden konnte, angekauft, um sie nachher zu theurem Preise wieder zu verkaufen. Nun war wegen Mangels an Mitteln aus den Arbeiten Nichts geworden, und da saß er mit seinen „vierzig Häusern“, gewiß einer erheblichen Zahl, auch wenn sie, wie sehr häufig in Griechenland, so auch wohl hier, nur in bildlichem Sinne für eine große Menge gebraucht war. Nun wird ja bald die Stunde schlagen, wo mein Gastfreund wieder froher aufathmet: dem Vernehmen nach ist bereits ein großer Theil des nothwendigen Terrains von der archäologischen Gesellschaft angekauft.

Auch für den Schutz der Alterthümer in dem neu hinzugekommenen Gebiete des Königreiches hat die Gesellschaft, insbesondere der unermüdlche Stephanos Rumanidis, bereits Sorge getragen. Wenn in Thessalien auch nur noch sehr Weniges aufrecht stehen geblieben ist, so wird man um so mehr unter der Erde Verborgenes zu erhoffen haben. Hier einen Raubbau zu verhüten und vielmehr systematische Nachgrabungen zu veranlassen, ist der Zweck dieser Bemühungen.

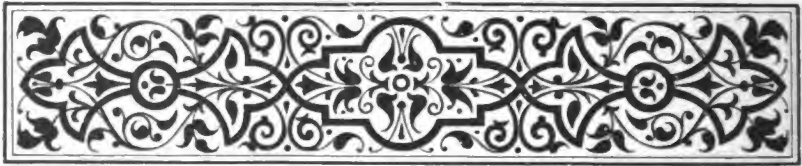
Was die letzten Jahre an Ausbeute geliefert haben, ist zum allergrößten Theile bereits in Athen aufgestellt und zugänglich gemacht worden. Insbesondere verdient die im linken Flügel des großen Polytechnikums durch den

jüngeren Kumanudis bewirkte Aufstellung der prähistorischen Funde Schliemanns aus Mykenai und der verwandten hochalterthümlichen Ausbeute der Grabstätten zu Sparta, Menidhi und Nauplia das uneingeschränkste Lob.

Wenn die vorstehenden, den Arbeiten einer nicht großen aber um so strebsameren Gesellschaft gewidmeten Zeilen den Erfolg haben, die Blicke vieler wieder einmal auf eine Nation zu lenken, die bei allen Mängeln ihres politischen und socialen Lebens einen allezeit gesunden und lebensfähigen Kern bewahrt und die der wärmsten Sympathien werth ist, so haben sie die Absicht des Verfassers erfüllt. —

Berlin, im August 1881.





Die Luft als Trägerin von Krankheitskeimen.

Von

Isidor Sopka.

— München. —



Es hat stets einen gewissen, zum mindesten culturhistorischen Werth, zurückzublicken auf frühere Spuren wissenschaftlicher Erkenntniß, nachzuforschen, ob gewisse Anschauungen, die uns jetzt als zweifellos feststehende Wahrheiten entgentreten, in früheren Zeiten bereits vorhanden waren, und unter welchem Bilde, in welchem Gewande sie sich damals präsentirten. Gestatten uns doch solche kleine Excursionen oft einen Einblick in den Charakter früherer Culturperioden, lassen sie sich doch zu Schlüssen verwertken über gewisse, weit umfassende Gebiete geistiger Entwicklung. So sehen wir denn auch in der Darstellung, die die hier zu erörternde Frage schon bei den Römern gefunden, in der Form, in der dort ihre Lösung versucht war, den Ausdruck der damaligen Naturauffassung, die darin gipfelte, in dem Cultus bestimmter Götter, in dem Begriff, den Eigenschaften, dem Namen derselben die einzelnen Naturerscheinungen zu symbolisiren, besonders solche, die mit elementarer Gewalt auf den Menschen hereinbrechen, ihn hilflos und wehrlos ihrer Macht zum Opfer fallen lassen. Dem entsprechend war es bei den Römern eine hehre Göttin, war es Juno selbst, die unter dem Namen Mephitis als Vorsteherin der bösen Luft verehrt wurde, auf deren Altären die von verheerenden Seuchen bedrohte Menschheit reichlich Opfer brachte. Aber dieser uns vielleicht etwas naiv erscheinende Standpunkt der göttlichen Krankheitsaetiologie, ist noch kein gar so veralteter, denn das „Strafgericht des Himmels“, „der Zorn Gottes“ hat noch bis in nicht allzu ferner Zeit „giftigen Pesthauch“ auf die Erde entsendet.

In dieser Annahme eines göttlichen Krankheitsursprunges, auf die wir in früheren Epochen stoßen, finden wir jedoch bei näherem Eingehen schon deutliche Beweise für einen gewissen, nicht unwesentlichen Fortschritt auf diesem Gebiete. Die erste Krankheitsursache, — ob sie auch ein göttliches Wesen

zum Erzeuger besitzt, — wird nicht mehr im Menschen selbst, in dessen „verdorbenen, verschlagenen Säften“ gesucht, sie ist in die Außenwelt, in die den Menschen umgebenden Medien verlegt, und ob nun, nach Hesiod, Typhoeus seine Stürme als „Mißhauch“ über die Erde entsendet, ob Juno Mephitis der bösen Dünste Gewalt zu bannen vermag, ob „aus verhängnis Gottes vergiftung des Luftes erfolgt“, immer ist es hier die Luft, der eine große Rolle, wenn auch nur als Vermittlerin, als Trägerin von Krankheitsursachen zugewiesen wird; und dies mit Recht. Kaum ein anderer Factor der Außenwelt tritt in so nahe und vielfache Beziehungen zu unserem Organismus wie sie. Nicht bloß, daß unser Körper fortwährend von ihr umspült wird, tritt sie ja auch in den innigsten Zusammenhang mit uns, indem sie in einer Menge von über 13000 Litern täglich von unseren Lungen aufgenommen wird. Ist sie auf diese Weise durch Erhaltung der Athmung für unseren Organismus unentbehrlich, so hat sie aber auch noch andere wesentliche Aufgaben ihm gegenüber zu erfüllen, hat besonders bei der Wärmeregulirung des Körpers, durch welche das höchst überraschende Resultat erzielt wird, daß der menschliche Körper zu allen Jahreszeiten, in allen Klimaten, eine bestimmte gleichbleibende Temperatur von 36—37° C. besitzt, einen wesentlichen Antheil. Gegenüber dieser hohen Bedeutung für den Bestand unseres Lebens, unserer Gesundheit steht nun eine Reihe von Erfahrungen, die der Luft bei der Entstehung von Krankheiten eine große Rolle zuschreiben muß. Es sind dies vor Allem die durch vielfache Erfahrungen constatirten Thatsachen, daß Verletzungen innerer Organe, wenn dieselben in der Weise erfolgten, daß die Luft Zutritt zu diesen Organen erlangte, zu sehr schweren Allgemeinerkrankungen, zu sogenannten septischen Erkrankungen, Blutvergiftungen führen können. So z. B. gehörten bis in die neueste Zeit Eröffnungen der Brust- und Bauchhöhle, der Gelenke, sei es durch zufällige Verletzungen, sei es durch operative Eingriffe, zu den gefürchtetsten chirurgischen Ereignissen; und daß es nicht die Verletzung an sich war, die diese gefährlichen Zustände herbeiführte, sondern der Luftzutritt, war daraus ersichtlich, daß mit Abhaltung der Luft diese schweren Zufälle sich nicht einzustellen pflegten. So heißt z. B. ein Knochenbruch bei unverletzter Haut meist ohne gefährliche Complicationen. Ist aber die Haut lacerirt, so daß die Luft zu den verwundeten Partien Zutritt gewinnt, so treten vielfach gefährliche Eiterungen, verbunden mit hohem Fieber und anderen Allgemeinerscheinungen hinzu. Ähnliches gilt auch von Verletzungen von Sehnen; diese zeigen, wie auch die Gelenke, eine große Neigung, bei Wunden, die die Luft mit ihnen in Contact bringen, zur Eiterung zu führen; wird aber eine Sehne unter der Haut durchschnitten, mit Anwendung derartiger Vorsichtsmaßregeln, daß die Luft ausgeschlossen wird, so tritt rasche Heilung ein, ohne irgend welche üble Zufälle. Es beruht auf diesem Verhalten eine sehr segensreiche Operation zur Heilung des Klumpfußes, bei welcher eben die verkürzte Sehne unter bestimmten Cautelen des Luftausschlusses durchschnitten wird.

Man hat dann ferner die Erfahrung gemacht, daß die Luft auch bei jenen Vorgängen theilhaftig ist, die wir mit dem Namen des Absterbens, des Brandes bezeichnen. Wenn irgend ein Organ oder Organtheil, sei es durch eine Verletzung, sei es in Folge des Alters nicht mehr ernährt wird, und gewissermaßen außer Zusammenhang mit dem Organismus tritt, so stirbt es ab, und es treten der Fäulniß analoge Erscheinungen auf, die dann auch zur allgemeinen Blutvergiftung (Septicaemie) führen können. Nun kommt es — allerdings nicht allzuhäufig — vor, daß im Innern des Körpers Organtheile abgeschnürt, nicht mehr ernährt werden, und also wirklich absterben. Hier aber, wo die Luft keinen Zutritt findet, treten dann in der Regel auch nicht die eben geschilderten Erscheinungen auf; die einzigen Veränderungen, die sich ergeben, sind Verfettung, Verkalkung. Es war angesichts dieser Thatfachen nur zu gerechtfertigt, die Luft als Veranlasserin derartiger Erkrankungen anzusehen, und da ja besonders ein Bestandtheil derselben, der Sauerstoff, in den chemischen Vorgängen eine so große Rolle zu spielen hat, so wies man ihm auch hier diese eigenthümliche, zersetzende Aufgabe zu. Erst die fortschreitende Erkenntniß, die Häufung neuer Thatfachen, die Constatirung bestimmter Beimengungen der Luft stürzte diese anscheinend ganz logisch aufgebaute Theorie. Es mußte mit dem Auftreten eines neuen, bisher unbekannten Factors gerechnet werden, zu dessen Eruirung vielerlei wissenschaftliche Disciplinen zusammenwirkten. So vor Allem die Untersuchungen auf dem Gebiete der Epidemiologie, der Seuchenlehre.

Die bereits erwähnten Krankheiten gehören im Verein mit anderen durch ihre verhängnißvollen Wanderungen, ihre epidemische Ausbreitung so gefürchteten, zu einer Gruppe von Erkrankungen, die wir jetzt mit dem Namen der Infectionskrankheiten bezeichnen; und die wir uns durch Aufnahme besonderer, giftiger, inficirender Stoffe entstanden denken. Die epidemische Ausbreitung, das gleichzeitige Befallensein vieler am selben Orte, das einzelne dieser Krankheiten charakterisirt, erfolgt jedoch nach zwei von einander nicht unwesentlich verschiedenen Modificationen, die ihren Ausdruck in der Bezeichnung fanden, welche für den die Uebertragung, die Infection, vermittelnden Giftstoff gewählt wurde. Es waren die beiden Begriffe *Contagium* und *Miasma*, die hier einander gegenüber gestellt wurden. *Contagium* war, schon nach seiner etymologischen Bedeutung, ein Krankheitsstoff, der im Stande war, durch Contact, durch unmittelbare oder mittelbare Berührung des Erkrankten auf Gesunde überzugehen und dieselbe Krankheit hervorzurufen; er ging also vom Kranken aus, wurde im Organismus des Erkrankten erzeugt und reproducirt. Ein solcher Krankheitsstoff mußte denn mit dem Erkrankten weiter verschleppt werden können, die Krankheit mußte sich erinnenartig an die Sohlen des mit ihr Befallenen heften, die Wanderung, der Verkehr der Menschen aus derartig epidemisch ergriffenen Orten mußte überall, an allen Orten, wohin derselbe gerichtet war, das verhängnißvolle Angebinde böserer Seuche mit sich bringen.

Auch konnte man in der That auf dem Wege des Experimentes die Uebertragbarkeit vom Menschen zum Menschen, vom Thiere zum Thiere nachweisen, man konnte durch eine geringe Menge dem kranken Körper entnommener Materie, die man einem Gesunden einverleibte, die Krankheit hervorrufen; die Krankheit war impfbar. Es fand sich aber auch, daß die Uebertragung derartiger Krankheiten stattfand, ohne daß eine directe oder indirecte Berührung mit dem erkrankten Individuum oder mit Gegenständen, die von ihm stammten, stattfand. In diesem Falle war die Annahme geboten, der vom Kranken gebildete, von ihm ausgehende Krankheitskeim hätte sich der Luft beigemischt und werde von ihr weiter getragen. Solche Contagien nannte man dann flüchtige Contagien, im Gegensatz zu den fixen, die nur bei Berührung wirkten. Auf diese Weise ist also abermals der Luft eine Rolle bei der Entstehung von Krankheiten zugetheilt, aber sie ist hier nicht selbst das krank machende Agens, die Krankheits-Ursache, sie ist bloß das Mittel, das Behülfel, durch welches der vom Kranken stammende Keim transportirt wird.

Nun giebt es aber noch eine Gruppe von Infections-Krankheiten, von denen wohl auch zu gleicher Zeit viele Menschen befallen werden, wo aber die Ausbreitung eine eigenthümliche Abhängigkeit von der Localität zeigt. Die an solchen Orte Verweilenden, und die neu Hinzukommenden werden ergriffen; diejenigen jedoch, die den Ort rechtzeitig verlassen, bleiben frei, und selbst die Kranken sind oft nicht im Stande, die Krankheit nach anderen Orten weiter zu verbreiten. Hier war es nun offenbar nicht der Erkrankte, der das Gift producirt, sondern die Localität; das Miasma, wie man diese Art von Krankheitserregern nennt, war ein Product der Localität, des Bodens; es entstand und reproducirte sich außerhalb des Körpers, und sollte, nach bis in die neueste Zeit geltenden Anschauungen, aus der Luft sich beimischenden Emanationen bestehen, die der todtten Natur, dem Boden entstammten.

Im Laufe der Zeit wurde noch eine dritte Gruppe gebildet, die der miasmatisch-contagiösen Krankheiten. Diese sollten bald nur miasmatische Verbreitung zeigen, also auf die Localität beschränkt bleiben, bald jedoch deutlich contagiöse Eigenschaften annehmen und dann verschleppbar werden.

Nach den hier entwickelten Anschauungen hätte die Luft also in dreifacher Art Gelegenheit, Vermittlerin von Krankheitsursachen zu sein. In erster Linie durch ihre normalen chemischen Bestandtheile, hauptsächlich den Sauerstoff, welcher nach erfolgtem Zutritt zu inneren Organen Verfeinerung und hiedurch Krankheiten verursacht. In zweiter Linie sodann, indem die Luft Trägerin gewisser Krankheitskeime ist, die vom Erkrankten, in dem sie stehen, ausgehen, und schließlich in dritter Reihe, indem ihr gewisse gasförmige, dem Boden entstammende Krankheitsstoffe, Miasmen, beigemischt sind, und sie so zur Krankheitsursache werden lassen. Für eine kurze Zeit hat hier freilich auch noch die Vorstellung von gewissen physikalisch chemischen Veränderungen der Atmosphäre, von kosmischen und tellurischen Einflüssen, besonders elektro-magnetischer Natur die Geister beschäftigt oder besser ver-

wirrt; Veränderungen, die zwar niemals in der Natur constatirt werden konnten, die aber viele, zu einer mystischen Auffassung der Naturgesetze neigende Forscher geblendet haben.

Der weitere Ausbau unserer wissenschaftlichen Erkenntniß in seinem steten Fortschreiten, so ungleichmäßig dieses auch vor sich geht sowohl nach In- und Extensität als auch mit Rücksicht auf das jeweilige Gebiet, dem sich die Vorliebe, das Interesse irgend eines Zeitalters zuwendet, hat manches von den hier entwickelten Anschauungen als unrichtig oder unbegründet verschwinden machen, und unserem Jahrhundert, das berufen war unter Anderem das große Gesetz der Einheit der Naturkräfte festzustellen, das uns gelehrt, wie die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit so einheitlich, in ihrer Einheit so mannigfaltig zu sein versteht, diesem Jahrhundert scheint auch die Aufgabe geworden zu sein, uns eine gewisse Einheit der Krankheitsursachen zu geben, eine Einheit, die allerdings durchaus nicht des vielgestaltigsten Erscheinungswechsels entbehrt. Die Lehre von den Ursachen der Infektionskrankheiten, durch Jahrhunderte hindurch fast nichts mehr als eine auf philosophischen Speculationen aufgebaute Hypothese, beginnt allmählig zu einer, auf exacten Forschungen beruhenden, durch Thatfachen gestützten Theorie zu werden.

Wir wollen im Kurzen den Weg andeuten, auf welchem man zur Lösung dieser Frage gelangte, resp. in diesem Gebiete fortschreitet, da ja ein Abschluß dieser Fragen in der Jetztzeit noch lange nicht erfolgen kann.

Schon in früheren Jahrhunderten gelangten einzelne Forscher zu dem Resultate, die Ursache der ansteckenden Krankheiten könne nur in der Existenz belebter Wesen gesucht werden; und es war auch dieser Schluß fast eine logische Nothwendigkeit, da keinem von allen uns bekannten Stoffen, keiner von allen in der Natur zu Tage tretenden Kräften eine Wirkungsweise zugeschrieben werden konnte, wie sie der Erreger der ansteckenden Krankheiten äußert, und die darin ihren Schwerpunkt findet, daß sich der Krankheitserreger im erkrankten Körper wieder erzeugt, also vermehrt. Eine solche Fähigkeit, sich im erkrankten Körper zu reproduciren, immer wieder von neuem zu entstehen, kommt keinem der uns bekannten Gifte zu, eine solche Fähigkeit besitzt nur ein mit Fortpflanzungsfähigkeit begabtes Lebewesen.

Nehmen wir ein Beispiel. Wenn wir ein Thier mit irgend einem vegetabilischen oder mineralischen Gifte vergiften, so wird sich dies Gift im Körper vertheilen; mit dieser Vertheilung im Körper erfolgt aber eine Verdünnung. Es wäre nun möglich, daß die ursprüngliche Quantität des Giftes so groß war, daß man mit einzelnen Organen des Thieres bei einem zweiten noch Vergiftungserscheinungen würde hervorrufen können; nun erleidet aber das Gift eine neuerliche Verdünnung, indem es sich über den ganzen Körper verbreitet, und eine weitere Vergiftung von diesem zweiten Thiere aus wird kaum mehr gelingen. Ganz anders ist es mit den Ursachen der ansteckenden Krankheiten. Man hat wiederholt den Versuch gemacht, einen Tropfen von dem Blute eines an Milzbrand gestorbenen Thieres einem zweiten einzuverleiben. Dieses Thier erkrankte in Folge dessen ebenfalls an Milzbrand, ein

Tropfen von seinem Blute reichte aber wiederum hin, um ein drittes Thier milzbrandkrank zu machen und so fort; ja die Giftigkeit des Blutes schien sich nur immer noch zu steigern. Wenn die Ursache des Milzbrandes ein im Blute lösliches, gewöhnliches Gift wäre, so hätte es schon bei dem zweiten oder wenigstens dritten Thiere durch die wiederholte, in geometrischer Progression zunehmende Verdünnung unwirksam werden müssen. Da es aber im Gegentheil an Heftigkeit der Wirkung noch zunahm, so mußte es sich im Körper vermehrt, neu gebildet haben. Was hier das willkürlich hervorgerufene Thierexperiment bewies, das lehrten im täglichen Leben die wiederholten Beobachtungen von immer weiter fortschreitender Infection, wozu z. B. die Blattern die reichlichsten Belege lieferten.

Diese und noch viele andere Gründe sprachen dafür, daß wir als Ursache der Infectionskrankheiten belebte Wesen ansehen mußten; es entstand so die Lehre vom „contagium animatum“, vom belebten Krankheitskeime und die Phantasie hatte lange Zeit bei dem Mangel eines jeden sachlichen Substrates, eines jeden diesen Gegenstand betreffenden, reellen Nachweises, den weitesten Spielraum, Himmel und Erde, Luft und Wasser mit abenteuerlichen Wesen als Krankheitsursachen zu bevölkern.

„Der Luft, dem Wasser, wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich
Im Trodnen, Feuchten, Warmen, Kalten!“

Mit der Erschließung der Wunderwelt des Kleinsten, mit dem Beginne der mikroskopischen Forschung schien auch diese Lehre einen wissenschaftlichen Ausbau erhalten zu sollen, aber noch im siebzehnten Jahrhundert waren die Ansichten über diesen Gegenstand so verworren, daß allen Ernstes der Vorschlag gemacht wurde, man möge bei herrschenden Epidemien die Thiere, die als Ursache angenommen wurden und die nach Art der Heuschreckenschwärme in der Luft herumfliegen sollten, durch großen Lärm, Trompeten, Kanonenschüsse u. dgl. verschrecken. Erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts förderten die darauf gerichteten Untersuchungen bestimmte Anhaltspunkte zur Erkennung der Krankheitserreger. Die Durchforschung der Organe und Körperflüssigkeiten sowohl an Verstorbenen als auch an Lebenden lieferte in vielen Fällen einen Befund von winzigsten, pflanzlichen Organismen, von niedrigsten Pilzformen, Spaltpilzen an der Grenze selbst der mikroskopischen Sichtbarkeit stehend, die als parasitäre Wesen das Leben ihrer Wirthes bedrohen mußten. Doch der bloße Nachweis solcher Organismen konnte nicht völlige Aufklärung geben über die Rolle, die sie bei den Krankheiten zu spielen hatten; ihr Auftreten hätte ja auch nur die Bedeutung einer sonst belanglosen Begleiterscheinung haben, hätte ja als Folgezustand der Krankheit angesehen werden können. Man mußte also erst über den ursächlichen Zusammenhang zwischen diesen Organismen und der Krankheit Gewißheit erlangen, und dies suchte man auf dem Wege des Experimentes durch Impfung zu erreichen, und — wenigstens bei einigen Krankheitsprocessen — nicht ohne Erfolg.

Um diese Zeit oder vielmehr einige Jahre früher war auch noch eine Frage in lebhafteren Fluß gerathen, die stets zu den Infectionskrankheiten in mehr weniger nahe Beziehungen gebracht worden war; die nach der Ursache der Fäulniß und Gährung. Wie nah verwandt man die Infectionskrankheiten mit diesen beiden Processen erachtete, geht aus dem Namen „zymotische oder Gährungskrankheiten“ hervor, der dieser Gruppe von Krankheiten zugetheilt wurde, geht aus der Aufstellung des besonderen Krankheitsbegriffes des Faulfiebers hervor.

Diese Analogie ging auch noch weiter. Auch bei der Gährung und Fäulniß hatte ursprünglich der Sauerstoff der Luft die wesentlichste Rolle zu spielen, hatte er die Zersetzung „Decomposition“ hervorzurufen, und später war es wiederum der bei der Fäulniß constatirte Befund von niedrigsten Organismen, von Spaltpilzen, der es veranlaßte, daß man auch bei den Infectionskrankheiten diesen Gebilden größere Aufmerksamkeit zuwendete. Aber selbst als diese Fäulnißorganismen entdeckt worden waren, war man lange Zeit geneigt, sie für etwas secundäres, für eine Folge der Fäulniß anzusehen.

Man muß sich hiebei in's Gedächtniß zurückrufen, daß durch lange Jahrhunderte der Glaube dominirte, daß Thiere und Pflanzen ohne vorherige Zeugung, ohne die vorausgehende Existenz analoger Lebewesen entstehen können, wie der Ausdruck besagt, durch generatio aequivoca oder spontanea durch Archigenese und daß noch Van Helmont (im 17. Jahrhundert) ein Verfahren angab, wie man Mäuse durch Urzeugung entstehen lassen könne. Auch nach ihm lehrten noch viele Gelehrte, daß aus Schlamm Frösche, aus Flußwasser Male entstehen könnten, und wenn auch heutzutage sich kein Wagner mehr findet, der „aus viel hundert Stoffen“ einen Homunculus darzustellen hofft, so gibt es doch immer noch ernste, um die Wissenschaft wohlverdiente Forscher, die an eine beliebig hervorzurufende, spontane Entstehung der niedrigsten Organismen aus gewissen chemischen Verbindungen glauben.

Gelang es jedoch, darzuthun, daß der Zutritt reiner und in ihren chemischen Bestandtheilen unveränderter Luft nicht genüge, um Fäulniß und Fäulnißorganismen hervorzubringen, daß es besonderer organisirter, in der Luft suspendirter Wesen hiezu bedürfe, so war hiemit die Frage nach der Entstehung der Fäulnißorganismen entschieden; dies wurde denn auch in mehrfacher Weise mit Erfolg versucht. Man leitete zu solchen fäulnißfähigen Substanzen, in denen selbst vorher alle etwa vorhandenen Keime durch Erhitzen getödtet waren, Luft hinzu, in welcher alles Lebende, ja alles Organische auf chemischem oder physikalischem Wege getödtet worden war. Man ließ also die Luft durch concentrirte Schwefelsäure oder Kalilauge streichen, oder man glühte dieselbe vor ihrem Zutritt; unter solchen Verhältnissen trat dann keine Fäulniß, keine Entwicklung von Organismen ein. Aber auf noch einfachere Weise ließ sich die Fäulniß hintanhalten, indem man die Luft vor ihrem Zutritt zu der fäulnißfähigen Substanz durch Baumwolle, Watte gehen ließ; in diesem so vielfach gewundenen Labyrinth zahlloser aber äußerst feiner Poren ließ sie alle körperlichen Bestandtheile, also auch alle Keime zurück. Hatte man zu diesen

Versuchen Schießbaumwolle genommen, so konnte man diese nachher in einem Gemisch von Aether und Alkohol auflösen, während die Organismen ungelöst blieben und mit dem Mikroskope nachgewiesen werden konnten.

So sah man denn, daß die Luft Keime mit sich führt, die die Fäulniß veranlassen aber nicht überall und immer in gleicher Menge. Um hiefür einen Maasstab zu gewinnen, verfuhr Pasteur folgendermaßen: er füllte Glasflaschen mit fäulnißfähiger Flüssigkeit, erhitzte sie bis zum Kochen, um die vorhandenen Keime zu zerstören und schmolz sie während des Kochens zu; dadurch erhielt er in den Flaschen einen luftleeren Raum, in den beim Öffnen die Luft mit großer Festigkeit hineinstürzte. Er öffnete nun stets die gleiche Menge solcher Flaschen an verschiedenen Orten, von der Voraussetzung ausgehend, daß, je mehr Keime in der Luft vorhanden sind, desto leichter oder desto mehr von denselben beim Öffnen der Flaschen in dieselben hinein gelangen und hier Fäulniß hervorrufen, sich vermehren werden. 20 solche Flaschen wurden im Freien auf einer Ebene geöffnet, ziemlich weit entfernt von jeder menschlichen Wohnung am Fuße der Höhen, welche das erste Plateau des Jura bilden, 20 andere auf einem 850 Meter hohen Berge des Jura, noch 20 andere auf dem Montanvert, nahe am Mer de Glace 2000 m hoch bei einem starken Winde, der aus den tiefsten Spalten des Glacier de Bois her wehte.

Von den 20 in der Ebene geöffneten Flaschen waren es 8, in denen sich in Folge des Luftzutritts lebende Wesen entwickelten.

Von den 20 auf dem Jura geöffneten Flaschen waren es 5, und von den 20 in der Nähe des Gletschers geöffneten Flaschen war es nur eine, in der es zur Entwicklung niedriger Organismen kam.

Von 13 Ballons jedoch, welche in einem kleinen Gasthaus des Montanvert mit Luft gefüllt wurden, entwickelten 10 Organismen. So ist denn die Luft auf den Bergen wirklich reiner und besser als im bewohnten Thal, aber in etwas anderem Sinne, als man meist annimmt.

Diese Versuche sind in neuerer Zeit noch vielfach erweitert und vervollständigt worden, man konnte sogar annähernd die Zahl der Organismen bestimmen, die in einem bestimmten Luftquantum sich befinden; man konnte auch zeigen, daß es verschiedenartige Organismen sind, die in der Luft schweben, Organismen sowohl ihrer äußeren Form, als auch ihrer Wirkungsweise nach verschieden, ja daß sich auch Organismen nachweisen lassen, die zu bestimmten Krankheiten Veranlassung geben. Auch die praktische Medicin hat mit ihren Erfahrungen Belege dafür gebracht, daß in jenen oben erwähnten Fällen, wo der Luftzutritt als die Ursache der erfolgten Infection angesehen werden mußte, doch nur die der Luft beigemischten Organismen die Veranlassung hiezu abgeben. Denn dieselben Verletzungen und Operationen, die bisher bei Luftzutritt so große Gefahren mit sich führten, wurden dadurch, daß man diese Organismen abzuhalten oder unschädlich zu machen gelernt, fast völlig unbedenklich, trotzdem den gasförmigen Bestandtheilen der Luft völlig freier Zutritt gewährt war.

Daß sich diese Wesen aber trotz ihrer Ubiquität, d. h. ihrer so ziemlich allgemeinen Verbreitung, so lange unserer directen Beobachtung entzogen haben, ja daß wir auch jetzt noch die Beweise für ihre Existenz erst aus ihrer Vermehrung herbeiholen müssen, liegt an der ungeheuren Kleinheit der Dimensionen dieser Einzelwesen. Nach Angaben des Botanikers Nageli schwankt der Durchmesser dieser Spaltpilze zwischen $\frac{1}{2000}$ bis $\frac{1}{500}$ eines Millimeters, ihre Größe zwischen $\frac{1}{10,000,000,000}$ bis $\frac{1}{250,000,000}$ eines Kubikmillimeters und von ihrem Gewichte giebt uns der Umstand eine Vorstellung, daß es der Menge von 250, bis zu 10,000 Millionen bedarf, um nur das Gewicht eines Tausendstels eines Gramm zu erreichen, und dies in jenem Zustande, wie sie sich in Flüssigkeiten entwickeln; ausgetrocknet jedoch, so wie sie zumeist in der Luft schweben, gehen gar 800 bis 30,000 Millionen auf ein Tausendstel eines Gramms.

Wenn man die außerordentliche Kleinheit dieser Lebewesen mit den mächtigen Wirkungen derselben vergleicht, wenn man die zerstörende Kraft derselben erwägt, so staunt man unwillkürlich über die Art und Weise, wie die Natur mit kleinsten Mitteln die größten Resultate zu erreichen versteht.

Hatte man auf diese Weise gefunden, daß niedrigste, pflanzliche Organismen die Erreger von Fäulniß und Krankheiten werden können, daß ferner niedrige Organismen ähnlicher Beschaffenheit in der Luft schweben, so war hiemit die Kette der Beweise, daß wirklich durch die Luft die Uebertragung erfolgen könne, nicht geschlossen; es fehlt auch jetzt noch manches Glied in derselben, das allmählig in langsamer Fortentwicklung der Wissenschaft eingefügt werden muß.

Eine große Schwierigkeit, die sich der Auffassung von der mehr einheitlichen Natur der Infectionserreger entgegen gestellt hatte, hatten die bereits erwähnten miasmatischen Krankheiten gegeben, von denen viele wegen ihres evidenten Zusammenhanges mit dem Boden, ihrer Abhängigkeit von demselben (z. B. Wechselfieber) kurz Bodenkrankheiten genannt werden. Es schien unerklärlich, wie Keime, die sich wahrscheinlich im Boden, vielleicht gar in einer bestimmten Tiefe entwickeln müssen, an die Oberfläche, in die Luft, und von da zu uns gelangen sollen. Gerade auf diesem Gebiete jedoch sind, vorzüglich durch die Forschungen Pettenkofer's, wesentliche Fortschritte gemacht worden, die zum großen Theil als Stütze für die Uebertragung vieler Krankheitskeime vermittelst der Luft dienen. Die eigenthümliche Vorliebe derartiger Krankheitskeime für einen Boden, dessen eminenten Luftgehalt, dessen Durchgängigkeit für Luft (und Wasser) nachgewiesen werden konnte, ließ schon eine Vermittelung der Luft ahnen. Es wurde aber nicht bloß die Durchgängigkeit des Bodens für Luft constatirt, sondern man hat auch nachgewiesen, daß wirklich Luftströmungen aus dem Boden heraus erfolgen (und umgekehrt), daß Gase aus dem Boden an die Oberfläche, in die Häuser gelangen, daß z. B. Leuchtgas auf weite Strecken (bis zu 30 Metern) den Boden durchwandern, in Häusern, die von dem Orte seines ersten Austritts ziemlich weit entfernt sind, Vergiftungen hervorrufen kann. Man hat ferner untersucht, wie sich die Kellerluft, die ja

meist direct aus dem Boden stammt, im Hause vertheilt, und konnten z. B. in einem Parterrezimmer noch 7% der Luft als Kellerluft, im ersten Stock noch 2% als solche erkannt werden.

Wohl empfinden wir von dieser Art Luftbewegung selten etwas, da diese noch unter die Grenze des von uns Wahrnehmbaren fällt. Die geringste Luftgeschwindigkeit, die noch empfunden wird, beträgt ca. einen halben Meter in der Secunde, um jedoch derartige kleinste Organismen zu tragen, genügt schon die höchst minimale Luftgeschwindigkeit von weniger als 2 Tausendstel eines Meters, eine Luftbewegung, die weit unter der Grenze desjenigen liegt, was wir als vollkommene Windstille bezeichnen.

Es muß noch die Frage beantwortet werden, ob es auch wirklich möglich ist, daß solche, in der Luft vertheilte Organismen in das Innere des menschlichen Körpers eindringen und dort Krankheiten verursachen. Schon die Analogie mit gewissen Gewerbekrankheiten ließ eine bejahende Antwort erwarten, sehen wir ja, daß bei diesen der in der Luft fein vertheilte Staub, z. B. Kohlenstaub, in die Lungen, ja in einzelnen Fällen sogar bis in die Leber, Milz und andere Organe gelangt. Die Wege, auf denen er gewandert, müssen ja den Spaltpilzen auch offen stehen, und diese haben außerdem die Fähigkeit, sich neue Wege zu bahnen. Aber auch experimentell gelang es schon, einzelne Krankheiten, wie z. B. Tuberkulose, Milzbrand, durch Inhalation, Einathmung der verstäubten Masse, zu erzeugen.

Fassen wir nun das Gesagte kurz zusammen, so finden wir, daß die Luft in der That, wie die althergebrachte Meinung es annahm, zu Krankheiten, speciell zu Infectionskrankheiten Veranlassung geben kann. Ursache hievon sind aber nicht ihre gasförmigen Bestandtheile, sondern die in ihr suspendirten Beimengungen körperlicher, belebter Natur. Diese in der Luft schwebenden Organismen dringen in den Körper ein und bewirken hier durch ihre Vermehrung, durch ihre Lebensthätigkeit verschiedene Infections-Krankheiten, z. B. Wundfieber, Wechselfieber, Cholera, Pest, Blattern u. u. Hierbei sind die Unterschiede, die sich in der Verbreitungsweise dieser Krankheiten zeigen und die zur Aufstellung des Begriffes Miasma und Contagium führten, nicht dahin aufzufassen, als handelte es sich hier um, ihrem Wesen nach, verschiedene Krankheitsursachen, beim Miasma etwa um dem Boden entströmende gasförmige Beimengungen der Luft, beim Contagium um in die Luft übergehende, dem Kranken entstammende, körperliche Theile; in beiden Fällen sind gewisse niedrigste pflanzliche Organismen als Infectionserreger anzusehen, deren Transport die Luft vermittelt, der Unterschied liegt nur in dem Orte, an dem sich die Luft mit denselben beladen kann. In dem einen Fall, bei den sogenannten contagiösen Krankheiten, ist es der Kranke, in dem sich der Krankheitskeim entwickelt, vermehrt und in derart genügender Menge an die Außenwelt gelangt, daß die Luft hinreichende Mengen hievon aufnehmen kann; wir nennen diesen Keim, entsprechend seiner Entstehung innerhalb des Organismus einen endogenen. Als Beispiel derartiger Krankheiten können Scharlach, Blattern, Masern und andere dienen.

Im anderen Falle, dem der früher miasmatisch genannten Krankheiten, müssen wir dagegen die Brutstätte des Krankheitskeims in die Außenwelt, meist in den Boden verlegen; es handelt sich demnach hier um einen exogenen Keim. Die Luft nimmt, wenn einmal der Keim zur Reise gelangt ist, große Mengen auf und es kann dann auch zu gleicher Zeit, förmlich explosionsartig, eine große Anzahl Menschen befallen werden; so ereigneten sich z. B. Ende Mai 1878 in Rescht (Persien) innerhalb zwei bis drei Tagen 600 leichtere und 170 schwere Pestfälle, letztere alle zum Tode führend. In dieser Gruppe ist dann nur zu unterscheiden, ob der Krankheitskeim derart an die Localität gebunden ist, daß er nicht verschleppt werden kann, wie dies beim Wechselfieber der Fall ist, oder aber, ob der im Boden sich entwickelnde Keim durch den menschlichen Verkehr sich in seiner wirksamen Eigenschaft weiter transportiren läßt, und dann an Orten, wo er im Boden wieder günstige Bedingungen zu seiner Vermehrung findet, zu neuen Epidemien Veranlassung giebt, wie wir dies von der Cholera, dem Typhus, dem gelben Fieber kennen.

Wir wollen zum Schlusse nicht verhehlen, daß die hier entwickelten Anschauungen noch manches nicht streng Bewiesene, manches Hypothetische enthalten, aber wir sind ebenso gezwungen, von diesem Standpunkte aus weiter zu bauen, so wie z. B. der Physiker verpflichtet ist, von irgend einer Hypothese auszugehen; er ist nur gehalten, diese Hypothese zunächst zu prüfen und weitere Folgen daraus zu ziehen, bis er findet, daß sie mit etwas Bekanntem unvereinbar ist; gelangt er auf diesem Wege zu keinem Widerspruch, findet er sie im Gegentheil vollkommen geeignet, die Frage zu erklären, so ist er geradezu gezwungen, diese Hypothese aufzustellen. Diese Anschauung stellt schon Newton, gewiß ein maßgebender Vertreter der exacten Wissenschaften, in seinem *Regulae philosophandi* als wissenschaftliches Postulat auf.

Wir haben jedoch umsomehr Berechtigung, einen solchen Standpunkt einzuhalten, als er bereits zu einer der segensreichsten Behandlungsmethoden der modernen Chirurgie geführt hat. Das Lister'sche Verfahren der antiseptischen Wundbehandlung beruht auf dem Principe, die Keime in der Luft bei Operationen, bei Verletzungen abzuhalten oder wenigstens unschädlich, unwirksam zu machen und dies gelingt jetzt mit solchem Erfolge, daß Operationen, die in früheren Tagen nur in den seltensten Fällen zu einem glücklichen Resultate führten, zur alltäglichen Beschäftigung der Chirurgen geworden sind, mit den allergünstigsten Chancen auf Erfolg. Ferner finden auch die meisten und bewährtesten der vorzuschlagenden prophylaktischen Maßregeln gegen die Ausbreitung von Epidemien ihre Begründung in den hier entwickelten Anschauungen.

So wirken denn hier Theorie und Praxis, zu innigem Bündniß vereint, in segensreicher Weise weiter, indem sie das Interesse der Gesamtheit, den steten Fortschritt der menschlichen Erkenntniß, gleichzeitig mit dem individuellen Wohle zu fördern wissen.



Ueber Travestie und Parodie in der klassischen Literatur.

Von

Hugo Blümner.

— Zürich. —

Die literarischen Erzeugnisse, welche den Gegenstand der folgenden Zeilen bilden, nehmen in der Hierarchie der poetischen Gattungen eine sehr untergeordnete Stelle ein. Wir sind gewöhnt, diese Producte der komischen Muse möglichst fern von uns zu halten, und wenn wir auch vielleicht einstmals als Gymnasiasten, mit der Lectüre Virgils geplagt, uns daran ergöhten, daß Blumauer die Heldenthaten des sehr frommen und sehr langweiligen Aeneas uns in einem keineswegs respectvollen Tone wiedergab, so fanden wir doch, zu reiferem Urtheile gelangt, die meisten dieser Späße albern oder frivol und wandten uns ebenso von ihnen ab, wie wenn uns irgend welcher Witzbold „zur Erheiterung der geehrten Gesellschaft“ eine Parodie auf Schillers „Raucher“, oder zu noch größerem Gaudium mancher Zuhörer die „Würgschaft“ im jüdischen Jargon zum Besten gab. Der Gedanke, daß der Eindruck des Originals durch solche Entstellungen in uns mehr oder weniger getrübt werde, führte uns vielleicht zu einem Verdammungsurtheil, über jene ganze Dichtgattung überhaupt und mit dem Dichterwort, daß die Welt immer das Erhabene in den Staub zu ziehen liebe, kennzeichneten wir wohl diese Kinder des Humors sammt und sonders als Erzeugnisse frivoler und pietätloser Gesinnung.

Indessen es fragt sich doch, ob wir denn wirklich ein Recht dazu haben, so rigoros zu sein und mit den trivialen, unser ästhetisches Gefühl beleidigenden Erzeugnissen dieser Richtung zugleich die ganze Gattung selbst zu verurtheilen. Wenn wir die Literatur vergangener Zeiten durchgehen, so finden wir, daß die Menschheit, die immer gern neben dem Ernst des Lebens auch dem Humor seine Stelle einräumt, diesen oft gerade an Dingen

ausließ, welche ihr sonst die höchste Achtung und Ehrfurcht einflößten; eine Ehrfurcht, welche durch jenen gutmüthigen Spott auch keineswegs Abbruch erlitt. Wenn die Griechen im Theater die tragische Trilogie, welche ihnen das gewaltige, meist erschütternde Schicksal eines Geschlechtes oder einer heroischen Persönlichkeit vorführte, angeschaut hatten, vertrugen sie es nicht nur sehr gut, daß unmittelbar darauf die lustigen Satyrn erschienen und mit tollen Späßen und muthwilligen Sprüngen den ernstesten Eindruck der vorangegangenen Aufführung milderten, sondern es erschien ihnen sogar als keine Entweihung, wenn, wie es hißweilen der Fall war, der Inhalt des letzten Satyrspiels in dem gleichen Sagenkreise spielte, aus welchem die soeben angehörten Tragödien entnommen waren. Bekanntlich bietet auch die dramatische Literatur des Mittelalters, die Mysterienspiele namentlich (um von den alten Puppenspielen zu schweigen), verwandte Erscheinungen in mitunter noch grellerer Vermischung des Ernstes mit derbem Späße dar. Wollte man auch vielleicht hier die Roheit einer erst in Entwicklung begriffenen Literatur und den Geschmack jener ganzen Epoche, die nur durch derbe Kost gereizt werden konnte, als Entschuldigungsgrund anführen, so liegt die Sache doch bei den Griechen keineswegs ebenso; und wenn wir sehen, daß die Hellenen, die wir noch immer in Sachen des Geschmacks als Muster anzuerkennen gewöhnt sind, sich auch in ihrer besten Zeit niemals geschämt haben, die Werke ihrer erhabensten Dichter parodisch zu behandeln, die schönsten Mythen ihrer Götterlehre zu travestiren, dann werden wir uns gestehen müssen, daß auch wir nicht gerade genöthigt sind, über Entweihung oder Herabziehen in den Schmutz zu klagen, wenn uns — vorausgesetzt, daß es mit Wit und ohne niedrige Possen geschieht — der griechische Olymp im modernen Gewande vorgeführt wird, oder wenn, — um an ein allbekanntes Gedicht zu erinnern — der Generalfeldmarschall Quintilius Varus im Teutoburger Walde zwei Stiefel und einen Strumpf verliert.

Bevor wir nun aber daran gehen zu betrachten, in welcher Weise die Alten im Leben und in der Literatur von Parodie und Travestie Gebrauch gemacht haben, ist es nöthig, mit ein paar Worten auf die eigentliche Bedeutung dieser beiden Begriffe hinzuweisen, da Verwechslungen beider noch immer sehr häufig sind. Der Unterschied von Parodie und Travestie ist bekanntlich folgender: In der Parodie ist der Inhalt ein durchaus anderer als beim Original, hingegen ist der Wortlaut des letzteren, Metrum u. s. w. so viel als möglich beibehalten; da nun in der Regel der Inhalt der Parodie ein scherzhafter ist, der des Originals aber entsprechend seinem Ton ernst und bedeutsam, so ergibt sich durch den auf diese Weise entstehenden Gegensatz von pathetischem Wortlaut und groteskem Inhalt die beabsichtigte komische Wirkung. Demnach können auch solche Gedichte oder sonstige Literaturerzeugnisse, in denen kein bestimmtes Original nachgeahmt, sondern nur ein mit dem Inhalt contrastirender Ton angeschlagen wird, als parodisch gelten. — Bei der Travestie hingegen kommt es auf die Form des Originals durchaus nicht an: der

Inhalt ist es, welcher in anderer Gestalt satirisch behandelt oder sonstwie verzerrt erscheint; auch dadurch, daß die edle und würdige Sprache des Originals in eine niedrige oder komische verwandelt wird. Das uns geläufigste Beispiel einer Travestie ist die vorhin angeführte Aeneide Blumauers, deren Gegenstand ja auch die Schicksale des Aeneas bilden, während die Sprache, in der sie mitgetheilt werden, burlesk ist und die Erlebnisse des Helden selbst mit lächerlichen Nebenvorstellungen verknüpft sind.

Diese beiden Dichtungsarten nun begegnen uns in unserer Literatur ziemlich gleich häufig; hingegen ist bei den Alten die Travestie keine eigentliche Dichtgattung und sie haben daher auch keinen eigenen Namen dafür, während sie die Sache selbst sehr wohl kennen. Denn streng genommen ist ein großer Theil der älteren attischen Lustspiele sowie anderer griechischer Komödien, namentlich die sog. rhintonische Komödie oder die der Phlyakographen, nichts anderes als Travestie. Erinnern wir uns, in welcher Weise das alte aristophanische Lustspiel uns nicht selten die Götter — die niederen freilich nur — vorführt, Dionysos als bramarbasirenden Feigling, Herakles als saufenden und fressenden Poltron; denken wir ferner an den Amphitruo des Plautus, der uns ja durch die Nachbildung Molières und Heinrichs von Kleist allgemein bekannt, aber selbst nur die vermuthlich etwas vergrößerte Copie eines griechischen Originals ist, so können wir uns eine ungefähre Vorstellung davon machen, wie die Komödie der unteritalischen Griechen es liebte, bekannte Mythen in humoristischer Gestalt zu behandeln; wobei es allerdings häufig genug vorgekommen zu sein scheint, daß mit der Travestie auch die Parodie Hand in Hand ging, indem nicht bloß der Inhalt eines Mythos in burlesker Weise behandelt, sondern zugleich auch eine Tragödie, welche den gleichen Stoff hatte, parodirt wurde, sodaß also, wie Bernhardt sich ausdrückt, „die Geschichte und Form der parodirten Tragödie zum Rahmen diente, die Scene aber und die Conversation des gewöhnlichen Lebens gleichsam die Einschlagsfäden hergaben.“ Leider sind die uns erhaltenen Ueberreste dieser Literatur zu gering, als daß wir uns ein vollständig anschauliches Bild von diesen lustigen Travestien machen könnten; einen schwachen Ersatz dafür geben uns bisweilen die Darstellungen griechischer Vasenbilder, welche auf Scenen dieser sog. Silarotragödien zurückzugehen scheinen. So erblicken wir z. B. auf einem Vasenbild einen drolligen Zweikampf, welchen Ures und Hephaestos in Gegenwart der Hera im wunderlichsten Costüm ausfechten; und auf einem andern (dessen Deutung freilich nicht absolut sicher ist) erscheint Antigone mit dem zur Todtenspende bestimmten Gefäß, von einem grimmigen Stythen als Wächter vor Kreon geführt. Aber diese Antigone ist ein alter Mann in Weiberkleidern, der ganz erschrocken die weibliche Maske abnimmt, sodaß das lächerlich-ängstliche Antlitz des Värtigen, das mit der Frauentracht im komischen Contraste steht, zum Vorschein kommt. Hier mag also eine Travestie der sophokleischen Antigone der Darstellung zu Grunde liegen. — In jenem weiteren Umfange, daß die Travestie nicht

blos Literaturerzeugnisse, sondern auch mythische Vorstellungen überhaupt zu ihrem Gegenstande hat, dürfen wir auch das Satyrspiel gewissermaßen hierher ziehen, da ja auch da bisweilen ein ernstler Mythos im heitern Gewande erschien. Freilich liegt die Sache hier insofern noch etwas anders, als die Dichter der Satyrspiele dafür am liebsten solche Mythen wählten, die an und für sich schon einen komischen Anstrich trugen und deshalb sich um so eher zu lustiger Behandlung eigneten; wie also Odysseus bei Polyphem, der Gegenstand des einzigen uns noch erhaltenen Satyrspiels, des Kyklops des Euripides; und auch da bewahrten die Heroen selbst in der Regel ihre Würde, während die komischen Partien den untergeordneten Persönlichkeiten und ganz besonders dem Chor der Waldmenschen, den Satyrn, zufiel.

Etwas ähnliches, wie die Travestien der attischen und italischen Komödie, bieten uns viele Jahrhunderte später verschiedene Schriften des geistreichen Spötters Lukan. Lukan bedient sich der Travestie auch wesentlich zur Verpottung des alten Götterglaubens; aber sein Zweck ist ein anderer als der, den die Komiker und Phylakographen verfolgen. Wenn Letztere uns die Götter gewissermaßen im Hauskleide und mit allen menschlichen Fehlern und Schwächen behaftet zeigen, so ist das weiter nichts als eine harmlose Freude daran, daß auch die Olympier ihnen so nahe gerückt werden können, destructive Tendenzen aber liegen ihnen dabei fern; und derselbe Aristophanes, welcher in den „Fröschen“ den Dionysos eine so lächerliche Rolle spielen läßt, wäre sehr enttäuscht gewesen, wenn ihm Jemand darauf hin das Thörichte des ganzen Götterglaubens überhaupt hätte deduciren wollen. Anders bei Lukan. Er will das Lächerliche, das nicht selten Unsitliche, die Widersprüche, an denen der alte Völkerglaube so reich ist, nachweisen, unerbittlich den Mantel von all den Schwächen jener poetischen Fictionen aufheben; und dazu bedient er sich mit Vorliebe der Travestie. Am bekanntesten sind seine „Göttergespräche“, obgleich diese noch keineswegs die besten Producte seiner Satire sind. Wir belauschen hier die Götter gewissermaßen en famille. Sie kommen zusammen, bald auf der Erde, bald im Olymp oder sonstwo, unterreden sich über dies und jenes, über ihre eigenen Abenteuer, über die Liebesaffairen des Zeus, über die olympische chronique scandaleuse überhaupt, und sie thun dies in einer durchaus natürlichen, unbesangenen Sprache, deren Naivetät aber eben ganz besonders dazu beiträgt, den beabsichtigten komischen Effect hervorzu- bringen. Es liegt in diesen Scenen und in den gleiche Tendenz verfolgenden sog. „Seegesprächen“, wo sich Meeresgottheiten unterhalten, sowie in den „Tobtengesprächen“, die in der Unterwelt von Göttern des Todes und von den Schatten Verstorbenen geführt werden, streng genommen noch mehr Persiflage als Travestie: allerdings decken sich diese beiden Begriffe sehr häufig. Denn indem Lukan seine Götter sich über ihre Schicksale unterreden läßt, hält er sich streng an die Mythologie und sagt ihnen nichts nach, was er nicht mit guten Zeugnissen aus Homer, Hesiod, den Tragikern u. s. w. belegen könnte: aber der komische Effect wird erreicht durch die Art, wie diese Ereignisse

sich in ihrem Munde darstellen, wie sie sich dieselben gegenseitig vorhalten oder in welchem Licht sie dieselben erscheinen lassen. Ein Beispiel möge das etwas verdeutlichen. Asklepios und Herakles kommen zu Zeus, streitend, wer von ihnen beiden vor dem andern den Vorrang beanspruchen dürfte. Herakles erklärt sich für besser als jener Giftmischer, wie er den Heilgott bezeichnet; er, Herakles, habe die Welt von Ungeheuern und Uebelthätern gereinigt, Asklepios aber sei nichts als ein Wurzelsammler und Pflasterschmierer, ohne männlich-kräftige Beschäftigung. Asklepios seinerseits erinnert den Herakles daran, daß ihm diese nun so verachtete Kunst vor kurzem doch noch sehr willkommen gewesen sei: „als ich Dir neulich die Brandwunden heilte, da Du halb gebraten und vom vergifteten Kleid der Deianira sowie vom Feuer des Scheiterhaufens übel am ganzen Leib zugerichtet, in den Himmel hinaufkamst!“ Uebrigens sei er, Asklepios, nie dienstbar gewesen, wie Herakles, habe nie in Weibertracht Wolle gesponnen, noch vom Pantoffel der Omphale Prügel bekommen, sei auch nie wahnsinnig gewesen und habe im Wahnsinn Weib und Kind erschlagen wie Jener. Diesen stichhaltigen und verletzenden Bemerkungen gegenüber ist Herakles mit seiner sehr bescheidenen Dialektik am Ende; er greift daher zu seinem gewöhnlichen Auskunftsmittel, d. h. er wird sackgrob und droht seinem Gegner, ihn, wenn er nicht auf der Stelle mit seinem Schimpfen aufhöre, beim Kragen zu packen und kopfüber aus dem Himmel herauszuwerfen, daß er sich dabei den Schädel zerbrechen sollte. Zeus gebietet endlich Ruhe, sonst werde er sie alle Beide fortschicken; immerhin bemerkt er dem Herakles, es sei angemessen, daß Asklepios einen bessern Platz bei der Mahlzeit erhalte, schon deshalb, weil er vor Herakles gestorben sei. — In ähnlicher Weise, wie in den genannten Gesprächen, hat Lukian noch in manchen andern seiner Schriften die Götterwelt travestirt. So gehört z. B. zu den gelungensten Erzeugnissen nach dieser Richtung die „Rathsversammlung der Götter,“ ein Schriftchen, in dem auch von der Parodie ein sehr glücklicher Gebrauch gemacht ist, da diese Götterversammlung sich ganz in den Formen einer athenischen Volksversammlung bewegt. Wir werden noch Gelegenheit haben, auf diejenigen Schriften Lukians, in denen die Travestie mit der Parodie verbunden erscheint, zurückzukommen.

Auch die römische Literatur hat ähnliche Erzeugnisse aufzuweisen, in denen Werke der Literatur oder Züge des Volksglaubens travestirt werden; und namentlich war es die ältere Satire, die sich gern dieses Hilfsmittels bediente. So begannen die Satiren des Lucilius auch mit einer Götterversammlung ganz ähnlich jenen von Lukian so gern geschilderten; und die sogenannten mennippeischen Satiren des Varro (so genannt, weil sie sich in der aus Prosa und Versen gemischten Form den Schriften des griechischen Philosophen Menippos angeschlossen) haben, soweit wir das aus den spärlichen Fragmenten noch zu beurtheilen im Stande sind, hier und da auch derartige travestirende Züge enthalten. Die uns erhaltenen römischen Satiriker freilich — Horaz, Persius, Juvenal, — bieten nichts entsprechendes; die Satire des

Kaiserreiches hat gegenüber der der Republik vielfach eine andere Richtung eingeschlagen und ihren ganzen Ton verändert. Hingegen dürfen wir hier noch jenes bekannte Pasquill auf den Tod des Kaisers Claudius anführen, das den Namen „Apokolynthosios“ führt und ganz im Ton der Travestie gehalten ist, ein Werk des Seneca, der freilich durch das von Bosheit und einem Todten gegenüber empörend roher Gefinnung strotzende Schriftchen sich gerade keine Ehre eingelegt hat. — Außer der Satire war es wesentlich die italische Localposse, die sogenannte Atellane, die sich gern Travestien von Mythen oder Dramen zu ihrem Sujet nahm. Auch hier fehlen uns freilich wieder die Belege, aber wenn wir erfahren, daß der Atellanendichter Pomponius unter andern seiner Possen eine verfaßte, welche „der untergeschobene Agamemnon“ hieß, und eine andere mit dem Titel „Marshas“; oder wenn von seinem Zeitgenossen Novius eine Posse „Herkules als Executor“ citirt wird, — so darf man hier mit Fug und Recht Lustspiele travestirenden Inhalts voraussetzen.

Im Allgemeinen müssen wir demnach sagen, daß zwar bei den Alten, so wenig als bei uns, die Travestie als Literaturgattung niemals existirt hat, daß sie aber von derselben behufs Erreichung komischer Effecte häufiger Gebrauch gemacht haben; nur daß dieser Gebrauch ein mehr gelegentlicher ist und sich auch im Wesentlichen mehr gegen abstracte Dinge, wie Mythen, Glaubenssätze u. dgl. richtet, als gegen literarische Erzeugnisse. Letztere werden vielmehr in bei weitem höherem Grade Object der Parodie, und dieser haben wir uns nunmehr zuzuwenden.

Daß die Parodie eine in der alten Literatur anerkannte Sache ist, geht schon daraus hervor, daß das Wort „Parodie“ selbst keine neue Schöpfung ist, wie das mit dem Wort Travestie der Fall ist. Man bezeichnete damit im Allgemeinen die Umänderung irgend eines beliebigen Liebes oder sonstigen poetischen Productes; und obgleich die alten Grammatiker bei ihren Erklärungen des Begriffs der Parodie meist nur die sehr häufige Verwendung tragischer Verse seitens der Komödiendichter im Sinne haben, so ist das doch keineswegs richtig, vielmehr wissen wir, daß es in der That eine ganz besondere Literaturgattung gab, welche man mit dem Namen Parodie bezeichnete. Bevor wir aber diese specifisch parodischen Dichtungen der Alten betrachten, haben wir vorerst der, wenn ich so sagen darf, gelegentlichen Parodien zu gedenken, die in der Literatur der Alten ebenfalls eine wichtige Rolle spielen; und nicht bloß in der Literatur, sondern auch im gewöhnlichen Leben. Denn wie wir heutzutage bisweilen Sentenzen aus Dichtern und Schriftstellern in scherzhafter Weise gebrauchen oder parodisch umdeuten resp. umgestalten, so liebten es auch die antiken beaux esprits, Dichterverse witzig in parodischer Form zu verwerthen. Ein paar hübsche Anekdoten mögen das erläutern. Bekanntlich nennt Homer häufig den Tod den „purpurnen Tod“; und schon die Alten haben sich darüber den Kopf zerbrochen, warum er ihm dies seltsame Epitheton gegeben. Eine hübsche Anwendung machte nun davon der bekannte

Cyniker Diogenes, indem er auf ein Subject, das beim Stehlen eines Purpurmantels ertappt worden war, den Vers citirte:

„Diesen ereilte der purpurne Tod und das graue Verhängniß.“

Und noch etwas sarkastisch-bitterer war es, als der Sophist Theokrit bei der Nachricht, daß Alexander der Gr. den ionischen Städten und namentlich den Chiern die sehr kostspielige Lieferung einer bedeutenden Quantität Purpursaft auferlegt hätte, die Bemerkung machte: jetzt verstehe er erst jenen Vers des Homer und was der purpurne Tod bedeute. Von solchen witzigen Anwendungen von Dichtertworten werden uns zahlreiche Beispiele erzählt, auch solche, wo der Wortlaut durch leichte Aenderung dem betreffenden Falle angepaßt wird; so soll z. B. Plato seine im Jünglingsalter gedichteten dramatischen Versuche dem Feuer übergeben haben mit den, den Homer parodirenden Worten:

„Komme herbei, o Hephaestos, denn Plato bedarf deiner Hilfe,“

wo bei Homer „Thetis“ anstatt „Plato“ steht. Ganz besonders häufig sind nun solche parodische Anspielungen in der Literatur; und manche Gelehrte sind sogar so weit gegangen, dieselben bereits in den ältesten Erzeugnissen der griechischen Muse zu wittern — nämlich beim Homer selbst. Der gute Vater Homer soll sich selbst bereits parodirt haben! Wenn es in der Ilias heißt:

„Immer ja ist dir lieb der Haber und Kämpfe und Kriege,“

so soll dies in der Odyssee parodirt sein in den Worten:

„Immer ist lieb uns das Mahl und Töne der Kithar und Tänze.“

Oder wenn es in der Ilias von dem auf die Troer einstürmenden Patroclus heißt:

„Dreimal stürzt' er hinein, dem stürmenden Ares vergleichbar,
„Schreiend mit grauem Getöse; dreimal neun Männer erschlug er,“

so soll das in der Odyssee parodirt sein, wenn Odysseus erzählt, wie er dem Polyphem zu trinken gab:

„Dreimal schenkt' ich ihm voll und dreimal leerte der Dumme.“

Hierin bewußte Nachahmung sehen zu wollen, ist natürlich Thorheit: derartige Aehnlichkeiten ergeben sich durch den Zufall und zugleich durch das Wesen des epischen Stiles sehr häufig ganz von selbst. — Diejenige Literaturgattung nun, welche von der gelegentlichen Parodie, mit der wir es ja zunächst zu thun haben, den ausgiebigsten und glücklichsten Gebrauch gemacht hat, ist die ältere sogenannte aristophanische Komödie; und zwar ist es hier wesentlich die Tragödie, welche den Komikern zum Object ihrer parodischen Scherze dient. Das von der gewöhnlichen Redeweise des täglichen Lebens sich so weit entfernde Pathos des Aeschylus war ganz besonders geeignet zur Parodie herauszufordern, und die Komiker haben dabon reichlichen Gebrauch gemacht, mehr als wir heut noch nachzuweisen im Stande sind. Das attische Publicum hatte seine tragischen Dichter so gut, resp. besser im Kopf als wir unsern Schiller und Goethe; jede leise Anspielung auf irgend welche Stelle einer Tragödie war ihnen daher verständlich und für den Dichter ein Scherz, bei dem er immer auf dankbares Entgegenkommen rechnen durfte. Diese Ver-

spottung gewisser dichterischer Eigenthümlichkeiten bewegt sich dem Aeschylus gegenüber immer noch in bescheidenen Grenzen; man hatte doch Ehrfurcht vor dem großartigen Genius des Meisters, und wenn man hier und da seine etwas zu pompösen Wortumgeheuer persiflirte, so geschah dies in aller Gutmüthigkeit. Ebenso wurde auch Sophokles bisweilen nur in scherzhafter, keineswegs verletzender Weise parodirt. Aber anders liegt die Sache bei Euripides, dem gegenüber die Parodie der Komiker in ihrer schärfsten Form und mit vernichtendem Spotte aufgetreten ist. Sein erbittertster Gegner ist Aristophanes. Die nüchterne, zersekende Art, in welcher Euripides die alten Mythen behandelte, seine sophistische Dialektik, die oft mit rabulistischen Abwolkentkissen zu vergleichen ist; die schematischen, Theaterzetteln ähnlichen Prologe seiner Dramen, der bei ihm so häufig den Knoten in gewaltthamer Weise zerhauende deus ex machina; seine auf das Mitleid und die Thränenindrüsen der Zuschauer berechneten Jammergestalten und winselnden Klagelieder — über alles das fällt Aristophanes mit köstlichem, aber unerbittlichem Spott her; und auch die andern Dichter der alten Komödie haben sich diese Gelegenheit zu stets neu bejubelten Witz nicht entgehen lassen. Als Beispiel will ich hier einige der Parodien anführen, welche eine der bekanntesten und bedenklichsten Sentenzen des Euripides erfahren hat — jener an die bekannte reservatio mentalis der Jesuitenmoral erinnernde Vers aus dem Hippolyt:

„Die Zunge hat's geschworen nur, nicht schwor's mein Herz.“

Diese spitzfindige Sophistik empört den geradsinnigen Aristophanes und darum kommt er wiederholt auf diesen Vers zurück. In den Thesmophoriazusen verlangt Jemand einen Eid vom Euripides, daß er ihn nicht im Stich lassen wolle, wenn es ihm unter den Weibern übel ergehe, und setzt hinzu, nachdem Euripides ihm beim Aether und bei allen Göttern geschworen hat:

„Gedenke daran also, daß Dein Herz es schwor,
„Nicht schwor's die Zunge, noch vereidigte ich Dich.“

In den Fröschen sucht Dionysos einen Dichter, der so schöne Sachen zu sagen wüßte, wie Euripides: wie „der Aether die Wohnung des Zeus,“ oder: „der Fuß der Zeit,“ oder:

„Vom Herzen, das den heil'gen Eid nicht schwören will,
„Indeß die Zunge ohne Herz den Meineid schwört.“

Und als im selben Stück später Euripides ihn daran erinnert, daß er geschworen habe, ihn mit nach der Oberwelt zu nehmen, erwidert Dionysos:

„Die Zunge schwor's, doch nehm' ich mir den Aeschylus.“

Die Zahl der bei Aristophanes und in den Fragmenten der andern Dichter der alten Komödie heut noch nachweisbaren Parodien auf Euripides ist sehr groß: Ribbeck hat über 130 zusammengestellt, und wenn man in Anschlag bringt, wie viele sich unsrer Kenntniß entziehen, wie zahlreiche in den verlorren Komödien gewesen sein mögen, so kann man dreist behaupten, daß wohl nie ein Dichter, der trotz vieler Schwächen immerhin zu den bedeutendsten gehörte,

und dessen Tragödien allgemein beliebt waren, von seinen literarischen Collegien in solchem Umfange durchgehehelt worden ist, wie Euripides.

Abgesehen von der Tragödie wurde auch die Lyrik von den Komikern zum Object der Parodie gemacht. Wir haben mehrere Stellen bei Aristophanes, wo prunkvolle Partien der pinbarischen Oden parodirt werden; und man hat sogar die Meinung ausgesprochen, daß die liederartigen Gesänge, welche sich in den der Komödie eigenthümlichen Chorliedern, den sogenannten Parabasen, finden, nach Wortlaut und Melodie Parodien von damals beliebten lyrischen Dichtungen seien, was sich freilich nicht mehr erweisen läßt.

Indem wir andere Beispiele gelegentlicher Parodien aus der späteren Literatur übergehen, wenden wir uns hier noch einmal zu Lukian, der auch in dieser Art des Spottes ein Meister ist. Er bedient sich der Parodie allerdings keineswegs immer in der Absicht, das der Parodie zu Grunde gelegte Original damit zu verhöhnen, sondern in der Regel bloß des komischen Effectes halber. Eine seiner geistreichsten Schriften auf diesem Gebiete führt den Namen „der Tragödien-Zeus“ und bietet zahlreiche Belege für Lukians parodisches Talent. Inhalt der Satire ist eine Verathung der Götter über die ihnen von Seite eines freigeistigen Philosophen drohende Gefahr. Schon der Anfang ist ganz köstlich. Hermes tritt an Zeus heran und redet ihn mit tragischen Jamben an.

„O Zeus, was sprichst Du tief versunken so mit Dir allein?

„Gehst auf und nieder, bleich mit Philosophenfarbe?

„Vertrau Dich mir, nimm meinen Rath in Deiner Noth

„Und nicht verschmähe das Geschwätz des treuen Knechtes.“

Nun tritt auch Athene heran, sie spricht im homerischen Ton:

„Ich auch, o unser Vater Kronion, der Könige höchster,

„Ich die strahläugige Göttin, aus Deinem Haupte geboren,

„Kniee vor Dir. O höre mich an, verhehle nicht länger,

„Was am Herzen Dir nagt“ u. s. w.

Zeus antwortet mit dem angemessen veränderten Anfang des euripideischen Drestes:

„Es giebt, um es mit einem Wort heraus zu sagen,

„Kein Ungemach, kein Leiden, kein Tragödienunglück,

„An dessen Last wir Götter nicht zu tragen hätten!“

In dieser Weise geht der pathetische Dialog weiter, bis der Here die Sache zu toll wird und sie mit der prosaischen Bemerkung dazwischen fährt, Zeus müsse schon entschuldigen, wenn man ihm nicht mehr im gleichen Tone antworten könne, denn sie hätten nicht den ganzen Euripides im Kopfe. Uebrigens wisse sie recht gut, weshalb er so bekümmert sei; und als Zeus, immer noch tragisch gestimmt, ihr erwidert:

„Nicht weißt Du es, sonst jammertest Du lauten Tons!“

so erwidert sie außerordentlich spitz, es werde ihm vermuthlich wieder irgend eine seiner vielen Liebshaftern im Kopfe stecken und deshalb stöhne er so sehr. Endlich, nachdem er noch mehrere Male in den Tragödienton ver-

fallen, entschließt sich Zeus doch, in schlichter Prosa über die Sachlage zu referiren. Man beschließt, eine allgemeine Götterversammlung zu berufen. Auch diese ist wieder mit köstlichem Humor geschildert. Hermes ruft ganz kategorisch, wie wenn er ein athenischer Gerichtsbote wäre: „Auf, kommt in die Versammlung, ihr Götter! Zaudert nicht, kommt Alle herbei, sink, wir wollen über wichtige Dinge verathen!“ Dem Zeus ist diese Manier gar nicht recht; er wünscht eine etwas würdigere Art, metrisch und klangvoll, und da Hermes erklärt, er wäre nichts weniger als poetisch angelegt, so räth ihm Zeus, einige Anleihen beim Homer zu machen. So stoppelt denn Hermes richtig seine Verse zusammen:

„Daß kein weiblicher Gott, daß keiner vom Männergeschlechte

„Noch der Flüsse, der Seen, des alten Okeanos einer

„Noch der Nymphen sich säume! Zum Hause des Zeus kommet alle“ u. s. f.

Die Götter erscheinen dann, und nachdem ein unangenehmer Rangstreit damit beseitigt worden ist, daß Zeus entscheidet, jeder solle sich hinsetzen, wo er Platz finde, soll denn nun der Göttervater seine Anrede an sie halten, ist aber in Verlegenheit über den Anfang. Leider hat er seine zu diesem Behufe eigens einstudirte Rede total vergessen und beräth nun mit Hermes, wie er sich verhalten solle. In der Noth will er schon wieder zu Homer greifen und feierlich beginnen:

„Höret mich, alle ihr Götter und auch ihr Göttinnen alle!“

aber Hermes räth dringend davon ab, daß sei doch gar zu abgedroschen; lieber solle er sich der Prosa bedienen und seinen Anfang einer demosthenischen Rede gegen Philipp entnehmen, wie es ja so viele Redner heut zu Tage machten. Das thut denn Zeus und beginnt, die erste olymthische Rede des Demosthenes frei verwendend: „Ich zweifle nicht, meine Herren — Götter, daß in diesem Augenblicke Ihr es selbst vielen Schätzen vorziehen würdet, wenn Euch recht deutlich zum Bewußtsein gebracht würde, was eigentlich die Veranlassung ist, derentwegen Ihr Euch hier versammelt habt.“ So geht es denn ein Weilchen im Wortlaut des Demosthenes fort, bis dann dieser versagt und Zeus das Uebrige in seiner schlichten Alltagsprache vorbringen muß.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier, so verlockend es auch ist, noch die sehr ergötzliche Verhandlung, die Voten der einzelnen Götter, die den dunkeln Ton der pythischen Orakel trefflich parodirende Prophezeiung des Apollo u. s. w. vorführen; auch an dieser kleinen Probe läßt sich schon erkennen, in welcher gelungenen Weise Lufian in seinen polemischen, gegen den alten Götterglauben gerichteten Schriften — und ich füge gleich hinzu, auch in den gegen die Philosophie sich wendenden — sich der Parodie als Hilfsmittel bedient hat. Es ist eigenthümlich, daß ein geistreicher Mann aus noch späterer Zeit, der — wenn auch mehr aus politischer als aus religiöser Tendenz, — ein ebenso lebhafter Verfechter des Heidenthums war, als Lufian ein scharfer Gegner des alten Volksglaubens, daß der Kaiser Julianus Apostata in seinen Schriften ebenfalls gern und mit Glück von der gelegentlichen Parodie Gebrauch gemacht hat.

Nur kurz hinweisen will ich hier noch darauf, daß in der römischen Literatur es namentlich wieder die Satiriker waren, welche von der gelegentlichen Parodie einen häufig noch nachweisbaren Gebrauch machten, indem sie Verse anderer Dichter mehr oder weniger parodirt in ihre Satiren verflochten. Solche Anspielungen sind in den Gedichten des Horaz, Persius, Juvenal vermuthlich noch häufiger zu finden, als wir es jetzt, Dank den Notizen gelehrter alter Erklärer, wissen. Und auch die vorhergenannte Satire auf den Tod des Kaisers Claudius darf ich nicht übergehen, da die darin enthaltene Todtenklage in scherzhafter Weise Ton und Form der sogenannten Mänien, die bei den Bestattungen gesungenen Klagelieder, parodirt.

Wir haben bisher immer nur die gelegentliche Parodie betrachtet und gesehen, daß dieselbe in der Literatur der Alten eine bei weitem wichtigere Rolle spielt, als in der modernen; nunmehr haben wir uns zu der eigentlichen Parodie als Literaturgattung zu wenden. Man glaubte früher dieselbe schon in die ersten Zeiten der Poesie setzen zu müssen; wiederholt ist von älteren Gelehrten die durch nichts gestützte und an sich schon widersinnige Ansicht aufgestellt worden, daß die Parodie bei Gelegenheit der Rhapsodien und aus diesen selbst entstanden sei. Wenn nämlich die Rhapsoden mit ihren Gesängen fertig gewesen wären, dann seien die Paroden aufgetreten und hätten das von Jenen Recitirte verdreht und statt der ernsthaften Dinge lächerliche vorgefragt. Diese Idee ist ganz ebenso kindlich, wie die eines gelehrten deutschen Pfarrers, der sich die Entstehung der homerischen Gedichte aus zwei „Comités“, einem griechisch und einem trojanisch gesinnten, hervorgegangen dachte; und zwar in der Weise, daß zuerst das griechenfreundliche Comité einen Vers zu Ehren der Griechen dichtete, an den dann das feindliche Comité seine gegentheiligen Empfindungen anschloß. Wenn also die eine Partei anfang: „Singe mir, Muse, den Mann, der weit in der Welt herumgekommen,“ so fügte die Gegenpartei ironisch hinzu: „aber auch oft fehlgegangen ist.“ Sangen Jene weiter: „nachdem er die heilige Troja zerstört hatte, der viele Menschen und Städte sah,“ so warfen die Andern ein: „aber auch viel bittere Erfahrungen machte und viel Drangsale erduldet;“ und fuhren die Lobredner fort: „aus diesen rettete er aber sich sowohl als seine Genossen,“ so machte die trojafreundliche Partei die malitiose Bemerkung: „sich wohl, aber nicht seine Gefährten, denn die rannten selbst in ihr Verderben.“

Solche Thorheiten richten sich natürlich selbst, und es ist an sich schon verkehrt zu glauben, daß die Parodie sehr alt sei. Freilich gab es zwei parodische Gedichte, die im Alterthum auf den Namen des Homer gingen, und wir besitzen sogar das eine davon noch, nämlich die *Batrachomyomachie*, den Froschmäusekrieg. Es ist bekannt, daß in diesem Gedicht im ernsthaften Tone der Ilias die Kämpfe zwischen Mäusen und Fröschen erzählt werden, daß mit ganz dem gleichen Pathos und fast demselben Wort-

laute die Bewaffnung, der Heldeumuth und der Tod einer Maus uns geschildert wird, wie wenn es sich um einen Helden von Troja handelte. Aber man weiß längst, daß dies im ganzen ziemlich mißlose Product, das uns noch dazu in einem sehr verdorbenen Zustande und durch zahlreiche Zusätze entstellt überliefert ist, nicht auf Homer resp. dessen Zeitalter selbst zurückgeht, sondern einer viel späteren Zeit angehört, ja sogar zu den letzten Ausläufern der parodischen Literatur gezählt werden muß, deren übrige Erzeugnisse einen bei weitem gesunderen Witz verrathen. Ein zweites auf den Namen Homers gehendes Gedicht, das uns aber nicht mehr erhalten ist, hieß Margites und hatte die wunderbarlich-lustigen Abenteuer eines Einfaltspinzels zum Gegenstand; auch dies Epos war in Hexametern abgefaßt, vielleicht allerdings mit eingestreuten Jamben. Ob dies Gedicht aber wirklich eine Parodie war — natürlich alsdann nicht auf einen bestimmten Dichter, sondern auf die epische Dichtung als solche — oder ob es nicht vielmehr durchaus Original, ein komisches Epos war, darüber gehen die Meinungen der neueren Forscher auseinander, und die spärlichen Fragmente lassen keine sichere Entscheidung zu.

Die Alten sind in ihren Nachrichten nicht einig betreffs des Dichters, welcher die Parodie als Literaturgattung erfunden; der erste aber, von dem wir es wissen, daß er parodische Gedichte versfertigte, ist der bekannte Jambendichter Hipponax (um 540 v. Chr.). Freilich wissen wir von seinen parodischen Erzeugnissen sehr wenig; erhalten ist uns nur eine Probe, der Anfang eines Gedichtes auf einen Schlemmer, nachgeahmt dem Anfang der Ilias:

„Sing den Eurytmedon mir, o Muße, die Meeresgarybde,
Den schwartmagigen Schlemmer, der maßlos über Gebühr fraß“ u. s. w.

Wir sehen, der Erste, der unseres Wissens die Parodie in die Literatur einführt, wählt sich dazu die Homerische Form, und diese ist es auch, welche später immer am liebsten dafür gewählt wurde, weil sie im Mund und Gedächtniß aller Leute war und der epische Ton sich ganz besonders gut zur Parodie eignete.

Als Zweiter ist sodann zu nennen Xenophanes von Kolophon, der berühmte Philosoph und Stifter der eleatischen Schule, zugleich der erste Dichter oder Erfinder der sog. Sitten, satirisch-parodischer Gedichte auf sociale Zustände, Meinungen, u. s. w.; eine Dichtungsart, welche später namentlich durch den um 270 v. Chr. lebenden Timon von Phlius ausgebildet worden ist. Freilich wissen wir auch über des Xenophanes Dichtungen wenig näheres; aber es ist sicher, daß er Homer und Hesiod angegriffen, namentlich die Aussprüche beider Dichter über die Götter scharf getadelt hat, und zwar nicht in Jamben, sondern in Hexametern; und einige der uns noch erhaltenen Verse zeigen deutlich, daß dies in parodischer Weise geschah.

Besser sind wir unterrichtet über denjenigen Dichter, welchen Aristoteles als eigentlichen Erfinder der Parodie bezeichnet, wohl deswegen, weil er der erste war, der im öffentlichen Wettstreit mit Parodien auftrat, nämlich Hegemon von Thasos, ein Zeitgenosse des Alcibiades und zugleich ein Dichter der alten

Romödie. Er war offenbar ein armer Schlucker; nicht nur deutet er in einem Fragment seiner Gedichte selbst darauf hin, noch mehr besagt es der Beiname, welchen er führte, „das Linsengericht“; denn mit dieser billigen Hülfsfrucht scheint er oft sein Dasein gefristet zu haben. Von seinen Parodien besitzen wir ein Fragment von 21 Hexametern, ebenfalls im Homerischen Ton, worin er u. a. erzählt, weshalb er sein Vaterland verlassen. Diese uns zufällig aufbewahrten Verse sind nicht gerade sehr wichtig; daß Hegemon aber es verstanden hat, sein Publikum zu amüsiren, geht aus der Anekdote hervor, daß, als bei der Aufführung einer dramatischen Parodie Hegemons, „Gigantomachie“ betitelt, die Nachricht von der schweren Niederlage des athenischen Heeres auf Sicilien sich verbreitete, das Publikum doch der Vorstellung oder Vorlesung bis zu Ende bewohnte. Allerdings geschah das auch aus dem Grunde, um die anwesenden Bundesgenossen die Größe des Verlustes nicht merken zu lassen.

Die umfangreichsten Fragmente parodischer Dichtung bietet uns der Dichter **Matro** aus Pitana in Mysien, der um die Zeit Philipps von Macedonien lebte und sich meist in Athen aufgehalten zu haben scheint. Dies ziemlich bedeutende Bruchstück enthält eine wiederum den Homer nachahmende humoristische Beschreibung einer glänzenden attischen Mahlzeit; es werden uns die Speisen vorgeführt, mit besonderer Berücksichtigung der Fische, von denen Matro ein großer Freund gewesen zu sein scheint, dann kommt der Nachtisch und schließlich folgt das Eintreten der Tänzerinnen und Flötenspielerinnen. Alles ist dabei mit groteskem Pathos in's Ungeheuerliche übertrieben und in komischer Weise idealisirt; die attischen Schmarozer, welche heißhungrig über die Speisen herfallen, erscheinen wie homerische Helden, ihre Angriffe auf die Schüsseln wie die Kämpfe vor Troja. Ich gebe als Probe den Anfang, der sich an den der Odyssee anschließt:

„Nenne mir, Muse, die Speisen, die trefflich nährenden, vielen,
Die uns Xenokles jüngst zu Athen vorsetzte, der Rhetor.
Denn dorthin auch reist' ich; mir folgte unendlicher Hunger.
Herrliches Brot erblickte ich da von mächtiger Größe,
Weißer als Schnee, beim Essen dem feinsten Kuchen vergleichbar.
Xenokles selbst aber wandelt' herum in den Reihen der Männer
Und blieb stehn an der Schwelle, nah bei ihm stand der Schmarozer
Chärcphon, gleich einer hungrigen Möv' aufsperrend den Schnabel,
Leeren Magens und wohl in fremden Küchen bewandert.“

In diesem Ton geht es weiter; namentlich komisch wirkt die Anwendung volltönender homerischer Epitheta auf ganz untergeordnete Dinge, wie z. B. wenn er das stehende Beiwort der Achaeer: „hauptumlocht“ auf den stacheligen Seeigel anwendet, oder das gewöhnlich den bemalten Schiffen beigelegte Attribut „rothwangig“ auf die Meerbarbe bezieht, oder wenn er den Kürbiß, weil er am Boden liegt, „den Sohn der hehren Erde“ nennt, was Homer von dem Titanen Titos sagt; und wenn der letztere bei Homer auf dem Boden liegt und neun Plethren (d. h. 900 Fuß) bedeckt, so liegt der Kürbiß des Matro im Gartenbeet und reicht über neun Tische weg. Eine wichtige Rolle hat

dabei auch das Wortspiel; der den Tithos schildernde Homervers wird mit der leichten Veränderung von „Tithon“ in „Sithon,“ d. h. Kürbiß, wörtlich hinübergenommen. In der geschickten Handhabung des Wortspiels ist Matro in der That Meister; die plötzliche Veränderung einer homerischen Wendung, oft erst ganz am Schluß des Verses, zu einem total andern Sinne wirkt manchmal geradezu verblüffend komisch. Ueberhaupt aber bindet sich Matro so wenig wie die andern Paroden direct an die Reihenfolge der Verse seines Vorbildes; er mengt bunt durcheinander, bald Ilias, bald Odyssee, bald eine Stelle aus der Nethia, bald aus dem Schiffs katalog, wie es ihm gerade paßt. Wer seinen Homer im Kopf hat, wird leicht überall das Original herauskennen und sich an dem harmlosen Witz, der selbstverständlich niemals gegen den Vater Homer gerichtet ist, sondern nur seiner epischen Breite sich behufs komischer Effecte bedient, gern erfreuen.

Etwas Aehnliches, aber in anderer Tendenz, hatte der noch etwas vor Matro lebende geistreiche Gourmand Archestratos von Gela geliefert. Derselbe hatte ein ganzes Lehrbuch der Gastronomie verfaßt in Hexametern, worin er in Form einer Reise um die Welt seine überall gesammelten Erfahrungen auf den verschiedensten Gebieten des culinairischen Wissens nebst guten Rathschlägen mittheilt, im ernsthaftesten Ton, dem man aber doch den Schalk anmerkt, wenn er mit würdigem Pathos und epischem Ausdruck seine Gedanken über irgendwelche Fischsauce u. dgl. entwickelt. Zu den parodischen Werken im eigentlichen Sinn kann sein Gedicht, das bei den Alten in großem Rufe stand und sogar von Ennius in's Lateinische übertragen wurde, allerdings nicht gerechnet werden; er parodirt keinen bestimmten Dichter, sondern die didaktische Poesie überhaupt, deren Sprache er nachahmt, zugleich wohl auch die prosaischen Reisebeschreibungen der älteren Historiker, an deren Dispositionsweise er sich anschließt.

Andere Dichter parodischer Werke, von denen wir wenig mehr als den Namen wissen, übergehe ich; wir haben fast nichts von ihren Dichtungen erhalten. Aber erwähnen müssen wir noch als einen der bedeutendsten parodischen Dichter den schon vorhin genannten Timon von Phlius, aus der Zeit des Ptolemäus Philadelphus (um 250 v. Chr.). Den Gegenstand seiner parodischen, auch wieder meist dem Homer nachgebildeten Hexameter bildet die Verspottung mythologischer und religiöser Dogmen, meist in sehr derber, dabei schroffer und bitterer Weise. Einen wichtigen Theil bildete eine Nachahmung der homerischen Nethia, jenes bekannten Besuches in der Unterwelt, nur daß hier die Musterung passirenden Schatten namhafte Dogmatiker waren, welche dabei kritisiert wurden. Uebrigens ist es auch sonst vorgekommen, daß Philosophen sich der Parodie bedient haben, um etwelcher kleinen Bosheit gegen ihre Herren Collegen Ausdruck zu geben.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf die parodische Dichtung der Griechen zurück, so finden wir die charakteristische Erscheinung, daß dieselbe in ihrer ganzen Tendenz einen lebhaften Gegensatz bildet zu der früher von uns betrachteten

gelegentlichen Parodie in der griechischen Literatur. Wenn ein neuerer Gelehrter die Parodie eintheilt in generelle und individuelle, d. h. in solche, die sich an eine Gattung der Poesie heftet, ohne an die Person der Dichter zu tasten, und in solche, die den Stil eines Einzelnen verhöhnen will, so können wir im Allgemeinen sagen: die parodische Dichtung der Griechen ist generell, ihre gelegentliche Parodie aber meist individuell. Denn wenn auch die letztere vielfach weiter keinen Zweck hat, als durch den Gegensatz zwischen Original und Copie den Hörer zu erheitern, ohne daß damit irgendwelcher Angriff gegen den Dichter beabsichtigt wäre, so ist doch in den meisten Fällen — ich brauche nur an Euripides und die Komiker zu erinnern, — die Parodie im bitteren Ernst gemeint, verletzende und sollte verletzen. Die parodische Dichtung als Literaturgattung aber hat mit wenigen Ausnahmen keine polemischen Tendenzen verfolgt. Und daher kommt es, daß es Homer und immer wieder Homer ist, resp. der epische Stil, dessen sich diese Dichter bedienten.

Wir haben uns schließlich noch zu den Römern zu wenden, bei denen freilich von einer eigentlichen parodischen Literatur keine Rede ist, wie auch die gelegentliche Parodie keine große Rolle spielt. An einer Spielerei, wie es eigentlich die ganze parodische Literatur der Griechen ist, fand der ernsthafte Charakter des Römers kein Gefallen; dazu kam, daß seine Sprache, welche sich an Gewandtheit mit der griechischen nicht messen kann, ihm große Schwierigkeiten in den Weg legte, da es ja bei der Parodie vielfach auch auf treffende Wortspiele u. dgl. ankommt. Sonst wäre der Römer, der zwar für harmlose Späße wenig Sinn hatte, dafür aber einen treffenden und wo möglich boshaften Witz liebte, der gelegentlichen Parodie nicht abgeneigt gewesen. Immerhin erfahren wir wenig dergleichen. Am meisten scheint sich der parodische Spott gegen Virgil gelehrt zu haben, freilich mit mehr Behagen als Witz. Als Virgils „Bucolica“ erschienen, ließ ein Ungenannter „Antibucolica“ los, zwei Eklogen, nach dem Urtheil des Grammatikers Donat ganz geschmacklose Parodien. Derselbe theilt auch einige Proben daraus mit, wovon die bekannteste die Parodie auf den Anfang der dritten Ekloge ist. Hier hatte nämlich Virgil bei der Frage des einen Hirten:

Die mihi Damoeta, cuium pecus? an Meliboei? —

„Sag mir, Damoet, wessen Heerde ist dies? vielleicht Meliboeus? —“

worauf dann die Antwort erfolgt:

Non, verum Aegonis, nuper mihi tradidit Aegon;

„Nein, des Aegon vielmehr: jüngst erst übergab sie mir Aegon —“

sich für „wessen“ anstatt cuius, der alterthümlichen und zu Virgils Zeit nicht mehr gebräuchlichen Form cuius, cuius, cuium bedient. Das griff die Parodie auf, indem sie umwandelte:

Die mihi, Damoeta, „cuium pecus“ anne Latinum? —

Non, verum Aegonis; sic nostri rure loquuntur.

„Sag mir, Damoet, „wessen Heerde ist dies,“ ist's etwa Lateinisch? —

„Nein, Aegonisch vielmehr; so spricht man bei uns auf dem Lande. —“

Auch die Georgica, das Gedicht Virgils vom Landbau, sind dem Spotte nicht entgangen. Hier giebt Virgil, im Anschluß an Hesiod, dem Landmann die Vorchrift, die Hauptarbeit im Sommer zu thun, mit den Worten:

Nudus ara, sere nudus; hiems ignava colono.

„Pflüge und säe entblößt; nutzlos ist der Winter dem Landmann.“

Hier bedeutet nun „nudus“ (gerade so wie im griechischen γυμνός) nicht direct „nackt“, sondern nur „ohne Obergewand, in der bloßen Tunica“, wie man eben im Sommer ging. Der parodirende Wiß aber mißverstand das absichtlich und machte daraus:

Nudus ara, sere nudus: habebis frigora, febrem.

„Pflüge und säe Du nackt, dann kriegst Du Erkältung und Fieber.“

Die Aeneide hingegen scheint im Alterthum von der Parodie verschont geblieben zu sein; wohl aus Achtung für den frühverstorbenen Dichter, der die Veröffentlichung seines Hauptwerkes nicht mehr erlebt hatte und dessen Ruhm nach seinem Tode so allgemein war, daß der verkleinernde Spott sich nicht mehr an ihn wagte.

Wichtiger aber, als diese gegen ihn gerichteten Parodien, ist es, daß Virgil selbst sich nicht ohne Glück im parodischen Genre versucht hat. Zwar darauf möchte ich keinen Werth legen, daß in neuester Zeit der Versuch gemacht worden ist, verschiedene der Eklogen Virgils, namentlich die zweite und zehnte, als Parodien zu erweisen, bei denen die nachweisliche Benutzung theokritischer Verse und Gedanken wesentlich zur komischen Wirkung hätte beitragen sollen; wohl aber will ich darauf hinweisen, daß wir unter den kleineren Gedichten Virgils, den sog. Catalecta, eine außerordentlich launige und sehr gelungene Parodie auf das vierte Gedicht des Catull besitzen. Allerdings ist die Autorschaft Virgils hier nicht unbestritten; da indessen der Inhalt der Parodie lehrt, daß vermuthlich ein Transpadaner, aus Mantua, Cremona oder Brigia, der Verfasser derselben war, da das Gedicht ferner sehr anmuthig ist und wir auch wissen, daß Virgil die catullischen Gedichte liebte und nachahmte, so ist es in der That sehr wohl möglich, daß er, wie Sachmann und neuerdings Nibbel angeommen haben, wirklich der Verfasser jener Parodie ist. Das betreffende Gedicht Catulls hat zum Gegenstand ein in den Ruhestand versetztes Schiff, welches früher weite Fahrten auf dem Meere gemacht hat; der Gegenstand der Virgilischen Parodie hingegen ist ein ehemaliger — Maulthiertreiber, welcher gute Carriere gemacht und eine curulische Würde, Prätur oder gar Consulat, erreicht hat. Man vermuthet, es sei damit ein gewisser Ventidius Bassus gemeint, welcher eine derartige Laufbahn vom Maulthiertreiber zum Consul gemacht hatte. Die Parodie Virgils ist also keineswegs gegen Catull gerichtet, sondern gegen die darin verhöhlte Persönlichkeit. Es ist aber diese Parodie von allen uns erhaltenen größeren parodischen Dichtungen der antiken Literatur insofern die am genauesten durchgeführte, als Virgil sich von Anfang bis zu Ende Wort für Wort (nur mit Auslassung von einigen

Bersen) an den Text seines Vorbildes anschließt. Ich lasse hier beide, Original und Parodie, folgen, indem ich noch bemerke, daß die feinen Wortspiele der Parodie leider in der Uebertragung verloren gehen.

Catull Carm. IV.

Dort die Schaluppe, welche ihr, o Freunde,
schaut,
Sagt, daß der Schiffe schnellstes sie ge-
wesen sei,
Und daß kein and'reß, das im Meere
schwimmt, im Lauf
Einholen sie gekonnt, ob nun durch Ruder-
schlag

5) Es galt dahin zu fliegen, ob durch
Segelkraft.

Das, jagt sie, leugne nicht der grimmen
Adria
Gestade, auch nicht der Cylladen Insel-
welt,
Die prächt'ge Rhodus und das eis'ge
Thracien,
Noch die Propontis und des trotz'gen
Pontus Bucht,

10) Wo jene, jetzt Schaluppe, einst
gewesen ist

Ein busch'ger Wald; denn am cytor'schen
Bergesjoch
Hat oft geschwäh'gen Tons sein Wipfellaub
gerauscht.
Amastris, Pontusfluß, Cytorus, busch-
baumreich,
Euch sei bekannt gewesen dies und sei es
noch,

15) So sagt der Nachen, von uraltem
Stamme her
Stand er bereits auf deinem Gipfel,
wie er sagt,
Hab' seine Ruder eingetaucht in deine
Fluth,
Und hab' von da durch so viel Meere voll
Gefahr
Den Herrn getragen, mochte rechts hin,
mochte links

20) Der Wind ihn führen, mochte günstig
Jupiter

Zugleich auf beide Füße kräftig helfen ihm.

Virgil Catal. VIII.

Dort der Sabinus, welchen ihr, o Freunde,
schaut,
Sagt, daß der Kutscher schnellster er ge-
wesen sei,
Und daß kein and'rer Wagen, der da fliegt
im Lauf,
Einholen ihn gekonnt, ob nun nach
Mantua

5) Es galt dahin zu fliegen, ob nach
Brigia.

Das, sagt er, leugne nicht des Concur-
renten Haus,
Des Trypho, noch das Miethsquartier des
Caerulus,

Wo jener, jetzt Sabinus, früher Quinctio,
Mit doppelschneid'ger Schere abhorr, wie
er sagt,

10) Die busch'gen Hälse, auf daß nicht
vom Druck des Jochs
Die harte Mähne eine böse Wunde mach'.

Du, frostiges Cremona, schmutz'ges Gallien,
Euch sei bekannt gewesen dies und sei es
noch,

So sagt Sabinus; von uraltem Stamme
her

15) Stander bereits in deinem Schlamme,
wie er sagt,
Hab' seine Bündel abgelegt in deinen
Sumpf,
Und hab' von da durch so viel Meilen
gleichreich
Das Joch geführt, mochte rechts nun,
mochte links

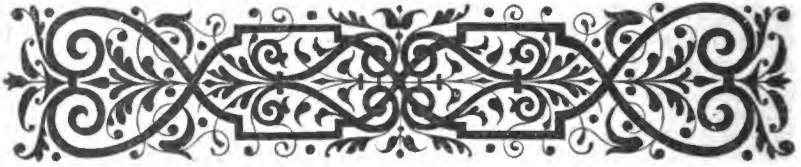
Das Maulthier straucheln, mocht's nach
beiden Seiten hin.

Und niemals habe je Gelübde er gethan	20) Und niemals habe je Gelübde er gethan
Den Meeresgöttern, bis er von der letzten Fahrt	Den Begegöttern, bis auf dieses letzte jezt,
Hierher gelangt ist bis zu diesem klaren See.	Die väterlichen Zügel und den Pferde- lamm.
25) Doch das ist nun vorbei; jezt in ver- borgner Ruh'	Doch das ist nun vorbei; jezt sitzt er auf dem Stuhl
Wird alt er und bringt selbst sich euch als Widmung dar,	Von Elfenbein und bringt sich selbst als Widmung dar
Dir, Rastor, und Dir, Pollux, edles Zwillingspaar.	25) Dir, Rastor, und Dir, Pollux, edles Zwillingspaar.

Mit diesem trefflichen Beispiel einer von Anfang bis Ende glücklich durchgeführten Parodie wollen wir unsere Uebersicht über die parodische Literatur der Alten beschließen, doch nicht ohne noch einmal einen Blick auf den durchmessenen Weg zurückzuwerfen. Dieser Rückblick führt uns von selbst wieder zu der am Eingang aufgeworfenen Frage nach der Berechtigung der Travestie und Parodie überhaupt. Freilich ist es immer etwas mißlich, Schlüsse aus Analogien ziehen zu wollen. Was in der Literatur des einen Volkes ein vollständig berechtigtes und kräftig gedeihendes Glied war, kann bei einem anderen Volk, zu anderen Zeiten, unter anderen Verhältnissen sich als ganz ungeeignet und lebensunfähig erweisen. Dennoch aber können wir aus jener Uebersicht und aus den uns erhaltenen Beispielen der parodischen Literatur der Alten eine Lehre entnehmen und das ist die: Travestie wie Parodie — denn beide können wir hier unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zusammenfassen — wo sie ohne jeden aggressiven Zweck, rein um ihrer selbst willen auftreten, können zwar geistreich sein, können gelegentlich zur Erreichung des komischen Effectes mit Vortheil benutzt werden, aber in der Regel werden sie sich doch nur selten über die Bedeutung einer bloßen Spielerei erheben, vielfach sogar Gefahr laufen, an der Sandbank der platten Unbedeutendheit oder an den Klippen der Gemeinheit zu scheitern. Beide dagegen können von tiefeingreifender und unter Umständen von wahrhaft poetischer Bedeutung werden, wenn sie als dichterische Kampfesarten erscheinen. Wenn auch hier gleichfalls die Gefahr nahe liegt, daß diese Waffe in der Hand eines unedlen Kämpfers zu niedrigen Zwecken mißbraucht werde, so kann doch ein wahrhafter Dichter damit in der That Großes leisten. Und an Zeugnissen hierfür fehlt es auch in unserer Literatur nicht. Ich erinnere an Goethes reizendes, gegen Schmidt von Werneuchen gerichtetes Gedicht „Musen und Grazien in der Mark“; an Wahlmanns gegen Koberbe gerichteten „Herodes von Bethlehem“; an Hauffs gelungene Persiflage Claudens im „Mann im Monde“; auch Platens aristophanische Lustspiele, die gegen die Schicksalstragiker gerichtete „verhängnißvolle Gabel“ und sein Zimmermann verhöhnender „romantischer Oedipus“ gehören hierher. Und um auch ein allbekanntes Beispiel aus einer andern Literatur und längst vergangener Zeit

anzuführen, erinnere ich an die prächtige Rüpelkomödie in Shakespeare's *Sommernachts Traum*, mit ihrem den tragischen Ton damaliger Dichter verspottenden Pathos. So erhalten wir auch durch die moderne Literatur die Bestätigung, daß die parodische Dichtung überhaupt Bedeutung nur dann erhält, wenn sie mit der bestimmten Tendenz auftritt, irgend welche allgemeinere oder speciellere Richtung im Leben, sei es in der Literatur, sei es auf irgendwelchem anderen geistigen Gebiete, zu bekämpfen. In der Offensive liegt ihre Berechtigung, liegt ihre Stärke.





Die Franciscaner in der Kunstgeschichte.

Von

Hermann Hettner.

Dresden.

Es war der Ausdruck der allgemeinen Zeitstimmung, als Dante im elften und zwölften Gesang des Paradieses den heiligen Dominicus und den heiligen Franz von Assisi unmittelbar nebeneinanderstellte als die von Gott gesendeten Kämpen, die die Braut Christi in trüber Zeit aus ihrer Noth erlösten, und an deren Worten und Thaten sich das arme verirrte Volk wieder zurecht fand. Nenne man den Einen, so nenne man auch den Anderen. Dennoch ist es unleugbare Thatsache, daß die Franciscaner auf die Erneuerung und Vertiefung des christlichen Geistes unendlich mächtiger und nachhaltiger eingewirkt haben als die Dominicaner.

Beide große Ordensstifter waren um die gleiche Zeit entstanden; aus den gleichen Ursachen und Antrieben und mit dem gleichen Ziel. Eben jetzt, am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, stand die Kirche auf dem höchsten Gipfel ihrer äußeren Machtentfaltung, aber im Inneren war sie zerrütteter und zerklüfteter als je zuvor. Je höher das weltliche Ansehen des Papstthums emporstieg, um so unversöhnlicher erhob sich überall der Haß und der Widerstand stets neu auftauchender Secten, die sich durch die schreckhafte Verweltlichung des Papstthums und durch die herausfordernde Glanzucht der Geistlichkeit in ihrem Gewissen verletzt fühlten und sich aus all dieser gleißenden Weltlichkeit wieder nach der Einsamkeit und Reinheit des Urchristenthums zurücksehnten; das ungestüme Vordringen der Waldenser und Albigenser bedrohte sogar die kirchliche Einheit. Die hierarchischen Gewaltmittel, waren sie auch noch so blutig und furchtbar, reichten nicht aus, die vielköpfige Hydra zu tödten. Die große geschichtliche Bedeutung und die rettende That des heiligen Dominicus und des heiligen Franciscus ist es, daß sie das Geistige mit geistigen Waffen bekämpften, daß sie die Reformbedürftigkeit der Kirche anerkannten und, um,

wie es bei Dante heißt, das Schifflein Petri auf hohem Meer auf rechter Bahn zu halten, die Kirche selbst von innen heraus zu läutern und zu verjüngen trachteten. Gegen den überall emporkuchern den Unglauben stellten sie die überzeugende Kraft und Wärme unerschütterlichen Glaubenseifers, die unermüdlische eindringliche Seelsorge; gegen die ärgernißgebende Habucht und Besitzfülle der Geistlichkeit stellten sie, ganz dem mahnenden Beispiel der legerischen Armen von Lyon folgend, zunächst wenigstens für ihre Orden, als die wahre Nachfolge Christi das Ideal der urchristlichen Besitzlosigkeit, das Priesterthum der entsagenden freiwilligen apostolischen Armuth. Einzig aus der mittelalterlichen religiösen Leidenschaftlichkeit ist es erklärbar, mit welcher wahrhaft dämonischen Gewalt und Raschheit diese strengen Bedruse nach Einkehr und Umkehr sich der Gesinnung der Menschen bemächtigten und durch alle Länder verbreiteten; aber in den ersten Eroberungszügen vor Allem zeigte sich, wie entscheidend es wurde, daß diese Orden, obgleich in Ursprung und Ziel so eng mit einander verbunden, doch so durchaus verschiedenartig waren sowohl in der Grundstimmung, welche ihr Wirken bestimmte und leitete, wie in der Wahl der Kampfweise, welche sie anwendeten. Der scharfe Charaktergegensatz der beiden Heiligen, welchen Dante in die Worte faßt, der Eine sei seraphisch ganz an Gluthen, durch Weisheit sei der Andere auf Erden ein Schimmer von dem Licht der Cherubim, zieht sich auch durch die Anfänge ihrer Ordensgeschichte. Die Dominicaner gehen ausschließlich auf das Kirchliche, auf die wissenschaftliche Begründung und Vertheidigung der festgestellten Lehre, auf die unbeugsame Erhaltung und Durchführung der strengsten Kirchenzucht und Glaubensüberwachung; die Franciscaner gehen auf tiefe innere Herzenstheologie, auf Inbrunst gottinnigen Empfindens, auf demüthige selbstlose Frömmigkeit. Die Dominicaner sind die Meister und Führer der theologisirenden Philosophie, der Scholastik; die Franciscaner sind die Führer und Meister der im Schauen Gottes schwelgenden Gefühlstheologie, der Mystik. Dort der heilige Thomas von Aquino, der die Summe des dogmatischen Lehrgebäudes zieht; hier der heilige Buonaventura, dessen ganzes Denken und Empfinden erfüllt ist von dem Verlangen nach dem Aufgehen in Gott oder, wie sich der deutsche Mystiker Eckard so treffend ausdrückt, nach der Vergottung der Seele. Das Wirken der Dominicaner, in soweit sie nicht die immer wachen Schergen der Inquisition sind, setzt Bildung voraus und ist daher auch immer nur auf die Gebildeten beschränkt geblieben; das Wirken der Franciscaner, getragen und durchglüht von gotttrunkener Gefühlsinnerlichkeit, traf tief in das Herz des Volkes, tröstete und erhob die Leidenden und Gedrückten, durchdrang die Massen.

Im Leben und Wandel des heiligen Franz von Assisi sah die glaubensselige ascetische Christenheit des Mittelalters die lebendige Wiedergeburt Christi. Es ist der Kern und die Triebkraft der sinnigen wunderreichen Legendenbildung, die sich um die Gestalt des Heiligen schlingt, diese Christusähnlichkeit immer bestimmter und absichtlicher herauszugealten.

Die Menschen flüchteten sich um so begeisterter und beglückter in diese Religion der Liebe und Demuth, der glühend schwärmerischen Andacht und Gottinnigkeit, je wilder und blutiger ringsum die Gräuelpfeiler Kriege und Bürgerkriege wütheten.

Man suchte und fand das höchste Lebensideal in der Santa pazzia, in der heiligen Thorheit, die die Niedrigkeiten der Welt verachtet und sich einzig den Weg für das Paradies bereitet.

Und wenn im Jahr 1258 plötzlich von Perugia aus jene fanatischen Schaaren der sogenannten Flagellanten oder Geißler hervorbrachen, welche zu Tausenden, Männer und Frauen, Greise und Kinder, alltäglich und allnächtlich unter erschütternden Bußgesängen und unter den entseßlichsten Selbstgeißelungen die Straßen durchzogen, so ist auch diese wahnwitzige Verzerrung nur ein Beweis, wie bis in das Innerste das Volk zerknirscht war von dem Gefühl der Sündhaftigkeit und wie reumüthig es lechzte nach der Warmherzigkeit der verzeihenden göttlichen Gnade.

Von dieser tiefen Erregung hätten Dichtung und Kunst unberührt bleiben können?

Hier vor Allem ist die tiefe kirchengeschichtliche Wendung auch eine entscheidend kunstgeschichtliche.

Es ist überall anerkannt, welche bedeutende Stellung die Franciscaner in der Geschichte der Dichtung einnehmen. Als ringsum das weltliche Lied der Troubadours blühte, erstanden in Umbrien, in der Mark, in Oberitalien aus der hochgestimmten religiösen Begeisterung der Franciscaner geistliche Sänger, welche nicht von der irdischen Liebe sangen, sondern von der himmlischen, vom Lob Gottes und der Heiligen, von den Freuden und Schmerzen der Jungfrau Maria, von den Seligkeiten des Paradieses und von den Schrecken der Hölle, und darum schon von den Zeitgenossen *Giullari di Dio*, *Joculatores Domini*, geistliche Minnesänger, genannt wurden. Wer vergift je das schreckenvoll erhabene, bis in das innerste Mark erschütternde *Dies irae*, *dies illa*? Wer vergift das tief rührende, ernst feierliche *Stabat mater dolorosa*? Wie schafft sich mit zwingender Naturgewalt die unergründliche Tiefe der Empfindung die einzig angemessene Form des machtvoll malenden Reimgefüges, das unwiderstehlich und unverlierbar in jedes fühlende Herz bringt. Es ist die Glanzzeit der kirchlichen Hymnendichtung. Und an die Seite des feierlich kirchlichen lateinischen Liebes stellt sich fortan auch in der geistlichen Dichtung das volkstümlich italienische Lied. In den öffentlichen Processionen als Lob- und Bußgesang (*Lauda*) gesungen, ist es recht eigentlich der dichterische Ausdruck des bedrängten und hoffenden schwärmerischen Volksgefühls. Der Trefflichste unter diesen volkstümlichen Franciscanerdichtern des dreizehnten Jahrhunderts ist Jacopone da Todi, der Dichter des *Stabat mater*. Seine Lieder sind ein höchstes religiöses Lyrik; die Religion schwärmerischer gottesfüllter Herzensinfaß, der Jubel der frommen Seele, die nach dem Herrn fragt, die selige Lust an Leid und Buße, an Selbst-

verachtung und Sinentödtung, das Schwelgen in der Wonne der heiligen Thorheit. Vgl. Ausgewählte Gedichte Jacopones da Todi. Deutsch von E. Schlüter und W. Stordt. Münster 1864.

Und zugleich erhebt sich, besonders in Umbrien, an der Stelle des lateinischen liturgischen Dramas der Geistlichkeit das geistliche Drama der Laien in der Volkssprache, die *Lauda drammatica*. Und ebenso entstehen in der Volkssprache immer zahlreichere Bearbeitungen der heiligen Legenden, wahre Meisterwerke novellistischer Erzählung. Die fromme Phantasie ist bestrebt, sich die heiligen Vorgänge klarer vor das Auge zu stellen und ihre Stimmungen und Beweggründe liebevoll nachzuempfinden.

Wer von den Vorgängern Dantes spricht, spricht von der Herrlichkeit und Reimkräftigkeit dieser Franciscanerdichtung.

Jedoch die Stellung der Franciscaner in der Geschichte der bildenden Künste ist noch mächtiger und nachhaltiger.

Die Franciscaner haben nicht eine so stattliche Reihe schaffender Künstler aufzuweisen, wie die Dominicaner; aber vornehmlich aus dem vertieften Innenleben, das durch die Franciscaner erweckt war, erquoll jene durchgreifende Verinnerlichung und Durchgeistigung der künstlerischen Motive, welche in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die italienische Kunst aus der Enge der byzantinischen Fesseln erlöste und zu freier volkstümlicher Eigenart führte.

Bereits der erste große Bau, welchen die Franciscaner errichteten, die Grabkirche des heiligen Franz auf der Höhe von Assisi (1228), ist der Einzug der Gothik, die soeben in Frankreich und in Deutschland machtvoll emporgeblüht war, auch in Italien. Die Gothik ist fortan bindend geblieben für alle Kirchen- und Klosterbauten, nicht blos der Franciscaner, sondern auch der Dominicaner, und hat sich in diesen Bauten zu dem eigenartigen Stil der sogenannten italienischen Gothik entwickelt, deren Schönheit und Berechtigung Jeder anerkennen wird, der sein Auge nicht einseitig an nordischen Bauten gebildet hat. Man kann es vielleicht beklagen, daß der herrschende romanische Stil eben jetzt, da er wieder zu den schönheitsvollsten antikisirenden Formen zurückkehrte, gewaltsam unterbrochen und verdrängt wurde; gewiß ist, die Gothik war die naturnothwendige Monumentalität der neuen verinnerlichten Sinnesweise.

In der Plastik der gleiche Umschwung von der antikisirenden Richtung Niccolo Pisano's zu der bewegteren Leidenschaftlichkeit seines Sohnes Giovanni Pisano.

Doch das reichste und eigenthümlichste Leben entfaltete sich in der Malerei.

Giunta Pisano, Jacobus Torriti, Cimabue, und alle die Meister, welche als die Begründer der neuen italienischen Malerei genannt werden, stehen mit den Franciscanern in engster Verbindung. Giotto, obgleich er, wie sein Gedicht über die Armuth bezeugt, die Einseitigkeiten und Ueberspannungen

des Ordens klar durchschaute, wurzelt in seiner künstlerischen Richtung durchaus im Franciscanerthum.

Wie der feierliche Goldgrund verschwindet, und der Schauplatz der heiligen Vorgänge in die Wirklichkeit der irdischen Welt verlegt wird, so erscheint jetzt auch das Seelenleben der heiligen Gestalten lediglich von rein menschlichen Stimmungen und Beweggründen bedingt; das Streben der Kunst ist, dieser psychologischen Charakteristik den zwingenden physiognomischen Ausdruck zu geben. Nicht mehr die strenge abweisende Erhabenheit der alten Mosaiken, sondern die traute Nähe des eigenen menschlichen Gemüthslebens; nicht mehr der trodene Schematismus der abgebrauchten byzantinischen Typen, sondern die gewinnende Frische naiver scharfer Naturbeobachtung und rastlos ringenden Erfindungsseifers.

Zu derselben Zeit, da Dante im „Neuen Leben“, wie man geistreich gesagt hat, den Menschen entdeckte und für die vielverschlungenen geheimnißvollen Gänge des menschlichen Herzens den verklärend dichterischen Ausdruck fand, schuf Giotto jene gewaltigen erzählenden Fresken, deren psychologische Tiefe und Vielgestaltigkeit bis auf Raffael nicht wieder erreicht worden.

Und es ist nicht zu vergessen, daß gar viele jener großen Motive, welche erst in der Renaissance zur vollen Ausbildung kamen, schon hier in der gläubig-schwärmerischen Franciscanerphantasie ihren Ursprung haben.

Die vornehmste Quelle jener entzückenden neuen christlichen Kunstmythologie, durch welche die italienische Renaissancekunst so groß geworden, ist das berühmte Buch Buonaventuras „Meditatio Vitae Christi“ (Opp. Pelletier. Tom. 12); dasselbe Buch, aus welchem auch Jacopone da Todi und die geistlichen Schauspieler des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts (Sacre Rappresentazioni) ihre belebten dramatischen Schilderungen schöpften.

Buonaventuras Leben Christi ist eine novellistische Ausführung der Umriffe der biblischen Erzählung. Es erfindet nicht neue Begebenheiten, aber es malt die überlieferten individueller aus; mit feinem Blick und sinnigem Verständnis für die inneren Seelenbewegungen der Handelnden. Ein solches Buch konnte nur eine Zeit schaffen, in welcher die Legendenbildung noch thätig war.

Es ist eine unscheinbare Thatsache, aber eine den mächtigen künstlerischen Einfluß Buonaventuras unzweideutig beweisende, daß in den Darstellungen der heiligen drei Könige fortan die Anbetenden als Zeichen der Huldigung und Verehrung dem Kind den Fuß küssen, während die Katakombenbilder und die Bilder des byzantinischen und romanischen Stils bisher immer nur ganz ausschließlich das Darbringen der Geschenke dargestellt hatten. Das Motiv des Fußkusses stützt sich auf das 10. Kapitel der Meditatio (a. a. O. S. 522). Die berühmte Darstellung der heiligen drei Könige von Gentile da Fabriano in der Akademie zu Florenz, die inschriftlich aus dem Jahre 1423 ist, stimmt Zug für Zug mit dem Entwurf Buonaventuras.

Von Buonaventura stammt vor Allem auch jene fruchtbarste Erweiterung des Madonnenideals, welche sich nicht mehr einzig auf die Darstellung der feierlich thronenden Muttergottes beschränkt, sondern mit ergreifender Innigkeit die tiefe Poesie dieses geheimnißvollen Mutterglüdes schildert. Die holde junge Mutter, die in süßer Seligkeit ihr Kind liebt und kost, und doch, weil sie weiß, daß dieses Kind Gott ist, es in demuthsvoller Ehrfurcht verehrt und anbetet.

Die betreffende Stelle Buonaventuras lautet (a. a. O. S. 523): „O, mit welcher Sorgfalt und Emsigkeit wachte die Mutter über den Jesusknaben und zugleich mit welcher Ehrerbietung und Furcht! Mit gebeugtem Knie (*flexis genibus*) nahm sie ihn, von dem sie wußte, daß er ihr Gott und ihr Herr sei, in Empfang und legte ihn in die Wiege; und zugleich mit welcher Liebe und mütterlichen Zuberjicht erfaßte sie ihn, küßte ihn, herzte ihn, von dem sie wußte, daß er ihr Sohn sei! Wie oft blickte sie ihm in das Angesicht, wie oft berührte sie die Glieder seines heiligen Körpers! Mit welcher Lust nährte sie ihn! Sie empfand in der Nahrung eines solchen Sohnes eine solche Süßigkeit, wie sie kein anderes Weib empfinden kann“. Wir finden die gleiche freudige Ausmalung der Mutterseeligkeit Marias in den Gedichten Jacopones da Todi und in der bekannten Hymne *Stabat Mater speciosa*, dem herrlichen Gegenbild des *Stabat Mater dolorosa*.

Wir wissen, mit welcher unerforschlichen Liebe und Freude die Frührenaissance immer und immer auf dieses Motiv zurückkommt, wie die heilige Jungfrau liebend auf das Kind blickt und gläubig vor ihm niedergefunken ist in warmer Andacht; durchbebt von dem wunderbaren Doppelgefühl schützender mütterlicher Liebe und demüthig ergebener Ehrfurcht. Es ist überaus bedeutsam, daß es vornehmlich umbrische Maler waren, welche dieses Motiv mit entschiedenster Vorliebe behandelten. Gentile da Fabriano hat es zuerst angewendet, 1423 in einer Predella zu seinem berühmten Bild von der Anbetung der heiligen drei Könige und in einem kleinen Marienbild, das sich jetzt in der Pia Casa della Misericordia zu Pisa befindet. In Pietro Perugino und Pinturricchio fand es seine höchste Verklärung.

Und wir wissen, welch eine unermessliche Fülle lieblichster und gedankentiefster Madonnenbilder, nicht bloß in der italienischen, sondern auch in der deutschen Kunst, hervorgegangen ist aus der Darstellung jenes rein menschlichen holden Zusammenseins von Mutter und Kind, die sich allmählich in folgerichtiger Entwicklung zur Darstellung der heiligen Familie vertiefte. Und auch hier ist es wieder bedeutsam, daß es Fra Filippo, ein Franciscanermönch, war, der zuerst in diese hoheitsvolle Familienidylle den kleinen Johannisknaben zog, als kindlichen Spielgenossen, aber als Spielgenossen, der in träumerischer Unbewußtheit ehrfurchtsvoll vor dem Christuskind sein Knie beugt und mit dem Spielwerk des Kreuzes auf das kommende Erlösungswerk deutet.

Aus diesem Boden erwuchsen die unvergleichlichen Madonnenbilder Raffaels.



Die Karolinger.

Trauerspiel in vier Acten von Ernst von Wildenbruch.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Eine historische Tragödie in Versen, die nicht bloß eine bemerkenswerthe dichterische Begabung, sondern auch eine bei uns ganz ungewöhnliche Erkenntniß und Veranlagung zur Hervorbringung des theatralisch Wirkamen bekundet, und die einen unbestrittenen und großen Erfolg davonträgt — das ist etwas so Seltenes, daß eine eingehendere Besprechung dieser erfreulichen Thatsache statthaft erscheint. Der Dichter, dem dieser Wurf gelungen ist, heißt Ernst von Wildenbruch und sein Trauerspiel „Die Karolinger“.

Ernst von Wildenbruch ist schon seit geraumer Zeit schriftstellerisch thätig. Er hat größere epische Dichtungen veröffentlicht, die sich der geräuschlosen Anerkennung der gebildeten Kreise zu erfreuen gehabt haben; er hat feinsinnige und geschmackvolle Erzählungen geschrieben und schon vor längerer Zeit ein verdienstliches Theaterstück, „Der Mennonit“, zur Aufführung gebracht; die allgemeine Aufmerksamkeit hat er aber erst durch seine neueste Dichtung, „Die Karolinger“, auf sich gelenkt.

Der Dichter hat alle die trüben und kläglichen Ereignisse, welche den letzten Abschnitt im Leben Ludwigs des Frommen, von der zweiten Vermählung des Kaisers mit der schönen Judith an bis zu seinem Tode, anfüllen, mit durchaus berechtigter poetischer Freiheit für seine dramatische Handlung verwerthet und diese alle in Zusammenhang gebracht mit dem Grafen Bernhard von Barcelona, Herzog von Septimanie, der zeitweilig als Günstling eine einflußreiche Stellung am Hofe des Kaisers Ludwig inne hatte und dem vom Volke ein strafbares Liebesverhältniß mit der jugendlich schönen Frau des gebrech-

lichen und uninteressanten Fürsten, mit Judith, nachgesagt wurde. Diese im Halbdunkel der Geschichte sich bewegende Gestalt des Herzogs Bernhard, welche die Sage in intimen Zusammenhang mit der jungen Kaiserin bringt, ist zum Helden eines geschichtlichen Trauerspiels wie geschaffen; und es spricht für das scharfe Auge des Dichters, daß er gerade diese erspäht, und für seine Gestaltungskraft, daß er deren verschwommene Züge durch die Dichtung gefestigt und das Schattenhafte zum frischen Leben gewandelt hat.

Graf Bernhard von Barcelona ist daher der Held des Dramas. Er hat in Spanien siegreich gegen die Mauren gekämpft und die Tochter des besiegten Maurenfürsten El-Moheira, die schöne Hamatellima, die in leidenschaftlicher Liebe für ihn entbrannt ist, entführt. Bis nach Worms, wo Bernhard seinem Kaiser und Herrn den Sieg in Spanien vermelden will, ist die schöne Maurin, die nur von ihrem alten und treuen Diener Abdallah begleitet ist, ihm gefolgt.

Am Kaiserhof zu Worms herrscht große Aufregung. Kaiser Ludwig, der das Reich unter seine drei Söhne, Lothar, Ludwig den Deutschen und Pipin, vertheilt hat, wird von seiner zweiten Gemahlin, Judith, bestürmt, eine neue Theilung vorzunehmen, um dem nachgeborenen Halbbruder, ihrem Sohne Karl, einen brüderlichen Antheil am Erbe Karls des Großen zu sichern. Der fromme Ludwig scheint nicht abgeneigt zu sein, den dringenden Bitten seiner verführerischen jungen Frau zu willfahren, denn sein jüngstes Kind, Karl, ist eben sein Liebling. Durch den Abt von Corvey, den patriotischen Wala, der die von Judith geforderte abermalige Theilung des Reiches mit warmer Beredsamkeit bekämpft, weil er diese nochmalige Zerstücklung für gleichbedeutend hält mit dem Untergang des Reiches, läßt sich der schwache Kaiser indessen bestimmen, den Wunsch seines Herzens aufzugeben. Er beauftragt den Abt, von dem Reichstage, der zusammentreten wird, die Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes bestätigen zu lassen. Die drei erstgeborenen Söhne, Lothar, Ludwig und Pipin, sollen also ihre Besitzthümer und den königlichen Titel behalten, während der nachgeborene Karl durch reichliche Verleihung von Gut und Lehen abzufinden wäre. Judith ist somit einstweilen die Besiegte. Da naht Graf Bernhard von Barcelona dem kaiserlichen Throne und verkündet seinem Herrn den vollständigen Sieg, den er über die Mauren auf der Pyrenäenhalbinsel errungen hat. Der hoch erfreute Kaiser verleiht dem Helden die höchste Würde des Reiches: er ernennt Bernhard zu seinem Kämmerer. Während der Kaiser und sein Gefolge in der Kapelle dem Herrn für diese neue Gnade danken, er bietet sich Bernhard Judith, die sich im Schmerze über ihre Niederlage und über die harte Kränkung ihres Sohnes Karl dem Zuge nicht angeschlossen hat, ihr dennoch zum Siege zu verhelfen. Die vereinsamte Kaiserin findet somit plötzlich und unerwartet einen starken Bundesgenossen; und sie ist um so geneigter, auf die angetragene Verbündung einzugehen, als ihr Bernhard zugleich in feurigen Worten seine Liebe erklärt. Seit langen Jahren trägt Bernhard die Liebe zu Judith in seinem Herzen. Er hat

Judith an dem verhängnißvollen Tag, da Ludwig sie zur Gemahlin wählte, erblickt und sich beim ersten Anblick leidenschaftlich in das herrliche Weib verliebt:

„ . . . Am Tage war's zu Strahburg,
Als nach dem Tod der blonden Trunegard
Ludwig der Kaiser sich die schönste wählte
Von all den schönen Franken-Frauen . . .
Ich sah
Den holden Kranz von Blüth'nder Frauenschönheit,
Doch da kam Eine — und ein staunend Flüstern
Dief durch die Reihen — und mein knirschend Herz
Schrie auf zum Himmel: Alle laß ihn wählen,
Nur diese nicht! Nicht Judith, Tochter Welfs —
Und unter Allen wählte Ludwig Euch! — —“

Die Kaiserin vernimmt diese Worte mit tiefer Erregung:

„Tödtliche Schuld ist jedes dieser Worte,
Verbrecher, wer sie spricht, und Frevlerin,
Wer ihnen lauscht! Ich weiß — dies war die Sprache,
Die in der Menschheit unbewachter Stunde
Vom Sündenbaume der Versuchung klang.“

Die Mutterliebe indessen spricht in diesem Augenblicke stärker in ihr als die Pflicht der Gattin. Der Gedanke, daß ihr Sohn Karl in dem thatkräftigen Grafen von Barcelona einen Verfechter seiner Rechte finden werde, unterjocht alle andern Bedenken, und sie schlägt in die Hand, die Bernhard ihr darreicht, ein. Damit schließt der erste Aufzug.

Der Dichter macht es dem Grafen Bernhard nun allerdings etwas leicht, in Worms die entscheidende Persönlichkeit zu werden. In der Voraussicht, daß sich der Kaiser durch Judith bestimmen lassen würde, die drei erstgeborenen Söhne in ihrer bisherigen Herrschaft zu Gunsten des nachgeborenen Karl zu schmälern, haben diese sich verabrebet, für den Fall, daß Derartiges wirklich geschehen sollte, mit Gewalt gegen den kaiserlichen Vater aufzutreten. Lothar und Ludwig sind allein dem Rufe nach Worms gefolgt, während Pipin sich unter irgend einem Vorwande der Einladung zum Reichstage entzogen hat. Thatsächlich hat dieser im Geheimen alle seine Truppen herangezogen und um Worms vereinigt, um eben für den schon erwähnten Fall, daß der Reichstag nicht nach den Wünschen der drei Brüder verlaufen sollte, den kaiserlichen Vater zu überfallen und ihm die Geheße der Söhne aufzuerlegen. Die wichtige Botschaft, daß Pipin mit den Seinigen kriegsbereit vor Worms steht, hat dieser zwei maurischen Gesandten aufgetragen, die von den Leuten Pipins aufgegriffen und vor den König geführt worden waren. Pipin entläßt die Mauren, nachdem sie als ihr Reiseziel Worms angegeben haben, mit der Weisung, dem König Lothar zu sagen:

„Alles ist bereit;
Ich bin vor Worms zum festgesetzten Tag
Und halte Euch das Reg — schafft ihr die Fische!“

Wie kommt Pipin dazu, fragt man sich, gerade diese beiden Mauren,

deren persönliche Verlässlichkeit ihm gänzlich unbekannt ist, mit so wichtiger Botschaft zu betrauen? Weshalb sendet er nicht einen der Seinigen? Der Dichter beantwortet diese Frage:

„Er kann von seinen Leuten keinen senden,
Will er Verdacht nicht wecken.“

In diesem Falle läßt sich aber doch erwarten, daß er den Mauren den gemessenen Befehl gibt, die Botschaft lediglich dem König Lothar und ganz im Geheimen zu bestellen und bei Leibe nichts an einen Dritten darüber verlauten zu lassen! Daß es sich um etwas außergewöhnlich Wichtiges handelt, geht ja schon aus der Form der Botschaft selbst deutlich hervor, die, wenn es erlaubt ist, einen modernen Ausdruck anzuwenden, gewissermaßen eine chiffrierte Depesche ist. Der Chiffre ist allerdings unendlich naiv. Nun, wie dem auch sei, offenbar ist der Depeschendienst zu jener Zeit nach den Auffassungen des Dichters ein ganz unerlaubt unzuverlässiger gewesen. Die beiden Mauren, die von ihrem Fürsten abgesandt sind, um Hamatellina von Bernhard auszulösen, haben nichts Eiligeres zu thun, als Bernhard, der von ihnen als Lösegeld die Mittheilung ihrer Botschaft an Lothar verlangt, das Geheimniß zu verrathen. Nicht nur das, auf Bernhards Befehl erklären sich die Mauren sogar bereit, die Botschaft an Lothar unter denjenigen Bedingungen auszurichten, die Bernhard selbst bestimmen werde. Auf diese Weise ist denn freilich Bernhard — der Einzige, der am Hofe von der geplanten pietätlosen Gewaltthat der älteren Söhne Ludwigs gegen ihren Vater unterrichtet ist — mit einem Schlage Herr der Situation, dank der unerklärlichen Naivetät, man darf beinahe sagen: dem frebelhaften Leichtsinne des Pipin. So gerüstet kann Bernhard allerdings dem Reichstage, der die früheren Rechte der drei älteren Söhne Ludwigs bekräftigen soll, mit Ruhe entgegensehen. Er weiß im Voraus, daß er einen Schlag führen kann, der verberberisch auf diese niederfallen muß.

Der Reichstag tritt zusammen, Wala hält die Thronrede, um unsere moderne Terminologie aus Bequemlichkeitsgründen beizubehalten, und legt das Gesetz vor, das die Königswürde und die unverminderte Herrschaft der drei älteren Brüder aufrecht erhält und den nachgeborenen, Karl, mit Gut und Loth entschädigt. Der Gesetzentwurf wird einstimmig angenommen, und der Reichstag soll nach dieser kurz gethanen Arbeit geschlossen werden, als Bernhard aufspringt, gegen den Schluß protestirt und alles das, was der Reichstag soeben beschlossen hat, für null und nichtig erklärt; denn diese Beschlüsse seien nicht, wie es die Verfassung fordert, von friedlichen unbewaffneten Männern gefaßt, sondern unter dem Drucke der Gewalt: Pipins Heer stehe vor Worms und warte nur auf die Weisung Lothars, um den Reichstag und den Kaiser für den Fall, daß diese ihren Wünschen nicht willfahren würden, zu überfallen. Großer Tumult. Lothar zieht Bernhard der frechen Lüge. Da erscheinen auf einen Wink des Grafen von Barcelona die beiden Mauren und richten in aller Harmlosigkeit vor dem Kaiser, den königlichen Söhnen

und den Großen des Landes ihren Auftrag aus: die durchsichtige Parabel von dem Neß und den Fischen. Gibt man einmal diese wirklich unerhört naive Voraussetzung zu, so muß man gestehen, daß die Consequenzen, die der Dichter daraus zieht, von großer theatralischer Wirkung sind. Der Botschaft folgt natürlich ein stürmischer Austritt. Der lammfromme Ludwig wird, als er von dem ruchlosen Vorhaben seiner Söhne die niedererschmetternde Kunde empfängt, auf einmal, wenigstens in Worten, energisch. „Brut der Unnatur!“ ruft er zornerglühend den älteren Söhnen zu:

„Ihr küßt des Vaters Hand, so lang' sie schenkt,
Und heißt hinein, wenn sie zu schenken aufhört.“

Er vernichtet, ganz wie Bernhard es erwartet hatte, den Beschluß des Reichstages; und nun läßt auch Lothar die Maske fallen und empört sich offen wider den Vater. Mit Schimpf und Hohn behandelt er den alten Mann:

„Man rechnet nicht mit Kindern und mit Greisen . . .
Besorgt für Kaiser Ludwig eine Spindel
Und aus dem Flachs macht seinem Weib 'nen Bart!“

So spricht der Sohn vom Vater! Daß in diesen Worten eine energische Poesie enthalten ist, soll nicht bestritten werden; aber dieser Lothar wirkt doch gar zu widerwärtig, und es würde der dramatischen Wirkung schwerlich Abbruch gethan haben, wenn diese schauerhafte Pietätlosigkeit erheblich gemildert wäre.

Mit derselben Krone, die Bernhard dem Maurenfürsten entrißen hat, soll der junge Karl nun von Kaiser Ludwig gekrönt werden. Da tritt noch einmal der weise patriotische Wala dazwischen, um im letzten Augenblicke noch das heranziehende Unheil zu beschwören. Wala sieht ein, daß er nur dann wirken kann, wenn er dem Störenfried Bernhard entschieden gegenübertritt. Er bezieht ihn, daß er durch unlautere Beweggründe dazu getrieben werde, die Saat der Zwietracht zwischen Vater und Söhnen zu streuen. Er deutet in nicht mißzuverstehender Weise an, daß Bernhard Judith liebe, und er schiebt ihm den Reinigungseid zu. Bernhard aber ist nicht der Mann, der sich vor einem Meineide fürchtet, und in feierlicher Haltung, mit der erhobenen Rechten schwört er kaltblütig, wie Wala gefordert, daß er nur aus Treue für Ludwig, seinen Herrn, gehandelt habe:

„So schmett're mich der Donner Gottes nieder
Und tilge mich hinweg von diesem Fleck,
Wenn Falschheit wohnt in meinem Eid' — ich schwör's!“

Darauf krönt Ludwig seinen Sohn Karl, und während Lothar, Ludwig und deren Anhänger mit wüsten Scheltworten gegen den schwachen Vater: „den scheinheiligen, gleißnerischen Graubart“, stürmisch ausbrechen, um in offener Empörung gegen den Kaiser ihre Rechte geltend zu machen, fällt der Vorhang.

Alles das ist durchaus bühnengerecht und von passender Wirkung. Lauter Beifall ertönt, und der anwesende Dichter wird gerufen. Aber im Zwischenacte kommen einem doch manche Bedenken. Abgesehen von der das Maß des Erlaubten übersteigenden Zumuthung an den Zuschauer: die Uebermittlung

der wichtigen Botschaft Pipins an Lothar in der vom Dichter gebotenen Weise zu acceptiren, wird man irre an dem Helden. Was wir von Bernhard bisher gehört haben, ist eher geeignet, unsre Sympathie als das entgegengesetzte Gefühl zu erwecken. Ein starker und mächtiger Ehrgeiz erfüllt ihn, und dieser wird, so scheint es uns, noch geschürt durch das warme Gefühl einer echten tragischen Liebe für Judith, die Gemahlin des Kaisers. Diese Liebe mag für ihn verhängnißvoll werden, aber sie ist nur geeignet, unsre Theilnahme für den unglücklichen Helden zu steigern. Und nun schwört dieser Mann in feierlichster Stunde und in feierlichster Weise seine Liebe ab! Nimmt er es so leicht mit dem Eide, dann liegt zwischen ihm und allen, die da glauben, daß ein gegebenes Wort hienieden noch gelte und daß das dem höchsten Wesen gegebene Wort vor allem zu gelten habe, eine Welt; dann ist er für das gemeine Verständniß zu gewaltig oder zu erbärmlich. Kurzum: dieser Bernhard wird uns entrückt und räthselhaft, und wir haben fast ein Gefühl des Bedauerns darüber, daß wir uns einige Zeit in Wohlgefinnung zu ihm hingezogen gefühlt haben. Er will also wohl nur zur Macht gelangen, und dazu ist ihm ein jedes, auch das verwerflichste Mittel recht? Er liebt Judith nicht?

Mit diesem Gefühle sehen wir den Vorgängen entgegen, die sich nun während des dritten Aufzuges entrollen sollen. Wir erblicken einen Saal, der im Hintergrunde den Blick auf den mondbeschienenen Garten gewährt, und in diesem Gemache ein durch Vorhänge schließbares Ruhebett, auf welchem der junge König Karl friedlich schlummert, während seine Mutter, Judith, an seinem Lager wacht. Ihre ersten Worte bestreben uns noch mehr. Während Bernhard durch seine Handlungen unserm Herzen sich abgewandt hat, scheint er das der Judith nunmehr schon ganz erobert zu haben. Wir haben bis jetzt Judith und Bernhard nur einmal im Zwiegespräch belauschen können: bei ihrer ersten Begegnung. Wir haben gesehen und gehört, wie Judith den kühnen Grafen hier zum ersten Mal erblickt. Die stürmische Liebeserklärung hat sie förmlich betäubt, und sie ist fast Willens gewesen, den Frebler, der ihr, der Kaiserin, so unehrerbietig zu nahen sich unterstanden hat, dem Zorn ihres beleidigten Gemahls zu opfern; aber sie ist eben doch ein Weib, das, wenn es auch noch so unwillig über die Zudringlichkeiten eines Liebhabers sein will, es im Grunde des Herzens doch ganz gern hört, daß es leidenschaftlich geliebt wird. Und dann bestimmt sie, wie schon gesagt, die Liebe für ihren Sohn dazu, sich mit Bernhard zu vereinigen. Aber der Weg, der zwischen diesem politischen Bündnisse und einem strafbaren Liebesbunde liegt, ist doch sehr groß, und dieser wird von Judith mit einem einzigen Satze zurückgelegt. Sobald Karl durch Bernhard die von ihr heißbegehrte Krone empfangen hat, entflammt sie in unerwarteter Leidenschaft für den kühnen Grafen:

„Bernhard — — sprich leise diesen Namen, Herz;
Daß er nicht töne in den Traum des Sohnes!
Ihr wilden Ströme, die in diesem Busen
Aufbrandend steigen, wo ist Euer Ziel?“

Diese ehebrecherische Liebe aus politischer Befriedigung — wir verstehen sie nicht. Aber wir sollen noch mehr befremdet werden. Hier in dieses Zimmer, in dem die Mutter am Ruhebetto ihres schlafenden Kindes gegen ihre sündhaften Gedanken vergeblich ankämpft, tritt Bernhard. Nun wird es für uns ganz klar, daß es zwischen den Beiden schon ziemlich weit gekommen ist: sie buzen sich bereits, und Bernhard spricht nun mit verstärkter Leidenschaftlichkeit von seiner Liebe für Judith. Wunderbar, daß sich das Paar gerade das Zimmer aussucht, in dem der erwachsene Sohn schläft! Wenn Bernhards feuriger Redefluß plötzlich gedämmt wird durch die nüchterne Bemerkung Judiths: „Leise, wecke nicht den Schläfer auf!“ — so hilft mir nur die Komik über das Gefühl des Widerwillens, der in mir aufzusteigen droht, hinweg. Uebrigens hat diese Scene, die reich ist an poetischen Wendungen, den großen Vortheil, den Charakter Bernhards nunmehr deutlicher zu zeichnen. Wir lernen ihn kennen als einen unerschrockenen, zu jeder That bereiten Mann, der nur durch eine Gewalt getrieben wird: durch den Ehrgeiz. Das Wort „schneidig“, das in neuester Zeit so viel gebraucht wird, scheint für ihn eigens erfunden zu sein. Alles, was für andere Menschenfinder Sitte und Pflicht bedeutet, ist in seinen Augen nichtig und inhaltsleer, und der „furchtbare Mann“, wie ihn Judith nennt, hat den vollen Muth seiner Meinung. Die erste Satzung seines sittlichen Katechismus ist die:

„Pflicht ist ein Wort, das Menschen sich erfanden;
Natur war längst geboren vor der Pflicht.“

Diese Verneinung des kategorischen Imperativs der Pflicht findet in Bernhards Munde in demselben Ausritte noch einen andern und einen noch energischeren Ausdruck. Im Gegensatz zu dem großen Verkünder der sittlichsten Weltweisheit, daß der Mensch lebt, nicht um glücklich zu sein, sondern um seine Pflicht zu thun, sagt Bernhard:

„Glück sinne ich, das Deiner werth und meiner!
Wir leben einmal nur auf dieser Erde;
Nur einmal einen Willen sich und Kräfte,
Und sagen uns: gebrauchte, wir sind da.
Ein Stümper, wer aus diesem Leben geht,
Das halb er kostete, die andre Hälfte
Zur Beute lassend schwachgejunnten Thoren.“

Ganz in demselben Sinne erklärt er das Unrecht lediglich für „ein Wort, dem Jeder Inhalt giebt, soviel er will“. Und ganz auf derselben Höhe dieser sittlichen Anschauung stehen Bernhards Auffassungen von Schuld und Gewissen:

„Dies Wort Schuld
Ist nur der Seufzer der Ertrinkenden,
Die in dem Lebensocean der Kräfte
Zu schwach zu schwimmen. — Du sei meine Göttin,
Die Du den Abgrund zwischen Recht und Unrecht
Im Löwensprunge überwältigst, That! . . .“
„Gewissen ist ein Ecelenzeitvertreib
Für müß'ge Stunden. Fort mit dem Gewissen,
So lange Thaten zu vollbringen sind.“

Nun darf es uns nicht mehr verwundern, daß ein Mann, der die Verleugnung aller sittlichen Grundsätze zum Grundsatz seines Daseins gemacht hat, ohne seelische Anstrengung Dinge vollbringt, die einen jeden nach gemeiner Schätzung halbwegs anständigen Menschen mit Schauer erfüllen müssen. Der ruchlose, noch durch eine freche und erlogene Feierlichkeit verstärkte Meineid erscheint uns nun gar nicht mehr so ungeheuerlich wie in dem Augenblicke, da wir durch diesen Frevel überrascht werden, und wie er uns eigentlich immer erscheinen sollte. Die matte und nicht sehr tiefgreifende Erklärung, die Bernhard selbst Judith darüber gibt:

„Man fürchtet nur den Gott, an den man glaubt“, dünkt uns jetzt beinahe ausreichend; denn wir haben uns ja von diesem Bernhard noch ganz anderer Dinge zu versehen! Bernhard sinnt ganz ernsthaft darauf, den alten Kaiser Ludwig, der störend zwischen ihm und Judith steht, „das grauhaarige Hinderniß“, wie er ihn wenig respectvoll nennt, aus dem Wege zu räumen. Und was er plant, verbirgt er nicht etwa; er deutet es sogar Judith in nicht mißzuerstehender Weise an. Judith fährt bei dieser Mittheilung, um dem allgemein gefühlten Bedürfnisse ihrer Weiblichkeit zu entsprechen, freilich einigermaßen schauernd zusammen, aber sie ist dem „furchtbaren Manne“ darum eigentlich nicht so recht böse, und sie gibt sogar zu, daß der Vereinigung der beiden edlen Seelen nichts mehr im Wege stehen würde, wenn eben jenes „grauhaarige Hinderniß“ beseitigt würde.

„Wenn jenes Eine fehlte, was uns scheidet,
Weib meines Lebens — wärst Du mein?“

sagt Bernhard, und Judith flüstert holdselig:

„Ich glaube“.

Und dieses kosende Zwiesgespräch erfolgt in demselben Raum, wo der erwachsene Junge noch immer schläft! Der Verführer sinnt auf Ermordung des Gatten, die Gattin entzieht sich nicht der Auffassung, daß dadurch ein Zustand geschaffen würde, der ungleich bequemer wäre als der jetzige, und der Sohn schläft dazu! Das ist thatsächlich die Situation, wie sie Wildenbruch zu schaffen gewagt hat. Es gehört dazu eine Redheit und Naivetät, wie sie nur dem kindlichen Sinne des wahren Dichters zu eigen sind. Und daß diese Situation nicht erbarmungslos niedergepiffen wird, sondern thatsächlich einen tiefen Eindruck macht, scheint mir bededter denn alles Andere für Wildenbruchs ernsthaftes Talent zu sprechen.

Karl schläft. Da die Scene zwischen den Beiden etwas lebhaft zu werden anfängt, ist die Gefahr vorhanden, daß er aufgeweckt wird, und Bernhard rath also seiner Geliebten an, lieber in den Garten zu gehen und da auf ihn zu warten. Judith geht. Unsr Gedanken begleiten sie auf den mondbeschiedenen Pfaden des Parks, und wir fragen uns: was mag jetzt in dieser Frau vorgehen? Sie steht im Begriff, den Ehebruch, der noch nicht consumirt zu sein scheint, jetzt perfect zu machen. Sie weiß, der Verführer, — derselbe Mann, der kaltblütig die Ermordung ihres Gatten plant, und bei dem der

sprung vom Plane bis zur That bald geschehen ist, — weßt jetzt ihren Sohn und hält ihm eine Vorlesung über die Pflichten des Herrschers. Den Mörder des Vaters, den Pädagogen des Sohnes liebt sie, sie ist bereit, sich ihm hinzugeben und muß nun im Mondenschein warten, bis er kommt. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche; aber mir will es scheinen, als ob durch dieses Warten das ganze Verhältniß zwischen Bernhard und Judith unerträglich prosaisch würde und deshalb tief verletzen müsse. Selbst im poetischen Mondescheine bleibt das Häßliche häßlich! Wildenbruch's guter Genius hat es indessen vermocht, daß wir auch darüber während der Vorstellung hinwegkommen, denn die Scene zwischen Bernhard und Karl ist so vorzüglich, so wahrhaft dichterisch, daß wir im Theater einstweilen die einsam im Mondeslichte wandelnde Judith, die mit fliegenden Füßen Bernhard erwartet, vergessen können. Bernhard stachelt also den jungen König zur Thatkraft auf, und es gelingt ihm, den halb erwachsenen Knaben zu einem Manne zu kräftigen.

Nun, da Bernhard den Jüngling genügend gestählt hat, um ihn als Werkzeug seiner Pläne zu gebrauchen, ist die Ermordung des Vaters, Ludwig, für ihn eine beschlossene Thatsache. Er macht sich das nach seiner Philosophie ganz mundgerecht. Er preist den frischen, fröhlichen Meuchelmord mit hohen Worten, mit jener hellen Begeisterung, die nur das Gefühl, das Gute und Wahre zu thun, verleiht:

„Ja, Tod sei mein Genosß; Du Bluterfrischer
In dieses Lebens schalem Einerlei,
Tragöde du im Possenspiel der Welt!
Ludwig, Du mußt hinweg, Du bist zuviel —“

Bernhard, der den Mord als „Bluterfrischer in dieses Lebens schalem Einerlei“ verherrlicht — es ist der Mord, nicht der Tod — steht ungefähr auf dem sittlichen Standpunkte jenes Vaternörders, der die Richter um mildernde Umstände bat, weil er eine Waise sei. Und nun soll das Blut auf der Stelle erfrischt werden. Dem Begleiter seiner maurischen Geliebten, Abdallah, der aus seiner märchenhaften Heimat todbringende, oder wie Bernhard sagen würde: bluterfrischende Kräuter mitgebracht hat, gibt er die Weisung, den Inbegriff der holden Schlummerjäste herzustellen und einen Trank zu brauen, der eilig trunken macht. Nachdem sich Bernhard Abdallah's Beistand gesichert hat, begibt er sich nun in den verhängnißvollen Garten. Was da geschieht, wird uns durch Hamatellina, die maurische Geliebte, die wir beinahe schon vergessen haben, offenbart. Sie sieht dort einen Mann:

„Und tief in dieses Mannes Arm geschmiegt
Haupt dicht an Haupt, und flüsternd bang und süß
Worte, wie man sie lernt an Bernhards Herzen —
Ein Weib . . . In langem dunklen Schleier,
Saß jenes Weib geschmiegt an Deine Brust . . .“

Sie will noch mehr sagen, aber Bernhard verschließt ihr energisch den Mund: er sticht sie nieder. Ehe es zu einer Auseinandersetzung zwischen

Bernhard und den maurischen Gesandten kommen kann, greift die Geschichte in das Drama wieder ein. Lothar, Pipin und Ludwig kündigen ihrem kaiserlichen Vater Fehde und laden ihn zur blutigen Entscheidung auf's „rothe Feld“ bei Colmar.

Da finden wir zu Beginn des vierten und letzten Aufzuges den todtkranken Kaiser und die Seinigen. Abdallah's Gäste beginnen ihr blut-erfrischendes Werk zu thun. Eine schöne und ergreifende Scene spielt sich zwischen Ludwig, Judith und Karl ab. Wildenbruch ist vor der Kühnheit nicht zurückgeschreckt, den Sohn gewissermaßen als Untersuchungsrichter der des Ehebruchs verdächtigen Mutter gegenüberzustellen. Die Situation selbst ist wiederum sehr peinlich, und wäre sie weniger beherzt angefaßt, so würde sie wie eine Rohheit wirken. Aber hier hat Wildenbruch vollkommen die Schwierigkeit seiner Aufgabe bewältigt. In dieser Scene ist etwas Einfaches und Großartiges, das tief ergreifend wirkt.

Ganz den theatralischen Geboten gehorchend hat Wildenbruch nun in schneller, fast betäubend schneller Folge zum Schluß des Dramas die Ereignisse aneinandergedrängt. Durch Walas Einwirkung werden die rebellischen Söhne vom Pfade der Unnatur abgedrängt und zur Versöhnung mit ihrem Vater geleitet. Friedfertig erscheinen sie an dem kaiserlichen Hoflager — zu spät, die letzte Stunde des unglücklichen Vaters soll nicht mehr verklärt werden durch die Freude, mit seinen Kindern sich auszugleichen. Als Walas ihm das Wort der Versöhnung verkünden will, hat sein Herz den letzten Schlag schon gethan.

Bernhard glaubt am Ziele zu sein, da tritt Abdallah als furchtbarer Ankläger gegen ihn auf. Er offenbart das Geheimniß von Ludwigs Tode, und nun soll Judith das Urtheil über Bernhard sprechen, das da lautet: Tod durch das Schwert. Sie bringt das Wort nicht über die Lippen, die Stimme versagt ihr, und sie bricht ohnmächtig zusammen. Bernhard kniet neben ihr nieder; Karl, der den geheimnißvollen Bund zwischen seiner Mutter und Bernhard kennt, will ihn zurückstoßen, und da sagt Bernhard die unbedingtesten Worte:

„Aus meinem Wege, Du! Verderben Jedem,
Der mir mein Recht an diesem Weibe nimmt!
Mein war sie, eh' sie Eures Vaters war,
Mein ist sie heute, und mein soll sie bleiben!“

Was diese überflüssige Lüge, diese entbehrliche Verdächtigung der Geliebten in dieser Stunde, die, wie Bernhard sehr wohl weiß, eine der letzten seines Lebens sein muß, eigentlich bedeuten soll, ist mir vollkommen unverständlich geblieben. Die Karolinger dringen nun mit gezückten Schwertern auf Bernhard ein und strecken ihn nieder.

„Zerissen von der Karolinger Meute,“ endet der ehrgeizige Mann, das Opfer seiner eigenen unseligen und verhängnißvollen Weltanschauung. Er stirbt wie Talbot mit Worten der Selbstverherrlichung und bleibt sich also auch im Tode getreu; denn daß er keine geringe Schätzung seines

eigenen Werthes hat, beweisen viele seiner etwas gar zu prahlerischen Aussprüche.

Aber wenn dieser Bernhard auch den Mund oft etwas zu voll nimmt, und wenn er auch von alledem, was unsere Gesellschaft in ihrem Innersten zusammenhält, die verderblichsten Auffassungen hegt, — Gefinnungen, deren Verwirklichung den menschlichen Zusammenhang sprengen, die Möglichkeit eines jeden Fortschritts ausschließen, die Cultur vernichten und einen Zustand der wilden Barbarei, in dem der eigene Vortheil um jeden Preis als das höchste Gebot gilt, herbeiführen müßte, — so läßt sich doch nicht leugnen, daß er so, wie ihn Wildenbruch gestaltet hat, ein ganzer Mann ist, mit springenden Muskeln und kräftigen Gliedern. Ich stehe gar nicht an, diesem Bernhard unter den dramatischen Gebilden der neueren Zeit eine der hervorragendsten Stellen anzuweisen.

Aus den zahlreichen eingestreuten Citaten hat man schon ersehen, daß Wildenbruch in schöner, gehobener und bilbreicher Sprache zu uns redet, und dieser Reichthum an Bildern ist solide; es sind nicht Schwindelpapiere von fabelhaftem Nennwerth, es ist Edelmetall in scharfer und guter Prägung. Offenbar hat sich Wildenbruch an seinem großen Landsmann, Heinrich von Kleist, gebildet. Den Einfluß unsres gewaltigen preussischen Dramatikers auf den aufstrebenden Jüngeren kann man ohne Mühe in zahlreichen Stellen wahrnehmen. Als Bernhard, bevor er sich zu einer entscheidenden That entschließt, seine Hand betrachtet, sagt er z. B.:

„Betracht' ich's recht, so gleicht die Hand des Menschen,
Wenn sie die Finger ausreckt, einer Spinne —
Ein Griff — sie hält — und läßt nicht wieder loß.“

Wenn Hamatellima zu Bernhard sagt:

„Deine Lippen,
Die heute wie zersprung'ne Gloden tönen;“

oder wenn Bernhard von sich sagt:

„Nun könnt' ich wie ein König der Egypter
Anbetend knie'n vor meinem Genius,“

so ist da das Kleistsche Vorbild kaum zu verkennen.

Bei der Wiedergabe der Handlung habe ich schon darauf hingewiesen, wie zwischen dem, was die Wildenbruch'schen Gestalten sagen, und dem, was sie thun, oft ein starker Widerspruch besteht. Sie sprechen durchweg wie kluge Leute und handeln oft recht thöricht.

Unbegreiflich bleibt es, daß eine Botschaft von äußerster Wichtigkeit zwei nicht einmal zum Geheimniß verpflichteten Mauren überantwortet wird; unbegreiflich, daß Bernhard mit göttlicher Vertrauensseligkeit das Geheimniß seiner Blutschuld mit Abdallah theilt, einem Manne, dessen Zuverlässigkeit durch nichts erprobt ist. Ich könnte die Liste der Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten noch viel länger machen, aber gerade die vollkommene Unbefangenheit, daß, ich möchte sagen: kindliche Wesen des Dichters hat ihn vor der Gefahr, die solche Fehler und Verstöße sonst wohl für den Verfasser

eines Trauerspiels mit sich bringen, bewahrt; und gerade das glaube ich als ein vollgültiges Zeugniß für die Befähigung Willenbruchs hinstellen zu dürfen. Goethe spricht einmal von der nachtwandlerischen Sicherheit des echten Dichters, wie dieser gefahrlos auf gebrechlichen Stegen über schwindelnde Abgründe dahinschreitet, wo die wache Mittelmäßigkeit erbarmungslos herunterplumpsen würde. In dieser traumhaftesten Nichtachtung der Gefahr hat auch unser junger Dichter arglos Dinge gewagt, die ihn empfindlich geschädigt haben würden, wenn er wacher und mittelmäßiger gewesen wäre.

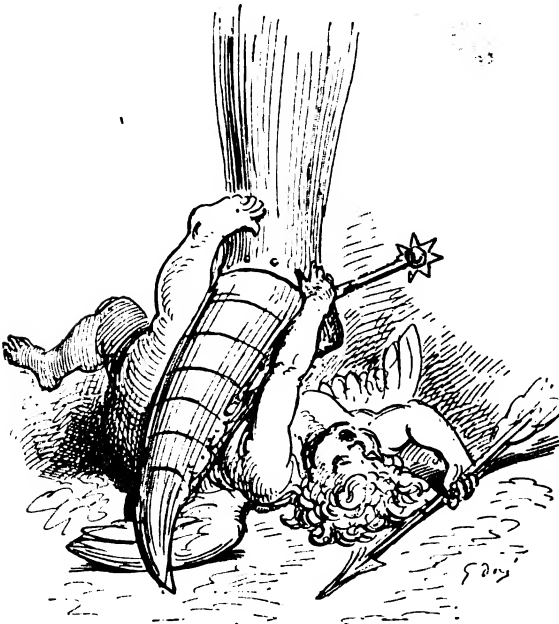




Illustrierte Bibliographie.

Nur Eins werde ich Ihnen nicht vergeben: daß Sie den Tasso höher stellen als Ariost.“ —

Man kann sich denken, daß diese Worte unter der heiteren Tafelrunde zu Ferney wie eine Gotteslästerung gewirkt haben mögen. Man sieht den greisen Voltaire die ambrosische Perücke schütteln, unwillig über diesen Widerspruch an seinem eigenen



Aus „Ariosts Rasender Roland“. Illustrirt von G. Doré.

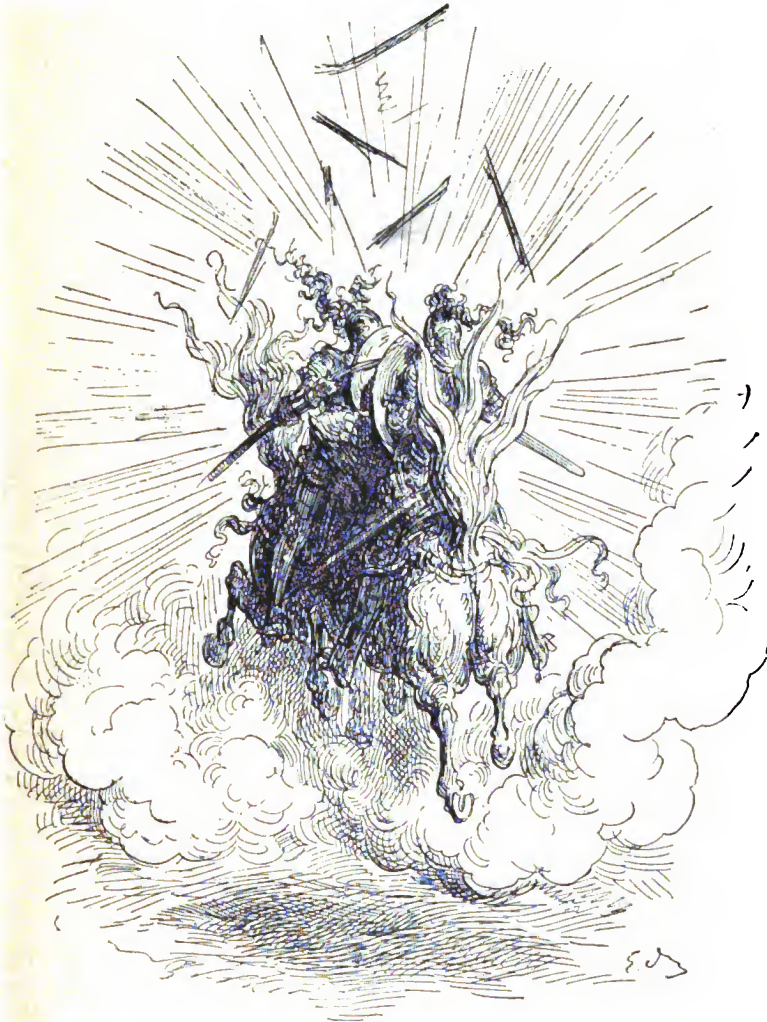
stündlich war. Er war viel zu sehr der menschgewordene Geist seines Jahrhunderts, als daß er diese seltsame Mischung von Romanticismus und Humanismus unbefangen hätte beurtheilen können. Dazu mußte man damals selbst Märchen erlebt haben,

Tische: „Wie meinen Sie das, Werthester?“ Und der bronzefarbige Riese mit den Flammenaugen und dem nimmermüden Munde beginnt seine Vertheidigung, springt schließlich auf und hebt an, einen Canto aus dem Werke, das er ganz auswendig weiß, zu recitiren. Da ihm nach einem halben hundert Strophen die Stimme in Schluchzen erstickt, eilt der große Kritiker, gerührt und feierlich, ihn zu umarmen, während die würdige, dicke Nichte Denis in Thränen ganz zerfließt.

Es erscheint nicht mehr als natürlich, daß für Voltaire, den letzten Stern des untergehenden Classicismus das überphantastische Epos Ariostos unbehaglich, ja im Grunde beinahe unver-

gleich dem Helden und Schilderter jener Scenen, dem originellsten aller Abenteuerer jener Zeit, der Spieler, Kabbalist und Projectenmacher und nichts desto weniger einer der Hochgebildeten war.

Es mußte erst ein anderes Geschlecht heraufkommen, um dieses, damals vereinzelte



Aus „Kriosts Rasender Roland.“ Illustrirt von G. Doré.

Urtheil wieder zu Ansehen zu bringen. Den Romantikern freilich konnte Niemand lieber sein als der alte Echelm Kriost, der nicht nur ein so gar prächtiger Fabulirer war, sondern dabei mit der feinen Ironie, die er seiner Erzählung so innig eingemischt hat, die herrlichste Bestätigung ihrer Theorien bildete.

Dieser Zug macht allerdings Kriostos Dichterphysiognomie zu einer der eigenthümlichsten — diese völlige Freiheit, ja Ueberlegenheit gegenüber den eigenen Schöpfungen.

Da hat man nirgends den Eindruck, als ob Gestalten oder Ereignisse zwingend und ununterdrückbar aus brodelndem Chaos heraufquollen: sondern man möchte meinen,



Aus „Arriets Rasender Roland.“ Zustrich von G. Doré.

daß hier Willkür und Behagen entschieden. Und dabei fühlt man sich niemals davon verlegt, sondern ist gewiß, einem Führer von anmuthigem, harmonisch freundlichem



Aus „Kriosts fliehender Roland.“ Illustrirt von G. Doré.

Geiste zu folgen, der immer das Schöne sucht und zu finden weiß, wenn er seine wirren Abwege einschlägt.

Dieser Rasende Roland, das Gedicht, das Ariostos Namen auf die späteste Nachwelt bringen wird, ist in der That in seiner Art das merkwürdigste Epos, das die Literaturgeschichte kennt. Die fruchtbare Phantasie und das liebenswürdige Darstellungstalent des Verfassers haben aus dem uralten Stoffe, dessen Grundzüge noch heute unsere Jugend aus den Volksbüchern kennen lernt, die reizendsten Episoden und Schilderungen herausgesponnen, so daß man sich, wenn man nach langen Jahren zum ersten Male wieder den alten Band aufschlägt, unwiderstehlich gefesselt sieht, auf welche Stelle man auch stoßen möge. Da ist nichts breit, nichts überspannt. Alles ist Ebenmaß und Einfachheit. Und wie herrlich treten diese beiden Eigenschaften bei den Hauptmomenten der Dichtung hervor! Der mächtigen Wirkung des hier herrschenden Gefühles entzieht sich Keiner. —

Schon seit beinahe einem Jahrzehnte besaßen wir in dem von H. Kurz nachgelassenen Werke eine jener verhältnißmäßig vollkommenen Uebersetzungen, deren Reichthum eine der kostbarsten Zierden unserer Literatur bildet. Die italienische Stanze freilich ist vielleicht das widerspenstigste Metrum, dem ein Uebersetzer nur begegnen kann: Es ist ein ganz unsagbares Kunststück, ihre volltönigen, rollenden Reime unserer tonlos ausklingenden Sprache abzugewinnen. Und vollends einen Dichter nachzubilden, der wie Ariost Sprache und Reim so schnellfingerig handhabt, ist ein Unternehmen, dessen Schwierigkeiten kaum zu übersehen sind, dessen Bewältigung an sich schon beinahe eine Lebensaufgabe bildet. Hat man es doch an anderen Uebersetzungen, die keineswegs so unendlich viel mühsamer gewesen, beobachtet, wie ihr Schöpfer von Jahr zu Jahr daran nachbesserte. So war es denn nicht zu verwundern, wenn der Rasende Roland von H. Kurz hier und da Unvollkommenheiten zeigte, die man mit Rücksicht auf das allzufrühe Ende des Dichters und in der Vermuthung, daß es ihm vielleicht überhaupt nicht mehr möglich gewesen sein möge, die letzten Striche an seiner Arbeit zu thun, mit einer wehmüthigen Ehrfurcht betrachtete.

So hätte es allzeit bleiben können, bis einmal ein anderer Dichter die Aufgabe einer Ariost-Uebersetzung ganz von Neuem zu lösen versucht hätte, wären nicht vor etwa Jahresfrist Dorés Zeichnungen zum Rasenden Roland erschienen. Natürlich wurde sogleich (von C. Schottlaender in Breslau) das Recht, eine deutsche Ausgabe davon zu veranstalten, erworben. Man hätte es jedenfalls auch erworben, wenn man keine gute Verdeutschung des Gedichtes besessen hätte; denn, wie u. A. die Contes de Perrault beweisen, es kann kein Werk jenes genialen Illustrators mehr herauskommen, ohne daß es sofort eine internationale, vor Allem vielsprachige Verbreitung gewünne. Hier hatte man nun aber die Uebersetzung von Kurz, und mit Recht wollte man von ihr nicht abgehen.

Aber man wollte und konnte sie auch nicht so gebrauchen, wie sie vorlag. Jene kleinen Unebenheiten hätten noch hingehen mögen, aber das Unglück war, daß Ariost für Renaissance-Menschen dichtete, die lange nicht so eine dünne Haut hatten, wie unsere Generation. In seinem Epos, das seine Zeitgenossen ohne Anstoß gelesen, welches damals das Entzücken von Jung und Alt, von Greisen und Jungfrauen gebildet hatte, kamen Stellen vor, worüber heutzutage eine Jagdgesellschaft erröthen würde. Und diese hatte Kurz natürlich mit übertragen — selbstverständlicher Weise: denn wer den Ariost zur Hand nimmt, der weiß meistens wenigstens ungefähr, was er darin finden wird: und Gemüthern, denen solch' eine Lectüre schaden könnte, kann man so ein Buch leicht entziehen.

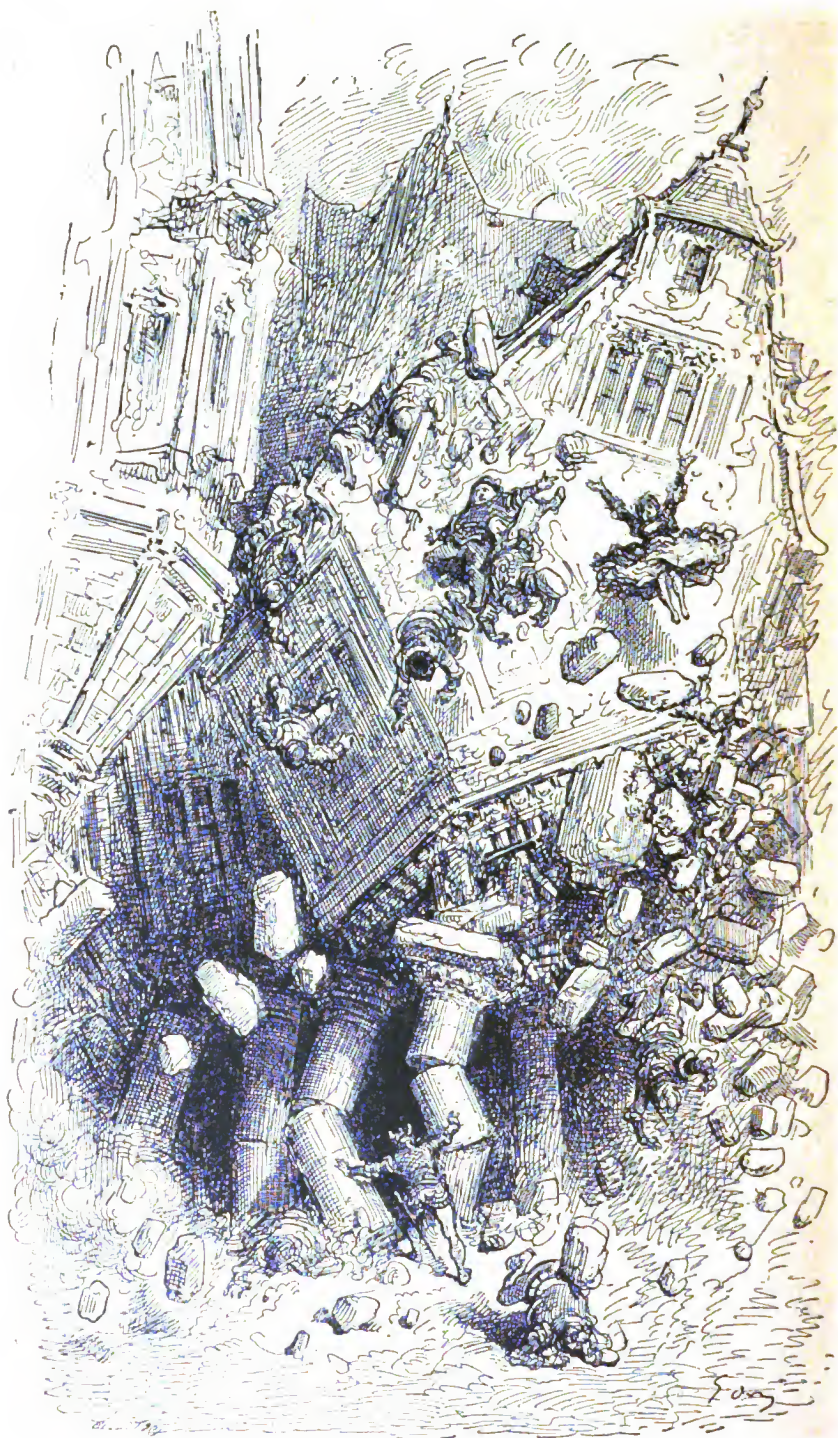
Eine Prachtausgabe aber in Großquart, die schließt man nicht in den Giftschrank: sie soll ein Familienbuch, gleichmäßig allen Mitgliedern eine Freude sein. Das war eine arge Verlegenheit; denn man konnte die fatalen Stellen doch nicht so einfach ausschneiden, und eine Bearbeitung, welche dieselben sorgsam wegglättete, so daß an dem

Uebergänge keine Verletzung sichtbar wurde, war auch keineswegs eine leichte Sache. Der Mann, an den man sich um Abhülfe wandte, war nun allerdings ein Berufener,



Aus „Ritoss's Rasender Roland.“ Illustriert von G. Doré.

ja der einzig Berufene, den man unter deutschen Dichtern wählen konnte. Es war Paul Heyse. Für die ihm gewordene Aufgabe vereinigte er die passendsten Eigenschaften: er war einer der ersten Kenner italienischer Literatur, er hatte eine große Zahl ihrer Dichtungen übertragen, und wie er sich darin als ein seltener Meister be-



Aus „Krißs Rasender Roland.“ Zutritt von G. Doré.

Berfes und der Sprache gezeigt hatte, so auch in allen seinen Werken. Er war der beratende Freund des verstorbenen Uebersetzers gewesen, und vor Allen, Er war die geschmackvolle Natur, die den Sinn des eigenen Volkes genug kannte, um zu wissen, was ihm zu bieten, und was ihm zu entziehen war — und zugleich der feingebildete Dichter, der dafür sorgen konnte, daß Ariosto dabei nicht zu kurz kam und daß die nöthigen Verkürzungen sein Werk nicht entstellen.

Man kann sich von der Arbeit und Liebe, die Heyse auf diese Aufgabe gewendet hat, gar keine genügend hohe Vorstellung machen. Freilich die Größe seiner eigentlich umdichtenden Thätigkeit dabei, im Auscheiden und im Zusammenschweißen der so zerrissenen Enden, kann man leicht übersehen. Sie ist schon an sich achtungswerth genug; um aber die zweite Hälfte seiner Wirksamkeit recht zu erkennen, muß man das Buch



Aus „Ariosto's Rasender Roland.“ Illustrirt von G. Doré.

von Kurz und das seine nebeneinander halten. Dann sieht man erst, wie viel Heyse doch nachzubessern gefunden, und wie schonend er nachgebessert hat, was seine Mühe natürlich nicht gerade erleichterte.

Jedenfalls besitzen wir gegenwärtig den Rasenden Roland in einer Form, wie sie zur Zeit vollkommener nicht denkbar ist. Und in einer äußern Gestalt, von deren Pracht sich der alte Ariosto, so schön auch alle seine Dichterträume gewesen sind, schwerlich eine Vorstellung würde machen können. Von dem rein Mechanischen der Ausstattung dieses Werkes (das soeben vollständig geworden ist) — von der Schwere des Papiers, von dem beinahe monumentalen Druck und von dem Reichtum an Illustrationen sei hier nicht die Rede: wir haben solche Eigenschaften an diesem Orte schon oft genug gerühmt, und beschränken uns darauf, zu sagen, daß das Schottlaender'sche Prachtwerk sich dem Schönsten, was wir in dieser Gattung besitzen, würdig an die Seite stellt. Auch von der wunderbaren Technik der Holzschnitte brauchen wir wohl nicht erst groß Rühmens zu machen: Doré's Werke sind in Jedermanns Händen, und

der Holzschnitt ist in jedem einzelnen von ihnen gleich vollkommen. Es sei hier bloß eine Thatsache erwähnt, die der deutschen Kunst zu besonderer Ehre gereicht. Bekanntlich werden die Doréschen Zeichnungen in französischen Ateliers geschnitten; und das ist nicht zu verwundern, denn man versteht sich in Frankreich ganz ausgezeichnet darauf, und Doré findet die Künstler, die auf seine Manier schon vorbereitet sind, und die außerdem eine nationale Verwandtschaft mit seiner Art zu sehen haben. Bei diesem Werke indessen ist Doré von der Regel abgegangen und hat auch ein deutsches Atelier beschäftigt. Wenn wir das von A. Closs in Stuttgart als das bevorzugte nennen, so wird man das nach dem vielen Lobenswerthen, was wir schon über dasselbe berichtet haben, begreiflich finden. — Man ist nicht mehr erstaunt, wenn das Ausland unser Kunsthandwerk anerkennt und benutzt, aber man wird dadurch doch sehr schmeichlerisch berührt und erwähnt es gerne.

Was nun Doré's Illustrationen selbst anlangt, so ist es schwer zu ihrem Lobe etwas zu sagen. Nicht als ob man sich über diesen Künstler nun ausgelobt hätte, obgleich das bei dem rastlosen Manne, der Jahr für Jahr seine Neuigkeiten bringt, natürlich wäre. Aber es ist doch schwer auseinander zu setzen, weshalb nun unter den Doréschen Illustrationen gerade diese etwas so besonderes, bisher kaum von dem Urheber Erreichten bedeuten. Heisse hat ganz Recht, wenn er behauptet, daß Doré hier auf ein ihm geistesverwandtes Werk gestoßen sei: jedenfalls bietet er in seinem ein so völlig ungeschwächtes Bild seiner ursprünglichen Anlage.

Vergleicht man seinen *Uriosto* mit dem ersten Werke, das ihn zu einem berühmten Manne gemacht, mit *Balzacs Contes drôlatiques*, so gewahrt man eine ganz merkwürdige Uebereinstimmung. Man sieht, daß Doré sich seitdem außergewöhnlich vervollkommen hat (wie gleichzeitig auch der Holzschnitt), aber man sieht ebenso deutlich, daß hier das alte Feuer noch ungedämpft lodert. Auch zu Balzac's Werken mußte er sich mächtig hingezogen fühlen. Da war das, was er brauchte, überquellende Lebenskraft und Lebensfreude, übermüthiger Geist in Fülle und die fabelhaftesten Geschichten, die man sich nur wünschen konnte. Seine Illustrationen dazu waren geradezu meisterhaft. Er war der Mann dazu, diese rabelaisischen Naturen zu zeichnen (ist doch feiner, spanisch ausgestopfter König Franz inmitten seiner Frauen ein unübertrefflicher Typus, den man nie vergißt!) und ihre Abenteuer glaubwürdig zu machen. Man findet hier schon das, was ihn charakterisirt: den frischen Humor, die ausgezeichnete Geschicklichkeit in der Vertheilung erregter Massen und die glaubensstarke und darum überzeugende Darstellung der unmöglichsten Vorgänge. Doré ist der Zeichner des Märchens: Das Phantastische, was bei jedem Andern todt und unwahrscheinlich bleibt — unter seinem Stifte wird es lebendig.

Man wirft ihm vor, er hasche nach Effect. Das liegt nahe, denn er hat es allmählich zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß seine Zeichnungen selbst unbeabsichtigt bisweilen diesen Eindruck machen mögen. Und außerdem — das braucht ja nicht verschwiegen zu bleiben — hat er sich manchmal an Aufgaben gewagt, die von Natur unmalerisch sind, und deren Lösung daher eine rein äußerliche bleiben muß. Aber tiefer noch als das liegt wohl in Doré's Wesen der Grund, daß er eben eine ganz außergewöhnliche, barocke Einbildungskraft hat, die, überreich, das Gewöhnliche verachtet und sich nur im Ungewöhnlichen zu Hause fühlt.

Und gerade deshalb ist er so außerordentlich zur Illustrirung *Uriosto's* befähigt gewesen. Hier fand er die nachenden Waldgründe zwischen riesigen Eichen, wie sie kein Menschenauge gesehen — die hervorspringenden Wurzeln allein so stark wie ein Mannesleib. Hier fand er Seefahrt und Sturm, Aufzüge und Schlachten, Fabelthiere und Zaubereien, Felslandschaften und üppige Bauten, Mord und Liebe — und durch das Ganze ging das süße Liebemärchen, spielten Grotten und Seen. —

Wie er diesen Märchentraum festgebannt hat, das muß man sehen, das ist nicht zu schildern. Es ist ein nie ermüdender Genuß, in diesen Zeichnungen zu blättern und hier und

da eine von Aristos Strophen dazu zu lesen. Auf das Gefälligste paßt Doré sich jeder Stimmung an; und wie reich und verschiedenartig sein Ausdrucksvermögen ist, das sieht man hier auf jedem Blatte. Bald schlägt man ein großes Bild auf von mächtiger, decorativer Wirkung, bald trifft man auf eine kleine Skizze, vielleicht nur



Aus „Aristos' Roland.“ Illustirt von G. Doré.

eine einzelne Figur, die frei und flott, aber höchst charakteristisch ausgeführt ist, bald auf eine Kampfszene, worauf der Held mit einem Streiche Duzende von Köpfen herunterhaut oder ein Haus einrennt, dessen mächtige Trümmer rings um ihn stürzen, bald auf stille, mondbeglänzte Nacht mit riesigen Leuchtschmetterlingen. Es ist ein Rausch der Phantasie.

Unsere Illustrationen geben einige auf das Gerathewohl ausgewählte Proben, die hoffentlich das hier Gesagte anschaulich und überzeugend ergänzen.

Es ist eben schon so viel von Doré die Rede gewesen, daß das zweite Blatt, woraus wir eine Probe entnehmen, sich wohl auf das Natürlichste anschließt. Es ist



Aus „Miltons Verlorenem Paradies.“ Illustrirt von G. Doré.

Miltons Verlorenes Paradies mit den Doréschen Illustrationen, das die Verlags-
handlung von J. G. Bach in Leipzig gerade jetzt in zweiter Auflage neu herausgibt.

Auch hier bewegt Doré sich auf seinem Gebiete, worauf er sich wohl heimisch fühlen kann. Teufel und himmlische Heerschaaren im Kampfe mit einander, die furchtbaren Schrecken der Hölle und der üppige, schöpfungsfreudige Reiz des Paradieses, das konnte er ganz unvergleichlich darstellen. So finden sich denn auch in dem Werke Blätter, bald von einem ganz großartigen Schwunge der Phantasie, bald von einer stillen Schönheit. Lucifers Sturz, die Versammlung in der Hölle, das sind Bilder, die sich unauslöschlich einprägen. Der mehr psychologische Theil der Aufgabe lag ihm freilich fern: Die Geschichte Adams und Evas tritt dem Beschauer der betreffenden Zeichnungen ziemlich hinter dem Interesse an den prangenden Landschaften zurück. Für die schlichte Wirkung einer normalen Persönlichkeit fehlt ihm, der sich nun einmal den Maßstab der Götter und Teufel angewöhnt hat, der rechte Ausdruck.

Uebrigens kann man nicht anders als einer Prachtausgabe des Milton mit warmer Theilnahme gegenübertreten. Es ist das einzige Epos, das der Protestantismus seiner unkünstlerischen Religion abgerungen hat — denn wir wollen uns doch nicht verhehlen, daß der Messias bei allen seinen großen Schönheiten im Grunde völlig unpoetisch ist.

Das Verlorene Paradies aber ist ein nicht unwürdiges Seitenstück zu der göttlichen Komödie, vielleicht das Werk eines nicht ganz so harmonisch, so künstlerisch angelegten Dichters, aber doch einer großartig schauenden Natur und eines Mannes, der gleich Dante auf den Höhen seiner Zeit wandelte. Und nun ist es eine traurige Wahrheit, daß Milton und Dante eben so wenig mehr gelesen werden wie Klopstock. Unsere Zeit hat eben gar kein Interesse mehr an Dichtungen auf christlicher Grundlage. Aber während Dante eine wirklich zähe Lektüre ist, wobei nicht nur der Wust kleinlicher Ghibellinenpolitik, sondern noch mehr der einer uns völlig fremd gewordenen mittelalterlichen Bildungsform es uns sehr schwer macht zur Freude an der eigentlichen Dichtung durchzubringen — steht uns doch Milton unvergleichlich viel näher (schon weil seine Dogmatik Katholiken wie Protestanten verwandter ist als die Dante'sche) und ist leichter zu genießen. Ja sogar seine Neigung zum Grotesken, zu einer Uebertreibung, die das Großartige auch noch auf den Kopf stellen zu müssen glaubt, läßt sich darüber leichter ertragen.

In der Hoffnung, daß die erste vergriffene Auflage seines Gedichtes in viele Häuser gedrungen sein möge, wo man sonst nichts von ihm wissen wollte, und daß die zweite dieses löbliche Geschäft fortsetzen werde, begrüßt man diese mit Freude. Man macht sich ja kein Hehl daraus, daß solche Illustrationen meist nur prunkend als Staubfänger herumliegen; aber wenn auch die Meisten, die eine Dichtung wirklich lesen wollen, wohl eher zu einer handlicheren Ausgabe greifen werden, so läßt sich doch annehmen, daß bisweilen jemand solch einen funkelnden Quartanten in einem müßigen Momente aufschlägt, durch irgend einen Vers gefesselt wird und weiter liest. Wünschen wir, daß das Buch jedes Mal an der schönsten Stelle aufklappe!

Als im Jahre 1872 in der Nähe Athens die tanagraischen Terracotten ausgegraben wurden, da erregte dieser Fund ein berechtigtes Aufsehen in der kleinen Gemeinde der Kunstfreunde — verdanken wir dieser Anregung doch eine sehr anmuthige Novelle! Sie übertrahen an Feinheit der Auffassung Alles, was man an ähnlichen Werken des Alterthums kannte. Da der Exemplare doch nicht unendlich viele, und die wohlerhaltenen nur den straffen Bärden zugänglich waren, so begann natürlich sofort ein müßiges Falschen in den stillen Ateliers, an denen das heutige Athen so reich ist. Grobe Nachahmungen überschwemmten (selbstverständlich zu den unsinnigsten Preisen) den Markt: die guten, echten Stücke aber standen, nachdem der erste Rärm vorüber war, still in ihren Schränken, unbeachtet in den großen Museen von der Menge, die dahin sturzt, wo die Prunkstücke aufgestellt sind. Es ist auch richtig: solche Werke

wollen nicht in erdrückender Umgebung gesehen sein; man muß erst mit ihnen vertraut werden, sie ins eigene Leben ziehen können, um sie zu lieben.

Weßhalb bei solcher Sachlage beinahe ein Jahrzehnt vergehen mußte, ehe man daran ging, ehrlich Copieen davon anzufertigen und sie zu ehrlichen Preisen zu verkaufen — das läßt sich nicht sagen. Thatsache ist jedenfalls, daß es erst im Jahre 1881 dahin kam. Im Auftrage des Kunsthändlers Friß Gurlitt in Berlin wurden zunächst sechs der besten Stücke aus dem hiesigen Museum von den Bildhauern Kose und Nst getreulich nachgeformt, um danach vervielfältigt zu werden. Den Copieen wurde genau jene matte Färbung der Originale gegeben, und man war so gewissenhaft darin, daß man sogar die leichten Spuren des langen Lagerns im schließenden Boden Atticas nicht anzubringen vergaß.

Nun befinden sich die Copieen im Handel, und zwar zu so mäßigen Preisen, das Stück zu 20—25 Mark, daß Jedermann, der sein Zimmer wohnlich zu machen liebt, sich diese Zierde verschaffen kann. — In der That wirken diese Figuren ganz eigenthümlich im Wohnraum. In der Ausführung ziemlich flüchtig, darf man sie sich nicht aus nächster Nähe durch die Augen ziehen wollen. Betrachtet man sie dagegen aus der Ferne, so übt der sanfte Fluß ihrer Linien und die Bescheidenheit ihrer Farben



einen seltsamen, stillen Reiz. Diese Figuren wirken nicht aufdringlich — häufig ist man sich gar nicht bewußt, daß der Blick auf ihnen ruht — ihr anmuthiges Bild scheint mit dem Ganzen der Umgebung zu verschwimmen — sie sind wie wohlgezogene Mädchen, von deren stillem Schalten im Hausstande man nur durch die gefällige Wirkung von Ordnung und Behaglichkeit etwas merkt.

Das Heim des wohlhabenden Mannes gestaltet sich heut zu Tage von Jahr zu Jahr nicht nur reicher, sondern auch schöner. Und dabei ist es ein charakteristischer Zug, daß man das Schreiende, ja bloß Lebhaftige nicht liebt. Stoffe in gebrochenen Farben, Geräthe in dunklem, stumpfem Holze, die Metalle meist gleich bescheiden in Glanz und Ton. In eine solche Umgebung passen die Tanagräerinnen ganz ausgezeichnet.

D. Christie Murray, a life's atonement. Copyright edition. 2 vols. 8. 635 S. Hamburg 1881, Gräbener und Richter. à Bd. M. 1. 50.

In dem Verfasser lernen wir einen sehr begabten Erzähler kennen, der in manchen Einzelheiten an Dickens erinnert, ohne diesen großen Perzeptionskündiger nachahmen zu wollen. Wie dieser, verweilt er gern bei den unteren Schichten der menschlichen Gesellschaft, bei den Armen und Elenden. Er führt uns in die engen Nebenstraßen

Londons, in welchen sich — nur ein paar Schritte von den prächtigsten Palästen und Baarenmagazinen — Laster und Elend zusammendrängen. Indem er diese dunklen Winkel beleuchtet, zeigt er, welche Aufgaben der werththätigen Menschenliebe hier noch vorbehalten sind, und welche Wege eingeschlagen werden müssen, um diesen sozialen Uebelständen wirksam entgegenzutreten. Diese lehrhafte Tendenz hat unser Buch mit den Romanen von Dickens gemein, aber auch in der Art der Darstellung finden sich mannigfache verwandte Züge: der dramatisch bewegte Gang der Erzählung, das Gescheh in der Herbeiführung tragischer und rührender Situationen und vor Allem die bunte Fülle fein individualisirter, humor- getragener Charaktere. Das treue Kindermädchen, das in ihrer Armut die verwaissten und verlassenen Knaben mit rührender Sorgfalt und Selbstverleugnung erzieht; ihr Liebhaber, der biedere, schweigsame Zimmermann; der vulgäre aber originelle und gutherzige Millionär und seine Sprößlinge, die Producte moderner Cultur; der begabte aber leichtsinnige Maler, der ein im halben Wahnsinn begangenes Verbrechen durch ein neues und entsagungsvolles Leben heroisch sühnt; der Wucherer und seine Opfer, die Lebemänner der guten Gesellschaft; der menschenfreundliche, aber aller Sentimentalität abholde Arzt; die unverbeßerlichen Gewohnheitstrinker; der schönrednerische Heuchler und Fälscher; und eine Menge wirk-samer Nebenfiguren — alle diese bewegen sich mit Natürlichkeit innerhalb des Raumes, in welchen der Dichter sie gebannt hat; und ihr Leben und ihre Schicksale erwecken in dem Leser Theil.

Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke von Danzel und Guhrauer. 2. berichtigte und vermehrte Aufl. herausg. von W. von Maltzahn und H. Boyberger. 2 Bde. VIII u. 520 S. u. 699 S. Berlin, 1880 und 1881. Th. Hofmann. M. 15.—

Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die in gebildeten Kreisen vorhandene Kenntniß von Lessings Leben und Schriften der Hauptsache nach aus dem jetzt in acht Auflagen verbreiteten bekannten Werke Stahr's geschöpft worden ist (die Uebersetzungen der englischen Lessingbiographien von Sime und Zimmern haben diese Verbreitung nicht erlangt und wohl auch nicht verdient). Nachdem nun die ohne Zweifel beste Lessingbiographie, das klassische Werk von Danzel und Guhrauer, in neuer verbesserter Auflage vorliegt, dürfte es an der Zeit sein, unsere Leser und Leserinnen mit Nachdruck darauf zu verweisen. Längere Zeit hindurch war diese anerkannt gebiegene Monographie im Buchhandel vollständig vergriffen, trotzdem sie von Lessingkennern als eine Perle der Lessingliteratur bezeichnet wird. Das Werk hat bei allen competenten Zeitgenossen, seiner Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit wegen, entsprungen aus Liebe und Bewunderung für den Heros desselben, mit Fug und Recht gebührende Anerkennung gefunden. Für das Studium und die Kenntniß Lessings ist das Buch nicht nur in Deutschland, sondern besonders auch im Auslande von Einfluß gewesen. Die Resultate seiner Forschungen wurden bei neuen Ausgaben der Lessing'schen Werke benutzt, es wurde von Stahr zu Rathe gezogen und dessen Buch wieder den oben genannten englischen Arbeiten zu Grunde gelegt.

Die Herausgeber der neuen Auflage sind bemüht gewesen, dieselbe auf dem heutigen Standpunkte der Lessing-Forschung zu halten, ohne im geringsten die Pietät gegen die hochverdienten Verfasser, deren Werk ihnen zugleich als Vermächtniß galt, aus den Augen zu setzen. Sie haben den Text mit größter Schonung behandelt auch da, wo nach ihrem Geschmac die Gründlichkeit bisweilen etwas zu gründlich und die philosophische Speculation allzu speculativ wird. Nur einige Stellen, wie z. B. über Shakespeare (B. I, 447 der ersten Ausgabe), sind fortgelassen, einige thatsächliche Berichtigungen haben Aufnahme gefunden. Die gegen das Werk geübte Pietät ist anzuerkennen; überdies dürfte es auch eine äußerst schwierige und zugleich undankbare Aufgabe sein, in dem eigenartigen Werke die für eine größere Verbreitung wünschens-

werthe Kürzung vorzunehmen. Die neuere Literatur über Lessing haben die Herausgeber möglichst vollständig verworthe; am eingehendsten ist hier der „Nathan“ berücksichtigt, doch wird man dem hier Gesagten nicht immer zustimmen. — Die neue Auflage zeigt eine Vermehrung durch Beilagen, die Recensionen Lessings aus der „Berliner priv. Zeitung vom Jahre 1749“ und aus den „Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, 1751,“ so wie Lessings Vorrede zu der von ihm gefertigten Uebersetzung von Voltaires kleineren historischen Schriften enthalten (vgl. Wagner, Lessing-Forschungen, Berlin 1881). Danzel und Guhrauer citiren Lessings Werke nach der Bachmann'schen Ausgabe, die neuen Herausgeber ziehen außerdem die Malzahn'sche und die Hempel'sche (mit M. und H. bezeichnet), bisweilen auch die Grote'sche Ausgabe an. Möge das Danzel-Guhrauer'sche Werk, ein würdiges literarisches Denkmal unseres großen Kritikers und Dichters, die verdiente gute Aufnahme finden: ist das Werk zwar auch nicht in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes ein lesbares, so hat doch unsere Literatur sicherlich kein besseres, aus größerer Beherrschung des Materials hervorgegangenes und von wärmster Hingabe an den Gegenstand zeugendes aufzuweisen.

Hermann Schreyer, Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt. 8. XVI und 422 S. Halle, 1881, Buchhandlung des Waisenhauses. M. 4. 50.

Den Erwartungen, die wir von dem Werth des Schreyer'schen Buches über Goethes „Faust“ gehegt haben, entspricht die Leistung nicht im Entferntesten. Das Verständniß der großen Dichtung wird in keiner Weise gefördert, da Herr Schreyer in den wichtigsten Punkten nur wiederholt, was man weiß. Was seine Polemik gegen die epochemachende Schrift Runo Fischers betrifft, so fehlt es keinem Angriffe an Würde und innerer Berechtigung. Es ist geradezu räthselhaft, wie ein Professor der deutschen Literatur sich zu der Behauptung versteigen kann: Runo Fischer behauptet den Widerspruch zwischen Prolog und Wette: das ist eine völlige Verkennung der Thatfachen. Im Uebrigen wiederholt Schreyer zum Ueberdruß das nicht gerade originale Kochen auf die Briefstelle Goethes an W. v. Humboldt (17. März 1832), nach welcher die „Conception“ des Faust von vornherein dem Dichter „jugendlich klar“, die Reihenfolge der Scenen dagegen weniger sicher vorgeschwebt habe. A. v. Dettingen, Beyßschlag u. A. schlagen aus diesem Citat gerade schon Capital genug. Wozu also noch einmal davon?! Und glaubt man denn wirklich, daß ein so gründlicher Kenner Goethes wie Runo Fischer die Stelle nicht kennt? Runo Fischer führt sie selbst an, deutet sie nur etwas weniger selavisch, aber psychologisch tiefer. Und was beweist jene Aeußerung gegenüber Goethes Aussprüchen im Jahre 1788 (italien. Tagebuch) und 1779 (Brief an Schiller)? Vor Allem aber, was beweisen sämtliche Briefe der Welt gegenüber dem Charakter der Dichtung selbst? Was der neue Commentar im Uebrigen reproducirt, ist unnütz. Schaden wird dieses Buch Niemandem, höchstens urtheilslosen Menschen, die doch nie in „Faust“ eindringen werden. Die wirksamste Widerlegung sollte diesem Buche, wie wir im Interesse der Sache wünschen, von Runo Fischer selbst zu Theil werden, dessen Buch über Faust, wie wir zu unserer Freude hören, in zweiter Auflage in Vorbereitung ist.

Theodor von Barnhäuer, Buchenheim. Ein Roman. 8. 262 S. Stuttgart, 1881, Carl Krabbe.

Theils in den Thaten, Gefühlen und inneren Kämpfen der handelnden Personen, theils in Conversationen über Politik, Volkswirtschaft, sociale Beziehungen der Stände, über das Wesen der Liebe, über Patriotismus u. s. w. stellt dieser Roman den alle Phasen des menschlichen Lebens durchziehenden Gegensatz zwischen Verstand und Herz, zwischen Realismus und Idealismus dar. Materiell tritt derselbe besonders in den Gemüthsbewegungen der Heldin Elise hervor, deren Liebe zwischen zwei Vornehmern Jean und Egon schwankt, so daß sie abwechselnd jenen, einen armen Bettler und dann

wieder den andern, einen reichen Baron, der erst nach jenem auf der Bühne erscheint zu lieben wähnt. Mit dem ersteren, einem tüchtigen Realisten, möchte sie ein ruhiges Glück genießen zu können, mit letzterem aber, einem edlen Idealisten, will sie streben und Leiden. Jean ist ein seinem Wesen nach ganz deutsch denkender Elsäßer, in welchem jedoch von seiner Jugend her ein feiner gegenwärtigen Verhältnissen ganz widersprechender französischer Patriotismus eingewurzelt ist. Dies ist die einzige idealistische Ader in ihm, und ihr fällt er zum Opfer. Im Krieg von 1870/71 wird er in Frankreich, für das er Alles geopfert hat, als deutscher Spion erschossen. — Schon früher jedoch hat Elise sich für Baron Egon entschieden, ihm aber die Bedingung auferlegt, zu Gunsten seines Bruders dem Majorate zu entsagen. Dies geschieht, kostet aber Elisen beinahe das Leben. Dies ist in kurzen Worten der Inhalt dieses fesselnden Romans, dessen Lectüre zu empfehlen ist.

Iwan Turgénjew's ausgewählte Werke. Autorisirte Ausgabe. II. Bd. (Stillleben. — Faust. — Die erste Liebe.) 8. 320 S. Hamburg und Mitau 1881, Behr's Verlag. M. 4.50

Die drei in diesem Bande vereinten Erzählungen sind längst bekannt, sie gehören zu den wirkksamsten Dichtungen Turgénjew's und zu den eigenartigsten Erzeugnissen der novellistischen Literatur überhaupt. Specifisch russisch ihrem ganzen Wesen nach ist die dritte, sein Spiegelbild eigenthümlicher Verhältnisse, wie sie nur der Gesellschaft des Czarenreichs eigen sind. Tiefinnig und ergreifend ist die Geschichte „Faust“, eine Schilderung der magischen und umgestaltenden Wirkung des Goethe'schen Gedichtes auf ein Weib, das bis zu seinem siebenzehnten Jahre keine Erzählung, kein poetisches Erzeugniß gelesen, dem von der Mutter eine wahre Echeu vor Allem, was die Phantasie zu reizen im Stande wäre, eingepflanzt worden war. — Man wird den Band nicht aus der Hand legen, ohne starke Eindrücke empfangen zu haben.

Hermann Lotze, Grundzüge der Psychologie. Dictate aus den Vorlesungen. 8. VIII u. 100 S. Leipzig, 1881, S. Hirzel. M. 1.60.

Göttinger Herkommen gemäß pflegte Hermann Lotze in seinen Vorlesungen den Gang der Auseinandersetzungen in kurzen Dictaten zu resumiren. Als daher diesen Sommer, nach dem unerwarteten Hinscheiden des ausgezeichneten Philosophen an die Söhne des Verstorbenen die Verpflichtung herantrat, denjenigen Studirenden, welche in Berlin seine Collegien (über Psychologie und Metaphysik) besucht hatten, nach Möglichkeit auch den rückständig gebliebenen Theil dieser Vorlesungen zu bieten, da war es das Nächstliegende, von demselben diese Dictate in der Fassung drucken zu lassen, in welcher sie Professor Lotze gegeben hatte, als er die betreffende Vorlesung zum letzten Male in Göttingen hielt. Dem entsprechend sind die Dictate aus dem Colleg über Psychologie hier so publicirt, wie sie der Sohn als Hörer des Vaters nachgeschrieben hat. Da der Wunsch ausgesprochen wurde, grade die Skizze der Psychologie allgemein zugänglich zu machen, so ist von derselben nicht bloß der in den Berliner Vorlesungen Lotze's rückständig gebliebene Theil gedruckt, sondern das Ganze. Das Buch ist aber für den Studenten bestimmt; es liegt daher in der Natur der Sache, daß es denjenigen, welche mit den von Lotze bei seinen Lebzeiten herausgegebenen Schriften vertraut sind, nichts Neues bietet. Trotzdem wird es weite Kreise geben, denen mit einer solchen knappen, compendiösen Skizze grade von Lotze's Lieblingsvorlesung, ein erwünschter Dienst geleistet wird und deshalb darf das Buch lebhaft begrüßt werden. Eine sehr dankenswerthe Beigabe des Buches ist das von Herrn Professor E. Rehnisch in Göttingen mit größter Sorgfalt zusammengestellte Verzeichniß der literarischen Publicationen des Philosophen, selbständige Werke, Abhandlungen in Zeitschriften, Recensionen und Selbstanzeigen umfassend. Dabei sei als Curiosum hervorgehoben,

daß etliche deutsche Literaturgeschichten aus dem berühmten Verfasser des „Mikrokosmos“ und dem Autor der im Jahre 1840 erschienenen „Gebichte von F. Loze“ zwei verschiedene Personen gemacht haben.

P. A. Hofeggers ausgewählte Schriften. In 60 Lieferungen, von je 5 Bogen. 8. Wien, Pest und Leipzig, Hartlebens Verlag. à Bfg. M. 0.50.

Diese dankenswerthe Sammlung der Schriften des eigenartigen und interessanten Schriftstellers schreitet rüstig vorwärts. Gegenwärtig liegen die Lieferungen 21—30 vor, die Bände „Die Kessler in ihren Wald- und Dorstypen geschildert“ und „Das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern dargestellt“. Die Bände ergänzen sich gegenseitig. Es giebt sicherlich nicht viel ethnologische Werke, die sich so lustig und frisch lesen und dabei soviel wirkliche Belehrung zurücklassen. Man merkt es ihnen an, daß sie von einem gründlichen Kenner des Alpen-Lebens und von einem Poeten geschrieben sind. Die „Kessler“ führen uns die Gestalten und Typen des Dorfes, des Waldes und der Almen vor, darunter wahrhaft köstliche Exemplare, die vor unseren Augen leben und leben. Man unternimmt während des Lesens eine interessante Gebirgsreise, bei der wir jedoch Dinge erfahren, welche dem gewöhnlichen Touristen meist nicht entgegenzutreten pflegen. Das Buch „Volksleben in Steiermark“ macht uns mit dem Charakter, den Sitten und Anschauungen der Steirer in einer Weise bekannt, daß wir, trotz des vielen Seltamen, dennoch zu der Ueberzeugung gelangen, uns der vollen Wahrheit gegenüber zu befinden. Beide Bände sind eine Fundgrube für Freunde der Alpen.

August Reikmann, Handlexikon der Tonkunst. Vollständig in 17—18 Lieferungen von je zwei Bogen 8. Berlin, R. Oppenheim. à Bfg. M. 0.50.

Das „Handlexikon“ soll in gedrängter Kürze alle Resultate der in dem großen „Musikalischen Conversations-Lexikon“ niedergelegten Forschungen zusammenfassen. Es will über alle Zweige der Musikwissenschaft und Musikpraxis wie über ihre hervorragendsten Vertreter zu allen Zeiten und in allen Ländern in compendiöser, aber hinreichend unterrichtender Weise Auskunft geben. Das Werk will dabei mehr sein als eine Sammlung von Notizen und Worterklärungen. Die biographischen Mittheilungen über die Meister der Vergangenheit sind, und das ist zu loben, auf die wirklich hervorragenden beschränkt, damit ist mehr Raum für die Gegenwart gewonnen. Aus demselben Gesichtspunkte werden auch diejenigen Artikel, welche die Wissenschaft und Praxis der Musik behandeln, derart gewählt und bearbeitet, daß sie sich gegenseitig möglichst ergänzen, wodurch wiederum eine größere Ausführlichkeit im Allgemeinen erreicht werden konnte. Neuere Forschungen scheinen überall gewissenhaft berücksichtigt. Das Ganze wird sich, nach diesem ersten Hefte zu schließen, zu einem feinen Absichten gerecht werdenden Werke gestalten.

An die Braut, von einer Silberbraut. Aus dem Dänischen übersetzt von L. Fehr. 8. X u. 158 S. Mit einem Titelbilde. Gotha, 1881, F. A. Perthes. Geb. M. 3. —

Es fehlt zwar nicht an Schriften verwandten Inhalts, aber das Eigenthümliche des hier Gebotenen liegt zunächst darin, daß sie von Frauenhand stammt, und die Stimme einer lebenserfahrenen edlen Frau wird man in den Jugendkreisen, für welche sie redet, gewiß gerne hören über die Lebensfrage, die nur ein reiches Herz und eine lange Reihe von Jahren der Prüfung und Bewährung wahrhaft befriedigend beantworten kann. Es ist das eigenste Gebiet der Frau, auf dem sie sich hier bewegt in einem Alter, wo sie offen und frei reden kann und darf über Selbsterlebtes. Und gerade, daß eine Frau zur Jungfrau und Braut spricht, wird das Vertrauen der jungen Leserinnen steigern und giebt dem kleinen Buch durch Ton und Gehalt einen besonderen Reiz, in erster Linie für diejenigen, welche mit der Verfasserin dieser

Betrachtungen auf dem Boden des göttlichen Wortes stehen. Eingestreute Züge aus dem wirklichen Leben machen die Gedanken und Mahnungen lebendiger und werden entweder zu Vorbildern oder zu warnenden Beispielen. Das kleine, mit innerem Beruf geschriebene Buch wird gewiß in christlichen Kreisen warmen Sympathien begegnen.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brüdner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsbörcher, Th. Flathe, Ludw. Geiger, R. Gösche, Gust. Herzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, P. Kugler, S. Lefmann, B. Ouden, M. Philippson, S. Ruge, Th. Schiemann, Eberh. Schrader, B. Stade, A. Stern, Otto Wals, Ed. Winkemann, Adam Wolf, herausgegeben von Wilhelm Ouden. 33—42. Abtheilung. Lexikon-Format. Mit vielen Holzschnitten, Karten und Kunstbeilagen. Berlin, 1881. G. Grote'scher Verlag. à Abtheilung M 3. —

Dieses in seiner Art einzige Unternehmen nimmt einen überaus erfreulichen Fortgang: das ursprüngliche bedingtigend weit gezogene Programm ist bis jetzt ohne Störung erfüllt worden und wir stehen jetzt bereits einer Reihe geschichtlicher Werke hervorragender Art gegenüber, welche durch die erläuternden Kunst- und Kartenbeilagen an Wirksamkeit bedeutend gewinnen. In der 33. und 38. Abtheilung wird der erste Band von Felix Dahns „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker“ beendet und der zweite bis zum 11. Bogen geführt. Der Verfasser bewegt sich hier auf seinem eignen Gebiete und liefert uns eine Arbeit, die aus vollster Beherrschung des reichen Stoffs hervorgegangen und in literarischer Beziehung zu den besten Leistungen unserer Geschichtsschreibung gehört. Wilhelm Oudens „Das Zeitalter Friedrichs des Großen“ wird in den Abtheilungen 34 und 39 fortgesetzt: Der zweite Band ist damit bis zum zweiten Bogen gediehen. Ein fest umrissenes, farbenkräftiges Culturbild wird uns hier gegeben, die großen Perspektiven der Zukunft werden uns eröffnet, gleichfalls eine Arbeit von starkem literarischem Reiz. Die beigegebenen Porträts aus der Zeit — die beiden Abtheilungen enthalten deren nicht weniger als 28 — sind von ganz besonderem Interesse und technisch sehr gut ausgeführt. Professor Bernhard Stade beginnt in den Abtheilungen 35 und 40 seine „Geschichte des Volkes Israel“. Der Verfasser gehört hier zu den ersten Autoritäten: man darf daher von ihm eine erschöpfende Leistung erwarten. Sehr dankenswerth ist das Facsimile eines Stüdes aus dem Petersburger Prophetencoder vom Jahre 916 n. Chr. mit babylonischer Punctuation, der ältesten in Europa befindlichen Bibelhandschrift. Im 37. Hefte wird G. F. Herzbergs Geschichte des römischen Kaiserreichs bis zum 40. Bogen — Zeitalter Diocletians und Constantins — geführt. Die an dem Verfasser der „Geschichte von Hellas und Rom“ (in demselben Werke erschienen) seiner Zeit hier hervorgehobenen Vorzüge sind auch dieser Fortsetzung zu eigen. Die Hülsen und Wiedergaben von Medaillen durch den Holzschnitt sind zum Theil höchst gelungen. Die „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“ von Sophus Ruge wird mit der 36. Abtheilung begonnen, damit die Erzählung eines bedeutungsvollen und inhaltsreichen Stüdes Culturgeschichte. Der Verfasser hat zwar bei den Lesern mit den Erinnerungen an einen großen Vorgänger, an Oskar Pöschel, zu kämpfen; er erscheint indessen, nach den vorliegenden acht Bogen zu urtheilen, seiner Aufgabe voll gewachsen. In der 41. Abtheilung beginnt Professor Ludwig Geiger seine Arbeit über „Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland“. Der Verfasser hat sich durch seine Arbeiten über Petrarca und Reuchlin für diese größere Aufgabe als wohl gerüstet erwiesen, so daß man nur Gutes von ihm erwarten darf. S. Lefmanns „Geschichte des alten Indiens“ wird in der 42. Abtheilung bis zum 16. Bogen fortgesetzt. Schon bei dem Erscheinen des Anfanges ist darauf hingewiesen worden, daß das Werk mit Justis Geschichte des alten Perziens zu den werthvollsten Bestandtheilen des großen Unternehmens gehören werde. Dieses selbst

gereicht unserer Literatur zur Zierde und nicht minder dem deutschen Verlagsbuchhandel: es ist monumental in seinem inneren und äußeren Wesen.

Graf von Hesse-Wartegg, Mississippi-Fahrten. Reisebilder aus dem amerikanischen Süden. Lexikon-Format VI u. 254 S. mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt Leipzig, 1881, Carl Reißner.

Die Literatur über die am Stromgebiete des Mississippi gelegenen Südstaaten der amerikanischen Union war von jeher sehr mangelhaft und hat speciell in neuerer Zeit kein einziges Werk aufzuweisen, welches die durch den Eclaventrieg so schwer heimge suchten Länder, den Schauplatz der blutigsten Kämpfe und Verwüstungen in Wort und Bild schilderte. Zudem hat der amerikanische Süden durch die gänzliche Umgestaltung der dortigen socialen Ackerbau- und Industrie-Verhältnisse in hohem Maße an Interesse gewonnen. Die Einwanderung nach Arkansas, Louisiana und Alabama von Seiten deutscher Elemente, der Exodus der Neger von dort nach den Prairiestaaten, die socialen Errungenschaften der einstigen Sklaven, die Stellung der Baumwollkönige und des Creolenthums, endlich der Eintritt des Mississippi in den Weltverkehr sind Fragen, die ungeachtet ihrer hohen Bedeutung noch immer der Beantwortung harrten. Hierzu gelangen noch viele andere Punkte von allgemeinem Interesse, von denen nur die Regulirung des „Waters der Ströme“, die Oeffnung seiner Mündungen und endlich die gräßlichen Gelbfieber-Epidemien, welche den Süden wiederholt verheerten, hervorgehoben werden mögen. — Es waren zumeist diese Fragen, welche den Verfasser veranlaßten, innerhalb eines Zeitraums von vier Jahren zwei Reisen von mehrmonatlicher Dauer durch die Mississippi-Länder zu unternehmen. Die Ergebnisse dieser Reisen liegen bis auf die neueste Zeit ergänzt und vervollständigt vor uns. Es ist das erste und einzige Werk, welches jene hochinteressanten Länder, gleichsam das Herz der Vereinigten Staaten, ausschließlich behandelt, und zwar geschieht das mit nicht gewöhnlichem Talent. Der Verfasser versteht die gewonnenen Eindrücke in klarer lebensvoller Form wiederzugeben; seine Schilderungen haben einen gewissen feuilletonistischen Reiz, ohne daß nur damit die Vermuthung käme, ein Theil der Wahrheit sei hier zu Gunsten der schriftstellerischen Wirkung geopfert. Er hat aus dem großen Stoffe mit sicherer Hand die bedeutungsvollsten Momente hervorgehoben und sie in ihren Beziehungen zur Cultur der Vereinigten Staaten dargestellt. Man folgt dem Verfasser willig und scheidet von ihm mit Dank für empfangene reiche Belehrung. Das lesens- und empfehlenswerthe Werk ist vom Verleger sehr gut ausgestattet.

* **Faust von Goethe.** Mit Einleitung und fortlaufenden Erklärungen herausgegeben von R. J. Schröder. Zweiter Theil. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Die Einrichtung dieses zweiten Theiles entspricht der des ersten, der ja im Kreise der Goetheforscher eine sehr freundliche Aufnahme gefunden hat. Eine Einleitung, die, ohne von der herkömmlichen Methode abzuweichen, mancherlei Schätzwerthes bringt, und ein Commentar von Zeile zu Zeile, nach Art der in den Schulen für das Studium der Alten gebräuchlichen, mit Parallelstellen, Literaturnachweisen und allen wünschenswerthen Wort- und Sacherklärungen. Auch ihn findet man durchaus brauchbar und bedient sich seiner mit Vortheil. Dehnten sich die Erklärungen nur nicht so schrankenlos aus! Von den Anmerkungen gilt reichlich die Hälfte langgesponnenen Erklärungen von Dingen, denen kein halbwegs gebildeter Mensch auch nur nachzuspüren braucht. Das führt zu einer seltsamen Disharmonie im Stoff: dem Einen ist die eine Hälfte zu gelehrt, dem Anderen die andere zu fade. Es ist entschieden zu bedauern, daß solche Bücher nicht für ganz bestimmte Zwecke gearbeitet werden können, daß man in diesem etwa die eigentlich gelehrten Forschungen niederlegt und jenes ausschließlich für die Leute schreibt, die beim Faust von Zeile zu Zeile eines Führers bedürfen.

Es sei bei dieser Gelegenheit auf den in demselben Verlage erschienenen philologisch getreuen Neubruck von **Fausts Leben** des Malers Müller aufmerksam gemacht (es ist das dritte Heft der von Bernh. Seuffert herausgegebenen Sammlung der Literaturdenkmale des 18. Jhdts.). Jedenfalls ist dies die interessanteste der bisherigen Publicationen: erstens stofflich, was sich ja von selbst versteht, und zweitens insofern, als alle neueren Ausgaben einen verstümmelten, zum Gewöhnlichen zugestutzten Text boten, die Originalausgaben aber überaus selten geworden waren. Ein dritter Beitrag zur Faustliteratur ist die **Bühnenbearbeitung** des zweiten Theils von Robert Buchholz (Hamburg, Gustav Dieblich & Co.) Dieselbe hat mit der Devrient'schen den Grundzug gemein, den Bau der Tragödie möglichst vollständig auf die Bühne hinüberzunehmen und nur das für die eigentliche Handlung Unwesentliche zu streichen. So ist dies denn auch ein der Hauptsache nach ziemlich vollständiger Faust. Ueber die Striche, die natürlich unzählig sind und sein müssen, läßt sich in Kurzem nichts sagen. Jedenfalls scheinen sie zum größten Theile berechtigt; und man verzeiht sie um so lieber, als Buchholz sich streng von jener pietätlosen Manier der meisten Bearbeiter freigehalten hat, die verstümmelte Dichtung nun mit Versen eigenen Fabrikats wieder zusammenzuflicken zu wollen.

* In vierter Auflage erscheint Hermann Pottner's **Geschichte der englischen Literatur 1660—1770** (Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn), zugleich als erster Band der bekannten Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Ueber das vortreffliche und erschöpfende Werk, das absolut beste, welches diesen Gegenstand behandelt, braucht kein Wort des Lobes mehr gesagt zu werden. Die neue Auflage unterscheidet sich im Großen und Ganzen nicht von den früheren; es hat sich nur die Nachtragung einiger kleinen Verbesserungen nothwendig gemacht. Literaturgeschichten dieser vornehmen, geistigen Art, die eigentlich nur die Geschichte einzelner Gedanken verfolgen und den Zahlenkram links liegen lassen dürfen, erhalten sich eben merkwürdig lange frisch. Sie leben genau so lange wie die Zeitrichtung, die sie entstehen ließ — und das kann bei der Pottner's noch eine ganze Weile vorhalten. — Eine sehr interessante Monographie aus der Literatur- oder doch wenigstens der nahe verwandten Theatergeschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist Fr. Joh. Freiherrn von Nebens-Esbeck's **Caroline Neuber** und ihre Zeitgenossen (Leipzig, Joh. Ambr. Barth). Es ist das erstmal, daß die große Theaterleiterin zum Gegenstande einer eingehenden Studie gemacht worden ist. Der Verfasser, der nach der verbreiteten Methode der modernen Geschichtschreibung sein Augenmerk hauptsächlich auf die urkundlichen Quellen gerichtet und daraufhin unzählige Archive durchforscht hat, scheint diesen Stoff so ziemlich erschöpft zu haben; wenigstens kann man für den Augenblick nicht sagen, was noch nachzutragen wäre. Eine solche Arbeit ist eine sehr nothwendige und achtungswerthe, und wenn uns in dieser Form der Stoff ein wenig roh dargeboten zu sein dünkt und uns unkünstlerisch anmuthet, so ist das ein Mangel, den dieses Buch mit den meisten gleichen Gegenstandes theilt und verhängnißvoller Weise theilen muß. Jedenfalls wird man die Gabe dankbar begrüßen. Um so mehr, als sie in wirklich goldener Schale dargeboten wird. Die äußere Ausstattung dieses Buches mit schwerstem Papier und tadellosem Druck, vor Allem die zahlreichen Beilagen: Portrait, Unterschriften, Briefautogramme und Theaterzettel (bei Drugulin facsimilirt) entsprechen würdig dem Ansehen, welches die Verlagshandlung auf diesem Gebiete genießt, und machen den Band zu einer Augenweide für den Sammler. Viel verdient wird an diesem Buche wohl nicht werden — um so respectabler ist das Opfer, das ihm gebracht wird. — Eine recht interessante literarchistorische Studie ist auch Goethe et ses deux chefs d'oeuvre classiques par Paul Stapfer (Paris, G. Fischbacher). Der Verfasser, Professor der Philologie zu Grenoble und Autor mehrerer Studien über neuere Literatur (über Sterne und über Shakespeare, von der Academie gekrönt) untersucht Goethe's Stellung zu der Entwicklung der deutschen Literatur und giebt dann eine ausführ-

liche Analyse von Iphigenie, Hermann und Dorothea, die er für die beiden Meisterwerke Goethes erklärt. Liest man das Buch, so findet man allerlei, was nur den Franzosen erst noch gesagt zu werden braucht — findet aber auch manche feine Bemerkung und ist im Ganzen hoch erfreut darüber, nach dem vielen Gewäsch (von den sinnlosen Angriffen gar nicht einmal zu reden), womit die Franzosen meistens die Kosten ihrer Kenntniß deutscher Literatur bestreiten, endlich einmal wieder ein unbefangenes und kundig geschriebenes Buch darüber zu finden. Hoffen wir, daß es seine Mission jenseits der Vogesen erfüllt.

* Das Erscheinen der sechsten Auflage eines populären und nichts destoweniger gebiegenen Buches über Musik ist wohl werth, als ein großes, ein wirkliches Ereigniß betrachtet zu werden. Natürlich ist Eduard Hanslick, der Held und sein Buch **Vom Musikalisch-Schönen** (Leipzig, Johann Ambr. Barth) der Gegenstand desselben. Hanslick ist den Lesern dieser Blätter längst vorthellhaft bekannt, und ein Buch, das es so weit gebracht, gewiß desgleichen. Darauf näher einzugehen, wäre also überflüssig. Constatiren wir sein Erscheinen, und machen wir der Verlags-handlung ein Compliment für die zierliche Ausstattung desselben. — Ein Buch, das langatmige Empfehlung ebenso wenig nöthig hat, wenn es dieselbe auch entschieden verdient, ist die erste Abtheilung der **Dramaturgischen Blätter** Franz Liszts (Band 3 der Gesammelten Schriften, Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Wenn Musiker überhaupt einmal schreiben, so sind sie, wie außer den Genannten u. A. auch Berlioz und Ehrlich beweisen, unsere besten Feuilletonisten. Diese kleinen Essays, in ziemlich bunter Reihe zusammengestellt, sind überaus interessant und stellen dem Geiste des gefeierten Virtuosen, der in seiner Zurückgezogenheit der jetzt heranwachsenden Generation schon fremd zu werden anfängt, ein sehr schmeichelhaftes Zeugniß aus. Wie gesagt, die Aufsätze werden auch die Unmusikalischen fesseln; indeß sei auf einen besonders aufmerksam gemacht, der das hybride, von Musikern wie Dramaturgen viel umstrittene Gebiet der Musik in den Zwischenacten behandelt. Er schlägt zur Lösung aller Schwierigkeiten die Einführung des Leierkastens vor, der sowohl den musikalischen Bedürfnissen der Theaterbesucher wie den Beschwerden der frohnenden Musitanten vollständig abhelfen würde. Das ist sehr witzig; aber es ist darum nicht minder wahr, daß ein Schauspiel ohne Zwischenact stimmungslös wie eine Civiltrauung wirkt, und daß die geringere Kunst der höheren dienen muß.

* Wenn es erst gegen Weihnachten hingeht, ja schon zu Winters Anfang, wo das Publicum in die Stadt zurückkehrt, schwillt jedesmal die Fluth der Erzählungsliteratur zu ihrer höchsten — und fast erschreckenden! — Höhe an. Immer findet sich sehr viel Erfreuliches darunter, und so bedeutende Erscheinungen, wie beispielsweise H. Kruses **Seegeschichten** (Leipzig, S. Hirzel), machen die Aufgabe, sich damit zu beschäftigen, zu einer lohnenden. Ihr Erscheinen datirt freilich noch aus dem vergangenen Jahre, aber ihrewegen zurückzugreifen, ist schon der Mühe werth. Ein großer Theil jener Seegeschichten ist übrigens ja in diesen Blättern schon vorher veröffentlicht worden, und so steht Kruse, dessen scharfe Physiognomie man überhaupt nicht so leicht vergißt, unseren Lesern sicher deutlich in Erinnerung. Eine der staunenswerthesten Erscheinungen der gegenwärtigen Literatur, dieser Mann, der seit Jahrzehnten tagaus tagein für die Zeitung schreibt, und sich trotzdem nicht nur die zwingende Kraft der Sprache, sondern auch die ganze Frische des Stils bewahrt hat, die den Meisten in solcher Beschäftigung gar zu schnell verloren geht. Auch der Dichter Kruse wandelt ganz seinen eigenen Weg; und Verständige folgen ihm gerne, denn er überrascht die Poesie an Stellen, wo man sie niemals vermutet haben würde. — Gleichfalls in gebundener Form sind die Erzählungen abgefaßt, die Hermann Velschläger unter dem Titel **Novellen in Octaven** in einen Band vereinigt (Leipzig, L. Staadmann). Die eine davon

„Bernardo“ ist an diesem Orte schon bekannt. Bei solchen Veröffentlichungen ist man gewohnt, hohe Ansprüche zu stellen: man erwartet nicht nur seine Entwicklung, sondern auch die formelle Vollendung, die Leichtigkeit in der Behandlung der Strophe, an die uns so viele berühmte Muster gewöhnt haben. Delschläger besitzt diese Gaben in hohem Maße, er hat dies nicht nur hier hinreichend, sondern auch an der sehr schweren Aufgabe einer Verdeutschung der *Amoren* (Ovids Elegien der Liebe; Leipzig, W. G. Teubner) in rühmenswertester Weise gezeigt. — W. Herz' Verlag in Berlin bringt drei neue Bände, in erster Reihe **Glernsklipp** von Theodor Fontane. Dieses feine und doch kräftige Talent wird noch lange nicht genug gewürdigt; es ist geradezu unbegreiflich, daß man noch Leute vor sogenannter Bildung trifft, die von dem Dichter von Grete Minde und von P'ndultera kaum mehr kennen, als dessen Existenz. Daß auch Fontane's „Wanderungen durch die Mark“ (deren vierter Band beiläufig in diesem Winter erscheinen wird) durchaus nicht die verdiente Verbreitung gefunden hat, ist nur zu natürlich: das hängt mit dem charakteristischen Fehler des Norddeutschen, der Blindheit für die Schönheit und Größe der eigenen Umgebung eng zusammen. Die beiden anderen Publicationen sind **Novellen aus alter Zeit** von Ludwig Laistner, deren eine auch in diesen Blättern das erste Licht erblickt hat, eine der modischen Neigung zum Historischen entsprechende Gabe des überaus talentvollen Verfassers, und **Novellen** von Helene Böhlau. — E. Bely fügt zu dem Schwall italienischer Novellen einen neuen Band **Südllicher Himmel** (Herzberg und Leipzig, E. F. Simon). Sonst veröffentlichen von längst allseitig geschätzten Novellisten Emil Taubert ein Bändchen, **Der Antiquar** (Berlin, Walter u. Apolant) und Ernst Wichert **Vittanaise Geschichten** (Leipzig, Carl Reißner). Ein sehr hübscher Widmungsbrief, der den merkwürdigen Grenzstamm zu charakterisiren versucht, ist der Sammlung vorgegedruckt.

* In W. Jordans Selbstverlage in Frankfurt a. M. ist soeben des Dichters Uebersetzung der **Ilias** erschienen. Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß dieselbe in dem nämlichen Sinne, wie die der Odysee abgefaßt worden ist, die ihrer Zeit gerechtemaßen überall Beachtung gefunden hat. Jordan hat seine eigenen Theorien über Metrik und bringt sie hier energisch zum Ausdruck. Ueber die meisten seiner Sätze wird sich kaum streiten lassen; doch in der Praxis stellt sich Einiges als bedenklich heraus. Hier sei nur Ein Beispiel erwähnt. Die ersten acht Zeilen seiner *Ilias* enthalten, wohlgezählt, 4 Spondeen oder Trochäen (um bei der einmal landläufigen Ausdrucksweise zu bleiben). Das ist doch wirklich bitter wenig. Natürlich stellt sich im Allgemeinen das Verhältniß nicht so hoch; immerhin indeß bringt Jordans Hexameter einen ungewohnten Eindruck hervor, hat etwas Hastiges, Unruhiges. Auch mit der Messung der Eigennamen kann man nicht überall einverstanden sein. Es beweist doch erstens einen Mangel an Folgerichtigkeit, wenn dieser oder jener von ihnen nach dem allgemeinen, hergebrachten deutschen Sprachprinzip, der andere nach der hellenischen Betonungsweise gemessen wird. Und dann ist ein solches Abweichen vom Gebrauch bei Namen aus dem Homer, mit denen wir aufgewachsen, deren jeder uns innig vertraut ist, doppelt mißlich. Automebon z. B. ist so populär, daß beinahe schon die Droschkenkutscher darauf hören — Automebön lesen zu müssen, ist eine Zumuthung, die zuerst wirklich befremdet. Jordan giebt das ja auch selbst zu, indem er im Text seine Aussprache durch Accente andeutet. Man sollte meinen, er wäre besser dem ehrwürdigen Beispiele Bossens gefolgt und hätte seine, wenn auch vielleicht richtige, doch jedenfalls unwesentliche Uebersetzung dem Sprachgebrauch geopfert. Denn diesen zwingt man bekanntlich nicht. — In zweiter Reihe hat Jordan auch bei dieser Gelegenheit den Zustand des griechischen Textes untersucht. Anmerkungen am Schluß des Bandes geben Rechenhaft über seine Resultate; man findet darin manche außerordentlich feine und treffende Bemerkungen, die den originell beobachtenden Mann und den geschmackvollen Kritiker zeigen. — In demselben Verlage erscheint Hildebrants

Heimkehr, das zweite Lied der Nibelunge des Dichters in fünfter Auflage der Volksausgabe. Ein schöner Erfolg! Aber sollte es sich diesem gegenüber wirklich nicht lohnen, den Band heften zu lassen? Unfaßbar, daß ein Dichter gegen sein eigen Kind kniderig wie ein Buchhändler guten alten Stils sein kann!

* Adolf Friedrich Gr. von Schack erfüllt mit der Herausgabe des Bändchens **Meine Gemäldesammlung** (Stuttgart, J. G. Cotta) einen häufig geäußerten Wunsch. Er giebt darin die Entstehungsgeschichte derselben und natürlich bietet ihm das Anlaß zu Bemerkungen, nicht nur über seine Gemälde, sondern über die von ihm beschäftigten Künstler überhaupt und über mancherlei Fragen von ganz allgemeiner Bedeutung. So ist die Schrift schon stofflich fesselnd und belehrend. Noch mehr zieht sie aber dadurch an, daß sie ein deutliches Geistesbild des Verfassers entrollt, wie man es selten so unbefangen, ja gewissermaßen unbewußt gezeichnet findet. Schack ist, um Heine's Eintheilung der Menschheit beizubehalten, eine jener seltenen Hellenennaturen. Man legt sein Buch mit tiefem Respekte aus der Hand vor der reinen, selbstlosen Begeisterung für das Schöne, welche die Kunst um der Kunst willen pflegt und des eigenen Ergößens immer erst in zweiter Reihe denkt. Gleichzeitig erscheint in demselben Verlage des Grafen Schack neuestes Epos **Die Plejaden**, ein Gedicht von edler Einfachheit und echt poetischer Schönheit. —

* Eugen Reichel — von dem Niemand recht sagen kann, ob er nicht eigentlich Eugen Leyden heißt (denn unter diesem Namen sind seiner ersten, Schlichten Gedichte herausgekommen) — veröffentlicht unter dem Titel **Zehn Jahre** (Wien, Carl Konegen) eine zweite Sammlung. Sie rechtfertigt die Hoffnungen, womit der Dichter bei seinem ersten Auftreten empfangen worden war, wenngleich er auch hier anscheinend noch nicht ganz ausgereift ist. Das ist kein Tadel: es sind ja häufig gerade reiche Naturen, deren Entwicklung erst spät zur Ruhe gelangt. Das Anmuthendste an Reichel's Talent ist die vornehme Schlichtheit der Sprache. Die Ausstattung des Bandes verdient besonderes Lob. — Eine Dichterin von schätzenswerther Begabung ist auch Martha Hellmuth, deren **Gedichte** bei Alex. Dunder in Berlin herausgekommen sind. Einzelne derselben wirken durchaus poetisch und zeugen auch von völlig eigenem Tone.

* Du Bois-Reymond hat jetzt seinen Vortrag **Ueber die Grenzen des Naturerkennens**, der bei seinem ersten Erscheinen und seither so erbittertem Widerspruche ebenso wie freudiger Zustimmung begegnet ist, und den gewissermaßen die Ergänzung dazu bildenden, neueren **Die sieben Welträthsel** zusammen in einem Hefte herausgegeben (Leipzig, Breit & Co.). Beide liest man mit ungetheiltem Interesse.

* Carl Krabbe's Verlag in Stuttgart veranstaltet eine billige Lieferungs- ausgabe von Hackländer's **Ausgewählten Werken**, die in zehn Bänden vollständig sein soll. Die ersten beiden von Eugen Stillsfried liegen bereits vor. Es ist kein Zweifel, daß diese Sammlung ein noch immer für die Werke des lebenswürdigen Schriftstellers dankbares Publicum finden wird. Die Ausstattung steht allerdings kaum über derjenigen der Reclam'schen Pfennighefte.

* Als Seitenstück zu der Mostlebiographie Wilhelm Müllers in Tübingen, der durch zahlreiche Schriften über neueste Geschichte vortheilhaft bekannt ist, kommt jetzt ein Buch über **Reichskanzler Fürst Bismarck** heraus (Stuttgart, Carl Krabbe). Es ist, wie das einem Lebenden gegenüber jedenfalls das Angemessenste, eine rein pragmatische Schilderung. Diese aber ist auch vollständig und bietet ein so deutliches Bild von dem Wirken des Helden und von den Umständen, worin er sich gefunden,

daß man die Reflexionen süglich entbehren kann. Außerst gewinnend spricht des Verfassers warme Begeisterung an.

* **Die Physikalischen Kräfte**, von Rudolf Schulze nach einem französischen Buche von A. Guillemin bearbeitet (Leipzig, Paul Froberg), schildern die Ausnutzung der Physik für das tägliche Leben. Die Behandlung des Stoffes ist sehr ausführlich, die Schreibweise ist anschaulich und leicht faßlich; zahlreiche Holzschnitte und Illustrationen außer dem Texte erleichtern das Verständniß. — In vieler Beziehung Ähnlichkeit scheint mit jenem Buche ein Liefersungswerk **Die Erfindungen der neuesten Zeit** von G. von Muyden und H. Frauberger zu haben, dessen erste Hefte Otto Spamer in Leipzig jüngst versendet hat; indeß ist dieses sehr viel umfangreicher — auf acht Bände — angelegt.

* Von Brehm's berühmtem **Thierleben** (Leipzig, Bibliographisches Institut) erscheint gegenwärtig eine Chromo-Ausgabe (man verzeihe das Wort, für dessen Barbarei die Verantwortung ein Anderer tragen mag!). Daß eine Ausgabe mit farbigen Illustrationen den Werth des schönen Werkes beträchtlich erhöht, ist einleuchtend. Die 150 Farbendrucktafeln, welche dasselbe enthalten wird, sind nach quarellen hergestellt, die der Weimaraner Maler Otaf Winkler unter der Aufsicht der ersten Zoologen ausgeführt hat. Die ersten Hefte (aus Band IV, Vögel) liegen vor und zeigen den neuen Schmuck in wirklich auffallender Schönheit.

* Wie alljährlich, so läßt auch diesmal die Berliner Photographische Gesellschaft ein **Album der Berliner Kunst-Ausstellung** erscheinen. Es giebt kein besseres Mittel als dieses, um die Erinnerung an die bedeutendsten jener Bilder, die heute schon wieder in alle Winde zerstreut sind, festzuhalten. Die Photographien entsprechen dem bewährten Rufe des Vteliers: klar und scharf und höchst angenehm im Tone. Die Sammlung, die in verschiedenen Formaten erscheint, wird in reich ornamentirten Mappen ausgegeben.

* Die bei Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig verlegten **Nordlandsfahrten** schließen mit der jüngst heraus gekommenen zwölften Lieferung den zweiten der drei Bände ab. Dieser Theil des Werkes (worauf ausführlicher zurückzukommen sich wohl noch einmal Gelegenheit findet) ist bis jetzt weitaus der schönste. Die zu seiner Ausstattung verwendeten englischen Illustrationen sind sehr sauber und effectvoll ausgeführt und besitzen theilweise sogar künstlerischen Werth. Besonders angenehm ist auch das Format des Buches, dessen Mäßigkeit es wenigstens nicht von vornherein ausschließt, daß man auch darin lesen kann.

* **Carl Euler**, Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und Wirken. 8. XVI. und 636 S., mit einem Bilde Jahn's. Stuttgart, 1881, Carl Krabbe.

Professor Euler, Unterrichts-Dirigent der königlichen Turnlehr-Anstalt in Berlin, hat sich mit diesem Buch: ein wirkliches Verdienst erworben. Es ist die erste erschöpfende, wirkliche Biographie des Turnvaters, ein Buch voll warmer Liebe für seinen Gegenstand eingegeben, aber doch von jener Unparteilichkeit, welche weiß, daß von dem Lichte der Schatten unzertrennlich ist. Angesichts der maßlosen Anfeindungen einerseits und der großen Ueberschätzung andererseits, unter denen Jahn zu leiden hatte und die sein Charakterbild in der Geschichte schwanken machen, ist dieses sorgfältige Abwägen der Thatfachen doppelt hoch anzuschlagen. Für Jahn und die Feststellung seines Wesens hat es zu den erfreulichsten Resultaten geführt. Das Buch bezeichnet in dieser Beziehung etwas wie eine That und es wird damit zu einem wichtigen Beitrage zur Geschichte der ganzen freiheitlichen Bewegung in Deutschland

in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Das Werk sollte anfänglich nur eine Neubearbeitung der trefflichen Schrift Heinrich Bröhles über Jahn sein, aber der reichhaltige Stoff wuchs dem Verfasser derart unter den Händen, daß ein ganz Neues daraus entstand. Aus den ursprünglich in Aussicht genommenen 20 Druckbogen für das gesammte Leben Jahns wurden 40 und doch war damit nur das Leben bis zu seiner im Juli 1819 erfolgten Verhaftung fortgeführt. Hier ist ein vorläufiger Abschluß gemacht; die weiteren Lebensschicksale Jahns, seine Gefangenschaft und sein Aufenthalt in Freiburg und Eßleba, sein Auftreten in der Nationalversammlung in Frankfurt sind nur kurz erwähnt. Es ist der geschichtliche Jahn, der geschildert ist. Die ausführliche Neubearbeitung der ferneren Lebensschicksale des Turnvaters, welche des Bemerkenswerthen doch noch so Manches bieten und für welche Professor Euler noch viel Stoff bereit hat, soll späterer Zeit vorbehalten bleiben. Das Gebotene verdient jedenfalls wärmstes Lob und dringende Empfehlung.

- * **C. Grünhagen**, Geschichte der ersten schlesischen Kriege nach archivalischen Quellen. 2. Band. Bis zum Friedensschlusse von Breslau. 8. 387 S. mit einem Plane der Umgegend von Chotusitz. Gotha, 1881, F. A. Perthes. M. 8.—

Gelegentlich des vor einem Jahre erschienenen ersten Bandes haben wir an dieser Stelle ausführlicher auf die Bedeutung des Werkes hingewiesen, das in seiner abschließenden Form in der Literatur über den Gegenstand unübertroffen dasteht. Es ist dankbar anzuerkennen, daß dem ersten Band der zweite so schnell gefolgt ist. Derselbe dürfte das erregte Interesse vielleicht noch steigern, indem er, zum Theil auf Grund neu aufgefundenen Quellen, jenes so merkwürdige Abkommen von Kleinschnellendorf, den an Wechselfällen reichen mährischen Feldzug und dann die Friedensverhandlungen uns vorführt, welche, in's Stodten gekommen, erst nach der blutigen, hier eingehend und lebendig geschilderten Schlacht bei Chotusitz zum Abschlusse kommen, um dann vor der Ratification noch einmal durch neue Entwicklungen in Frage gestellt zu werden. Eine Würdigung des dann geschlossenen Friedens, ein Blick auf das Schicksal der neuen Provinz unter preussischem Scepter und endlich eine Zusammenfassung der weltgeschichtlichen Resultate des beschriebenen Ereignisses schließen das bedeutsame Werk.

- * **Hermann Michael Richter**. Geschichte der deutschen Nation nach den Grundzügen ihrer Entwicklung. 8. VIII und 479 S. Berlin 1881, Oskar Seeberg. 5 Mk.

Der Verfasser liefert in vorliegendem Buche eine „deutsche Geschichte“, welche die Entwicklung der Nation nicht in der Auseinanderfolge einer Reihe mehr oder minder wichtiger Details, sondern durch die Hervorhebung der großen Züge dieser Entwicklung darzustellen sucht. Demgemäß ist nicht, wie es sonst zu geschehen pflegt, auf die militärischen und diplomatischen Annalen das Hauptgewicht gelegt worden, sondern alle Aeußerungen der Nationalthätigkeit sind mit derselben Aufmerksamkeit behandelt worden. Nicht einzelne Persönlichkeiten oder Klassen hat der Verfasser hervorgehoben, sondern, wie er schon im Vorwort sagt, auf jene Millionen von Existenzen, welche vor uns gewesen und deren Wachstum und Bewegung die Geschichte hervorbringen, wollte er „einen Strahl des Lichts“ werfen. So bietet dieses mit großer Wärme geschriebene Buch in seiner Art etwas Neues und verdient schon dieserhalb empfohlen zu werden; dem Politiker und Publicisten, dem Geschichtsfreund überhaupt wird es mannigfache Anregung zuführen.

- * **Leon Alexandrowitsch**. Bewegte Zeiten. Roman in drei Abtheilungen aus dem letzten russisch-türkischen Kriege. 8. 370 S. Dresden und Leipzig, 1882, Heinrich Minde.

Hinter dem Pseudonym des Verfassers birgt sich angeblich eine in der deutschen wie in der russischen Aristokratie wohlbekannte Persönlichkeit. Wie dem auch sei —

das feisselnd geschriebene Buch behandelt eine Episode aus dem letzten russisch-türkischen Kriege, dessen hervorragende Persönlichkeiten treu geschildert sind. Die Capitel „Die Schipatschlach“, „Ein Hofsball im Winterpalais“, „Ein Mordanschlag auf den Kaiser“ sind mit starker Anschaulichkeit geschrieben. In geschickter Form hebt sich der eigentliche Roman von dem geschichtlichen Hintergrunde ab und bietet eine recht spannende Lectüre. Das Buch hilft angenehm über einige Stunden hinweg.

* **F. Soennedens.** Das deutsche Schriftwesen und die Nothwendigkeit seiner Reform. Quart-Format. VI und 69 S. Bonn und Leipzig, 1881, F. Soennedens Verlag.

Der als Erfinder und eifrigster Vertreter der „Rundschrift“ weit bekannte Verfasser versucht in der vorliegenden Schrift den Nachweis, daß die sogenannten „deutschen“ Schriftformen ihren Zweck als Schrift nur unvollkommen erfüllen, und daß die lateinischen Druck- und Schreibschriftformen bedeutende Vorzüge vor jenen haben. Der Verfasser hat zu diesem Zweck der Geschichte der Entwicklung der Schriften in Deutschland, Italien, Frankreich und England mit besonderer Rücksicht auf die technische Seite und dann den Beziehungen der deutschen zu den ausländischen Schriften an Ort und Stelle eingehende Studien gewidmet. Auf Grund seiner gewonnenen Erfahrungen polemisiert er hier mit großer Schlagfertigkeit und macht seine Vorschläge, die von allen Interessenten gewiß mit Aufmerksamkeit werden gehört werden.

* Emanuel Geibel hat endlich wieder ein Buch erscheinen lassen. Es ist zwar ein Werk von geringem Umfange, das er uns bietet, aber von classischem Adel der Sprache und des Gefühls. Es ist ein Sprichwort, **Edles Gold wird klar im Feuer** (Schwerin i. M., A. Hildebrand) nach dem Vorgange der Franzosen in *loderer* dramatischer Form behandelt. Der Gedanke, eine analoge Handlung an Citate aus der Iphigenie anzuschließen, ist köstlich, und die Gestalt, die diese Handlung trägt, ist groß genug angelegt, um dem Muster nicht zu erliegen. — Ein Gedicht, das wieder einmal mit dem herüdenststen Luxus moderner Technik ausgestattet ist, ist **der Rönch von Montandon**, eine provençalische Erzählung von Ludwig Weißel (Basel, Benno Schwabe). Büttenpapier, wunderschöne lateinische Lettern und als Hauptzierde Bignetten, Initialen und Kopfleisten nach Hans Holbein — dem Meister, der für ein Baseler Verlagswerk allerdings zunächst in Frage kommt. Erwähnt sei darunter auch Holbeins Marke für Adam Petris Druckerei; sie ist mit Recht auf das Titelblatt gesetzt worden, denn in der nämlichen Offizin, die jetzt die Schweighauserische heißt, ist das Werk hergestellt. Indeß über der Freude an der Ausstattung soll nicht vergessen werden, zu erwähnen, daß dasselbe interessant und form schön ist: man läßt sich gern von ihm in die bunte Fabelwelt der südlichen Provence zurückführen. — Karl Gerolds vermischte Gedichte Blumen und Sterne (Stuttgart, E. Greiner) erreichen die achte Auflage. Der stattliche Band ist noch um reichlich ein Duzend neuer Gedichte verstärkt worden. An dem buntfarbigen Titelblatte und an dem vor-gehefteten Widmungsblatte merkt man, daß das Buch hauptsächlich in Kreisen der Confirmanden u. dgl. Absatz findet. Aber Gerold ist ein so kräftiges Talent, daß man ihm auch noch stärkere Verbreitung und Anerkennung unter wirklich Urtheilsfähigen wünschen möchte.

* Wilhelm Müllers **historische Frauen** (Berlin, Julius Springer) erscheinen in zweiter Auflage, ein sehr ansehnlich ausgestatteter Band. Das interessanteste Capitel in dem Buche ist das von Liselotte. Alle die anderen Frauen sind tausendfach gepriesen worden; aber das tapfere Weib an des Sonnenkönigs Hofe nie genug. In diesem Artikel kommt auch das prächtige Schriftstellerprofil dieser Frau scharf zur Geltung — es ist eine wirkliche Freude ihn zu lesen.

* Diese Blätter haben Wilhelm Jensen häufig als einen geehrten Gast gesehen. Es würde uns daher schlecht anstehen, wollten wir den originellen, formgewandten Dichter noch loben. Seine neueste Publikation **Stimmen des Lebens** seien also hier nur genannt: das wird jedenfalls ausreichen, um ihnen die geziemende Beachtung zu sichern. Der Verleger, Louis Ehlermann in Dresden, hat ihnen eine würdig-schöne Ausstattung zu Theil werden lassen.

* Den seltsamen Titel **Hinter den Gittern** führt eine Sammlung von Studien und Erinnerungen, die Joseph Stern bei J. Bensheimer in Mannheim herausgibt. Jener erklärt sich dadurch, daß der Verfasser die Aufsätze schrieb, während er wegen Verhewerthens an stillem Orte weilte. Der kleine Band enthält allerlei Interessantes: Literarhistorisches und mancherlei Curiositäten — u. A. ist auch der alte Schalk Lucian als Urvater Wippchens darin ausführlich geschildert. Am Umfänglichsten und Bedeutendsten ist aber entschieden eine Skizze Johannes Zieglers als Politikers. Sie ist mit schöner Wärme geschrieben; und das thut wohl, selbst wenn man sich von den dabei geäußerten Ueberzeugungen recht altmodisch angeweht fühlt. Auch Stern ist ein echter Demokrat der alten Schule. Jedenfalls ist seine Skizze äußerst interessant, schon darum, weil sie eine höchst eigenthümliche und von Grunde tüchtige Natur schildert.

* Daudets Beliebtheit in Deutschland übersteigt beinahe die Grenzen alles dessen, was man an ähnlichen Erfolgen erlebt hat. Gibt es doch Frauen, Frauen die sonst nie ein Buch kaufen, und die zum Buchhändler eilen, um sich Daudets neuesten Roman zu bestellen, sobald die erste Reclame Kunde davon in die Zeitungen bringt — was reichlich zwei Jahre vor dem Erscheinen im Buche zu geschehen pflegt. Aber schließlich ist das noch gar nichts zu dem letzten Triumphe, den der deutsche Buchhandel mit Daudets jüngstem Werke gefeiert hat: die Uebersetzung von **Ruma Roumeftan** (2 Bände Dresden und Leipzig, Heinrich Minden) ist früher herausgekommen als die Originalausgabe. Diese Uebersetzung ist freilich auch dementsprechend ausgefallen. Sie gehört nicht zu den Kunstwerken, worauf unsere Literatur stolz ist, sondern zu den Fabrikarbeiten — die wohl auch nothwendig sein müssen. Jedenfalls sei jeder, der Daudets fein emailirten Stiel zu schätzen weiß, eindringlich vor der deutschen Ausgabe gewarnt; die Armen, die das Original nicht lesen können, werden aber außer der Vergrößerung der Sprache auch eine beträchtliche Anzahl Fehler mit in den Kauf nehmen müssen. — Roumeftan ist übrigens nicht von so padender Handlung, wie die früheren Romane Daudets: das Ganze ist eigentlich nichts als eine große Charakterstizze in Action. Daß Daudet als Gegenstand derselben eine Incarnation des französischen Südens genommen, daß er sie als Helden in die „Eroberung von Paris“ durch den Süden, an die man gegenwärtig wirklich manchmal glauben möchte, mitten hineingesetzt hat, das ist ja wohl schon längst bekannt. Jedenfalls bekommt der Süden, den Daudet überhaupt geringschätzte, kein gutes Zeugniß ausgestellt.

Steffen's Volkskalender 1882. Verlag von Louis Verschel. Berlin 1882.

Vater Steffen schickt auch diesen Jahrgang, den zweiundvierzigsten, mit frischem Muthe in die Welt hinaus. Die hübsche Ausstattung und die guten Beiträge werden dem Volkskalender die alten Freunde erhalten und gewiß neue dazu finden lassen.

Scherer, Deutscher Dichterwald. In Prachtband. Achte Auflage. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger).

M. 7. —

Diese neue Auflage der allbeliebten und allbekannten Gedichtsammlung ist wiederum in den Beiträgen und Illustrationen vermehrt worden, so daß beinahe des Guten zu viel gethan ist. — Der Herausgeber zeigt sich auch in dieser Vermehrung als ein feiner Kenner unserer deutschen Dichtungen.

- * **H. Effenhart.** Geschichte der Nationalökonomie. 8. VII. und 243 S. Jena. 1881, G. Fischer. M. 4. —

Dem Verfasser kam es darauf an, nicht ein forschendes sondern ein darstellendes Werk zu liefern. „Es galt ihm vor Allem, aus der Vergleichung der Zeiten und Meinungen den leitenden Faden zu finden, an dem sich die Entwicklung bewegt, das Gesetz und die Perioden desselben darzustellen, und darnach das Einzelne zu bestimmen und einzuordnen. Als der eigentliche Mittelpunkt einer zugleich forschenden Thätigkeit mußten die epochemachenden Systeme, die man bisher nur zu berechnen gewohnt war, zur objectiven dogmatischen Darstellung gebracht werden, sowohl nach ihren leitenden Gedanken als ihren Erfolgen im Leben.“ — Der Verfasser wird seiner Aufgabe mit voller Gründlichkeit gerecht; er beherrscht das weitestthätige Material durchweg und hat mit feinem Geiste verstanden, die wesentlichen, für die Entwicklung der Wissenschaft bedeutungsvollen Züge hervorzuheben. Dabei weht uns aus der trefflich geschriebenen Darstellung der warme Hauch der Begeisterung für den Stoff entgegen. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne Anregung und reiche Belehrung empfangen zu haben, gerade in unserer Zeit der wissenschaftlichen Kämpfe wird es von besonderem Nutzen sein.

An die Redaction von „*Word und Süd*“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Allerlees aus der Aeserlausitz.** I. Bautzen. Ed. Rühl.
- Arendts,** Prof. Dr. Carl, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. IV. Jahrgang Heft 1. Wien, A. Hartleben.
- Aabjörnsen,** P. Ch., Auswahl norwegischer Volksmärchen. Leipzig, A. Refelschläger.
- Asher's** Collection of English Authors. Band 172. Hamburg, Carl Gröndener.
- Ascheraden,** M. von, Phaläna um Meil. Leipzig, B. Schlicke.
- Baumbach,** Rudolf, Spielmannslieder. Leipzig, A. G. Liebeskind 1882.
- Baumgarten,** Dr. Joh., Der Orient. Stuttgart. Rieger'sche Verlagsbuchh.
- , Abenteuererleben in Guyana und am Amazonas. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
- Beitzke,** Dr. W., Gesch. der deutschen Freiheitskriege. Lief. 1. Bremen, M. Heinsius.
- Besser,** Herm., Zur Hamletfrage. Dresden, E. Pierson.
- Bismarck-Kalender 1882.** Minden, Wilh. Köhler. M. 1.
- Boguslawski,** Dr. G. von, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. VIII. Nr. 6. u. 7. Berlin, D. Reimer.
- Bowitzsch,** Ludwig, Heroiden. Neutitschein, L. V. Enders.
- Bohner,** Wilh., Ferdinand Freiligrath. 4. Lief. Lehr, M. Schaubenbug.
- , Lief. 5. 6. 7.
- Brandes,** G., Moderne Geister. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt, Rosetten & Lönig.
- Braun-Wiesbaden,** K., Der Diamanten-Herzog. Berlin, A. Hofmann & Co.
- Böhlau,** H., Novellen. Berlin, W. Hertz.
- Catalogue de la Librairie anolenne.** 1. 2. 3. 1881. Milan, U. Hopell.
- Catalogue illustré de Salon 1881.** Paris, L. Laschet.
- Chaille,** Paul B. du, Im Lande der Mitternachts-sonne. 1. Lief. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.
- Corvus,** M., Schwester Carmen. Schein und Sein. Leipzig, Bernh. Schlicke.
- Cybulski,** Dr. Ad., Geschichte der Polnischen Dichtkunst. 2 Bde. Posen, J. K. Zupanski.
- Deutsches Dichterheim** herausgeg. v. Paul Heinze. No. 1, 2. 3. Dresden-Striessen, P. Heinze.
- Dornblüth,** Dr. Fr., Johnstone's Chemie des tägl. Lebens. Lief. 4—10. Stuttgart, C. Krabbe.
- Daudet,** Alphonse, Numa Roumestan. Autoris. Uebersetz. 2 Bde. Dresden, H. Minden.
- Düntzer,** Göthe's Dichtung und Wahrheit. Leipzig, Ed. Wartig.
- , Lessings Leben. Leipzig, Ed. Wartig.
- Ehlert,** Aug., Dramatische Dichtungen. Östernburg, A. Ehlert.
- Engelhardt,** Helene von, Wein-Album. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Flemm,** W. Yrsa. Dramatisches Gedicht. Reutlingen, Carl Rupp.
- Frenzel,** K., Die Geschwister. 4. Bd. Berlin, Gbr. Pactel.
- Freilinn,** B., Renata. Dresden, E. Pierson.
- Fricka,** Dr. Friedr., Wilh., Die Ueberbürdung der Schuljugend. Berlin, Th. Hofmann.
- Gaedertz,** Karl Theodor, Gabriel Rollenhagen. Leipzig, S. Hirzel.
- Gawalowaki,** Carl W., Lieder. Selbstverlag.
- Gensichen,** Otto Franz, Felicia. Berlin, Eugen Grosser.
- Gerk,** Karl, Palmblätter. Stuttgart, E. Greiner.
- , Blumen und Sterne.
- Göttinger,** Reallexikon d. deutschen Alterthümer. Heft 4—5. Leipzig, Wold. Urban.
- Herbst,** Wilh., Encyclopädie der Neueren Geschichte. Lief. 6—9. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.
- Hesse-Wartegg,** Ernst von, Tunis, Land und Leute. Wien, A. Hartleben.
- Historische Meisterwerke der Griechen und Römer.** Heft 3. Leipzig, E. Kempe.
- Hohenzollern** und das deutsche Vaterland. Lief. 15. 17. München, Fr. Bruckmann.
- Illustrirtes Conversations-Lexikon der Gegenwart.** Lief. 11. Leipzig, Otto Spamer.
- Jensen,** Wilh., Stimmen des Lebens. Dresden, L. Ehlermann.
- Kalchberg,** Dr. Jos., Freiherr von, Mein politisches Glaubensbekenntnis in Gedenkblättern aus einer achtzigjährigen Pilgerfahrt. Berlin, Th. Grieben.

- Kefenstein**, Pädagogische Studien. Cöthen, Paul Schettlen.
- Kelm**, Franz, Die Meisterschüler. Lustspiel in 3 Acten. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Klelland**, Alexander, Ausgewählte Novellen. Wien, A. Hartleben.
- Klopert**, Heinrich, Karte von Algerien und Tunesien. Berlin, D. Reimer.
- Klosterzell**, Kathi von, Ella, das Judenkind. Zeitroman. 3 Bde. Berlin, J. G. Wohlgemuth.
- Koser**, Dr. W., Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Bd. XVI. Heft 4/5. Berlin, D. Reimer.
- Koschly**, Hermann, Cäsar und die Gallier. Heidelberg, Winter's Univ.-Buchhandlung.
- Koenig**, Robert, Deutsches Frauenleben im deutschen Liede. Oldenburg, Gerh. Stalling.
- Kretschmer**, Alb., Die Trachten der Völker. Lief. 18—21. Leipzig, J. G. Bach.
- Kuntze**, Dr. Otto, Um die Erde. Reisebericht eines Naturforschers. Leipzig, P. Froberg.
- Laender**, Rich., Träumereien an französischen Kaminen. Prachtausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Linke**, O. Milesische Märchen. Leipzig, Carl Reissner.
- Meier Müller**, Faust's Leben. Heilbronn, Gebr. Henninger.
- Manteuffel**, Erna von, Monogramm-Album. Heft 2. Harburg, Gust. Elkan.
- , Fillet-Guipure-Album. Heft 2. Harburg, Gust. Elkan.
- Martensteig**, Max, Jelta und Ruben. Leipzig, A. G. Liebeskind 1881.
- Mohn**, V. P., Kinder-Lieder und Reime. Berlin, Georg Stilke.
- Moldenhauer**, E. F., Theodor. Das Weltall und seine Entwicklung. 1. Lieferung. Köln, Ed. H. Mayer.
- Müller**, Otto, Der Professor von Heidelberg. 2. Bd. Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.
- , Wilhelm, Historische Frauen. Berlin, Julius Springer.
- Musenalmannsch** für 1882. Herausgegeben von Paul Heinze. Dresden-Striesen, P. Heinze.
- Müller**, Wilh., Reichskanzler Fürst Bismarck. Stuttgart, Carl Krabbe.
- Nordau**, Max, Vom Krenl zur Alhambra. 2 Bde. Leipzig, Bernhard Schlicke.
- Oeberländer**, Rich., Fremde Völker. Lief. 1. Leipzig, Jul. Klinckschardt.
- Olfers**, W. Vielliebchen. Berlin, G. Stilke.
- Peschier**, E., Johann Ludwig Runeberg. Stuttgart, J. B. Metzler.
- Philipp**, Peter, Im Strome der Zeit. Wien, L. Rosner.
- Ralch**, Dr. J. M., Dorothea von Schlegel und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. 2 Bde. Mainz, Franz Kirchheim.
- Richter**, Herm. Emanuel, Geschichte der deutschen Nation. Berlin, Oswald Soehagen.
- Rosegger**, P. K., Die Schriften des Waldschulmeisters. 3. Aufl. Wien, A. Hartleben.
- Rosegger**, P. K., Aus dem Walde. Ausgewählte Geschichten für die reifere Jugend. Mit Illustrationen. 2. Aufl. Wien, A. Hartleben.
- Rosen**, Kathinka Freifrau von, Leitfaden für Krankenpflegerinnen. Wien, Georg P. Foesy.
- Rosenberg**, W. L., Lieder und Gedichte. Frankfurt a. M., R. Morgenstern & Co.
- Rückerts**, Friedrich, Gesammelte poetische Werke. Lief. 1. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.
- , Leid und Lied. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.
- Ruge**, Arnold, Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges. Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung.
- Salomon de Caus**, Ein Drama in fünf Acten. Stettin, Herrke & Lebeling.
- Soennecken**, F., Das deutsche Schriftwesen und die Nothwendigkeit seiner Reform. Bonn, F. Soennecken.
- Schröer**, K. J., Faust von Goethe. Heilbronn, Gebr. Henninger.
- Schwarz**, Dr. Bernhard, Algerien. Leipzig, Paul Froberg.
- Schweiger-Lerchenfeld**, Der Orient. Lief. 16—22. Wien, A. Hartleben.
- Schüler**, Aug. Deutscher Volkspiegel. Bremen, E. Ed. Müller.
- Stehke**, Fr., Goethe's Briefe. Berlin, G. Hempel.
- Stern**, Josef, Hinter den Gittern. Mannheim, E. Bensheimer.
- Sturm**, Jul., Märchen. Illustriert v. Olga Fialka. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Taubert**, K., Der Antiquar. Berlin, Walter und Apolant.
- Tandem**, Carl Felix, Prometheus und Epimetheus. Aarau, H. L. Sauerländer.
- Taylor**, Bayard, Die Dichtung in Bildern. (Ausgew. Schriften, I. Bd.) Leipzig, Th. Grieben.
- The Imperial Dictionary of the English Language**. Leipzig, Th. Triestmeyer.
- Umlauf**, Dr. Friedr., Die Oesterreich-Ungarische Monarchie. 1. 2. Lief. Wien, A. Hartleben.
- Uphues**, Dr. Carl, Die Definition des Satzes. Landsberg, H. Schönröck.
- Verne**, Julius, Die Jangade. Achthundert Meilen auf dem Amazonenstrom. Autoris. Ausg. 2 Bde. Wien, A. Hartleben. M. 7. —
- Voss**, Richard, „Bergasy!“. Frankfurt, E. Künitzer.
- Waldberg**, Dr. M. R. von, Studien zu Lessings Styl. Berlin, H. W. Köhl.
- Weissel**, Ludwig, Der Mönch von Montaudon. Basel, Benno Schwabe.
- Wessely**, J. G., Klassiker-Bibliothek der bildenden Künste. Heft 3. 4. Leipzig, Bruno Lemme. M. —.60.
- Zdekauer**, Dr. K. Ritter von, Kriegs- und Friedensfahrten. 2 Bde. Wien u. Teschen. Karl Prochaska.
- Zitelmann**, E. Gedichte. Berlin, W. Hertz.
- Zölling**, Th., Reise um die Pariser Welt. Stuttgart, W. Spemann.

M 6 —

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß von „Nord und Süd.“

Eine deutsche Monatschrift

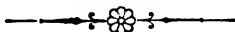
Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Verleger: S. Schottlaender in Breslau.

18 Bände Leg. 80 à 27—30 Bogen auf elegantem Papier, mit je 3 Kunstbeilagen
(Portraits) in Kupfer-Radirung.

In feinsten Original-Einbänden mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck.

Preis pro Band gebunden 8 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Inhalt des ersten Bandes.

April — Mai — Juni 1877.

Mit den Porträts von W. Kiehl, A. Wilbrandt, E. Geibel. Radirt von J. A. Raab und Sonnenleiter.

Ludwig Anzengruber in Wien.
Sur Psychologie der Bauern. Wie der
Guter ungläubig ward.

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.
Prolog.

Ernst Curtius in Berlin.
Griechische Ausgrabungen. 1876—1877.

Georg Ebers in Leipzig.
Mitternacht und Reim im Aegyptischen.

Jacob v. Falke in Wien.

Das Fenster in der Wohnung.

Runo Fischer in Heidelberg.

Ein literarischer Findling als „Leffings Faust“.

Karl v. Geibler in Meran.

Alessandro Manzoni.

Emanuel Geibel in Lübeck. Mit Porträt.

Wistichen aus dem Wintertagebuch.

Die Jagd von Begler. Vortpiel eines Albin-
genfertragödie.

Karl Goedeke in Göttingen.

Emanuel Geibel.

Bret Harte in New-York.

Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze.
(Uebersetzt von Udo Brachvogel.)

Hans Hoppin in Berlin.

Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Aus den Bänden. Novelle.

Rudolph v. Ihering in Göttingen.

Das Leben für und durch Andere oder die
Gesellschaft.

Ferdinand Kürnberger in Wien.

Künstlerbräute. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.

Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche
Erinnerung.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Peter Paul Rubens.

Julius Bajer in Frankfurt a. M.

Die englische Nordpolexpedition von 1875—1876.

Fr. Wedt in München.

Moderne Maler. Franz Lenbach.

W. G. Niehl in München. Mit Porträt.
Neue musikalische Charakterköpfe. Zwei
deutsche Kapellmeister. Karl Suhr und Karl
Ludwig Drobisch.

Karl Vogt in Genf.

Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.

Adolf Wilbrandt in Wien. Mit Porträt.
Dramaturgische Unterhaltungen. Wien
Freund Savola.

Inhalt des zweiten Bandes.

Juli — August — September 1877.

Mit den Porträts von Victor Hugo, L. An-
zengruber, Fr. List. Gestochen von
Meier, Sachs und Römer

Ludwig Anzengruber in Wien. Mit Portr.
Sur Psychologie der Bauern. Der gott-
überlegene Jacob.

Ed. Bauernfeld in Wien.

Correspondenz m. Anastasius Grün. Erinnerungen.

A. G. Drehm in Berlin.

Widpferde in den astatischen Steppen.

Moriz Carriere in München.

Geschmack und Gewissen.

Georg Gerland in Strassburg.

Das Geich der Vererbung und die Poesie.

Eduard Hanslik in Wien.

Adelina Vatti. Erinnerungen.

Ferdinand Hiller in Köln.

Ein Franz List. Mit dem Porträt v. Franz List.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Monta Waldbogel. Novelle.

Rudolph von Ihering in Göttingen.

Honorar und Gehalt.

Paul Lindau in Berlin.

Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851).

In und nach der Verbannung (1851—1877).

Mit dem Porträt von Victor Hugo.

Rudolph Lindau in Paris.

Der Erher. Novelle.

Friedrich Meher v. Waldeck in Heidelberg.

Russische Genur.

Josef Rant in Wien.

Ein Volksdramatiker aus Oesterreich.

Theodor Unger in Hannover.

Kunstschreiben und Kunsttreiben.

Bernhard Wagener in Kiel.

Zwischen zwei Herzen. Novelle.

Alfred Wolkmann in Prag.

Das Preußenthum in der neueren Kunst.
Aus der ersten französischen Nationalversammlung. — 1871. — Nach Briefen und aus dem Nachlaß eines Mitglieds derselben.

Inhalt des dritten Bandes.

October — November — December 1877.

Mit den Porträts von Paul Heyse, W.

Lübke, W. Carrière. Radirt v. J. E. Raab.

J. Baron in Berlin.

Gemeinwirtschaft und Privatwirtschaft.

Baurnsfeld in Wien.

Moritz Schwind zum Gedächtniß.

Karl Biedermann in Leipzig.

Zur Entwicklungsgeschichte der Goethe'schen Bauhdichtung.

G. Breitinger in Zürich.

Die Entwicklung des Realismus in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.

Moritz Carrière in München.

Der Unterschied des plastischen und malerischen Stils. Mit dem Porträt von Moritz Carrière.

Rudolph Genée in Dresden.

Der hundertj. Hamlet. Eine dramaturgische Studie.

Karl Goedeke in Göttingen.

Paul Heyse. Mit dem Porträt v. Paul Heyse.

G. Gaeser in Breslau.

Salerno.

Paul Heyse in München.

Beppo der Sternseher. Novelle.

Yppolito Nievo.

Richard Viebreich in London.

Realismus und Idealismus im Porträt.

Rudolph Lindau in Paris.

Das rothe Tuch. Novelle.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Rembrandt van Ryn.

Ludwig Vietzsch in Berlin.

Wilhelm Lübke. Mit dem Porträt v. W. Lübke.

Wilhelm Roscher in Leipzig.

Zur Erinnerung an Friedrich List. Ungedruckte Briefe desselben. Mit einer Einleitung.

W. Rüstow in Zürich.

Das schweizerische Heerwesen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der allgemeinen Anwendbarkeit des Milizsystems, auch für die Heere der Großmächte.

G. W. Vogel in Berlin.

Das Spectrum u. die chemisch. Wirkungen d. Lichts.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Der Loosenscommandeur. Novelle.

Inhalt des vierten Bandes.

Januar — Februar — März 1878.

Mit den Porträts von Georg Ebers, Wilhelm Busch, Arnold Böcklin. Radirt von Raab, Secht und Schid.

Ludwig Anzengruber in Wien.

Zur Ethnologie der Bauern. Die fromme Kathrin.

Bruno Bucher in Wien.

Zur Popularisirung der Kunst.

Georg Ebers in Leipzig. Mit Porträt.

Mein Grab in Theben.

J. Freusdorff in Göttingen.

Die Entstehung der Gasse.

Ferdinand Freiligrath.

Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß. (Geschichte von Robert Herrick und Th. S. Aldrich.)

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Bohemund. Novelle in Berlin.

Georg Gerland in Straßburg.

Centralasien und China.

G. Klebs in Prag.

Schädliche Nahrungsmittel. Ein Beitrag zur Entziehungsgeschichte von Krankheiten.

Heinrich von Kleist.

Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden.

Paul Lindau in Berlin.

Wilhelm Busch. Mit dem Porträt von Wilhelm Busch.

Rudolph Lindau in Paris.

Tödliche Fehde. Eine Skizze.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Die Kultur der Frührenaissance in Italien.

Jürgen Vona Meyer in Bonn.

Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen. I. Der Materialismus.

Vucian Müller in St. Petersburg.

Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers Konstantin.

Fr. Recht in München.

Arnold Böcklin. Mit dem Porträt von Arnold Böcklin.

Friedrich Sander in Barmen.

Ueber gute und schlechte Lust.

Ernst Freiherr von Stockmar in Berlin.

Die Flucht des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) am 21. Juni 1791.

Friedrich Uhl in Wien.

Herzengsbämmerung. Novelle.

Fr. Vischer in Stuttgart.

Wieder einmal über die Mode.

B. Windscheid in Leipzig.

Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft.

Inhalt des fünften Bandes.

April — Mai — Juni 1878.

Mit den Porträts von Leopold von Ranke, Berthold Auerbach u. Heinrich Raabe.

Radirt von G. Sachs, Hans Meyer und J. Sonnenleiter.

Berthold Auerbach in Berlin. Mit Porträt.

Der Sohn des Kälthgen von Heilbronn. Erzählung.

J. Baron in Berlin.

Der Normalarbeitstag.

A. de Bary in Straßburg.

Ueber die Bedeutung der Blumen.

G. du Bois-Reymond in Berlin.

Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten.

Franz Deligisch in Leipzig.

Der Talmud und die Farben.

J. Genle in Göttingen.

Der medicinische und der religiöse Dualismus.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Ein Frühlingsmorgens.

Julius Maiber in Stuttgart.

Wilhelm Hauff.

Heinrich Kruse in Berlin.

Der Dänholm. Idylle.

Heinrich Raabe in Wien. Mit Porträt.

Eduard Dörner.

G. Rissen in Göttingen.

Reopatra.

G. B. Oppenheim in Berlin.

Zur Revision der Gewerbeordnung.

Eduard Osenbrüggen in Zürich.

Schweizerische Veraleen.

Joseph v. Hanke in Berlin. Mit Porträt

Zur Geschichte der italienischen Kunst.

I. Grundlage und Anfänge; II. Stotio und seine Nachfolger; III. Quattrocentisten; IV. Uebergang vom 15. in das 16. Jahrhundert; V. Erinnerung an Bionardo und Michelangelo; VI. Raphael; VII. Tizian und einige sein Zeitgenossen.

J. Neuleug in Berlin.

Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Aufgaben.

Carl Thomas in Prag.

Die Großmutter. Novelle.

G. Wiener in Leipzig.

Die moderne Gesetzgebung gegenüber der Waarenfälschung.

Adolf Wilbrandt.

Untrennbar. Novelle.

Inhalt des sechsten Bandes.

Juli — August — September 1878.

Mit den Porträts von Joseph Victor von Scheffel, Emil du Bois-Reymond, Carl Gustow, Radtke von S. Sachs, Goupil & Co. und D. Raab.

E. Angengruber in Wien.

Das Blind.

Karl Bartsh in Heidelberg. Mit Porträt.

Joseph Victor von Scheffel.

G. Baur in Leipzig.

Der Elß als eine Kagestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung.

Karl Biedermann in Leipzig.

Lessing in England.

P. B. Jorchhammer in Kiel.

Das goldene Blick und die Argonauten.

Karl Gustow in Sachsenhausen. Mit Porträt.

Hogumil Dawson.

Paul Heyse in München.

Reisebriefe.

An Arnold Böcklin in Florenz. An Otto Ribbeck in Leipzig. An Wilhelm Herz in Berlin. An die zu Hause Gebliebenen.

Rudolph Lindau in Paris.

Ein verheirathetes Leben. Novelle.

Emil Naumann in Dresden.

Clavierpiel ohne Ende.

Friedrich Nagel in München.

Die Beurtheilung der Wälder.

J. Rosenthal in Erlangen.

Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt von E. du Bois-Reymond.

Franz Rühl in Königsberg.

Theodor von Schön.

H. Schoener in Rom.

Der Palatin und seine Ausgrabungen.

Carl Zhtersch in Leipzig.

Medicinische Glossen zum Samlet.

G. B. Vogel in Berlin.

Die Telegraphenschrift des Himmels.

G. Voigt in München.

Ueber die Bedeutung des Blutes.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Der Rittschuldige. Novelle.

Inhalt des siebenten Bandes.

October — November — December 1878.

Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgenjew, Richard Wagner. Radtke von D. Raab, B. Mannfeld und J. A. Raab.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.

Eine unsichtbare freie Reichsstadt. Kulturgeschichtliche Skizze.

Karl Erdm. Edler in Wien.

Eine Wochenfahrt. Novelle.

Karl Emil Franzos in Wien.

Die Lode der heiligen Agathe. Eine moderne Legende.

Emanuel Geibel in Lübeck.

Sieben Oden des Horaz.

Siegfried Rapper in Pisa.

Klöster und Klosterleben in der Herzogovina.

Heinrich Kruse in Berlin.

Idyllen.

Die Dachreiter. Wider Wind und Wellen.

Hugo Magnus in Breslau.

Die Farbenblindheit.

J. Max Müller in Oxford.

Ueber Fetischismus. I. II.

Ludwig Noire in Mainz.

Max Müller und die Sprachphilosophie. Mit dem Porträt von Max Müller.

Ludwig Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.

Bilder aus englischen Landstößen und Gärten. I. II.

Ludwig Pietisch in Berlin.

Iwan Turgenjew. Persönliche Erinnerungen.

Mit dem Porträt von Iwan Turgenjew.

A. Th. Richter in Prag.

Die Braut. Novelle.

Justus Scheibert in Stuttgart.

An den Grenzen der Strategie und Taktik.

Eduard Schelle in Wien.

Richard Wagner. Mit dem Porträt von Richard Wagner.

Bernhard Wagener in Kiel.

Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine.

Ernst Wichert in Königsberg.

Sommerfrische am Baltischen Strande.

J. G. Witte in Bonn.

Kant und die Frauen.

Inhalt des achten Bandes.

Januar — Februar — März 1879.

Mit den Porträts von Eduard Hanslick, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen. Radtke von Galm und D. Raab.

Eduard Hanslick in Wien. Mit Porträt.

Rußland und Rußler in Paris.

Paul Heyse in München.

Aus der italienischen Reise.

Hans Hopfen in Berlin. Mit Porträt.

Einmal's Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors.

E. Gubner in Berlin.

Laotoon.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B. Mit Porträt.

Im Mal. Eine Symphonie.

Wilhelm von Kardorff in Wabnitz.

Die wirtschaftlichen und finanziellen Reformprojecte des Reichskanzlers.

Fritz Krauß in Zürich.

Chateaufearc und seine Sonette.

Paul Vindau in Berlin.

Julian Schmidt und der „Schillerpreis“.

Rudolph Vindau in Berlin.

Gute Gesellschaft. Roman.

Wilhelm Völke in Stuttgart.

Die Cultur der Hochrenaissance in Italien.

Fr. Merkel in Moskau.

Der Rus. Eine anthropologische Studie.

Ludwig von Ompteda in Wiesbaden.

Bilder aus englischen Landschaften.

G. B. Oppenheim in Berlin.

Das allgemeine Stimmrecht.

W. Preyer in Jena.

Die Concurrrenz in der Natur.

Bibliographie.

Inhalt des neunten Bandes.

April — Mai — Juni 1879.

Mit den Porträts von **Emile Augier**, **Anton Rubinstein** und **Johannes Guber**.
Rabirt von **B. Mannfeld** und **D. Raab**.

C. Abel in Berlin.

Sprache und Aegyptische Sprache.

Asiaticus.

Die staatliche und sociale Entwicklung Japans in den letzten zehn Jahren (1868—1878).

Emile Augier in Paris.

Fragment.

G. Baur in Leipzig.

Die Salzburger Emigranten. Ein Lebens- und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora, zugleich ein Zeugnis für die Kirchen-Volltut der Hohenzollern.

Karl Bed in Wien.

Erinnerungen an **Alexander Petöfi** (1846).

W. Busch in Bonn.

Der Fuß und seine Bekleidung.

M. Carriere in München.

Johannes Guber. Mit dem Porträt von **Joh. Guber**.

Ernst Dohm in Berlin.

Fragment. Aus einem unvollendeten Lustspiel **Emile Augier's** (Uebersetzung).

G. Ehrlich in Berlin.

Anton Rubinstein. Mit dem Porträt von **Anton Rubinstein**.

Theodor Fontane in Berlin.

Grete Winde. Nach einer altmärktischen Chronik.

Ludwig Geiger in Berlin.

Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.

Alaus Grotz in Kiel.

Kronprinzens in Holstein. Ein Cyclus plattdeutscher Gebichte über Land, Leute und Sagen.

Paul Heyse in München.

Die Madonna im Delwald. Eine Novelle in Versen.

Johannes Guber in München.

Moderne Magie.

Paul Vindau in Berlin.

Emile Augier. Mit dem Porträt von **Emile Augier**.

F. Neuloux in Berlin.

Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb.

W. G. Niehl in München.

Das verlorene Paradies. Novelle.

Isidor Sogha in München.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Pestfrage.

B. G. Stronberg in Berlin.

Zwei Fragen, die nicht brennen.

Karl Vogt in Genf.

Eine Naturforscher-Aller im Hoch-Jura.

Bibliographie.

Inhalt des zehnten Bandes.

Juli — August — September 1879.

Mit den Porträts v. **Alexandre Dumas filz**, **Gustav Freytag** und **Reinhold Begas**.
Rabirt von **B. Mannfeld**, **Paul Palm** und **D. Raab**.

L. Angenruber in Wien.

Sein Spielzeug.

Karl Bartsch in Heidelberg.

Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes.

J. Baron in Berlin.

Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. October 1879.

August Demmin in Wiesbaden.

Sammler, Sammeln, Sammlungen.

A. Dove in Breslau.

Gustav Freytag. Mit dem Porträt von **Gustav Freytag**.

D. Ernst in Constantinopel.

Die Kengathin. Eine Erzählung aus dem Orient.

Karl Gerhard in Bonn.

Das Träumen.

Fr. Hermann in Herrliberg.

Charles Sealsfeld.

Ferdinand Giller in Köln.

Adolphe Mourit.

Paul Heyse in München.

Die Madonna im Delwald. Novelle in Versen. (Schluß.)

J. J. Honegger in Zürich.

Alexandre Dumas filz. Mit dem Porträt von **Alexandre Dumas**.

Johannes Guber in München.

Moderne Magie (Schluß.)

Hermann von Ihering in Leipzig.

Die Thierwelt der Alpenjense und ihre Bedeutung für die Frage nach der Entstehung der Arten.

Lothar Meyer in Tübingen.

Ueber akademische Lernfreiheit.

Ludwig Pietzsch in Berlin.

Reinhold Begas. Mit dem Porträt von **Reinhold Begas**.

Ferdinand von Saar in Wien.

Der General. Eine Novelle aus Oesterreich.

Otto von Schorn in Nürnberg.

Das Groteske und Komische in der Kunst und im Kunstgewerbe.

Friedrich von Seech in Karlsruhe.

Göthcs Villi.

Hermann Weider in Halle.

Die perische Bierzelle und der deutsche Volksreim.

Bibliographie.

Inhalt des elften Bandes.

October — November — December 1879.

Mit den Porträts von Ernst Dohm, J. von Doeblinger und Adolf Menzel. Radirt von W. Krauskopf, Wilhelm Rohr und Paul Galm.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.

Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinkanterei.

François Coppée.

Olivier. Novelle in Versen. Im Versmaße des Originals übersezt von Wolf Grafen Daudisfin.

J. Friedrich in München.

Johann Joseph Ignaz von Doeblinger. Mit dem Porträt von J. J. J. von Doeblinger.

H. Gane.

André Florio, der Turcan. Aus dem Humantischen nach dem Manuscripte und unter Mitwirkung des Verfassers übersezt von Rite Krennig-Borleben.

H. Heinrich Gessen in Straßburg i. E.

Das Problem des Völkerechts.

Wilhelm Geiger in Erlangen.

Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Indogermanen.

Julius Gübner in Dresden.

Tintoretto.

Karl Koberstein in Dresden.

Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Revolution und Geschichte.

Friedrich Albert Lange in Berlin.

Ueber philosophische Bildung. (Schluß Februar 1880.)

Paul Lindau in Berlin.

Ernst Dohm und der „Kladderadatsch“. Mit dem Porträt von Ernst Dohm.

Endwig Freiherr v. Dmpteda in Wiesbaden.

Woburn Abbey.

Die Trunkkrankheit in England.

H. B. Oppenheim in Berlin.

Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus.

Friedrich Oetter in Kassel.

Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurhessen.

Endwig Vietzsch in Berlin.

Adolf Menzel. Mit dem Porträt von Adolf Menzel.

Fr. Wih. Zeyse in Weimar.

Das Menschengeschlecht.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Tod und Trost. Ein Cyclicus.

Bibliographie.

Inhalt des zwölften Bandes.

Januar — Februar — März 1880.

Mit den Porträts des Fürsten Bismarck, von Karl von Goltz und Franz von Dingeldeit. Radirt von Paul Galm und W. Krauskopf.

H. Giffenhardt in Hamburg.

Der Ursprung der romanischen Sprachen.

Karl von Gebl.

Die Jungfrau von Orleans.

Ferdinand Giller in Köln.

In Wien vor 53 Jahren.

Eduard von Hartmann in Berlin.

Die Bedeutung des Leibs.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.

Salra. Ein erzählendes Gedicht.

H. Koffmann in Heidelberg.

Die Bedeutung des Einzelnen in der Darwinistischen Weltanschauung.

Max Kurnit in Breslau.

Karl von Goltz. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Karl von Goltz's.

Holde Kurz in Florenz.

Sachsisch. Aus dem Tagebuch eines Philosophen.

Friedrich Albert Lange.

Ueber philosophische Bildung (Schluß (siehe November 1879)).

Paul Lindau in Berlin.

Persönliche Begagnungen. Elise.

Menenius der Jüngere.

Fürst Bismarck an der Jahreswende 1879. Mit dem Porträt des Fürsten Bismarck.

H. B. Oppenheim in Berlin.

Aus den Mysterien der altfranzösischen Diplomatie.

John Paulsen in Norwegen.

Ein römisches Abergew. Novelle.

Heinrich Nagel in München.

Sahara und Sudau.

Oskar von Nedwig in Meran.

Ein Brautpaar in Sonetten.

Sigmund Schleisinger in Wien.

Der Theatermann Dingeldeit. Mit dem Porträt Franz von Dingeldeit's.

August Silberstein in Wien.

Der Laden des Koz.

Karl Vogt in Genf.

Zur Physiologie der Schrift.

H. Volz in Potsdam.

Fürst Kaunitz.

Das Deutschthum in den russischen Ostseeprovinzen.

Bibliographie.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

April — Mai — Juni 1880.

Mit den Porträts von Theodor Fontane, Alfred Meißner und Emilie Gola. Radirt von W. Krauskopf, W. Rohr und Paul Galm.

J. Germ. Baas in München.

William Harvey, der Begründer der neuen Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte.

Jacob Baechtold in Zürich.

Aus Heinrich Heine's Nachlaß.

Runo Fischer in Heidelberg.

Ueber G. E. Lessing I. II.

I. Lessing's reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur.

II. Lessing's Minna von Barnhelm.

Theodor Fontane in Berlin.

Abulterra. Novelle. Mit dem Porträt Theodor Fontanes.

Gustav Girsfeld in Königsberg.

Festfeier und Gedentage im griechischen Alterthum.

Eduard Graf Lamezan in Wien.

Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Berechnung.

Carl Lang in Offenburg.

Ueber altgriechische Musik.

Rudolph Fürst zu Vichtenstein in Neulengbach.
Die Kinder des Orients. Novelle.

Heinrich Leuthold.
Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Baechtold in Zürich.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die pergamenischen Funde.

Alfred Meißner in Bregenz.
Toni. Novelle. Mit dem Porträt Alfred Meißners.

Ludwig Pfau in Paris.
Emile Pola.

Franz Hübl in Königsberg.
Friedrich Christoph Schloffer.

Hans Semper in Innsbruck.
Italienische Studien.

Karl Stieler in München.
Eine Winterreise an den Königssee.

Emile Pola in Paris.
Balsac (in französischer Sprache)
(in deutscher Sprache, übersezt von P. A.)
Mit dem Porträt Emile Polas.

Bibliographie.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Juli — August — September 1880.

Mit den Porträts von Ludwig Knaus,
C. F. Lessing und Runo Fischer. Radirt
von W. Krauskopf, F. A. Meyer und
Wilhelm Kahr.

George Allan in Bukarest.
Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest.

Runo Fischer in Heidelberg.
Ueber G. E. Lessing (III. Lessings Emilia Galotti).

Theodor Fontane in Berlin.
P'Abultera. Novelle (Schluß).

Eduard von Hartmann in Berlin.
Die Krisis des Christenthums.

Paul Heyse in München.
Die Egelin.

Hans Hoffmann in Stettin.
Der schöne Checco. Novelle.

Rex Jordan in Berlin.
Ludwig Knaus. Mit dem Porträt Ludwig Knaus'.

Karl Robertstein in Dresden.
Carl Friedrich Lessing. Mit dem Porträt
C. F. Lessings.

Paul Lindau in Berlin.
Goethes „Faust“ als Bühnenwerk.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Kunst und der Kaufmann.

Renenius der Jüngere.
Ein Blick von der politischen Warte.

Friedrich Oetler in Rassel.
Die Herstellung der kurbessischen Verfassung im
Frühjahr 1862.

Friedrich Nagel in München.
Die Wasserfälle.

Bernhard Schädcl in Darmstadt.
Briefe von Moriz von Schwind.

Rudolf Seydel in Leipzig.

Das Rosenkreuz, ein Sinnbild des Christenthums
im Uebergange zur Humanitätsreligion.

M. E. von Sosnowski in Posen.
Runo Fischer. Mit dem Porträt Runo Fischers.
Bibliographie.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

October — November — December 1880.

Mit den Porträts von Bret Harte, A. Achens-
bach, und Friedrich Spielhagen. Radirt
von F. A. Meyer und Wilhelm Kahr.

E. von Baisch in Wien.
Das Wesen des Kreilaufs.

Udo Brachvogel in New-York.
Bret Harte. Mit dem Porträt Bret Hartes.

Alexander Brüdner in Dorpat.
Zur Naturgeschichte der Präntenden.

M. Carriere in München.
Wechselbeziehungen deutscher und italienischer
Kunst.

F. von Duhn in Heidelberg.
Ueber die Anfänge der Antikensammlungen in
Italien.

Heinrich Kruse in Berlin.
Die Siegelbewahrer. Eine Geographie.

Paul Lindau in Berlin.
Persönliche Begegnungen. Henri.

Rudolph Lindau in Berlin.
Treu bis in den Tod. Erzählung.

Jürgen Bona Meyer in Bonn.
Zur Philosophie der Gegenwart. II. Dührings
Wirklichkeitsphilosophie.

Hermann Delschläger in Leipzig.
Bernardo.

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wies-
baden.
Der Haararzt. Aus den Hundstagsferien eines
Gymnasialoberlehrers.

Ludwig Pietzsch in Berlin.
Andreas Achenbach. Mit dem Porträt Andreas
Achenbach's.

Hermann Schmidt-Wimpler in Marburg.
Ueber Blindsein.

Bernhard Schädcl in Darmstadt.
Briefe von Moriz von Schwind. (Schluß.)

D. Schrader in Jena.
Aus der Geschichte der Haustihere. Eine
linguistische Studie.

Lorenz von Stein in Wien.
Der amerikanische Socialismus und Communis-
mus. I—IV.

Alfred Stern in Bern.
Karl von Clausewitz.

Friedrich Spielhagen.
Vorbemerkung der Redaction. Ein Brief an
den Herausgeber von „Nord und Süd“.

Adolf Wilbrandt.
Der Verwalter. Novelle.

Ludwig Siemssen in Neustettin.
Friedrich Spielhagen. Mit dem Porträt Friedrich
Spielhagens.

Bibliographie.

Inhalt des sechzehnten Bandes.

Januar — Februar — März 1881.

Mit dem Porträt des Grafen Moltke, von Franz v. Holzendorff und M. Lazarus. Radirt von Paul Galm u. W. Krauskopf.

Max Cantor in Heidelberg.

Sir Isaac Newton. I. II.

Felix Oberth in Breslau.

Das Gesetz im Leben.

Wilhelm Geiger in Erlangen.

Die älteste Literatur des indischen Volkes.

Wilhelm von Hamn.

Sonntagskinder.

Paul Gehse in München.

Der lahme Engel. Novelle.

Franz von Holzendorff in München.

Sozialpolitische Reisekizzen aus Schottland.

Erste Serie. Zweite Serie. Mit dem Porträt Franz von Holzendorffs. Radirung von W. Krauskopf in München.

Sophie Jungmans in Kassel.

Giulio Balotti. Novelle.

Fedor von Köppen in Leipzig.

Moltke und seine Kriegsführung. Mit dem Porträt des Feldmarschall Grafen von Moltke.

M. Lazarus in Berlin.

Erziehung und Geschichte. Mit dem Porträt von M. Lazarus.

Paul Lindau in Berlin.

Die Ahnen. Ein Roman von Gustav Freytag. Mit einem Holzschnitt „Zimmo und Hildegard“, nach einer Zeichnung von G. Kaulbach. (Aus der „Gustav-Freytag-Galerie“.)

A. H. Mangabé in Berlin.

Die beiden Schwestern. Eine Novelle.

Rhenanus.

Das deutsch-österreichische Präventiv-Bündniß.

Otto Noquette in Darmstadt

Die Mischel.

Ernst Scherenberg in Esberfeld.

Gedichte.

A. Schoener in Rom.

Die neue Pompeji-Forschung.

A. Schueegans in Messina.

Strasbourg nach der Uebergabe an Frankreich. 1781—1698.

Bibliographie.

Inhalt des siebzehnten Bandes.

April — Mai — Juni — 1881.

Mit dem Porträt des Kaiser Wilhelm, von Felix Dahn und Paul Meyerheim. Radirt von D. Raab, W. Rohr und Paul Galm.

E. Anzenberger in Wien.

Der Einsam'. Erzählung.

Adolf Voetticher in Berlin.

Die Stadt des Tantaloß.

Heinrich Breitung in Zürich.

Der heutige Roman Italiens.

Maximilian Carrière in München.

Calderons Arzt seiner Ehre und Shakespeares Othello.

Felix Dahn in Königsberg.

Gedicht zu einem Bilde Kaiser Wilhelms. Mit dem Porträt Kaiser Wilhelms. Radirung

von D. Raab in München. — Friedrich Rückert (mit ungedruckten Briefen und Versen des Dichters). Mit dem Porträt Felix Dahns. Radirung von W. Rohr in München.

Kuno Fischer in Heidelberg.

Die hundertjährige Gedächtnissfeier der „Kritik der reinen Vernunft“.

C. Freiherr v. d. Goltz in Berlin.

Stützen aus der Kriegsführung der Gegenwart.

Franz von Holzendorff in München.

Sozialpolitische Reisekizzen aus Schottland. V., VI., VII. (Schluß.)

H. von Ihering in Göttingen.

Die Elitè im Munde der Sprache.

Karl Robertlein in Dresden.

Der Dichter des Frühlings.

Ludwig Rastner in München.

Der geraubte Spielmann. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.

Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ in Berlin.

Ludwig Pietisch in Berlin.

Paul Meyerheim. Mit dem Porträt Paul Meyerheims. Radirt von P. Galm in München.

Otto Noquette in Darmstadt.

Der Dachreiter. Novelle.

A. Schoener in Rom.

Die neue Pompeji-Forschung. (Schluß [siehe Juni 1881]).

Karl Stieler in München.

Ludwig der Bayer. Eine Zugfahrt im Ammergau

Bibliographie.

Inhalt des achtzehnten Bandes.

Juli — August — September — 1881.

Mit dem Porträt von Ferdinand Hiller, Anton von Werner und Eduard von Hartmann. Radirt von W. Krauskopf und W. Rohr.

Julius Algeyer in München.

Betrachtungen über bildende Kunst.

Berthold Auerbach in Berlin.

Ferdinand Alba und Alarcon. Eine Bräutler Erinnerung.

J. Hermann Baas in Worms.

Die Grenzen des ärztlichen Erkennens.

Oberst z. D. v. Brandt in Berlin.

Das Leben von Colin Campbell, Lord Clyde.

A. Geyer in München.

Die Entschädigung freigesprochener Angeklagten.

Eduard v. Hartmann in Berlin.

Die tragische Vertiefung der Naturreligion im Germanenthum.

Wilhelm Herz in München.

Die Sage vom Borgia und dem Graf.

Paul Gehse in München.

Der König von Montauban. Novelle.

Ferdinand Hiller in Köln.

Frankfurter Tonkünstler vergangener Zeit. Mit dem Porträt Ferdinand Hillers. Radirung von W. Krauskopf in München.

Heinrich Kruse in Berlin.

Adelathe. Eine Seegeschichte.

H. L. in Berlin.

Eine Sommerlaune.

A. A. Mayer in Karlsruhe.

Die Neubeimählten.

Adolf Wigler in Junsbrud.

Eine Jugendlicke in Wien.

Ludwig Vietzsch in Berlin.

Anton von Werner. Mit dem Porträt Anton von Werners. Habirung von W. Krauskopf in München.

Carl du Prel in München.

Das zweite Gesicht. Psychologische Studie.

Marie von Redwitz in Meran.

Seine Frau. Novelle.

J. Reiske in Göttingen.

Die Organismen und ihr Ursprung.

Barbara Gräfin Solokhoub (Danine) in St. Petersburg.

Vater Dionysius.

Adrian Schüding in Harzburg.

Spiegelbilder vom Bosphorus. I. Die Löwen.

Carl Vogt in Genf.

Algierisches.

Johannes Volkelt in Jena.

Eduard von Hartmann. Mit dem Porträt Eduard von Hartmanns. Habirung von W. Rohr in München.

Bibliographie.

Inhalt des neunzehnten Bandes.

October — November — Dezember 1881.

Mit den Porträts von Adolph v. Arronge, Hermann Gehmholz, Hermann Hettner. Habirungen von W. Rohr und W. Krauskopf.

Adolph v. Arronge in Berlin.

Das Theater und die Gewerbefreiheit.

Felix Auerbach in Breslau.

Hermann Gehmholz und die wissenschaftlichen Grundlagen der Musik.

Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebesgeschichte.

Ungebrachte Briefe des Dichters. Herausgegeben von Karl Dieckmann in Leipzig.

Hugo Blümner in Zürich.

Ueber Travele und Parodie in der klassischen Literatur.

Adolf Voetticher in Berlin.

Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archologischen Gesellschaft.

Felix Dahn in Königsberg i. Pr.

Der Streit um die Krone. Ballade.

G. Ghrlich in Berlin.

Mailänder Erinnerungen aus dem Sommer 1881.

Theodor Fontane in Berlin.

Groeben und Siethen. Ein märktisches Capitel. Der Scharnhorst-Begräbnisplatz auf dem Berliner Invalidenkirchhof.

J. Genle in Göttingen.

Ueber das Erörthen.

Hermann Hettner in Dresden.

Die Franciscaner in der Kunstgeschichte.

Wilhelm Jensen in Freiburg i/Br.

Am Aghenfrug. Gedicht.

Paul Lindau in Berlin.

Herr und Frau Beiser. Novelle.

— — **Literarische Besprechungen.**

Zur naturalistischen Literatur.

„Angela“ Roman von Friedrich Spielhagen. Die Karolinger. Trauerspiel in vier Acten von Ernst v. Wildenbruch.

Isidor Soyka in München.

Die Lust als Trägerin von Krankheitskeimen.

Carl Thomas v.

Magdalena. Novelle.

Johannes Trojan in Berlin.

Die Dorfschätze.

Bibliographie.



Verzeichniß

der Beiträge in

Nord und Süd.

Herausgegeben von

Paul Lindau.

Band I—XVII.

Breslau,
v. Schottlaender.

 Gediegenes Fest-Geschenk. 

„Nord und Süd.“

Eine deutsche Monatschrift.

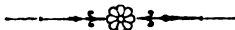
Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin. Verleger: **J. Schottlaender** in Breslau.

14 Bände Leg. 80. à 27—30 Bogen auf elegantem Papier, mit je 3 Kunstbeilagen in Kupferstich.

In feinsten Original-Einbänden mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck.

Preis pro Band gebunden 8 Mark.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. 



Inhalt des ersten Bandes.

April — Mai — Juni 1877.

Mit den Porträts von W. Riehl, A. Wilbrandt, G. Geibel. Radirt von J. L. Raab und Sonnenleiter.

Ludwig Anzengruber in Wien.

Zur Psychologie der Bauern. Wie der Bauer ungläubig ward.

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.

Prolog.

Ernst Curtius in Berlin.

Griechische Ausgrabungen. 1876—1877.

Georg Ebers in Leipzig.

Kulturation und Reim im Aegyptischen.

Jacob v. Falke in Wien.

Das Fenster in der Wohnung.

Runo Fischer in Heidelberg.

Ein literarischer Findling als „Leßings Faust“.

Karl v. Gehler in Meran.

Alessandro Manzoni.

Emanuel Geibel in Lübeck. Mit Porträt.

Dichtchen aus dem Wintertagebuch.

Die Jagd von Begiers. Vorspiel einer Abentheuertragödie.

Karl Godeke in Göttingen.

Emanuel Geibel.

Bret Harte in New-York.

Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze. (Uebersetzt von Udo Brachvogel.)

Hans Hoppin in Berlin.

Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Aus den Banden. Novelle.

Rudolph v. Ihering in Göttingen.

Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft.

Ferdinand Kürnberger in Wien.

Künstlerbräute. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.

Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Peter Paul Rubens.

Julius Payer in Frankfurt a. M.

Die englische Nordpolexpedition von 1875—1876. Hr. Weht in München.

Moderne Maler. Franz Lenbach.

W. G. Riehl in München. Mit Porträt.

Neue musikalische Charakterstücke. Zwei deutsche Kapellmeister. Karl Gahr und Karl Ludwig Drobisch.

Karl Vogt in Genf.

Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.

Adolf Wilbrandt in Wien. Mit Porträt.

Dramaturgische Unterhaltungen. Mein Freund Scabola.

Inhalt des zweiten Bandes.

Juli — August — September 1877.

Mit den Porträts von Victor Hugo, L. Anzengruber, Fr. List. Geschnitten von Meyer, Sachs und Römer.

Ludwig Anzengruber in Wien. Mit Porträt.

Zur Psychologie der Bauern. Der gottüberlegene Jacob.

Ed. Bauernfeld in Wien.

Korrespondenz m. Anastasius Grün. Erinnerungen.

H. G. Brehm in Berlin.

Wildpferde in den asiatischen Steppen.

Moriz Carriere in München.

Gschmad und Gewissen.

Georg Gerland in Straßburg.

Das Gesetz der Vererbung und die Poesie.

Eduard Hanslik in Wien.

Adelina Battli. Erinnerungen.

Ferdinand Hiller in Köln.

An Franz List. Mit dem Porträt v. Franz List.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Monika Waldbogel. Novelle.

Rudolph von Ihering in Göttingen.

Sonorat und Gehalt.

Paul Lindau in Berlin.

Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851).

— In und nach der Verbannung (1851—1877).

Mit dem Porträt von Victor Hugo.

Rudolph Lindau in Paris.

Der Geher. Novelle.

Friedrich Meyer v. Waldeck in Heidelberg.

Kunstige Censur.

Josef Rant in Wien.

Ein Volksdramatiker aus Oesterreich.

Theodor Linger in Hannover.

Kunstschreiben und Kunststreben.

Bernhard Wagener in Kiel.

Zwischen zwei Herzen. Novelle.

Alfred Wolkmann in Prag.

Das Preussenthum in der neueren Kunst.
Aus der ersten französischen Nationalversammlung.
— 1871. — Nach Briefen und aus dem
Nachlaß eines Mitglieds derselben.

Inhalt des dritten Bandes.

October — November — December 1877.

Mit den Porträts von Paul Heyse, W.
Lübbe, R. Carrière. Radirt v. J. B. Raab.

J. Baron in Berlin.

Gemeinwirtschaft und Privatwirtschaft.

Baurnfeld in Wien.

Moria's Schwind zum Gedächtniß.

Karl Biedermann in Leipzig.

Zur Entwicklungsgegeschichte der Goethe'schen
Haushaltung.

G. Breitinger in Zürich.

Die Entwicklung des Realismus in der franzö-
sischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.

Moriz Carrière in München.

Der Unterschied des plastischen und malerischen
Stils. Mit dem Porträt von Moriz Carrière.

Rudolph Genée in Dresden.

Der hundertj. Gamlet. Eine dramaturgische Studie.

Karl Goedeke in Göttingen.

Paul Heyse. Mit dem Porträt v. Paul Heyse.

G. Haefel in Breslau.

Salerno.

Paul Heyse in München.

Beppo der Sternscheer. Novelle.
Ippolito Nievo.

Richard Liebreich in London.

Realismus und Idealismus im Porträt.

Rudolph Lindau in Paris.

Das rothe Luch. Novelle.

Wilhelm Lübbe in Stuttgart.

Rembrandt van Rijn.

Ludwig Pietisch in Berlin.

Wilhelm Lübbe. Mit dem Porträt v. W. Lübbe.

Wilhelm Roscher in Leipzig.

Zur Erinnerung an Friedrich Mt. Ungedruckte
Briefe desselben. Mit einer Einleitung.

W. Rüstow in Zürich.

Das Schweizerische Heerwesen. Ein Beitrag zur
Beantwortung der Frage nach der allgemeinen
Anwendbarkeit des Militärsystems, auch für die
Heere der Großmächte.

G. W. Vogel in Berlin.

Das Spectrum u. die chemisch. Wirkungen d. Lichts.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Der Postencommandeur. Novelle.

Inhalt des vierten Bandes.

Januar — Februar — März 1878.

Mit den Porträts von Georg Ebers, Wil-
helm Busch, Arnold Böcklin. Radirt von
Raab, Secht und Schid.

Ludwig Angenruber in Wien.

Zur Psychologie der Bauern. Die fromme
Kathrin'.

Bruno Bucher in Wien.

Zur Popularisirung der Kunst.

Georg Ebers in Leipzig. Mit Porträt.

Rein Grab in Theben.

J. Frensdorff in Göttingen.

Die Entstehung der Hanse.

Ferdinand Freiligrath.

Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß. (Gedichte
von Robert Herrick und Th. B. Aldrich.)

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Hohemund. Novelle in Versen.

Georg Gerland in Straßburg.

Centralasien und China.

G. Klebs in Prag.

Schädliche Nahrungsmittel. Ein Beitrag zur
Entstehungsgeschichte von Krankheiten.

Heinrich von Kleist.

Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken
beim Reden.

Paul Lindau in Berlin.

Wilhelm Busch. Mit dem Porträt von Wilhelm
Busch.

Rudolph Lindau in Paris.

Tödtliche Fehde. Eine Skizze.

Wilhelm Lübbe in Stuttgart.

Die Cultur der Frührenaissance in Italien.

Jürgen Bona Meyer in Bonn.

Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen.
I. Der Materialismus.

Lucian Müller in St. Petersburg.

Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers
Constantin.

Dr. Pecht in München.

Arnold Böcklin. Mit dem Porträt von Arnold
Böcklin.

Friedrich Sander in Warmen.

Ueber gute und schlechte Luft.

Ernst Freiherr von Stockmar in Berlin.

Die Flucht des Grafen von Provence (Ludwig
XVIII.) am 21. Juni 1791.

Friedrich Uhl in Wien.

Herzensdämmerung. Novelle.

Fr. Vischer in Stuttgart.

Wieder einmal über die Mode.

V. Windscheid in Leipzig.

Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft.

Inhalt des fünften Bandes.

April — Mai — Juni 1878.

Mit den Porträts von Leopold von Ranke,
Berthold Auerbach u. Heinrich Laube.
Radirt von G. Sachs, Hans Meyer und
J. Sonnenleiter.

Berthold Auerbach in Berlin. Mit Porträt.

Der Sohn des Räthgens von Heilbronn. Er-
zählung.

J. Baron in Berlin.

Der Normalarbeitstag.

A. de Vary in Straßburg.

Ueber die Bedeutung der Blumen.

G. du Bois-Reymond in Berlin.

Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburts-
tagsfeier des Kaisers in der Akademie der
Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878
gehalten.

Franz Delitzsch in Leipzig.

Der Talmud und die Farben.

J. Henle in Göttingen.

Der medicinische und der religiöse Dualismus.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Ein Frühlingsnachmittag.

Julius Kläiber in Stuttgart.

Wilhelm Hauff.

Heinrich Kruse in Berlin.

Der Dänholm. Idylle.

Heinrich Laube in Wien. Mit Porträt.

Eduard Debrient.

G. Rissen in Göttingen.

Neopatria.

G. B. Dapenheilm in Berlin.

Zur Revision der Gewerbeordnung.

Eduard Denckbrüggen in Zürich.

Schwäbische Beralen.

Leopold v. Hanke in Berlin. Mit Porträt

Nur Geschichte der italienischen Kunst.

I. Grundlage und Anfänge; II. Stotio und seine Nachfolger; III. Quattrocentisten; IV. Uebergang vom 15. in das 16. Jahrhundert; V. Erinnerung an Leonardo und Michelangelo; VI. Raphael; VII. Tizian und einige sein Zeitgenossen.

J. Reuleaux in Berlin.

Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Aufgaben.

Carl Thomas in Prag.

Die Großmutter. Novelle.

G. Wiener in Leipzig.

Die moderne Geleppgebung gegenüber der Waarenfälligung

Adolf Wilbrandt.

Untrennbar. Novelle.

Inhalt des sechsten Bandes.

Juli — August — September 1878.

Mit den Porträts von Joseph Victor von Scheffel, Emil du Bois-Reymond, Karl Guplow. Radirt von G. Sachs, Goupil & Co. und D. Raab.

L. Angenruber in Wien.

Das Sündkind.

Karl Bartisch in Heidelberg. Mit Porträt.

Joseph Victor von Scheffel.

G. Daur in Leipzig.

Der Elsaß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung.

Karl Biedermann in Leipzig.

Lessing in England.

P. B. Forchhammer in Kiel.

Das goldene Blick und die Argonauten.

Karl Guplow in Sachsenhausen. Mit Porträt.

Vogumil Dawson.

Paul Geyse in München.

Reisebriefe.

An Arnold Böcklin in Florenz. An Otto Ribbeck in Leipzig. An Wilhelm Herz in Berlin. An die zu Hause Gebliebenen.

Rudolph Lindau in Paris.

Ein verkürztes Leben. Novelle.

Emil Naumann in Dresden.

Clavierripiert ohne Ende.

Friedrich Nagel in München.

Die Beurtheilung der Wälder.

J. Nosenthal in Erlangen.

Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt von E. du Bois-Reymond.

Franz Nühl in Königsberg.

Theodor von Schön.

H. Schoerer in Rom.

Der Palatin und seine Ausgrabungen.

Carl Thiersch in Leipzig.

Medicinische Stoffen zum Samlet.

G. B. Vogel in Berlin.

Die Telegraphenchrift des Himmels.

C. Volt in München.

Ueber die Bedeutung des Blutes.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Der Witschuldige. Novelle.

Inhalt des siebenten Bandes.

October — November — December 1878.

Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgenjew, Richard Wagner. Radirt von D. Raab, B. Mannfeld und J. D. Raab.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.

Eine unfindbare freie Reichsstadt. Kulturgeschichtliche Skizze.

Karl Erdm. Adler in Wien.

Eine Glocknerfahrt. Novelle.

Karl Emil Franzos in Wien.

Die Lode der heiligen Agathe. Eine moderne Legende.

Emmanuel Geibel in Lübeck.

Sieben Oden des Horaz.

Siegfried Rapper in Pisa.

Möster und Klosterleben in der Herzegovina.

Heinrich Kruse in Berlin.

Idyllen.

Die Dachreiter. Wiber Wind und Wellen.

Engo Magnus in Breslau.

Die Farbenblindheit.

G. Max Müller in Oxford.

Ueber Jettichismus. I. U.

Ludwig Noire in Mainz.

Max Müller und die Sprachphilosophie. Mit dem Porträt von Max Müller.

Ludwig Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.

Bilder aus englischen Landstößen und Gärten. I. U.

Ludwig Pietisch in Berlin.

Iwan Turgenjew. Persönliche Erinnerungen. Mit dem Porträt von Iwan Turgenjew.

R. Th. Richter in Prag.

Die Braut. Novelle.

Justus Scheibert in Stuttgart.

An den Grenzen der Strategie und Taktik.

Eduard Schelle in Wien.

Richard Wagner. Mit dem Porträt von Richard Wagner.

Bernhard Wagener in Kiel.

Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine.

Ernst Wichert in Königsberg.

Sommerfrische am Baltischen Strande.

J. G. Witte in Bonn.

Kant und die Frauen.

Inhalt des achten Bandes.

Januar — Februar — März 1879.

Mit den Porträts von Eduard Hanslik, Hans Geyse, Wilhelm Jensen. Radirt von Galm und D. Raab.

Eduard Hanslik in Wien. Mit Porträt.

Rußt und Rufter in Paris.

Paul Geyse in München.

Aus der italienischen Reisekarte.

Hans Geyse in Berlin. Mit Porträt.

Fünferls Wilt und Ende. Aus den Geschichten des Majors.

E. Gubner in Berlin.

Basoon.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B. Mit Porträt.

Im Mal. Eine Symphonie.

Wilhelm von Kardorff in Wabnitz.

Die wirtschaftlichen und finanziellen Reformprojecte des Reichstänzlars.

Fritz Krunk in Zürich.

Shakespeare und seine Sonette.

Paul Lindau in Berlin.

Julian Schmidt und der „Schillerpreis“.

Rudolph Lindau in Berlin.

Gute Gesellschaft. Roman.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Die Cultur der Hochrenaissance in Italien.

Fr. Merkel in Rostock.

Der Fuß. Eine anthropologische Studie.

Ludwig von Mupfeda in Wiesbaden.

Bilder aus englischen Landschaften.

H. B. Oppenheim in Berlin.

Das allgemeine Stimmrecht.

W. Preyer in Jena.

Die Concurrenz in der Natur.

Bibliographie.

Inhalt des neunten Bandes.

April — Mai — Juni 1879.

Mit den Porträts von Emile Augier, An-
ton Rubinstein und Johannes Huber.
Radirt von H. Mannfeld und D. Kaab.

E. Abel in Berlin.

Sprache und Aegyptische Sprache.

Asiaticus.

Die staatliche und sociale Entwicklung Japans
in den letzten zehn Jahren (1868—1878).

Emile Augier in Paris.

Fragment.

E. Baur in Leipzig.

Die Salzburger Emigranten. Ein Leidens-
und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora,
zugleich ein Zeugniß für die kirchlich-politisch
der Hohenzollern.

Karl Bed in Wien.

Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846.)

W. Busch in Bonn.

Der Fuß und seine Bekleidung.

W. Carriere in München.

Johannes Huber. Mit dem Porträt von Joh.
Huber.

Ernst Dahn in Berlin.

Fragment. Aus einem unvollendeten Lustspiel
Emile Augier's (Uebersetzung).

H. Ehrlich in Berlin.

Anton Rubinstein. Mit dem Porträt von Anton
Rubinstein.

Theodor Fontane in Berlin.

Grote Winde. Nach einer altmärktischen Chronik.

Ludwig Geiger in Berlin.

Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.

Klaus Groth in Kiel.

Kronprinzen in Holfteem. Ein Cyclus platt-
deutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen.

Paul Heyse in München.

Die Madonna im Delwald. Eine Novelle in
Versen.

Johannes Huber in München.

Moderne Magie.

Paul Lindau in Berlin.

Emile Augier. Mit dem Porträt von Emile
Augier.

J. Neuenburg in Berlin.

Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbe-
betrieb.

W. P. Niehl in München.

Das verlorene Paradies. Novelle.

Isidor Soyka in München.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Pestfrage.

H. P. Stroussberg in Berlin.

Zwei Fragen, die nicht brennen.

Karl Vogt in Genf.

Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura.

Bibliographie.

Inhalt des zehnten Bandes.

Juli — August — September 1879.

Mit den Porträts v. Alexandre Dumas fils,
Gustav Freytag und Reinhold Begas.
Radirt von H. Mannfeld, Paul Galm
und D. Kaab.

L. Angenruber in Wien.

Sein Spielzeug.

Karl Bartisch in Heidelberg.

Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes.

J. Baron in Berlin.

Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. October 1879.

August Demmin in Wiesbaden.

Sammler, Sammeln, Sammlungen.

A. Dove in Breslau.

Gustav Freytag. Mit dem Porträt von Gustav
Freytag.

D. Ernst in Constantinopel.

Die Renegatin. Eine Erzählung aus dem Orient.

Karl Gerhard in Bonn.

Das Träumen.

Fr. Gemmann in Herrliberg.

Charles Sealsfield.

Ferdinand Giller in Köln.

Abdolyse Kourrit.

Paul Heyse in München.

Die Madonna im Delwald. Novelle in Versen.
(Schluß.)

J. J. Honegger in Zürich.

Alexandre Dumas fils. Mit dem Porträt von
Alexander Dumas.

Johannes Huber in München.

Moderne Magie (Schluß.)

Hermann von Ihering in Leipzig.

Die Thierwelt der Alpenseen und ihre Bedeutung
für die Frage nach der Entstehung der Arten.

Lothar Meyer in Tübingen.

Nieder akademische Lernfreiheit.

Ludwig Pietzsch in Berlin.

Reinhold Begas. Mit dem Porträt von Rein-
hold Begas.

Ferdinand von Saar in Wien.

Der General. Eine Novelle aus Oesterreich.

Otto von Schorn in Nürnberg.

Das Grotteske und Komische in der Kunst und
im Kunstgewerbe.

Friedrich von Weech in Karlsruhe.

Östhes Bild.

Hermann Weider in Halle.

Die verrückte Bierzelle und der deutsche Volksheim.

Bibliographie.

Inhalt des elften Bandes.

October — November — December 1879.

Mit den Porträts von Ernst Dohm, J. von Doellinger und Adolf Menzel. Rabirt von W. Krauskopf, Wilhelm Rühr und Paul Galm.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.

Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinkunst.

François Coppée.

Olivier. Romelle in Versen. Im Versmaße des Originals überfetzt von Wolf Grafen Baudissin.

J. Friedrich in München.

Johann Joseph Ignaz von Doellinger. Mit dem Porträt von J. J. J. von Doellinger.

N. Gane.

Andrei Florin, der Turcan. Aus dem Rumänischen nach dem Manuscript und unter Mitwirkung des Verfassers überfetzt von Witte Kremnitz-Bardeleben.

J. Heinrich Geffken in Strassburg i. E.

Das Problem des Völkerechts.

Wilhelm Geiger in Erlangen.

Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Indogermanen.

Julius Hübnert in Dresden.

Intoretto.

Karl Robertstein in Dresden.

Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Exaltation und Geschichte.

Friedrich Albert Lange in Berlin.

Ueber philosophische Bildung. (Schluß Februar 1880.)

Paul Lindau in Berlin.

Ernst Dohm und der „Klabberdatsch“. Mit dem Porträt von Ernst Dohm.

Ludwig Freiherr v. Dampsta in Wiesbaden.

Woburn Abbey.

G. B. Oppenheim in Berlin.

Armant Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus.

Friedrich Oetzer in Kassel.

Zum Beginn des zweiten Verfassungstempes in Kurland.

Ludwig Pietzsch in Berlin.

Adolf Menzel. Mit dem Porträt von Adolf Menzel.

Fr. Wilsch Thelle in Weimar.

Das Menschengeschlecht.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Tod und Trost. Ein Cyclus.

Bibliographie.

Inhalt des zwölften Bandes.

Januar — Februar — März 1880.

Mit den Porträts des Fürsten Bismarck, von Karl von Goltz und Franz von Dingelstedt. Rabirt von W. Krauskopf, W. Rühr und Paul Galm.

J. Schenhardt in Hamburg.

Der Ursprung der romanischen Sprachen.

Karl von Geblert.

Die Jungfrau von Orleans.

Ferdinand Hiller in Köln.

In Wien vor 52 Jahren.

Eduard von Hartmann in Berlin.

Die Bedeutung des Leids.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.

Sakra. Ein erzählendes Gedicht.

H. Hoffmann in Heidelberg.

Die Bedeutung des Eingelens in der Darwinistischen Weltanschauung.

Max Kurnik in Breslau.

Karl von Goltz. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Karl von Goltz's.

Holde Kurz in Florenz.

Sachsisch. Aus dem Tagebuch eines Philosophen.

Friedrich Albert Lange.

Ueber philosophische Bildung (Schluß (Heft November 1879)).

Paul Lindau in Berlin.

Persönliche Begrünungen. Elise.

Menenius der Jüngere.

Fürst Bismarck an der Jahreswende 1879. Mit dem Porträt des Fürsten Bismarck.

G. B. Oppenheim in Berlin.

Aus den Mythen der altfranzösischen Diplomatie.

Johann Paulsen in Norwegen.

Ein römischer Abenteuer. Romelle.

Heinrich Nagel in München.

Sahara und Sudan.

Osar von Redwitz in Meran.

Ein Brautpaar in Sonetten.

Sigmund Schlegel in Wien.

Der Theatermann Dingelstedt. Mit dem Porträt Franz von Dingelstedt's.

August Silberstein in Wien.

Der Baden des Ras.

Karl Vogt in Genf.

Nur Physiologie der Schrift.

B. Volz in Potsdam.

Fürst Kaunitz.

Das Deutschthum in den russischen Ostceyprovinzen.

Bibliographie.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

April — Mai — Juni 1880.

Mit den Porträts von Theodor Fontane, Alfred Meißner und Emil Gola. Rabirt von W. Krauskopf, W. Rühr und Paul Galm.

J. Herm. Baas in München.

William Harvey, der Begründer der neuen Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte.

Salob Baechtold in Zürich.

Aus Heinrich Reutholds Nachlaß.

Runo Fischer in Heidelberg.

Ueber G. E. Lessing I. II.

I. Lessings reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur.

II. Lessings Minna von Barnhelm.

Theodor Fontane in Berlin.

Adultera. Romelle. Mit dem Porträt Theodor Fontanes.

Ernst Strickfeld in Königsberg.

Festfester und Gedentage im griechischen Alterthum.

Eduard Graf Lamezan in Wien.

Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurechnung.

Carl Lang in Offenburg.

Ueber altgriechische Musik.

Rudolph Fürst zu Vichtenstein in Neulengbach.

Die Kinder des Ostens. Novelle.

Heinrich Leuthold.

Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Bachstodt in Hürich.

Wilhelm Vöble in Stuttgart.

Die pergamenischen Funde.

Alfred Reizner in Regenz.

Toni. Novelle. Mit dem Porträt Alfred Reizners.

Ludwig Pfau in Paris.

Emile Zola.

Franz Mühl in Königsberg.

Friedrich Christoph Schloffer.

Hans Semper in Innsbruck.

Italienische Studien.

Karl Stieler in München.

Eine Winterreise an den Königssee.

Emile Zola in Paris.

Balzac (in französischer Sprache) (in deutscher Sprache, übersetzt von P. L.)

Mit dem Porträt Emile Zolas.

Bibliographie.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Juli — August — September 1880.

Mit den Porträts von Ludwig Knaus, C. F. Lessing und Runo Fischer. Radirt von W. Krauskopf, F. L. Meyer und Wilhelm Rohr.

George Allan in Bukarest.

Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest.

Runo Fischer in Heidelberg.

Ueber G. E. Lessing (III. Lessings Emilia Galotti).

Theodor Fontane in Berlin.

L'Adultera. Novelle (Schluß).

Eduard von Hartmann in Berlin.

Die Krisis des Christenthums.

Paul Heyse in München.

Die Feiern.

Hans Hoffmann in Stettin.

Der schöne Chereco. Novelle.

Max Jordan in Berlin.

Ludwig Knaus. Mit dem Porträt Ludwig Knaus.

Karl Robertlein in Dresden.

Carl Friedrich Lessing. Mit dem Porträt C. F. Lessings.

Paul Lindau in Berlin.

Goethes „Faust“ als Bühnenwerk.

Wilhelm Vöble in Stuttgart.

Die Kunst und der Kaufmann.

Menenius der Jüngere.

Ein Bild von der politischen Warte.

Friedrich Dettler in Cassel.

Die Herstellung der kurheisschen Verfassung im Frühjahr 1848.

Friedrich Nagel in München.

Die Wasserfälle.

Bernhard Schädel in Darmstadt.

Briefe von Moriz von Schwind.

Rudolf Seydel in Leipzig.

Das Rosenkreuz, ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion.

M. G. von Sosnowski in Poien.

Runo Fischer. Mit dem Porträt Runo Fischers.

Bibliographie.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

October — November — December 1880.

Mit den Porträts von Bret Harte, A. Achenbach, und Friedrich Spielhagen. Radirt von F. L. Meyer und Wilhelm Rohr.

E. von Bask in Wien.

Das Wesen des Kreislaufs.

Udo Brachvogel in New-York.

Bret Harte. Mit dem Porträt Bret Hartes.

Alexander Brückner in Dorpat.

Zur Naturgeschichte der Präzidenten.

M. Carriere in München.

Wechselbeziehungen deutscher und italienischer Kunst.

F. von Duhn in Heidelberg.

Ueber die Anfänge der Antikensammlungen in Italien.

Heinrich Kruse in Berlin.

Die Siegelbewahrer. Eine Seegerichte.

Paul Lindau in Berlin.

Persönliche Begegnungen. Genri.

Rudolph Lindau in Berlin.

Treu bis in den Tod. Erzählung.

Jürgen Bona Meyer in Bonn.

Zur Philosophie der Gegenwart. II. Dührings Wirklichkeitsphilosophie.

Hermann Delschläger in Leipzig.

Bernardo.

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.

Der Haararzt. Aus den Hundstagsferien eines Gymnasialoberlehrers.

Ludwig Pietzsch in Berlin.

Andreas Achenbach. Mit dem Porträt Andreas Achenbach's.

Hermann Schmidt-Mimpler in Marburg.

Ueber Blindsein.

Bernhard Schädel in Darmstadt.

Briefe von Moriz von Schwind. (Schluß.)

D. Schrader in Jena.

Aus der Geschichte der Hausthiere. Eine linguistische Studie.

Voruz von Stein in Wien.

Der amerikanische Socialismus und Communismus. I—IV.

Alfred Stern in Bern.

Karl von Clausewitz.

Friedrich Spielhagen.

Vorbemerkung der Redaction. Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd“.

Adolf Wilbrandt.

Der Verwalter. Novelle.

Ludwig Biemssen in Neustettin.

Friedrich Spielhagen. Mit dem Porträt Friedrich Spielhagens.

Bibliographie.

Inhalt des sechszechnten Bandes.

- Januar — Februar — März 1881.
Mit den Porträts des Grafen Moltke, von Franz v. Holtzendorff und M. Lazarus. Radirt von Paul Galm u. W. Krauskopf.
- Moriz Cantor** in Heidelberg.
Sir Isaac Newton. I. II.
- Felix Oberth** in Breslau.
Das Gesetz im Leben.
- Wilhelm Geiger** in Erlangen.
Die älteste Literatur des indischen Volkes.
- Wilhelm von Hamm.**
Sonntagskinder.
- Paul Heyse** in München.
Der lahme Engel. Novelle.
- Franz von Holtzendorff** in München.
Socialpolitische Reiseftizzen aus Schottland. Erste Serie. Zweite Serie. Mit dem Porträt Franz von Holtzendorffs. Radirung von W. Krauskopf in München.
- Sophie Jungbans** in Kassel.
Giulio Balotti. Novelle.
- Fedor von Köppen** in Leipzig.
Moltke und seine Kriegsführung. Mit dem Porträt des Feldmarschall Grafen von Moltke.
- M. Lazarus** in Berlin.
Erziehung und Geschichte. Mit dem Porträt von M. Lazarus.
- Paul Lindau** in Berlin.
Die Mänon. Ein Roman von Gustav Freytag. Mit einem Holzschnitt „Immo und Hildegard“, nach einer Zeichnung von G. Kaulbach. (Aus der „Gustav-Freytag-Galerie“.)
- A. N. Kangaß** in Berlin.
Die beiden Schwestern. Eine Novelle.
- Rhenanus.**
Das deutsch-österreichische Präventiv-Bündniß.
- Otto Noquette** in Darmstadt.
Die Muechel.
- Ernst Eherenberg** in Elberfeld.
Gedichte.
- A. Schöner** in Rom.
Die neue Pompeji-Forschung.
- A. Schneegans** in Viesina.
Straßburg nach der Uebergabe an Frankreich. 1681—1698.
- Bibliographie.**

Inhalt des siebenzehnten Bandes.

- April — Mai — Juni — 1881.
Mit den Porträts des Kaiser Wilhelm, von Felix Dahn und Paul Meyerheim. Radirt von D. Raab, W. Kahr und Paul Galm.
- E. Angenruber** in Wien.
Der Einsam'. Erzählung.
- Adolf Voettiger** in Berlin.
Die Stadt des Tantalos.
- Heinrich Breitingger** in Zürich.
Der heutige Roman Italiens.
- Moriz Carriere** in München.
Calverons Art seiner Ehre und Shakespeares Dithello.
- Felix Dahn** in Königsberg.
Gedicht zu einem Bilde Kaiser Wilhelms. Mit dem Porträt Kaiser Wilhelms. Radirung von D. Raab in München. — Friedrich Rückert (mit ungedruckten Briefen und Versen des Dichters). Mit dem Porträt Felix Dahns. Radirung von W. Kahr in München.
- Kuno Fischer** in Heidelberg.
Die hundertjährige Gedächtnisfeier der „Kritik der reinen Vernunft“.
- C. Freiherr v. d. Goltz** in Berlin.
Erläuterung aus der Kriegsführung der Gegenwart.
- Franz von Holtzendorff** in München.
Socialpolitische Reiseftizzen aus Schottland. V., VI., VII. (Schluß.)
- N. von Jhering** in Göttingen.
Die Sitte im Munde der Sprache.
- Karl Robertlein** in Dresden.
Der Dichter des Frühlings.
- Ludwig Laistner** in München.
Der geraubte Spielmann. Novelle.
- Paul Lindau** in Berlin.
Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ in Berlin.
- Ludwig Pietzsch** in Berlin.
Paul Meyerheim. Mit dem Porträt Paul Meyerheims. Radirung von W. Galm in München.
- Otto Noquette** in Darmstadt.
Der Dachreiter. Novelle.
Naturstimmen.
- A. Schöner** in Rom.
Die neue Pompeji-Forschung. (Schluß. [siehe Juni 1881].)
- Karl Stieler** in München.
Ludwig der Bayer. Eine Jagdfahrt im Ammergau.
- Bibliographie.**

Rundreisen im Norden

mit

Rundreisebilletten

durch

Dänemark, Schweden

und

Norwegen.

Berlin.

Druck von Rudolf Mosse.

1881.

Rundreisen im Norden.

Kopenhagen—Stockholm—Christiania.

Rundreisebilletts

zwischen

Deutschland, Dänemark, Schweden u. Norwegen.

Im Interesse des reisenden Publikums wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß Rundreise-Eisenbahn-Billette durch die an großartigen Naturschönheiten reichen nordischen Länder, zwei Monate gültig und zu billigen Preisen, vom 1. Mai d. J. an in Berlin und Hamburg an den Stationen der Berlin-Hamburger und der Altona-Kieler Eisenbahn zu haben sind.

Tour I: Preis Reichsmk.: 111. 80 Pf. II. Klasse.

Hamburg—Fredrikshavn—Gothenburg—Stockholm—Malmö—Kopenhagen—Korsör—Kiel—Hamburg.

Tour II: Preis Reichsmk.: 147. 60 Pf. II. Klasse.

Hamburg—Fredrikshavn—Gothenburg—Trollhättan (der Niagara Schwedens)—Christiania (event. Drontheim) —Kil—Falun (Dalecarlien) —Upsala—Stockholm—Malmö—Kopenhagen—Korsör—Kiel—Hamburg.

Tour III: Preis Reichsmk.: 137. 70 Pf. II. Klasse.

Hamburg—Fredrikshavn—Gothenburg—Trollhättan—Christiania—Stockholm—Malmö—Kopenhagen—Korsör—Kiel—Hamburg.

Von oder nach Stockholm bis Motala können die resp. Reisenden die Seereise über den vielbesungenen Mälars-See (das „Auge Schwedens“ genannt) und durch den großartig angelegten Göta-Kanal wählen.

Monate Juni bis September bieten den Reisenden im Norden den unschätzbaren Vortheil einer angenehmen Wärme, reiner Luft und heiler Nächte.

Rundreisen im Norden.

Wegweiser für Diejenigen,

die sich der

Rundreise-Eisenbahn-Billette

bedienen für die Fahrt durch

Dänemark, Schweden und Norwegen.

Nach dem Norden! ja gen Norden wendet sich jetzt der Touristenstrom mehr und mehr, und mit Recht, denn hat man auch den Rhein befahren, die Schweiz durchwandert, deren schneegefrönte Alpen mit ihren Gletschern bestiegen, unter Italiens blauem Himmel gewelt, seine sonnigen Gefilde und reichen Kunstschätze geschaut, und des Morgenlandes zauberische Märchenwelt bereist, so werden all' diese bunten Bilder sich doch erst zu einem vollständigen Ganzen einen, wenn dazu des Nordens ernstes, stimmungsvolles Bild gekommen ist. Es wird sich ihnen nicht nur würdig anreihen, sondern in seiner urwüchsigen Natur so mächtig gegenüberreten, daß für den, der es geschaut, die Erinnerung an dasselbe ein treuer und lieber Begleiter durch das Leben bleiben und den Wunsch, die Nordfahrt zu wiederholen, rege erhalten wird.

Dänemark mit seinen, sich lieblich in den blauen Fluthen des Deresunds spiegeln- den, herrlichen Buchenwäldern;

Schweden, das Land Gustav Adolph II., Carl XII. und der Entdecker der Nordost-Passage, mit seinen freundlichen Wirken- und dunklen Tannentwäldungen, blauen Seen, eilenden Eisfen, brausenden Wasserfällen und seinen hellen Sommernächten;

Norwegen mit seinen schroff in's Meer hinausragenden, mit ewigem Schnee bedeckten Klippen, seinen stimmungsvollen Fjorden, seinen waldbewachsenen Fjellen und seinem sich aus der kalten Umarmung des Eismeres, gleich einem Kiesen erhebenden, vom fahlen Lichte der Mitternachtssonne beleuchteten Nord-Rap haben bisher noch nicht in dem Maße die Beachtung der Touristen erweckt, wie es ihre so groß angelegte Natur wohl verdient. Und doch reist man in diesen Ländern mit gleicher Leichtigkeit, gleich billig und ungefährdeter, als anderswo, außerdem sind für die Bequemlichkeit der Reisenden in jeder Beziehung die vorzüglichsten Anordnungen getroffen. Was den Aufenthalt daseibst aber besonders angenehm und werth macht, ist die allbekannte Gastfreundschaft und das freundliche Entgegenkommen der nordischen Völker gegen Fremde, welcher Nation sie auch angehören mögen. Mit vollem Rechte haben Touristen derselben in ihren Reiseberichten Erwähnung gethan und Anerkennung und Dank gezollt. Um aber unsererseits, soviel es der beschränkte Raum erlaubt, dazu beizutragen, daß die Reise den von ihr gehegten Erwartungen entsprechen möge, erlauben wir uns in Nachfolgendem einige derjenigen Punkte, die besonders sehenswerth sind, oder an die sich interessante Erinnerungen knüpfen, zu bezeichnen.

I.

Die Eisenbahnfahrt von Altona nach Fredrikshamn.

Das letzte Signal ist verklungen, der Zug eilt dahin den Weg gen Norden. Nachdem wir an wechselnden Szenerien von fruchtbaren Niederungen, industriellen Etablissements und belebten Eisenbahnstationen vorüber, durch die Herzogthümer Holstein und Schleswig gefahren sind, gelangen wir an die Grenze Zütlands, wo in Fredericia

ein Aufenthalt gemacht wird. Die gebotene Zeit benutzen wir, um uns durch eine in der vorzüglichen Bahnrestauration einzunehmende Mahlzeit zu stärken. Diejenigen, welche hier verweilen wollen, finden bei einer Promenade um die Wälle eine schöne Aussicht über den kleinen Belt nach der Insel Fünen, nach welcher man auch mit dem, die Kommunitation unterhaltenden Dampfer eine Ueberfahrt binnen fünfzehn Minuten machen kann. Von Fredericia geht die Bahn, sich am Strande des Veilefjords hinziehend und eine prächtige Aussicht über den mit herrlichen Waldungen umkränzten Fjord gewährend, nach Nordwest weiter zur Stadt „Veile“ mit einer reizenden Lage an der Mündung des Veileflusses. Von hier fährt die Bahn nach den Städten „Horsens“ und „Faanderborg“. Es lohnt sehr der Mühe, von letztgenanntem Orte einen Abstecher mit der Zweigbahn nach der wegen ihrer lieblichen Lage und schönen Umgebung viel besuchten Station „Silkeborg“ zu machen. Die Fahrt über den schönen See ist sehr lohnend, man gelangt auf ihm ungefähr zehn Kilometer von Silkeborg zum Fuße des Himmelsberges, Dänemarks höchstem Berge. Für die Besteigung desselben ist die Abendzeit die geeignetste; erlaubt es die Zeit, so übernachtete man in dem auf der Spitze des Berges belegenen Gasthause, wo man eine gute Restauration findet. Die Stille auf diesem einsamen, hoch über Wald und See belegenen Punkte ist wunderbar ergreifend, dazu gewährt die aufgehende Sonne ein prächtiges Schauspiel, wie sie, emporsteigend aus den das Thal wie ein Meer umfluthenden Nebeln, diese mit ihren Strahlen allgemach verschleudend, Wald und See goldig überzieht.

Von Faanderborg kommen wir nach Aarhus, einer der ältesten Städte Jütlands, mit dem besten am Kattegatt belegenen Hafen und einer schönen, gothischen Domkirche. In den schönen Niederungen sehen wir auf der Weiterfahrt das im niederländischen Renaissance-Stil aufgeführte Schloß Frislenborg. Dann passiren wir Langaa, wo sich die west-jütländische Bahn abzweigt und gelangen nach Randers, am größten dänischen Flusse, der „Gudena“ gelegen, und darauf nach Aalborg, der allerthümlichst aussehenden dänischen Stadt. Nun geht es auf einer mit Ueberwindung von misßlichen Schwierigkeiten hergestellten sechshundert Meter langen Eisenbahnbrücke über den Limfjord nach dem am nördlichen Strande desselben belegenen Norre Sundby. Weiter vorbeileidend an verschiedenen Stationen erreichen wir, angeweht von erfrischender Meeresluft und mit einem Blick auf die See mit den in der Ferne dahinziehenden Schiffen, die Endstation „Fredrikshavn“, den Einschiffungsort nach Norwegen und Schweden.

II.

Die Ueberfahrt von Fredrikshavn nach Gothenburg.

Der uns nach Schweden über das Kattegatt tragende Dampfer, ein reiches, seetüchtiges Schiff, bringt uns in kaum fünf Stunden bis in den Mittelpunkt der bedeutendsten Hafens- und Handelsstadt Schwedens, „Gothenburg“. Auf offener See befinden wir uns (während der Ueberfahrt zu ihr) kaum drei Stunden, und da in den Sommermonaten selten stürmisches Wetter ist, haben wir wenig von der so verabscheuten Seekrankheit zu fürchten, sondern können uns ungetrübt dem Genuße der frischen und besonders nach einer längeren Fahrt zu Lande so wohlthuenden Seeluft hingeben. Ist ist diese große, die Verbindung zwischen Ost- und Nordsee bildende Straße von Hunderten von Seglern und Dampfern belebt und gewährt dies besonders Demjenigen, der das Meer nie oder nur selten befahren hat, anregende Unterhaltung, so daß die Stunden der Seereise ihm viel zu schnell schwinden. Der Anblick der öden, kahlen Scheeren, die bald in engeren Gruppen, bald isolirt hier und da aus dem Meere mehr oder weniger hervorragen, mahnen uns daran, daß wir nun bald unseren Fuß auf nordischen Boden setzen werden. Schützen diese Scheeren einerseits die schwedische Küste gegen das Anstürmen des Meeres, so sind sie andererseits dem Seefahrer verderbenbringend. Wohl erheben sich warnend eine Menge Leuchttürme auf gefahrdrohenden Klippen, unter denen links von unserer Fahrstraße das Licht auf dem eisernen Thurm auf „Hamnestår“ vor den gefährlichen Paternoster-Scheeren“, und weit ab nach rechts die glänzenden Lichter von zwei Thürmen vor den bösen „Midingarne“ (die Niederträchtigen oder Hinterlistigen) warnen. Ihre Namen bezeichnen ihren Charakter deutlich genug. Wehe dem Schiffe, dessen Steuerruder in stürmischer, dunkler Winternacht in keiner so starken und sicheren Hand wie der unseres Looten ruht!

Nach kurzer, interessanter Fahrt durch die Scheeren sind wir auf der „Göta-Elf“, der Aelbe und dem Hafen unseres Landungsortes Gothenburg.

III. Göthenburg.

Göthenburg, belegen am nördlichen Ausflusse der Göta-Elf, wurde im Jahre 1618 von dem großen Könige Gustav Adolph II. gegründet. Es zählt jetzt, nach in jüngster Zeit vorgenommener Volkszählung, gegen achtzigtausend Einwohner. Man sieht es der Stadt sofort an, daß bei ihrer Anlage die Holländer mit thätig waren; sie ist in regelmässige, von Kanälen, die ihren Zufluß aus dem Sövedflüßchen erhalten, durchschnittenen Quartiere getheilt, in denen sich jetzt das Geschäftsleben der Stadt konzentriert hat. Ihr geschäftlicher Verkehr ist sehr bedeutend und gewinnt jährlich an Umfang, zu dem die aus einer Privatunternehmung hervorgegangene, 486 Kilometer lange, von Göthenburg bis Fahlun reichende „Bergslagens“-Eisenbahn bedeutend beiträgt. Mit den bedeutendsten Seehäfen Europas unterhält sie direkte Dampfschiffs-Verbindungen und die Flaggen von Segelschiffen aller seefahrenden Nationen flattern in ihrem Hafen, die Produkte des Landes fort- oder die aller Zonen der Erde ihr zuführend. Auch die Industrie ist von ziemlichem Umfange. Göthenburg hat bedeutende Baumw.-u.-Spinnereien und Webereien, Segeltuchfabriken, großartige mechanische Holzbearbeitungs-Fabriken nach amerikanischem Muster, mechanische Werkstätten für Geräthschaften und für den Bau eiserner Dampfschiffe, Zuckerraffinerien, Porter-Brauereien u. s. w. Eine für den Gesundheitszustand der Bevölkerung segensreiche Anlage ist die auf Kosten der Kommune hergestellte Wasserleitung, die nicht allein ihr schönes, trinkbares Wasser einem Jeden unentgeltlich, soviel er dessen bedarf, liefert, wenn er auch weit ab in den Vorstädten wohnt, sondern auch die Reinlichkeit auf Höfen, Plätzen und die Sauberkeit in den Straßen erhält, die uns gleich beim Eintritt in die Stadt angenehm berührt, und die frühere so große Feuersgefahr in den aus hölzernen Gebäuden bestehenden Theilen der Vorstädte auf ein Minimum herabgedrückt hat. Von den vielen reichdotirten Stiftungen sind zu nennen: Technische Schulen, die Navigationschule, Freimaurer-Waisenhaus, Kinder-Krankenhaus, Krankenhaus für unheilbare Kranke, Arbeiterwohnhäuser, Stiftungen für „pauvres honteux“ und alte Diensthoten, das Handels-Institut, die Rehnström'sche Badeanstalt, u. s. w. Für das leibliche Wohlbefinden der Reisenden wird bestens gesorgt in den Hotels erster Klasse „Göta Källare“, „Haglund's Hotel“ und „Hotel Christiania“, außerdem in den einfacheren „Kung Karl“, „Hotel Garni“ und „Hotel Royal“. Unter den Sehenswürdigkeiten empfehlen wir besonders das „Museum Göthenburgs“. Es ist sehr reich an interessanten Schätzen aus der Thierwelt, an Konchilien, Mineralien u. s. w., die außerordentlich übersichtlich und schön geordnet sind. Es enthält auch unter Andern ein Unikum, das Präparat eines großen in der Nähe Göthenburgs gefangenen Walfisches, das diesen in seiner vollen Größe zeigt. Man hat die Haut über ein der natürlichen Form des Thieres entsprechendes Gestell gespannt. Dieses sowie die Ausstellung des Skeletts und die Konservirung der werthvollen inneren Theile haben einen bedeutende Kostenaufwand erfordert. Das Gebäude selbst zeigt in seiner äußeren Form und seinem Aussehen sich noch heute fast ganz so, wie es die „Schwedisch-Holländisch-Ostindische Handels-Kompagnie“ seiner Zeit für ihre Bureau und Niederlagen aufgeführt hat. Die in der Nähe desselben belegene Kirche ist die sogenannte deutsche Kirche. Ihr wurden von der Königin Christine noch heute bestehende Privilegien bewilligt, die neben dem schwedischen Gottesdienst die Abhaltung desselben in deutscher Sprache sichern; sie führt auch den Namen der Königin, also „Christinae-Kyrka“.

Zu Wagen unternehme man eine Fahrt um die Stadt und zwar in der Art, daß man zuerst nach dem neuen Kirchhofe fährt. Dieser liegt malerisch zwischen Hügeln und es befinden sich auf demselben viele Denkmäler, unter anderen dasjenige des berühmten Bildhauers Folgerberg, der die den Markt schmückende prächtige Statue Gustav Adolph's und die vor dem neuen Theater im Parke aufgestellte Gruppe der „Kältespännare“ (Ringer) modellirt hat, und ferner das des Wohlthäters der Stadt, „Eben Rehnström“. Beide Denkmäler sind von den Göthenburgern ihren berühmten Mitbürgern errichtet. Von hier fahren wir auf dem sogenannten dänischen Wege weiter bis „Devoeras“, der Villa des Herrn James Dickson, machen noch, wenn uns großartige Obstsucht interessiert, seinen Treibhäusern einen gern gestatteten Besuch und veräumen nicht,

den sich aus den Gartenanlagen desselben erhebenden Berg bis zur Spitze, die durch eine Flaggenstange bezeichnet ist, zu besteigen. Wir haben von diesem Punkte, besonders bei Abendbeleuchtung, eine prächtige Aussicht über ringsum aus Laubbäumen hervorragende Villen, Hügel, Thäler, die Stadt, die Göta-Elf und bis hinaus zum Meere. Von hier aus wurde im Jahre 1851 die totale Sonnenfinsterniß von englischen Astronomen beobachtet, an welches Ereigniß folgende an einem Felsen befindliche Inschrift erinnert:

At this place
The Solar Eclipse of 28. July 1851
was observed by
S. B. Cury Astromer Royal
at
Greenwich.

Eine kurze Strecke von Desveras liegt die „Dergryte-Kirche“, deren ibyllisch belegener Kirchhof schöne Grabdenkmale in Marmor u. s. w. aufweist; unter diesen auch einen Obelisken von Granit, der auf Porphyrplatten der Nachwelt verkündet, daß er von Mitbürgern und Freunden zur Erinnerung an den Stifter der ersten Sparbank in Schweden, Eduard Ludendorff, geboren in Stettin 1790, gestorben in Gothenburg 1824, errichtet worden ist. Auf dem Rückwege kommen wir an der in einem Garten belegene „Restauration „Lorenzberg“ vorbei, die uns zum Ausruhen Gelegenheit bietet, fahren dann durch die außerordentlich gut unterhaltenen, fast die ganze Stadt umgebenden, mit Blumenbeeten und schönen Gartenanlagen begrenzten Alleen, durch die neuen Stadttheile mit ihren stolzen Gebäuden bis zu dem terrassenförmig sich erhebenden sogenannten „Embstsmanna“- (Beamten) Quartier, über welches das mächtige Wasser-Reservoir der Wasserleitung hinausragt, durch die neuen Arbeiter-Quartiere und weiter nach dem „Stottssfogon“, früher ein wüster, unwirthlicher Wald, jetzt prächtige Parianlagen mit Eichen und anderen Laubbäumen, Seen, künstlichen Quellen und Springbrunnen. Von einer nicht schwer zu ersteigenden Anhöhe hat man eine Aussicht über die Klippen und das Meer und weit hinein in's Land, die ganz unbeschreiblich schön ist. Einige Abendstunden kann man angenehm in dem nahe bei den erigenannten Hotels gelegenen schönen Gartenanlagen („Trädgård“) des Garten-Vereins zubringen. Man findet dort eine allerliebste belegene Restauration, ein zahlreiches Damen- und Herren-Publikum und gute Musik.

In diesem Garten befindet sich auch ein großartiges aus Glas und Eisen aufgeführtes Orangerie-Gebäude, das sowohl für Laien wie für Botaniker viel Schönes enthält. Auch eine Fahrt nach dem Delsjö ist anzupfehlen. Man bekommt auf dieser die erste Idee von nordischer Natur! Einen Nachmittag sollte man zu einem Besuche des nicht weit von Gothenburg belegenen kleinen Seebades „Langebrag“ anwenden. Man hat von dem Altane des dort belegenen Cafés „Miramar“ den prächtigsten Anblick des Meeres und der Scherren bei Sonnenuntergang.

Wer jedoch einen Tag übrig hat, der besuche jedenfalls den in zwei Stunden per Dampfschiff zu erreichenden vielbesuchten Badeort „Marstrand“, dem man mit vollem Rechte den Beinamen „Madeira des Nordens“ gegeben hat. Ein Bad in dem klaren, durchsichtigen Wasser ist köstlich und eine Fahrt auf das Meer hinaus in den bequemen schönen Segelbooten wunderbar belebend; interessant und erheiternd ist auch das Fischen; man findet beständig dazu vollständig ausgerüstete Boote und gewinnt dem Meere mit Leichtigkeit eine Menge verschiedenartiger Fische ab, wie sie ein Fremder vielleicht noch nie gesehen hat.

Endlich lenken wir noch die Aufmerksamkeit auf das sogenannte „Gothenburg-System“ für den Ausshau und den Detail-Verlauf von Spirituosen. Es besteht darin, daß dieser Kleinhandel ganz in den Händen der Kommune liegt, die dann den vollen Gewinn zum Besten derselben verwendet. Dieses System hat nicht allein in den meisten schwedischen Städten, sondern schon vielfach auch im Auslande Nachahmung gefunden.

IV.

Von Gothenburg nach Christiania.

In den bequem eingerichteten Wagen der Bergslagens-Eisenbahn begeben wir uns auf die Fahrt. Unser erstes Ziel ist „Trollhättan“. An dem Ufer der Göta-Elf entlang fahrend, zeigt sich uns mehr und mehr der nordische Naturcharakter in seiner Eigenthümlichkeit. Es wechseln hohe und schroffe kahle Felsen mit waldbewachsenen Hügeln und grünen Thälern, lose, große Felsblöcke durcheinander gewühlt, bald auf den Gipfeln der Berge wie in der Schwelge liegend, bald am Fuße derselben, zeugen von der Wirkung der Gletscher, die einst das ganze Land bedeckten. Einen das Thal bei „Belanda“ überbrückenden, prächtigen Viadukt passirend, kommen wir rasch nach „Trollhättan“.

Die wunderbar schöne, große und erhebende Naturpracht hier auch nur annähernd mit Worten zu schildern, dazu ist unsere Feder viel zu schwach und uns auch der Raum zu knapp zugemessen. Nur durch eigene Anschauung ist es möglich, den Zauber, der hier herrscht, in sich aufzunehmen; so, wie schon in unvorstelliger Zeit, als man diesen Wasserfällen mit ihren Umgebungen den Namen „Trollhättan“ — („Zauberkappe“) — beilegte, so wirkt er ja noch heute. Will man diesen Zauber voll und ganz genießen, dann lasse man sich von Führern oder Anderen nicht verleiten, sich sofort auf den Thurm des im Walde recht schön belegenen Welvedere zu begeben, sondern wähle zuerst den großen an dem Kanale entlang führenden Weg bis zu den unteren Schleusen und lasse sich nach Besichtigung derselben den Fußweg, der durch den Wald an den großen natürlichen Fajins vorbei und dicht an den Felsen hinauf führt, geleiten; nur dann wird die Wirkung dieses großen Wunders der Natur eine vollständige sein! Oben angelangt, führt uns eine leichte, über dem wilden Wasser schwebende Brücke auf eine kleine mitten in den Stürzen liegende Felseninsel; Staunen und Schauer werden uns hier ergreifen!

Haben die Wassermassen sich hier, von den Seen herabstürmend, in jahrtausende langem Kampfe mit den Felsen ihren Weg gebahnt, so zeigt sich uns, diesen Schöpfungen der Naturkräfte gegenüber, groß und schön, was des Menschen Geist zu erdenken vermag, was menschlicher Muth im Verein mit Unverzagtheit, Fleiß und Ausdauer zu vollbringen vermögen. Es ist ein stolzes Denkmal, das schwedische Wissenschaft und die Kunst schwedischer Ingenieure sich hier errichtet haben, der „Trollhättan-Kanal mit seinen Schleusen“. 1793 begonnen, wurde er im Jahre 1800 vollendet. Zur Seite dieses ersten, des sogenannten alten Kanals, dessen vier Schleusen in die Grausteinfelsen hineingeprengt sind, wurde 1844 ein neuer, breiterer Kanal mit zehn Schleusen, die mit behauenen Granitblöcken eingefast sind, angelegt. Durch dieses großartige Werk ist den Schiffen ein Weg gebahnt worden quer durch das Land, vom Ost- bis zum Westmeere. Ein eigenthümliches Schauspiel gewähren die von Schleuse zu Schleuse allgemach zu Berge steigenden Schiffe. Auf einer Anhöhe oberhalb der alten Schleusen liegt ein kleiner Pavillon, von dem aus man einen vortrefflichen Ueberblick über diese hat. Tausende haben jährlich Trollhättan besucht, sie, sowie alle die Tausende Touristen, die noch dorthin wallfahrten werden, werden sich Zeit ihres Lebens mit Freuden an das dort Gesehene und Empfundene erinnern. Es bedarf dafür keines rothen Kreuzes in unserem Bädeler oder anderen Reisehandbüchern. Nahe der obersten Schleuse, der letzten, liegt ein gutes Hotel.

Nach einem Ansenhalte von einem Tage fahren wir weiter bis zur Station „Mellerud“, wechseln den Zug und setzen die Reise auf der Dalslands-Bahn fort. Wir empfehlen hierbei einen Extra-Ausflug, der überreichlichen Ersatz für den kleinen Kostenaufwand gewährt. Dieser besteht in einer vierundzwanzig Stunden währenden Dampfschiffahrt auf dem Dalslands-Kanal. Wir passiren waldbewachsene Felsenpartien, schäumende Wasserschnellen, lachende Thäler und liebliche waldbumsäumte Seen. Der interessanteste Punkt ist bei „Hafverudsbrut“, wo die Dampfer mit Hilfe einer kunstvoll konstruirten Einrichtung, wie in einer Schüssel in der Luft schwebend, Hindernisse überwinden. Am östlichen Strande, der Perle unter den Seen Dalslands, des „Lagsees“ liegt das wunderschöne „Valdersnäs“, nördlicher liegen Billingsholm und Billingsfors. Will man diese schöne Tour machen, so fahre man von Mellerud gleich weiter bis zur nächsten Station an der Bergslags-Bahn „Röpmannabro“ und besteige dort den Dampfer, um mit ihm bis „Westra-Ed“ an der Dalslands-Bahn zu fahren, wo man rechtzeitig anlangt, um die Rundreise

mit den für diese gütigen Billets wieder aufzunehmen. Von Westra=Ed, dem schönsten Orte an der Dalslands-Bahn, geht es weiter bis zur letzten schwedischen Station „Mon“, wo das Mittagessen eingenommen wird. Nun geht's über die norwegische Grenze, und bei einem Blick auf den prächtigen „Högen-Sund“ über die großartigen Brückenpartien des „Hysedals“ zur Station „Festebada“. Durch dieses romantische Thal konnte man die Bahn nur dadurch führen, daß man ihr einen Weg durch Felsen brach. Während die Schönheit der Landschaft unseren Blick gefangen hält, eilen wir längs den Felsenwänden der Feste „Fredriktssten“, wo der tapfere Held Karl XII. fiel und wofolbst ihm ein Denkmal errichtet ist, dahin nach „Fredrikshald“ (Zoll-Revision). Von dem herrlich belegenen Fredrikshald läuft die Bahn an dem Iddefjord entlang, schöne Fernblicke gewährend, geht durch mehrere Tunnel und führt über eine, aus mehreren aufeinander ruhenden Abtheilungen bestehende Brücke über den berühmten Wasserfall „Sarpfjors“, dessen zwanzig Meter hoher Fall sich besonders in den Monaten Mai und Juni durch seine Wassermenge auszeichnet. Bald darauf passiert der Zug die Stationen „Sarpborg“, „Fredrikstad“ und „Mos“ und nähert sich dann unserem ersten Ruhepunkte auf der norwegischen Tour. Man wähle von Mos ab seinen Platz auf der linken Seite des Coupés, denn dieser gewährt den prächtigen Anblick des „Bundeffjords“, der Inseln im Christiania=Fjord und dem weit drüben an demselben liegenden lieblichen königlichen Lustschlosse „Osloshall“. Während wir am Strande hinfahren, erblicken wir den Hafen Christianias und die Stadt selbst. Nachdem wir noch kurz zuvor an den Ueberresten der alten nordischen Stadt „Oslo“, von der die ausgegrabenen Mauern ihrer Häuser erzählen, vorübergekommen und über die „Akerelvb“ gefahren sind, hält der Zug auf dem Central-Bahnhofe in Christiania.

V.

Christiania und seine näheren Umgebungen.

Als Hotels erster Klasse bezeichnen wir: „Hotel Viktoria“, „Grand Hotel“, „Hotel Royal“ und „Hotel Scandinavie“.

Die Stadt, die zu Anfang unseres Jahrhunderts nur 10,000 Einwohner hatte, zählt jetzt deren circa 115,000. Eine herrliche Lage, reizende Umgebungen, die zu Ausflügen zur See und zu Lande einladen, sowie die zu Gebote stehenden vielen Sehenswürdigkeiten bieten dem Reisenden während seines Aufenthalts daselbst vielfache Abwechslung. Man erhält hier bereits einen Vorgeschmack von Norwegens so reicher und großartiger Gebirgsnatur. Eine der schönsten Partien in Christiania ist die „Karl Johans=Strasse“, welche nach dem auf einer Anhöhe liegenden königlichen Schlosse führt. Ferner heben wir hervor das im byzantinischen Stile aufgeführte Stortings=gebäude, die Universität, die Freimaurerloge und das National=Museum. In letzterem ist jetzt das 1880 bei Sundeffjord ausgegrabene, über tausend Jahre alte „Wikingerschiff“ aufgestellt. Dann das reizende Lustschloß „Osloshall“, einer der beliebtesten Ausflugsorte. Neben den Genüssen, die uns hier die in ihrem herrlichsten Sommerschmucke prangende Natur bietet, haben wir Gelegenheit, uns mit Norwegens alter Geschichte und seinem Volksleben, die Meißel und Pinsel von hervorragenden Künstlern des Landes, deren Namen auch im Auslande rühmlichst bekannt sind, — wir nennen nur die Maler „Liedemand“ und „Gude“ — dargestellt haben, bekannt zu machen.

Eine Tour nach „Frognesfæteren“, dem Glanzpunkte in der Umgebung der Stadt, möge Niemand vorzunehmen unterlassen. Bereits vom Balkon des daselbst belegenen Gebäudes aus bietet sich uns eine weite, prächtige Aussicht über die Stadt, das Thal und den mit zahlreichen, in frischem Grün prangenden Inseln angefüllten Fjord. Den Berg weiter besteiend, kommen wir zur „Tryvands=Höhe“, 548 Meter über dem Meere, und finden daselbst auf dem 25 Meter hohen Thurme ein Panorama um uns ausgebreitet, von dem wir einen unvergeßlichen Eindruck mitnehmen. Wir übersehen einen großen Theil des südlichen Norwegens; unser Blick schweift im Süden bis zum offenen Meere, im Osten bis nach Schweden; im Norden breiten sich vor ihm wilde, bergige Waldgegenden aus, und im Westen reicht er bis zu den hohen Bergen „Telemarkens“ und dem „Gatting=Thale“. Unter den Bergen erheben sich stolz die Schneegipfel des „Norrjelv“ (1510 Meter hoch) und „Gausa“ (1890 Meter hoch). Ungefähr zehn Kilometer östlich liegt „Sarabraaten“, ein besonders an Sonntagen von den Einwohnern Christianias vielbesuchter Zufluchtsort, um hier in der freien Natur sich der erfrischenden Wald- und Bergluft zu erfreuen. Für diejenigen,

deren Zeit es nicht erlaubt, weitausgedehnte Touren in Norwegen vorzunehmen, doch ein paar Tage daran wenden wollen, um in noch höherem Grade als bisher Bekanntschafft mit einigen der schönsten Gegenden des Landes zu machen, sind folgende Eisenbahnausflüge zu empfehlen; nämlich: Nach Drammen=Kongsberg=Lubrasfoss (resp. mit einem Absteher nach dem St. Olafs-Bade zu Modum auf dem Wege nach Drammen, wozu nur zwei Stunden von Christiania erforderlich sind, die aber während der Fahrt mit entzückenden Aussichten von der Bahn aus über Liebaleu und die Drammen-Elf ausgefüllt werden), Hønefoss und Krogfjelen. Von sämtlichen obengenannten Plätzen können auch Excursionen nach einer Menge durch Naturschönheit sich auszeichnender Stellen, oder in anderer Beziehung interessanter Orte vorgenommen werden. Die erforderliche nähere Auskunft über den zu wählenden Weg erhält man bereitwilligt von den Hotelwirthen.

Die große Extra-Tour nach Nordlande mit seinem **Nord-Kap** ausführlich zu beschreiben und würdig zu schildern, dazu haben wir hier weder Raum genug noch vermag unsere Feder dieser Aufgabe im vollen Umfange gerecht zu werden. Wir können es daher nur versuchen, sie in allgemeinen Umrissen zu zeigen; empfehlen sie aber allen denen, die von den Schrecknissen der Seckrankheit nicht zu sehr geplagt werden, und die sich nicht fürchten, auch einmal in Sturm und Braus das Meer zu befahren. In den nördlichen Gewässern ist die See aber nur selten unruhig. Man macht diese Reise so, daß zuerst die Eisenbahn bis Drontheim benutzt wird und von da ab der Dampfer, der an der norwegischen Küste entlang fährt, verschiedene Hafenplätze anläuft, so auch Hammerfest, und die Tour hin und zurück macht. An Bord des seetüchtigen Dampfschiffes ist man gut aufgehoben, man erfreut sich einer freundlichen, aufmerksamen Begegnung seitens des Kapitäns und der Besatzung und die Beköstigung läßt Nichts zu wünschen übrig. Wir begegnen auf ihm Repräsentanten aller Nationen, und bald bildet sich mit ihnen ein vertraulicher Verkehr heraus. Die Formationen „Nordlands“ treten in eigenthümlichen kolossalen Verhältnissen gegeneinander auf. Zwischen den seit Urzeiten unverändert gebliebenen Bergesrüden birgt es einen unendlichen Naturreichtum. Es hat eine Sonne und eine Sonnenpracht, deren Tag nicht bloß zwölf Stunden währt. Es hat einen Tag von ununterbrochener dreimonatlicher Dauer, dagegen wiederum eine Nacht mit Dunkel und Schrecken neun Monate lang. Es findet sich dort Liebliches und Furchterregendes ohne irgend welchen Uebergang auf halbem Wege von einem Extrem in das andere. Alles ist wie geschaffen für die Phantasie, den Zufall und für Abenteuer! Wie schön und herrlich auch Christiania gelegen ist, und wie hohe Genüsse uns seine Umgebungen bereitet haben mögen, besucht sie ein Bewohner des Nordlandes, ein „Nordmand“, dann wird er sich daselbst vorkommen wie Gulliver in Liliput. Ein Sturm im Christianiafjord, möge er noch so heftig toben, wird ihm gleich einem Präludium erscheinen zu dem wilden Gebrause, das er gewohnt ist, zu hören. Im Nordlande kommt der Sturm urplötzlich herabgefaust von den Fjellen und das Gismeer wälzt viele Faden tiefe Wogen heran, die die Scherren und Landzungen unter ihrem Schaum begraben. Wer ihn einmal gesehen, den „Hästman“ (den Reiter, eine circa 1700 Fuß hohe Klippe) bei einem Unwetter, um die Schultern den flatternden Mantel, gen Eiden reitend; wer außer des Riesen Majestät auch noch des Pferdes Kopf, Ohren, Hals, Trense und die mächtige Brust gesehen hat, dem werden die Sagen von den Spukgestalten, die die neun Monate währende Nacht bevölkern sollen, und von denen uns die an Bord befindlichen Angehörigen dieses Landes gerne erzählen, erklärlich sein; und er wird sich nicht darüber wundern, daß der Glaube an böse Geister, die die Luft erfüllen und das Meer beherrschen, noch vielfach das Gemüth der Bevölkerung erfüllt. Wir lauschen ihnen gerne diesen Berichten, während wir bei unserer Nordlandsfahrt auf spiegelblanker Fluth dahinziehen in Sommerwärme und Farbenpracht, in so klarer, durchsichtiger Luft, daß zehn bis zwölf Meilen entfernte Gegenstände quer über das Meer bis auf Gehörweite zu uns heransweben. Wir erblicken die Felsen bis hoch hinauf zu den äußersten Spitzen bekleidet mit braungrünem Gras, ja den „Lofoben“ bis zur Höhe von 2000 Fuß. Da schlingen sich durch Klüfte und über Abhänge die grünlockigen Zwergebirken, daß sie aussehen, wie weißgekleidete Mädchen, die mit Kränzen in den Haaren im Reihentanze dahinschweben.*) Gibt es eineheimath für eine wunderschöne Idylle, so liegt sie in Nordlands Fjorden während der Sommermonate. Es ist, als küßte die Sonne um soviel inniger die Natur, weil sie weiß, daß die Stunde des Zusammenseins von so kurzer Dauer ist; sie will vergessen, daß die Scheidestunde so bald, ach nur zu bald schlägt. Sie schmückt die Erde wie mit

*) So spricht der „Nordmand“ Jonas Lie.

einem Zauberschlage, überzieht sie mit grünen Matten und überschüttet sie mit tausendfältigem Blumenschmucke. Erdbeeren und Himbeeren umsäumen jeden Bach, jede Fede, jeden Hügel, und das Meer ist roth besäet von Moosbeeren, weithin die Luft mit einem Dufte, so köstlich, wie ihn nur die nordische Sonne zu zeitigen vermag, erfüllend. Auf den Abhängen grauen Pferde und Schafe, und herab von den Fjellen sehen wir den Lappländer seine Rennthier-Heerden treiben. Es ist Sommer in Nordland, Sommerfriede herrscht in jeder Hütte; der Fischer weilt daheim bei den Seinen und bessert die Netze aus vom letzten Winterfischzuge. Ja Nordlands Sommer mit seiner idyllischen Naturfreude und seinem Frieden ist so schön, wie vielleicht kein anderer Sommer in der Welt!

VI.

Fußwanderungen in Norwegen.

Gleichwie in der Schweiz die Gipfel der Alpenriesen das Ziel rüstiger Bergsteiger bilden, so sind auch in den letzten Jahren die schneebedeckten Fjelle Norwegens das Ziel der Fußwanderer in diesem Lande geworden. Eine bedeutende Erleichterung haben diese nun durch den im Jahre 1868 zu Christiania gebildeten Touristen-Verein gefunden. Dieser hat sich zur Aufgabe gemacht, das Touristenleben in Norwegen nach allen Seiten hin zu weiten und zu erleichtern, so hat er Wege nach den sehenswertheften Plätzen angelegt, Wasserfälle u. s. w. zugänglich gemacht, auf den Fjellen Hütten errichtet, in denen die Reisenden eine Herberge finden und dergleichen mehr. Gegen einen Jahresbeitrag von vier Kronen kann Jeder Mitglied des Vereins werden und sich dadurch der Vortheile, die dieser seinen Mitgliedern bietet, theilhaftig machen. Zur Erleichterung des Eintritts in den Verein ist die Anordnung getroffen, daß man sich in den meisten Hotels und auf den Dampfschiffen in denselben einschreiben lassen kann.

VII.

Christiania-Rongsvingar-Kil-Salun.

Auf der Reise per Eisenbahn von Christiania mit der Richtung nach Salun haben wir eine Menge entzückender Ausflüchte. — Haben wir die Grenzstation zwischen Norwegen und Schweden, Charlottenberg, erreicht, so ist die Rundreise in Norwegen beendet. Es bringt uns nun der Zug bald darauf nach Kil, in der schwedischen Provinz „Wermeland“, von der die Dichter singen „Wermeland du sköna, du herliga land, Du trona bland Svea rikes länder!“ . . . Hier kreuzt sich die Bergslagens-Bahn mit der Staatsbahn. Wir haben nun die Wahl entweder mit unseren Rundreisebilletten die Fahrt auf der Staatsbahn direkt bis Stockholm zu machen, oder vermittelst der Bergslagens-Bahn einen Umweg zu wählen, (was jedenfalls vorzuziehen ist), der uns zuerst durch die, sowohl wegen der sich an sie knüpfenden historischen Erinnerungen, wie wegen ihrer vielfachen herrlichen Naturscenerien berühmte Landschaft „Dalecarlien“ führt. — Man kann von Kil auch zuvor einen Ausflug mit einem Dampfer über den romantischen See „Fryken“ machen. — Während wir die Reise mit der Bergslagens-Bahn fortsetzen, zeigen sich uns beim Passiren der „Klarelf“ viele schöne Punkte, worauf es durch eine waldige und wilde Landschaft eine Zeit lang weiter geht, bis zur Station „Stålbälen“, (wo wir die Frövika-Ludvika-Bahn antreffen) und so weiter zur Station „Grängesberg“, neben welcher eines der größten Grubensfelder der Welt belegen ist. — Die an herrlichen Waldpartien bisher so reiche Fahrt geht so weiter bis nach „Ludvika“ (mit gutem Hotel). Hier bieten sich uns lohnende Ausflüge. Der per Dampfer auf dem See „Wesman“, der einen Tag erfordert, und ferner mit der Wesman-Varken-Bahn nach „Smedjebacken“ und von dort per Dampfer durch den an Naturschönheiten reichen „Strömsholm-Kanal“ nach „Strömsholm“ (Königl. Suterel) und über den vielbesungenen „Mälarsee“ nach Stockholm. Diese Tour erfordert einen Tag und eine Nacht. Der direkte Weg von „Ludvika“ führt nach „Borlänge“ und „Domnarfvet“, zwei nahe bei einander belegenen Stationen mit gutem Hotel. — Nahe denselben liegt an der „Dalelf“, die hier mit ihren stattlichen Wasserfällen einen prächtigen Anblick gewährt, das größte Eisengrubenwerk Schwedens „Domnarfvet“. Von hier führt eine berühmte Touristenstraße nach der Perle Dalecarliens,

dem See „Siljan“, der uns Naturbilder von entzückender Schönheit bietet, die belebt von den kräftigen Gestalten des berühmten Volkes der Dalekarlier in seiner National-Tracht, uns an längst vergangene Zeiten erinnern. Man beginnt diese Tour damit, daß man die 3 Kilometer bis zur „Dalelf“ mit der Diligence fährt, dann das Dampfschiff für 1½ stündige Fahrt, bis zur „Gagnef“ benutzt und sich dann entweder wieder per Diligence oder zu Fuß nach dem 2 Kilometer weiter ab gelegenen „Grada Falle“ begibt. — Von hier wird der Ausflug wieder mit einem Dampfer bis „Leksand“ und darauf über den See „Siljan“ bis „Mora“ fortgesetzt. (In Leksand und Mora finden wir gute Hotels und auf den Dampfschiffen beste Verpflegung) — Von Leksand wäre ein Ausflug nach „Nättvit“ zu empfehlen, es bieten sich uns bei diesem die herrlichsten Partien des Nordens. — Entweder in Leksand oder in Mora sollte man einen Sonntag zubringen, man hat dann Gelegenheit nähere Bekanntschaft mit den Dalekarliern in ihrer Eigenart zu machen. Sie kommen da, gekleidet in ihren malerischen National-Sonntagsstaat, aus allen Richtungen hervor aus Wäldern und aus weiten Fernen des Sees in ihren großen sog. Kirchenbooten, die 40 bis 50 Personen fassen, angefahren und versammeln sich am Ufer desselben nahe der Kirche, die sie dann gemeinschaftlich zum Gottesdienste betreten. Es ist ein stimmungsvoll, wunderbar liebliches Bild, an das wir uns oft und gerne erinnern werden.

Wer den Beschwerlichkeiten einer langen Reise zu Lande, auf schlechten Wegen und mit unbequemen Nachtherbergen trogen will, der wird es nicht bereuen einen Besuch in dem hoch oben, umgeben von wilder Felsenatur gelegenen „Särna“, wo hoch über säuselnden Wäldern, brausenden Eisföen und blauen Seen der gewaltige „Städjan“-Fall thront, gemacht zu haben. Bei solchen Fahrten ist es aber gerathen, sich mit einem reichlich gefüllten Proviantforbe zu versehen.

Von „Vorlänge“ geht der Zug nach der Station „Arnäs“, gelegen in der Nähe des herrlichen Sees „Runn“. Eine kurze Strecke von dieser Station finden wir die geschichtlich berühmte Bauernhütte „Arnäs stugan“, in der Gustav Wasa, als er vor 360 Jahren von den Dänen verfolgt wurde, sich eine Zeit lang versteckt hielt. Mit welchem Interesse haben wir in unserer Jugend nicht den Berichten von den Thaten und Heldenthaten dieses großen Königs gelauscht. Das Betreten dieser, vom Staate in ihrem ursprünglichen Zustande unterhaltenen Hütte, das den Reisenden gestattet ist, wird uns darum auch eine um so größere Freude gewähren. Wir können ja zu demselben Fenster hinausblicken, aus dem Gustav sich auf den Heuwagen schwang, um seinen Verfolgern zu entfliehen. Die Hütte hat eine herrliche Lage auf einer in den See hinausragenden Landzunge. Von Arnäs kommen wir nach Falun, der Hauptstadt der Provinz Dalekarlien (gutes Hotel). Bei ihr liegen die weltberühmten Falun-Kupferbergwerke, deren Alter hinaufreicht in die graue Vorzeit, in die Tage der Sagen.

Obwohl das Hinabsteigen in die Gruben etwas beschwerlich, so ist es doch gefahrlos und gewährt reichlichen Ersatz für die gehabte Mühe. Fünf Kilometer entfernt von der Stadt liegt die Station „Korsnäs“ an der Geste-Dala-Eisenbahn. Hier verarbeiten große Sägemühlen, die durch Dampf getrieben werden, einen großen Theil der gewaltigen Wälder Dalekariens zu Planken und Brettern. Die Station selbst, sehr schön gelegen an dem Ausflusse des Svärdsjö-Flusses in den See Runn, ist eine der größten Güter-Eisenbahnstationen in Schweden.

Von Falun setzen wir nun unsere Reise mit den Rundreisebilletten auf der Geste-Dala-Eisenbahn bis „Storvik“ und von hier auf der Staatsbahn bis zur Station „Krylbo“, fort. Da indessen dieser Weg des Interessanten weniger bietet, rathen wir mit einem Extra-Eisenbahnbilletto von Falun die Tour zurück nach Vorlänge, und von dort auf der 66 Kilometer langen Södra-Darlarnas-Eisenbahn, die jetzt vollendet sein dürfte, und durch eine an Naturschönheiten außerordentliche reiche Gegend geht, nach Krylbo zu machen. Diese Bahn fährt durch die reichste Gegend Dalekariens, berührt unter anderen die bedeutenden Grubenselder bei Bispsberg und die Städte „Gedemora“ und „Säter“. 1½ Kilometer von Krylbo und mit diesem durch eine kleine Eisenbahn verbunden liegt „Avesta“ mit großen Hüttenwerken für Stangeneisen, Bessmer-Stahl und vorzügliche Eisenbleche, für die ein ausgezeichnete Wasserfall die Triebkraft liefert.

Von Krylbo benutzen wir nun wieder unsere Rundreisebilletto zur Weiterreise auf der Staats-Bahn nach Sala, bei dem des Reiches größte Silbergrube gelegen ist, und nach „Uppsala“, das in seiner Eigenschaft als kirchliche Residenz- und Universitätsstadt sehr viel Betrachtenswerthes bietet. Unter den Gebäuden nennen wir vor

Allem die Domkirche, Schwedens größte und schönste Kathedrale, in gothischem Stil aufgeführt. Dann den in historischer Beziehung wichtigsten Punkt in, oder vielmehr bei Upsala „Gamla Upsala“ (das alte Upsala). Dort möge man nicht unterlassen auf den Riesengrabhügeln Thors und Freys „brida mjöd ur horn!“ (Meth aus dem Horn zu trinken). Höchst lebenswerth ist ferner die Bibliothek mit ihren reichen Schätzen. — In Upsala wird uns der weltbekannte Studentengesang erfreuen, hier haben wir Gelegenheit die melodischen schwedischen Nationallieder im herrlichen Quartett-Gesange erklingen zu hören. Von Upsala kann man auch die Reise mit dem Dampfschiffe auf dem wunderschönen Mälarsee mit seinen tausenden grünbefleckten Holmen fortsetzen; mit der Eisenbahn haben wir nur noch eine 2½ stündige Fahrt und unser Zug rollt hinein in die Hauptstadt Schwedens, mit der sich nur Neapel und Constantinopel an Schönheit messen können.

VIII.

Stockholm und seine näheren Umgebungen.

Angelangt auf dem Centralbahnhofe, begeben wir uns nach einem der prachtvollen Hotels „Grand Hotel“, „Hotel Rydberg“, „Kung Karl“, „Kung Karl Muncz“; auch Hotel d'Angleterre, Standia, Suède und Germania zc.

Die herrliche Lage Stockholms, besonders im Hochsommer, wo sie so recht zur Geltung kommt, zu schildern, ist schwer, man wird unwillkürlich an den bekannten, für Neapel geltenden Ausspruch: Vides Napoli u. s. w., erinnert.

Auch die lebhafteste Phantasie kann sich kaum eine Vorstellung, die einigermaßen der Wirklichkeit entspricht, von der wundervollen Lage desselben machen. Stockholm steht in dieser Hinsicht weder hinter Neapel noch Constantinopel zurück! Es sind poesievolle Bilder, die es umgeben. — Auf dem höchsten, in der Stadt belegenen Punkte, dem Mossebacke, breitet sich ein prächtiges Panorama vor unseren Blicken aus. Das königliche Schloß, von Tessin erbaut, liegt auf einer dominirenden Anhöhe und zeigt sich fast in jedem Theile der Stadt in seiner Großartigkeit. Der Styl desselben ist rein, einfach und imponirend. Der nordwestlichen Fassade desselben gegenüber liegt der schöne „Gustav Adolph-Markt“, nach dem Helgen von Lützen so genannt! Nach rechts hin blicken wir weit hinaus über die blinkenden Bogen der Ostsee mit ihren zahlreichen Seglern, und an unserer linken Seite breitet sich der friedlich lächelnde, wundervolle Mälarsee mit seinen Inseln, Landzungen, Buchten und Holmen aus, während vor uns auf der großartigen, aus Granitquadern gebauten Brücke, der „Norrbro“ sich ein lebhaftes Hin- und Herwogen von geschäftigen oder promenirenden Menschen zeigt. An der einen Seite dieser Brücke liegt in gleicher Höhe mit den brausenden Fluthen des Norrstromes, der den Mälarsee mit der Ostsee verbindet, ein kleiner, reizender, außerordentlich viel besuchter Lustgarten, der sogenannte „Strömparterr“. Schwedens größter Dichter „Tegnér“, sagt von diesem Ort:

„Hier ist der Mittelpunkt der schwedischen Intelligenz, wo sich ihre ganze, glühende Geschichte abspiegelt in dem Strome und dem Abendroth!“

Nur schwer wendet man sich ab von diesem entzückenden und eigenen Schauspiel, daß uns das Land und die walddurchschnittenen Inseln mit ihren Palästen, Kirchen, Villen und Hütten sich in azurblauen Fluthen spiegelnd zeigt.

Wenige Minuten entfernt vom Schlosse liegt Schwedens Westminster „die Nidbarholms-Kirche“, ihrer edlen Rivalin in London aber darin ungleich, daß sie jetzt nur noch als Mausoleum dient. Es ruhen in ihr die Könige der Nation. Ueber ihrer Ruhestätte schweben die abgenutzten und zerfetzten Fahnen, mit denen ihre Heere in den Kampf zogen und die sie heimführten aus stolzen Siegen und Niederlagen, welche die Weltgeschichte rühmend verzeichnet hat.

In einem Grabgewölbe sehen wir einen Sarkophag aus italienischem Marmor, in ihm wird der Staub des heldengroßen und ritterlichen Königs Gustav Adolph II. aufbewahrt!

Man besuche die königl. Bibliothek, das ethnographische Museum, die nördliche Clementar-Lehranstalt, das National-Museum und vergesse auch nicht sich die Sammlungen anzusehen, die Professor Nordenskjöld von der Entdeckungsfahrt der Nordostpassage heimgeführt hat; man hat ihnen den Namen des Schiffes, also „Vega-Sammlungen“ gegeben.

Parkanlagen innerhalb der Stadt, sowie Vergnügungsorte sind reichlich vorhanden. Da sind „Kungsträdgården mit dem „Café Blanche“, „Djurgården mit

„Berns Salon“ und die bereits genannte „Strömparterren“ und „Mosebade“. Der Stolz der Stockholmer aber ist „Djurgården“ (Thiergarten, aber ohne Vierfüßler). Nach ihm wallfahrtet man zu Wagen und zu Wasser, und zwar mit kleinen Dampfbooten hauptsächlich vom Stromparterre aus. Die Hauptanziehungskraft übt die, wegen ihrer herrlichen Lage, ihrer luftigen Bewirthung und ergatten Bedienung weltberühmte Restauration „Gasselbadet“.

Unter den alten, prächtigen Eichen, die mit anderen Laubbäumen und Nadelhölzern abwechseln, ist es laulich und behaglich; dazu gewährt es reizende Anblicke, wenn man, wo Lichtungen sind, das Meer durchblicken und die Dampfer mit ihren leuchtenden Flaggen flüchtig vorüberziehen sieht. Viele schöne Villen und andere Privatbesitzungen liegen in ihm, zu denen der Zutritt niemals durch Gitter oder Verbote abgeperrt ist.

Abends kehren, leise auf dem spiegelblanken Wasser dahinziehend die Dampfer, überladen mit befriedigten Luftfahrern heim zur Stadt. In ihr hat nun ein munteres Leben begonnen. Die zahlreichen Vergnügungsorte sind überfüllt von frohen lebenslustigen Leuten, die in ihrem heiteren Sinn eine Herzlichkeit an den Tag legen, die uns übertrieben erscheinen würde, wenn sie nicht so natürlich und aufrichtig wäre.

Wenn die Sonne, sich in warmen Farbentönen badend, langsam unter den Horizont sinkt und das Himmelsgewölbe die Landschaft mit seinem halbdurchsichtigen Schleier deckt, dann tragen zu uns aus nah und fern kristallisch reine Töne die Klänge von vielstimmigen Orchestern. Die Luft ist erfüllt von Musik. Ein solcher Abend ist das alleinige Eigenthum des Nordens, und nur derjenige, der ihn mit erlebt hat, kann sich ein Jdee von einer Nacht im Lande der „Mitternachts-sonne“ bilden.

IX.

Die Mitternachts-sonne und die Mittsommernacht auf Avasaksa.

Haben wir es versucht, bei der norwegischen Reisebeschreibung den Glanzpunkt den die nordische Natur besitzt, aufzuweisen: „Nordland“ zu schildern, so wollen wir es auch nicht unterlassen, der erhabenen Himmelserscheinung Erwähnung zu thun, deren Anblick dem, was Schweden uns geboten an Herrlichkeit und Entzückenden noch die Krone verleiht: — der Mitternachts-sonne auf Avasaksa bei der nördlichsten Stadt Schwedens, Haparanda. Strahlt der Glanz der Natur in „Nordlanden“ wie das Leuchten der Brillanten in lichter Fassung, so sind es glühende Rubine, die am Himmel Norrlands (Die nördlichste Provinz Schwedens führt einen ähnlichen Namen wie die Norwegens, nämlich Norrland, während sie in Norwegen „Nordlanden“ benannt ist) glühen. Nordland trägt die Edelsteine, wie im Frühlinge die Vögel ihr Hochzeitskleid, während der ganzen, seligen Zeit der Fliederwochen; Norrland schmückt sich mit ihnen nur in der Brautnacht des Himmels mit der Erde!

Wir würden es kaum wagen, diese Aufgabe zu lösen. Läge uns nicht die Pflicht ob, den unsere Rundreisebilletts benutzenden Touristen den Weg nach Norrland, Haparanda anzugeben. Es pilgern ihn so Viele, um in der Mittsommernacht, wo die Sonne dort wohl die Erde küßt, aber nicht untergeht, sich dieses unvergleichlichen Schauspiel zu erfreuen. — Man benutzt für diese Reise einen der vielen Dampfer, welche an der schwedischen Küste entlang bis nach der, am bottenischen Meerbusen belegenen nördlichsten Stadt Schwedens „Haparanda“ fahren. Die Schiffe sind groß, elegant eingerichtet und die Beköstigung läßt trotz mäßiger Preise nichts zu wünschen übrig. Die Begegnung der Kapitäne und Offiziere ist, wie überall in Schweden, eine freundliche und zuvorkommende.

Gegenüber der Reise nach dem Nord-Kap, bei deren Antritt wir bereit sein mußten die dunklen Wogen des Weltmeeres zu prüfen, geht hier die Fahrt über die blauen Wellen einer freundlichen See. — Berichtete man uns dort Sagen von bösen Geistern, die das Meer bevölkern, so werden wir hier schon durch die Namen von Inseln und Buchten an die Heldenthaten des schwedischen Volkes zur See, die die Geschichte in ihr Buch eingetragen hat, erinnert. — Dort bergen sich die wenigen Städte in Buchten zwischen hohen Felsen, hier zeigen sich uns eine Menge nahe dem Meer an Flüssen mit freundlichen Ufern belegen, in deren Häfen von zahlreichen Mästen die Flaggen vieler seefahrender Nationen wehen, von denen die Produkte des Landes, vornehmlich Bretter, nach allen Welttheilen getragen werden. Führt das nördliche

Schweden auch einen fast gleichen Namen mit dem nördlichen Norwegen, nämlich „Norrland“, so schöpft die Bevölkerung doch die Bedürfnisse für ihren Unterhalt und Erwerb aus ganz verschiedenen Quellen. — Der „Normand“ ringt mit dem Meere um die Herausgabe der Schätze in Sturm und Braus, stets das eigene Leben in die Schanze schlagend, während der „Norrländer“ ungefährdet mit der Art in den Wald geht, die wehrlosen Bäume fällt, es dann dem Strome überläßt, die Stämme nach den Sägemühlen zu führen, und damit dasselbe erreicht hat, wie der Normand: seine und der Seinen Versorgung!

Von Haparanda hat man noch eine 75 Kilometer lange Wegestrecke nach dem Berge „Avasaksa“ zurückzulegen. Man macht sie per „Stjuts“ (Estrapost). Diese Reise muß so frühzeitig angetreten werden, daß man sich bequem zur Abendzeit des 23. Juni auf der Spitze des genannten Berges befindet. Zu ihm wallfahrten an diesem Tage Touristen aller Nationen, um dem erhebenden Schauspiel einer auch in der Mitternachtsstunde nicht untergehenden Sonne beizuwohnen. — Es beginnt, wenn in der zwölften Stunde die Johannisnacht ihren Zauberstab erhebt und dadurch auf der Erde und in der Luft die schlummernden Gester weckt. Da erscheinen und schweben heran, wie bekannt, vor begnadigten Augen, in Silberflor gehüllt, die Elfen; aus allen Ecken und Winkeln schlüpfen hervor Nixen und kleine Bergmännchen und der Hollunder schüttelt seine weißen, duftenden Locken, bestrickenden Zauber verbreitend. Die Blumen flüstern mit einander, sie umarmen und küssen sich! — Ja, auch in Schweden ist es „Mittsommernacht.“ Leise schwebt zu ihren Lieblingen, den Blumen, herab die Himmelskönigin, sie einmal zu küssen und wenn auch nur für wenige Augenblicke ans Herz zu drücken! Fast senkrecht, den kürzesten Weg wählend, senkt sie sich zu ihnen, schmückt aber, während sie sich mehr und mehr ihrem Ziele nähert, den ganzen, weiten Festsaal der Natur mit goldenem Lichte. Allüberall baden sich in ihm die Niederungen. Die sich um den Fuß des Berges gleich einem silbernen Bande windende „Tonqoto-Elf“ läßt sie in wechselvollem Farbenspiel schimmern, und in der „Torno-Elf“ spiegelt sich ihr Antlitz. Im Westen beleuchtet sie den niedlichen schwedischen Ort „Tornea“ und dessen Kirche mit ihrem milden Lichte. Im Osten zeigen sich ebenso beleuchtet eine Menge finnischer Bauernhöfe, im Süden erblickt man die Thürme von sieben Kirchen, und der Grenzfluß zieht sich glitzernd dahin! Nur im Norden, weit drüben hinter dem nördlichen Polarkreise, erheben sich finstere, drohende Fjellriesen und versinken mit ihren gen Süden geworfenen Schatten das Sonnenlicht zu bekämpfen; doch vergeblich!

Nun aber naht der bedeutungsvolle Augenblick. Es wird stiller und stiller um uns, ein Zittern geht durch die ganze Natur, ja selbst die Sonnenscheibe scheint zu erbeben. — Die Stunde des Kampfes um die Oberherrschaft zwischen Sonne und Nacht ist gekommen! — Umgebung, Gegenwart und Zukunft sind uns entrückt, unser ganzes Sein, Fühlen und Empfinden ist in dem einen, das ganze Herz füllenden Gefühle aufgegangen, das uns zur Demuth beugt und wohl dem Auge eine stille Thräne entlockt! Der letzte Ton, der das Ende der Mitternachtsstunde verkündete, ist verklungen und doch steht die Sonne da, gerade vor uns im Norden, unbeseigt, nicht in Nacht versunken! Nur leise hat sie mit ihren Lippen ihr Kind, die Erde, berührt, dabei kaum merktlich am Rande des Himmelszeltes dahinschwebend, da schon wieder hebt sie sich, steigt auf zur Höhe in Glanz und Herrlichkeit und:

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes
Und die Feste verkündet seiner Hände Werk! —“

Nur eine Naturerscheinung giebt es, die dieser zwar ganz entgegengesetzt, aber ähnlich in überwältigender Wirkung ist, nämlich die der totalen Sonnenfinsternis! Wer sie erlebt hat, dem schwebt das Bild der Corona, das Zeichen, daß das Licht der Sonne nicht für immer erlöschen, im Herzen sein Leben lang. Wenn uns dort tiefe Wehmuth befallt, als der letzte Strahl der Sonne erlosch und die Sterne am Himmel erschienen und dann ein namenloses Entzücken uns erfüllte und ein Jubelruf von Jung und Alt erschallte, als das wiedererscheinende Sonnenlicht gleichwie ein hell aufleuchtender glänzender Stern neuen Tag und neues Leben über die Erde ausgoß, eben so hoch beglückt fühlen wir uns, wenn die neue in der Mitternacht sich erhebende Sonne neue Wärme, neues Werden und Gedeihen über Gottes schöne Erde schüttet!

X.

Von Stockholm nach Motala auf dem Kanalwege.

Unser Rundreisebillet erlaubt uns nun entweder die Reise direkt mit der Staatsbahn nach Malmö fortzusetzen oder ein Dampfschiff für die Fahrt nach Motala zu benutzen und dort erst die Bahn wieder zur Weiterfahrt nach Malmö in Anspruch zu nehmen. Einem Jeden, der einen Tag zur Disposition übrig hat, raten wir den Kanalweg zu wählen. Doch ehe man sich für Letztere entschließt, muß man sich erkundigen, wie die Züge von Motala nach Mjölby und umgekehrt an einander anschließen. Jetzt erst erhält man Gelegenheit, vollständig die Schönheiten des oft erwähnten, herrlichen Mälarsees kennen zu lernen, der in den klaren Sommernächten ganz besonders fesselnd ist. In demselben liegen an 1200 Inseln und an dessen Ufern, an Buchten und auf Holmen Hunderte von malerisch beleagerten Schlössern, Herrensitzen und Villen. Den Mälarsee verlassennd gleitet der Dampfer hinein in den schönen Kanal bei „Södertelje“, der den Mälarsee mit der Ostsee verbindet. Wenn wir den Kanal passiert haben, erblicken wir das stattliche Schloß „Hörningsholm“ und kommen in die Meeresbucht „Slätbaken“ an deren südlichem Strande eine Menge Herrensitze, und auf einer kleinen Insel in derselben die Ruinen des im Mittelalter sehr stark befestigten Schlosses „Stegaborg“ liegen und fahren darauf weiter, über die See, bis zu den Schleusen bei „Mem“, durch welche der Göta-Kanal in die Ostsee ausmündet. Nachdem unsere interessante Fahrt durch die Schleusen, an welchen auch die Stadt „Söderköping“ mit einer berühmten Wasserheilanstalt liegt, beendet, kommen wir in den „Göta-Kanal“, fahren über den „Kogen“ und erreichen die Station „Norsholm“, die gleichzeitig Station der Ostbahn ist, welche hier mittelst einer eisernen Brücke über den Motala-Strom geführt worden. Nachdem wir den Kogen passiert, kommen wir zur „Berg-Station.“ Da das Dampfschiff hier nicht weniger als fünfzehn Schleusen passieren muß und dazu mehrere Stunden gebraucht, ist uns Zeit genug geboten, um der „Breta-Kirche“ einen Besuch zu machen, die vor der Reformation ein berühmter Wallfahrtsort war und zu dem daselbst belegenen Benediktiner-späterhin Bernhardiner-Kloster gehörte. Wir nahen uns darauf dem „Borensee“, dessen liebliche Ufer reizende Landschaftsbilder zeigen und an dessen südlichem Strande der Herrensitz „Ulfsa“, einst Wohnsitz der heiligen Brigitta, liegt, bekannt durch den an ihn sich knüpfenden Namen „Sigrid die Schöne“ die uns in dem, auch in Deutschland aufgeführtem Schauspiel „Die Hochzeit zu Ulfsa“ vorgeführt wird. Während der weiter fortgesetzten Fahrt kommen wir wieder an eine Gruppe von fünf Schleusen, bei dem herrlichen „Borenskhult.“ Die Aussicht ist hier von der obersten Schleuse aus besonders schön, die ganze Strecke zwischen dem See Boren und dem Wettersee (4 Kilometer) ist ein einziger, zusammenhängender, großer Park. Von Borenskhult pflegen die Touristen die Strecke nach dem Orte Motala und den nahe bei diesem belegenen Motala-Werkstätten zu machen. Sie sind eine der größten Anlagen, die Schweden aufzuweisen hat, ihr Ruf ist weit verbreitet wegen der Produkte ihrer mechanischen Werkstätten, zu denen besonders eiserne Dampfschiffe gehören, und in neuerer Zeit haben sie noch einen besonderen Weltruf wegen ihres daselbst produzierten Bessmer Stahles erhalten.

XI.

Von Motala nach Malmö mit der Eisenbahn.

Mit Bedauern verlassen wir unseren lieben Dampfer, an dessen Bord neben den geistigen Genüssen auch unseren materiellen Bedürfnissen in jeder Weise befriedigend, ja ausgezeichnet Rechnung getragen worden ist, trotzdem unsere Reise-Kasse äußerst mäßig in Anspruch genommen wurde. Ist Dampfergelegenheit vorhanden, so kann man die Reise über den Wettersee nach dem wunderschön belegenen Söderköping, und von dort nach Mjölby per Bahn machen. In Mjölby treten die Rundreisebillets wieder in Kraft. Wir setzen nun die Reise nach Malmö fort. Auf dieser Tour treffen wir in „Mjölby“, dem Vereinigungspunkte der östlichen und südlichen Stammbahn, wieder eine der in Schweden so vorzüglich geordneten Eisenbahn-Restaurantionen, wo dem Reisenden die verschiedenen Mahlzeiten des Tages ebenso vortrefflich wie reichlich angerichtet serviert und für ein Billiges geboten werden. Von Mjölby geht es vorbei an Station auf Station. Wir passieren auch „Lund“, Schwedens zweite Universitätsstadt mit seiner herrlichen Domkirche, unter welcher eine berühmte Krypta sich befindet,

und kommen bald darauf nach Malmö, der Hauptstadt des fruchtbarsten und südlichsten Theiles von Schweden. Die Stadt, belegen am Öresund, gewährt ein Bild regen Lebens und Treibens. Unter den vielen guten Hotels heben wir besonders hervor, „Stramers Hotel“, „Hotel Suède“ und Hotel „Gustav Adolph.“

Malmö ist unter Anderem bekannt wegen der Fabrikation vorzüglicher Handschuhe; diese „Gants suédois“ sind sehr beliebt in der Damenwelt und werden von den Touristen, da sie gleichzeitig auch billig sind, viel zu willkommenen Geschenken und auch als ein leichtes Erinnerungszeichen an die Rundreise in Schweden gekauft.

XII.

Copenhagen.

Zu der Ueberfahrt nach Copenhagen durch unser Rundreisebillet berechtigt, besteigen wir einen der großen, schnellfahrenden und äußerst elegant eingerichteten „Öresund“-Dampfer. Nun genießen wir wieder einmal die klare, frische Seeluft und erfreuen uns an dem Anblick, den uns Tausende von Segelbooten, Schiffen und Dampfern, die sich in allen Richtungen kreuzen, bieten. Nach einer kurzen Fahrt dem lachenden Strande Dänemarks und steigt mit ihren stattlichen Thürmen die dänische Residenz aus dem Meere auf, so haben wir ein großartiges, festes Bild vor uns. „Copenhagen“, das Athen des Nordens genannt, zählt 225000 Einwohner. Es ist mit Hotels und Restaurants natürlich großstädtisch und mit zeitgemäßem Comfort versehen. Wir nennen „Hotel d'Angleterre“, „Grand Hotel“, „Hotel Royal“, „Rhönitz“ und „Kongen af Danmark.“ Das Leben in dem heiteren, fröhlichen Copenhagen läßt sich mit dem in der Kaiserstadt „an der schönen, blauen Donau“ vergleichen und zeigt sich so recht bei Spaziergängen in der Døstergade, dem Kulminationspunkt rasch pulsirenden Lebens. Durch ein Netz von Pferde-Eisenbahnen ist für eine leichte Kommunikation nach verschiedenen Richtungen hin gesorgt. Unter den Vergnügungsorten nimmt das weltbekannte „Tivoli“ den ersten Platz ein.

Die bedeutendsten Schlösser sind „Amalienborg“, „Christiansborg“ mit seiner reichen Bildergalerie und „Rosenborg“ mit seinem schmucken „have“ (Park) und seinen interessanten historischen Schätzen und Sammlungen. Unter den übrigen reichen, unübertroffenen Sammlungen, die Copenhagen besitzt, steht obenan „Thorwaldsens Museum“ mit allen Arbeiten des großen Meisters, die Frauenkirche, ferner nennen wir das „alt-nordische Museum“, das reiche „ethnographische Museum“ sowie den „runden Thurm“. Ausflüge bietet uns Copenhagen eine Menge, wie solche nur wenig Hauptstädte aufzuweisen haben. Niemand darf es unterlassen, „Fredriksberg“ mit seinem Parke voller mächtiger Linden, seinem Schlosse und zoologischen Garten, ferner „Dyrehaven“ seinen großen Buchen- und Eichenwald, in dem ein schöner Punkt, das auf einer Anhöhe belegene Jagdschloß „Grenåsgaard“ ist, zu besuchen. Zu vergessen sind auch nicht Klampenborg, ein viel, besonders auch von deutschen Gästen, besuchter Badeort, und Skovsboerg. Von diesen Punkten hat man die entzückendste Aussicht über den Öresund bis hinüber nach Schweden.

Haben wir dann all' das Schöne, das um Copenhagen mit dem oben Angeführten noch unendlich mehr bietet, voll und ganz genossen, so kommt die schwere Stunde des Abschiedes, des Scheidens vom Norden. Unser Weg führt dem Ausgangspunkte unserer Rundreise wieder entgegen.

Wir können Morgens und Abends mit der Bahn nach Korsør abfahren, von wo uns direkte Dampfschiffe sofort nach Kiel weiterbringen und der Hamburger Zug sich anschließt.

Obwohl wir es versucht haben, mit dieser kleinen Brochüre die Aufmerksamkeit des reisenden Publikums auf die nordischen Lande hinzulenken, so konnten wir in ihr doch nur auf das Sehenswertheste hinweisen und in allgemeinen Zügen den Charakter dieser Länder schildern; wir erlauben uns daher anzurathen, daß man sich für die Rundreise mit einem ausführlichen Führer, wie es Ingver Nielsens „Dänemark, Schweden und Norwegen“ und Bäder ist, ausrüste.

Das Versand-Geschäft

von

Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj.



des Königs von Sachsen

ersendet nachstehende Waarengattungen direct nur an Consumenten, selbst im kleinsten Quantum an in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder um anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-courant** von dem Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig**, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen **gratis und franco** an Jedermann gesandt wird.



Specialitäten

des



Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

My's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemden für Herren, Damen und Kinder. Strüßchen. Hemden in Battist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Waarzeldene Cravatten für Herren und Knaben. Diese Battist- und Atlas-Cravatten für Herren. Gute Satin-Cravatten. Waarzeldene Blindeshlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss und Feder. Egen- und Vorhemdenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Leinwand und Prima geklärte Creas-Leinwand im Stück und per Meter.

Leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder.

Leinene Oberhemden-Einsätze. Herren- und Knaben-Oberhemden. Athemden für Herren.

Frauenhemden.

Leinene Kragen- und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaren für Frauen, Herren und Kinder.

Wollene Strumpfwaren, Gamaschen, Hosen und Jacken.

Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfüms, Toilette-Seifen, Pomaden, Haaröle und Zahnpasta.

Stearinkerzen.

Japanischer und Chinesischer Thee. Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt. Kaffee-Ersatz.

Biscuits und Waffeln.

Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert

und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Tiefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft **MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig** garantirt und verschiekt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das Versand-Geschäft **MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig**, Detailgeschäft, 9 Neumarkt LEIPZIG.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München.

„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränkeweisshalb ich es bestens empfehlen kann.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versand kommenden Mineral-Wässern vorthellhaft aus. 24. Dezember 1878.“

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin.

„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen gute Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.“

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossene als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvernischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg

„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswert. 23. März 1879.“

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus

„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.